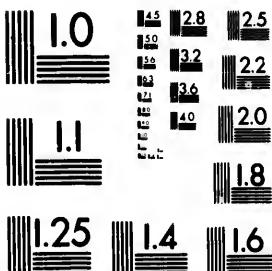
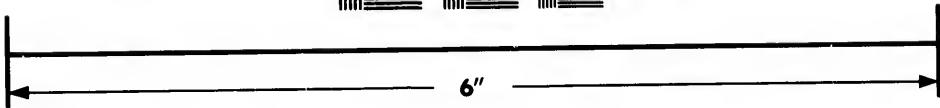


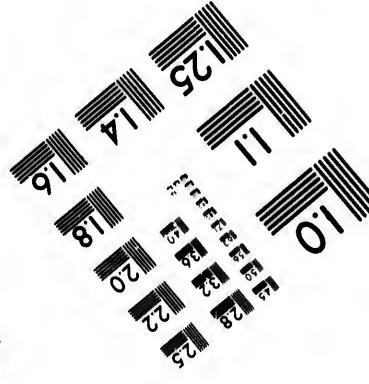
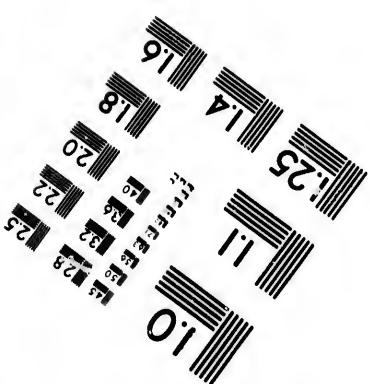
IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



6"



Can



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

CIHM/ICMH
Microfiche
Series.

CIHM/ICMH
Collection de
microfiches.



Canadian Institute for Historical Microreproductions / Institut canadien de microreproductions historiques

© 1982

Technical and Bibliographic Notes/Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

- Coloured covers/
Couverture de couleur
- Covers damaged/
Couverture endommagée
- Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée
- Cover title missing/
Le titre de couverture manque
- Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur
- Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur
- Bound with other material/
Relié avec d'autres documents
- Tight binding may cause shadows or distortion
along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la
distortion le long de la marge intérieure
- Blank leaves added during restoration may
appear within the text. Whenever possible, these
have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées
lors d'une restauration apparaissent dans le texte,
mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont
pas été filmées.
- Additional comments:/
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	14X	18X	22X	26X	30X
<input type="checkbox"/>					
12X	16X	20X	✓	24X	28X
32X					

The copy filmed here has been reproduced thanks to the generosity of:

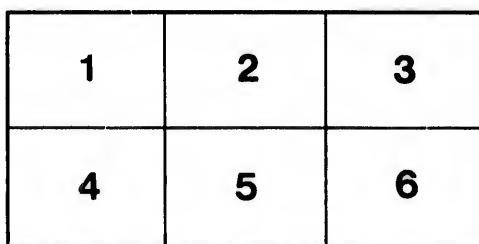
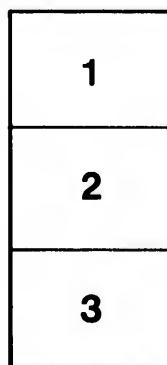
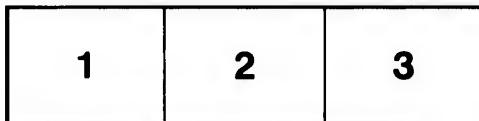
National Library of Canada

The images appearing here are the best quality possible considering the condition and legibility of the original copy and in keeping with the filming contract specifications.

Original copies in printed paper covers are filmed beginning with the front cover and ending on the last page with a printed or illustrated impression, or the back cover when appropriate. All other original copies are filmed beginning on the first page with a printed or illustrated impression, and ending on the last page with a printed or illustrated impression.

The last recorded frame on each microfiche shall contain the symbol → (meaning "CONTINUED"), or the symbol ▽ (meaning "END"), whichever applies.

Maps, plates, charts, etc., may be filmed at different reduction ratios. Those too large to be entirely included in one exposure are filmed beginning in the upper left hand corner, left to right and top to bottom, as many frames as required. The following diagrams illustrate the method:



L'exemplaire filmé fut reproduit grâce à la générosité de:

Bibliothèque nationale du Canada

Les images suivantes ont été reproduites avec le plus grand soin, compte tenu de la condition et de la netteté de l'exemplaire filmé, et en conformité avec les conditions du contrat de filmage.

Les exemplaires originaux dont la couverture en papier est imprimée sont filmés en commençant par le premier plat et en terminant soit par la dernière page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration, soit par le second plat, selon le cas. Tous les autres exemplaires originaux sont filmés en commençant par la première page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration et en terminant par la dernière page qui comporte une telle empreinte.

Un des symboles suivants apparaîtra sur la dernière image de chaque microfiche, selon le cas: le symbole → signifie "A SUIVRE", le symbole ▽ signifie "FIN".

Les cartes, planches, tableaux, etc., peuvent être filmés à des taux de réduction différents. Lorsque le document est trop grand pour être reproduit en un seul cliché, il est filmé à partir de l'angle supérieur gauche, de gauche à droite, et de haut en bas, en prenant le nombre d'images nécessaire. Les diagrammes suivants illustrent la méthode.

Reisen
und
Länderbeschreibungen
der
älteren und neuesten Zeit,
eine Sammlung

interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik.

herausgegeben

von

Dr. Hermann Hauff,
Redakteur des Morgenblattes,

mit

Dr. O. E. Peschel,
Redakteur des Alstantos.

Dreiundvierzigste Lieferung.

Stuttgart und Augsburg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1856.

Reisen

en

in

C a n a d a

und durch die Staaten von

raphie

New-York und Pennsylvania

von

J. G. Kohl.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1856.

151461

Bücherei der J. O. Bettel'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

	Seite
I. Längs des Hudson	1
II. Die Position Westpoint	17
III. Der obere Hudson	22
IV. Zu Albany	27
V. Durch Vermont	31
VI. Burlington	51
VII. See Champlain	63
VIII. Montreal	74
IX. Der „Königliche Berg“	83
X. Katholische Institute	91
XI. Der St. Lorenzo	108
XII. Quebec	121
XIII. Cap Diamant	128
XIV. Das Dorf Beauport und die Wasserfälle von Montmorency	140
XV. Die Indianer von St. Lorette	151
XVI. Das Quebecer Seminar	162
XVII. Miscellen	172
XVIII. Auf der Rückfahrt von Quebec nach Montreal	177
XIX. Der Ottawa	186
XX. Ein Portage	201
XXI. Bytown	214
XXII. Die Einkommen	224
XXIII. Besuch bei Indianern im Wald	231
XXIV. Der Kasernenhügel	238
XXV. Rauchfrost	243
XXVI. Der Cataract	257
XXVII. Die Geschichte eines ältesten Land	265

	Seite
XXVIII. Emigranten	272
XXIX. Die Tausend Inseln	283
XXX. See Ontario	294
XXXI. Toronto	305
XXXII. Bibliothekensiftung	310
XXXIII. Seen und Wälder	328
XXXIV. See Simcoe. Westufer	343
XXXV. Der See Antschitzing	350
XXXVI. See Simcoe. Ostufer	366
XXXVII. Ein Neger-Flüchtling	374
XXXVIII. Der untere Niagarafluß	387
XXXIX. Die Niagara-Fälle	400
XL. Der obere Niagarafluß	443
XLI. In Buffalo	448
XLII. Von Buffalo nach Scranton	463
XLIII. Das Lackawannahal	467
XLIV. Das Wyomingthal	481
XLV. In pennsylvanischen Waldungen	494
XLVI. Manch-Chunk	503
XLVII. In den deutschen Grafschaften	528
XLVIII. Bethlehem	547
XLIX. Der „blaue Rücken“	558
L. Durch New-Jersey	571

Seite
272
283
294
305
310
328
343
350
366
374
387

400
443
448
463
467
481
494
503
528
547
558
571

I. Längs des Hudson.

Wunderbar plötzlich sind hier die Abwechslungen und insbesondere die Abklärungen der Atmosphäre. Es geht dabei so zu, wie mit Quecksilber, das unter Staub und Schlacken begraben war. Man glaubt, das ganze ist unergründlich schmutzig; nimmst du aber einen Finger und streichst die Haut oben weg, so scheint dir das blonde Metall hellschimmernd entgegen. Vor ein paar Stunden fürchtete ich noch, Newyork und sein Himmel würden in Schmutz, Nebel und Sturm verschwimmen, und siehe da, jetzt, wo ich im Begriff bin abzureisen, steht schon Alles wieder klar und deutlich da, die Häuser auf festem Grunde, Land und Wasser streng geschieden, der Himmel, wie ein Kind, das sich die Augen trocknete, über und über in freundlichem Lächeln, und tausend Meilen tief blau und hell, als hätte ihn nie ein Wölkchen getrübt, das schöne Flussesufer so scharf gezeichnet, und sein Werner Kanal weit hinaus erkennbar.

Ich wäre so gern, wie einst der alte Entdecker des Flusses, der weltberühmte Capitän Hudson, auf diesem Kanal selber aufwärts gefahren. Der Dampfer Alida, so hatte man mir gesagt, würde mir diesen Dienst leisten. Als ich aber zu der Ankerstelle dieses Alida hinabkam, fand ich, daß sie einen sehr leblosen Anblick darbot. Sie verriet nicht die geringste Spur von Reiselust und Reisetoilette, und man sagte mir: „Yesterday she has ceased

to run." Es war schon Anfangs Oktober und um diese Jahreszeit sind die Leute, welche den Hudson seiner selbst wegen besuchen, schon selten. Nur Geschäftslente strömen in Menge zu ihm herbei, und für diese ist die Nacht die gelegenste Zeit zum Reisen. Am Tage wissen sie was Besseres zu thun, während sie sich Abends gern an Bord eines Dampfers zu Bett legen, um auch Mond- und Sternenschein zu etwas zu nutzen. Schlafend und träumend gemütlich, auf der Königin Matz Befehl, von Dollars und Cents fahren sie über. Nicht hundert Meilen weit von einem Markte zum andern. Die Nachboote sind daher auch jetzt noch gefüllt, aber Tageboote, wie gesagt, gab es nicht mehr, und ich mußte mich daher schnell zur Eisenbahn entschließen.

Um Ende bühte ich nicht gar viel ein, weil die Bahn fast immer haarscharf an dem Rande des Flusses dahingeht, und man so seinen Lauf und sein schönes Thal nie aus den Augen verliert. Als wir zwischen den letzten Häusern der Newyorker Vorstadt, die sich hier noch längs des Ufers hinaufzieht, vorüberauschten, sah ich ein paar Vorstadibuben auf dem Gipfel eines halb weggebrochenen Felsen stehen und Steine nach uns werfen. Sie nahmen rasch einen Stein nach dem andern auf und ließen sie durch die Lust fäusen, um zu probiren, ob sie den blitzschnellen Wagenzug erreichen könnten. Zwar trafen sie niemand, aber die Buben hätten doch eine tüchtige Strafe verdient. Es kribbelte mehreren von uns in den Fingern, allein wer sollte hinaus und die Strafe appliciren?

Das Publikum im Wagen gefiel mir sehr wohl, obgleich alles, was bei uns in drei oder vier verschiedentlich abgestufte Klassen getheilt ist, hier in einer Wagentasse vereinigt war. Ich konnte keine oder nur sehr wenige Personen herausfinden, deren Neueres irgendwie hätte Anstoß geben können. Statt der Polizeibeamten und Paßoffiziere, welche der österreichischen Eisenbahnen Plage

ünd, ließen hier kleine Buben, Äpfel, Bürschen und Zuckerwerk darreichend, von Wagen zu Wagen hinüber. Diese willkommenen Erfrischungen sind auf Eisenbahnen viel angenehmer und passender, als die bei uns so überflüssig ausgetheilten Bier- und Weinbumpen, mit denen man seinen Nachbar überschüttet und ärgert, und die Kaffee-, Thee- und Bouillontassen, an denen ein eiliger Eisenbahnpassagier sich den Mund verbrennt, und die Käse-, Fleisch- und Butterbrode, mit denen man sich selber die Finger und den Bart beschmiert. So einen Äpfel verzehrt man unterwegs nicht nur mit Appetit, sondern auch ganz appetitlich, und die Bonbons halten den Mund eine Zeit lang feucht.

Besonders interessant war mir die prompte Weise, wie das Eisenbahnpublikum hier mit literarischer oder geistiger Nahrung versorgt wird. Die kleinen Zeitungsbuben (Newsboys) begnügen sich nicht damit, jedem Passagier beim Einsteigen in den Wagen ihre mannigfaltigen Blätter anzubieten. Sie schiffen sich auch selbst mit ein und machen die Reise mit. Beim Einsteigen denkt der eilige Passagier nur daran, rasch seinen Platz zu gewinnen, und hat oft nicht Zeit, eine Zeitung zu kaufen und zu bezahlen. Wenn alle gehörig placirt sind, ist die Gelegenheit besser. Auch stellt sich unterwegs unerwartet Langeweile und ein Appetit nach geistiger Beschäftigung ein, den man in der Aufregung der Abreise nicht empfand. Die kleinen Newsboys haben daher ihre kleinen in guter Ordnung gehaltenen Vorräthe politischer, commercieller, ernster und humoristischer Literatur in irgend einem Winkel vorrätig und unternehmen von Zeit zu Zeit ihre Excursionen durch die fliegende Wageneihe, indem sie, wo sie nur Einen gähnen sehen, ihre lockende Ware zur Schau halten. Da ihre Waaren meistens billig sind, und da auch das Lesen hier unterwegs so gewöhnlich ist als das abwechselnde Conversiren und Schlafen bei uns, so machen sie gewöhnlich sehr gute Geschäfte.

Nicht selten bringen sie auch eine Auswahl von neuen frisch erschienenen Büchern auf den Markt, und leisten dem Buchhandel und der raschen Verbreitung literarischer Produkte keine zu verachtenden Dienste. Die amerikanischen Bücher sind alle von Haus aus für den schnellen und bequemen Gebrauch auf Eisenbahnen und in andern unbequemen oder hülfslosen Situationen, in denen ein Leser sich befinden kann, berechnet. Sie werden in den Handlungen der Bücherverleger, die zugleich Buchbinder sind, gleich mit dem nöthigen Lebens- und Reisegewande versehen. Sie werden für und fertig gebunden, geschmückt und auch aufgeschnitten dem Leser in die Hand gegeben. Welcher „Go-a-head-Amerikaner“ hätte wohl Zeit zu der mühseligen Operation des Buchaufschneidens! Ein solches bloß beschrittes und unbeschnittenes Buch wie in England könnte hier in Amerika gar nicht aus der Stelle kommen, und nun gar deutsche Bücher, die man wie rohen Blättertabak in losen Bogen faust, und auf deren Formirung beim Buchbinder man vierzehn Tage lang warten muß. Hier in Amerika will man die Bücher gleich wie eine Zigarre in den Mund stecken, weg dampfen, und dabei auch ganz billig haben, um sie, wenn sie nicht schmecken, ohne große Reue bei Seite werfen zu können.

Einmal sah ein kleiner Bube mit fliegendem Haar und eilenden Füßen — eben so ein kleiner literarischer Ganimed — in die Nordküste unseres Wagens. Er hatte eine Menge bedruckter Quartblätter über dem Arm hängen und warf schnell eines davon zur Rechten und Linken jedem Passagier in den Schoß. Ich las das Blatt und sah, daß es eine Reihe von kritischen Bemerkungen oder Lobsprüchen, vielen Zeitungen und Journals entnommen, über eines berühmten Autors Reisen in Afrika enthielt. Kaum hatte ich die verschiedenen Variationen auf den Gedanken, daß man in der ganzen Welt nichts Interessanteres kaufen könne, als dieses Herrn afrikanische Reisen, zu Ende gelesen, so sah ich denselben kleinen Ganimed

durch die Südthüre des Wagens etwas langsamer und schwerfälliger als früher zurückzkehren. Er schlepppte einen Haufen goldglänzender Bücher mit sich und präsentierte sie, wie zuvor seine Kritik, zur Rechten und zur Linken. Was ist das? „Dasselbe afrikanische Buch, mein Herr, dessen Lob Sie so eben gelesen; kostet nur einen halben Dollar das Exemplar!“

Wir Deutsche heißen vorzugsweise ein leinbegieriges Volk; aber wir hängen uns, so scheint es, den literarischen Brodtorb etwas hoch. Unsere Bücher sind theuer, mitunter selbst für Geld nicht zu haben, nicht gebunden, nicht aufgeschnitten, und ziehen sich weit von der Heerstraße und den Eisenbahnen, auf denen wir wandeln, zurück in die Windelstraßen von Leipzig und Frankfurt. Hier zu Lande laufen sie dir freiwillig in den Weg und hängen dir an den fruchtereichen Zweigen des Literaturbaumes überall in den Schoss hinab. Man begreift es leicht, daß ein Buchhandel, dem tausende solcher erfunderischer Handlanger, wie mein obiger einer war, zu Gebote stehen, seine Produkte zu so billigen Preisen und in solchen bei uns fast unglaublichen Quantitäten absetzen kann.

Ein junger Mann, der eben, wie er mir nachher erzählte, als Dampfschiffstimmer aus Kalifornien zurückgekehrt war — er hatte in San Francisco keine guten Geschäfte gemacht, und um seine Rückkehr möglich zu machen, hatte er sich schnell auf dem Dampfschiff gedungen, obwohl diese Linie, wie er sich ausdrückte, nicht in seinem ursprünglichen Lebensplan angedacht gewesen war — dieser junge Mann saß mir bei meinem Ausblick auf den Hudson sehr im Wege. Auf meine Vorstellung, daß ich diesen Fluß zum erstenmal in meinem Leben hinaufzahre, trat er mir sogleich seinen Fensterplatz ab, und ich genoß nun die schönen Aussichten aufs bequemste.

Zuerst hatten wir die merkwürdigen sogenannten Pallisaden (the Pallisades) uns gegenüber. Es sind dieß hohe und schroffe Felsbänke, die sich zwanzig Meilen lang längs des Westufers

hinzichen. Sie sind voll von Steinbrüchen und ein Herr hat mir erzählt, daß diese Vallisaden-Steinbrüche unter andern auch das Material zur Rekonstruktion der mericanischen Festung San Juan de Ulloa nach dem französischen Bombardement lieferten, und daß nachher die Amerikaner in ihrem mericanischen Kriege genötigt waren, ihren eigenen vaterländischen Granit zusammenzuschießen.

Die Vallisaden bringen eine kleine Verengerung des Flusses zuwege. Wo sie anshören ihn zu genieren, breitet er sich sogleich zu einer Art See oder Bay aus, „die Tappan-Bay“ genannt. Doch hat er in der Verbreiterung wie in der Enge überall eine große Tiefe. Er gleicht in dieser Beziehung, wie auch in Rücksicht auf seine fast unbemerkbare Strömung mehr einem Seearme, als einem Flusse. Auch das Wasser selbst ist noch weit hinauf salzig oder doch brakisch. Sogar verschiedene Seemuscheln (Barnades) leben noch in diesem sogenannten Flusse bis 70 Meilen von Newyork hinauf, und bedecken selbst noch bei Westpoint im Innern des Landes alles Wasserholz und die Schiffsböden wie in einem Seehafen. Auch die Fluthverhältnisse des Flusses sind ganz eigenthümlich. Weil er so äußerst geringen oder fast gar keinen Fall hat, so ist die Fluth 200 Meilen oberhalb Newyorks noch fast eben so stark, wie in Newyork selbst. Sie geht bis Albany, und ist dort nur drei Fuß niedriger als in Newyork. Man könnte daher wohl Skrupel darüber haben, ob der Hudson sich wirklich bei Newyork in seinen Meeresarm ausmünde, oder schon bei Westpoint oder vielleicht schon noch höher hinaus.

Bald schloß sich der seeartige Strom wieder zu einem engeren Kanale. Bald erschienen auch wieder Berge, und als der Abend schon ziemlich weit vorgerückt war, langten wir dem Punkte „Westpoint“ gegenüber an. Hier nahm uns ein kleiner Dampfer auf und führte uns zum andern Ufer hinüber. Der helle Mond stand hoch am klaren Himmel und beleuchtete die schöne Landschaft umher:

die herrlich gesformten und mit Laub noch reichlich geschmückten Berge, die nicht sehr zahlreich zerstreuten Wohnungen, die aus hohen Waldstern hervorblieben, und das stille, hundert Hektar tiefe Gewässer. Wie gerne wäre ich viele Meilen weit so gefahren. Aber es war nur ein kurzer, schöner Moment. Bald saßen wir wieder hinter Kutscher und Pferden, und fuhren an den Abhängen zu dem hohen Plateau hinauf, auf welchem außer der Gebäudereihe der berühmten Westpointer Militärsakademie nur noch ein einziges Haus, ein Hotel, gelegen ist.

Westpoint.

Ich denke mir, ein Reisender im lieben Deutschland kann oft Gelegenheit finden, der militärischen Gespräche über die Knöpfe, die dieses oder jenes Regiment trägt, über die Spaulettenform, die einer gewissen Waffengattung vorgeschrieben ist, über die grünen Röcke mit gelben Aufschlägen, über die Ordres, welche die Offiziers-taille zwei Zoll heraus oder heruntersezzen, bald überdrüssig zu werden. — Hierin Amerika ist dies ganz anders. Man hat hier den ganzen Tag über so viel von Dollars und Cents zu hören, die Einer gewonnen, ein Zweiter verloren hat, oder die ein Dritter noch zu „machen“ denkt, daß Einem die Ohren klingen und daß, wenn man in Westpoint anlangt und dort einige amerikanische und zum Besuch aus Canada gekommene britische Officiere beisammen findet, ein Gespräch über Uniformknöpfe, Aufschläge, Spauletten, Degen und Quasten und Disciplinarreglements eine wahre Erholung scheint. Da man geht mit Wärme und mit Geist auf diese Gespräche ein, um nur die Dollars und Cents los zu werden. Man erkundigt sich eifrig, wie in Canada, wie in der Union die Soldaten beim Passiren eines Officiers ihren Gruß ausführen müssen - ob der Schnurrbart in Canada aufbefohlen, ob er in der Union verboten

ist; — die vollständige Beschreibung eines Grenadiers von Kopf zu Fuß klingt wie eine wahre Musik. Ja das ganze kleine militärische Westpoint erschien mir geradezu wie eine Oasiss in der Wüste. Und wirklich einzig in seiner Art ist es auch jedenfalls in vieler Beziehung. Noch ganz von dem Reize der Neuheit, welchen Soldatenangelegenheiten auf mich ansüßten, ergriffen, fäste ich am andern Morgen zunächst die militärische Beziehung auf, das heißt, ich besichtigte an der Seite eines sich meiner gütig annehmenden Herrn die reizende Erziehungsanstalt für junge Officiere der Union.

Das Federalgouvernement der Vereinigten Staaten ist in dieser Oasiss die Eigenthümerin des Grundes und Bodens. Es besitzt etwa 3000 Acres Landes in dem Gebirgsstriche umher, und hat über diesen Strich nicht nur das Eigenthumrecht, sondern auch die Polizei und Jurisdiktion, so daß er ganz dem Einflusse der Gesetzgebung des Staates Newyork entzogen ist, und auch in dieser Hinsicht eine Oasiss vorstellt. Es gibt außer Westpoint noch mehrere solche kleine Punkte in den verschiedenen Staaten, die dem Federalgouvernement zu militärischen Zwecken reservirt sind. Westpoint, als eine Position, die den Hudson beherrscht und zur Besetzung so geeignet ist, hat in der amerikanischen Kriegsgeschichte immer eine bedeutende Rolle gespielt. Es gibt hier ein Paar so genannte „revolutionary forts“ (d. h. Forts aus der Zeit der Revolution), Fort Clinton, Fort Putnam, die jetzt zwar zum Theil in Ruinen liegen, einst aber im Besitze der Revolutionstruppen große Dienste leisteten. Die Verbindung einer englischen Armee am südlichen Hudson mit einer andern englischen Armee in der nördlichen Hälfte des Flusses wurde durch sie glücklich gehindert, und mehrere Kämpfe hatten in der Nähe statt. Eine so von glorreichen Erinnerungen geschmückte Lokalität mußte wohl besonders geeignet erscheinen zur Etablierung eines Instituts, das für die Erziehung

junger Vaterlandsverteidiger bestimmt war. Dazu kam die Rücksicht auf die Gesundheit der schönen frischen Gebirgslage und auf die Reize der Natur. Auch bot die Umgegend auf engem Raum eine so große Mannigfaltigkeit von Terrainformationen, von Tiefebene, Hochplateau, Gebirgsmassen, Bergspitzen, Abhängen und Flüssen dar, wie sie sich ein Lehrer der Taktik nur wünschen konnte.

Dieß alles, sage ich, möchte, als im Anfange dieses Jahrhunderts der Beschluß zur Gründung einer Militärschule gefaßt war, das Gouvernement bestimmen, dieselbe nach diesem herrlichen Westpoint zu verlegen. Man begann damals (1802) mit geringen Mitteln und bloß mit 10 Cadetten. Seitdem aber sind trotz der Opposition der heftigen demokratischen Partei, die bei jeder Bitte um neue Verbesserungen und um Geldunterstützung zu bekämpfen war, die Einkünfte und die Zahl der Cadetten bedeutend gestiegen. Jefferson, Munro und andere erluchte Männer förderten das Institut mit ihrem Einfluß. Heute befinden sich hier etwa 224 Cadetten, eine Zahl, die schon seit länger stationär ist, und die allerdings nicht bedeutend erscheint, wenn man bedenkt, daß es die einzige Anstalt dieser Art in einem Staate ist, dessen Gebietsterrain ungefähr so groß ist, wie ganz Europa. Die jungen Leute werden natürlich ganz auf Staatskosten ausgebildet und haben für ihre eigene Person noch ein hübsches Gehalt oder Nadelgeld. Diese raren Cadettenstellen sind sehr gesucht und viele Familien wünschen ihre Söhne zur Versorgung hineinzubringen. Jede zu besetzende Stelle ist daher häufig ein Gegenstand vielfacher Bewerbung. Der Präsident der Vereinigten Staaten kann für sich allein zehn davon vergeben an wen er will, und es macht ihm ein gut Theil Kopfsbrechens, sie so zu verteilen, daß er die Wünsche seiner Anhänger und Parteigänger dabei möglichst befriedigt. Die andern Stellen sind auf die Congreßmitglieder so verteilt, daß jedes einen zu ernennen hat,

und daß ungefähr ein halbes Dutzend Cadetten im Durchschnitt auf jeden Staat kommen.

Der Kongress bewilligt jetzt, so sagt man mir, aus der Unionskasse eine jährliche Summe von 70,000 Dollars für die Anstalt. Doch hat sie noch außerdem einige Einkünfte aus dem Landstriche von 3000 Acres, der ihr zugetheilt ist, und endlich beziehen auch die bei dem Institute angestellten Officiere und die Cadetten selbst Offiziersgehalte aus der Armeekasse. Jedesmal, wenn man für Verbesserungen oder Erweiterungen kleine Summen vom Kongress verlangt, gibt es einen Parteienkampf auf Leben und Tod. Die demokratische Partei, welche allem Militärwesen abgeneigt ist, und selbst die kleine Unionsarmee noch viel zu groß und fast ganz überflüssig findet, hält das ganze Institut für ein höchst luxuriöses und aristokratisches Produkt, und möchte es lieber ganz abtun, statt ihm fernere Unterstützungen zu bewilligen. Sie gibt gegen solche Bewilligung ohne weiteres jedesmal ihr Veto, und man fühlt sich daher in seinen Wünschen und Reformen vielfach geniert. Man darf nicht zu viel verlangen, um nicht zu viel Geschrei im Lande zu erregen. „Wahre Tyrannen und Geizhälse sind unsere Congreszmitglieder,“ sagte mir ein junger Cadett, mit dem ich darüber sprach, „und jedes Paar Dollars Extrazuschuß für ein Paar neue Bücher oder Instrumente, die uns durchaus nöthig sind, müssen unsere Oberen aus dem Congres wie mit Zangen aus feurigen Kohlen herausholen.“

Doch dem sey, wie ihm willt. Ich kann wohl glauben, daß die Dinge, die ich hier sah, mit einigen Mühseligkeiten zu Stande gebracht sind. Ich selbst sah nur den Effekt, die fertigen Dinge selbst. Und betrachtete ich sie, so konnte ich freilich keine Spuren von särger Sparsamkeit entdecken, oder wenigstens müssen die Mittel, so dachte ich bei mir, wenn sie wirklich so därfstig zuslossen, vortrefflich verwandt seyn. Andere mögen das besser wissen, aber

ich bin gewiß, daß ich nie eine Kadettenanstalt gesehen habe, die auf mich einen so in jeder Beziehung erfreulichen und vortheilhaftesten Eindruck machte, als diese Westpointer „Military Academy“, die einzige, welche die Vereinigten Staaten besitzen. Die Unterrichts- und Wohnhäuser der Professoren und Studenten, die Gebäude für Museen und Waffensammlung, die Stallungen &c. bilden eine Reihe oder Gruppe der hübschesten und geschmackvollsten Bauten. Sogar die Bibliothek hat ihr eigenes elegantes Haus für sich. Alles zusammen bildet fast einen kleinen Ort, und ist in einer reizenden, bäumereichen und parkartigen Umgebung ungefähr so gruppiert, wie die Gebäude, aus denen der Wohnsitz eines großen englischen Lords zusammengesetzt ist. Es sieht hundertmal einladender aus, als die hohen massiven Mauern unserer Kadettenhäuser, wo Alles unter Ein Dach gestopft wird. Zum Theil ist es hier, wie in England, nicht Sitte, vieles zwischen denselben vier Wänden zu vereinigen; zum Theil ist jene Zersplitterung vielleicht ein Ausdruck der Geschichte des Instituts und zeigt an, wie so allmählig eine Summe nach der andern dem zähen Congresse entrungen wurde.

Die Bibliothek enthält 20,000 Bände, die in einer tempelartigen und geräumigen Rotunde aufgestellt sind. Sie steht unter den liberalsten Gesetzen, denn es werden sogar Bücher (auf zwei Monate) ausgeliehen, was sonst in England und Amerika fast nie bei Bibliotheken der Fall ist. Sie steht auch den Gästen offen, die sich des Sommers meistens zahlreich bei diesem reizenden Westpoint einfinden, entweder weil sie Söhne und Verwandte in der Anstalt haben, oder um von der Heilsamkeit und den Naturreizen der Umgegend Nutzen zu ziehen.

Für Gemälde, für die Sammlung der Kupferstiche und sonstiger Muster zum Nachzeichnen, so wie für die Aufbewahrung von ausgezeichneten Kunstleistungen und Preiszeichnungen der Kadetten fand ich einen ähnlichen Raum. Ich kann mich nicht angemessener

ausdrücken, als wenn ich sage, ich war erstaunt über die vortrefflichen Copien nach Raphael, nach Horace Vernet und andern zahllosen Meistern, die ich hier von jungen amerikanischen Militäroleuten ausgeführt vor mir sah. Ich zweifle, daß in vielen unserer Militäranstalten die Übungen im ästhetischen Zeichnen, die doch für einen Taktiker und Ingenieur zum Theil nur ein Kurus sind, so weit getrieben werden. Doch fiel es mir auf, daß alle Muster und Sammlungen von Vorlegeblättern aus Frankreich stammten. Man sagte mir, daß man jetzt nicht nur in der Methode des Zeichnungsunterrichts, sondern auch überhaupt in den meisten andern Unterrichtszweigen, so weit das System nicht ein eigenes originell amerikanisches sei, die Franzosen mehr als ein anderes europäisches Volk nachahme. Früher, in der ersten Zeit der Begründung des Instituts (etwa von 1802 bis 1812), war dies anders. General Steuben und andere in amerikanischen Diensten stehende Deutsche waren damals noch am Leben und man hatte daher damals — vielleicht in Folge des Einflusses jener Männer — mehr deutsche und namentlich preußische Einrichtungen und Methoden vor Augen. Das Uebergewicht Napoleons, die Niederlagen Preußens seit 1806, und der Ruhm und die Siege der französischen Armee mochten wohl dahin wirken, daß man seit 1812 hier alles mehr franzößerte. Natürlich hat man sich aber nicht ganz an Frankreich hingegeben, und befolgt ein System, das man im Ganzen ein in hohem Grade eklektisches nennen kann.

Ein Besuch in den Modellsälen, die für Fortifikationsgegenstände und andere reichlich vorhandene Apparate bestimmt sind, war mir nicht weniger interessant. Der Freund historischer Curiositäten findet hier unter anderem auch manche interessante Trophäen, die von der Unionsregierung bisher geschickt wurden, z. B. deutsche Fahnen, die jenen hessischen Söldlingen traurigen Angedenkens entzissen wurden, mit dem hessischen Wappen darauf. Auch mericanische Fahnen und einige ganz ausgezeichnet schön gegossene, aber

schlecht bediente mericanische Kanonen, deren die Amerikaner in ihrem letzten Kriege mehr als hundert in ihr Land führten, sieht man in den Räumen dieser Anstalt, in welchen die meisten der Merico bekriegenden Offiziere ihre Taktik erlernten. Seitdem diese letzten Trophäen hier aufgestellt sind, ist denn auch die mericanische Sprache (das Spanische) als ein Lehrgegenstand in dieser Akademie eingeführt. Ziemlich bezeichnend! Vermuthlich erkennt man schon jetzt, daß neue Collisionen mit der spanischen Race, neue Siege über sie und neue Entführungen von Trophäen und Spoliën unvermeidlich sind. Die deutsche Sprache wird nicht gelehrt. Dies verwundert mich eigentlich ein wenig, weil doch nicht nur eine Menge des Deutschen so viele treffliche Quellen militärischer Lehre zugänglich machen könnte, sondern weil auch ein gutes Drittel der amerikanischen Armee noch jetzt aus deutschen Truppen besteht. Uebrigens fand ich auch hier in dieser Modellkammer eine ganz unerwartete Gelegenheit: „*c'est tout comme chez nous*“ zu seufzen, und den Verdacht zu fassen, daß das schöne Geschlecht dieser Republik oder wenigstens ein großer Theil derselben eben so offene Augen für glänzende Epauletten und schlanke Helden gestalten haben möchte, wie es in unsren deutschen Monarchien der Fall ist. 20,000 stille Verehrerinnen müssen, das erfuhr ich hier, diese Cadetten doch wenigstens haben; denn 20,000 kleine höchst zierliche Soldatenfigürchen standen hier ehemals auf einem großartigen Festungs- und Belagerungsmodell, auf dem man alle sich bekriegenden Truppen dargestellt hatte. Im Lauf der Jahre waren sie alle einer nach dem andern, bis auf wenige, von den hübschen Besucherinnen zum Andenken an Westpoint mitgenommen und vermutlich ihnen Uhrketten oder Nippitschen als sogenannte „Trinkets“ beigefügt.

Geräumigkeit und Ordnung, die frischeste Luft und glänzendste Rettigkeit schien mir in allem, auch in den Schlaf- und Wohnzimmern der jungen Leute zu atmen. Alle ihre Stuben standen offen

und schienen jeden Augenblick für beliebige Inspektion bereit. Ich erwähne dies, weil bei uns Manche das Vorurtheil hegen könnten, daß in diesen republikanischen Militärinstituten vielleicht eine etwas lare Disciplin eingeschlichen seyn möchte. Dies ist so wenig der Fall, daß z. B. einige dazu verpflichtete Offiziere oder Lehrer sogar jede Nacht unerwartete Inspektionen vornehmen, und von Zimmer zu Zimmer herumgehen, um die Cadetten auch in ihrem Schlafen und ihrem Träumen zu controlliren. Überhaupt schien mir die ganze Behandlung der jungen Leute zwar bei ihren persönlichen Berührungen mit ihren Lehrern und Vorgesetzten sehr würdig und achtungsvoll, aber doch sonst nicht weniger strikt als bei uns. Sie werden alle wie Gentlemen, „mein Herr,“ angeredet, aber gehen sie aus den Schranken der Gesetze hinaus, so gibt es für diese republikanischen Herren nicht weniger empfindliche Strafen als bei uns. Ich besitze einen ganzen Band über die Regulationen und die Disciplin dieser Militärfakademie, und manche der darin enthaltenen strengen Verschriften sezen mich nicht wenig in Verwunderung.

Ich wohnte auch einigen Prüfungen, oder wie man hier sich ausdrückt „Recitationen“ (Recitations) und militärischen Übungen der jungen Leute bei, und bewunderte insbesondere ihre mathematischen Leistungen. Es waren lauter große, schlanke, schöngewachsene junge Männer von 16 bis 22 Jahren. Unter 16 war keiner da. Sie trugen eine graue Uniform mit schwarzen Streifen an den Beinkleidern und mit vielen versilberten Knöpfen an der Brustbedeckung, welche letztere ein wenig unserer Husarenjacke gleicht. Im Sommer beziehen sie ein Lager, das in der Nähe der Anstalt, auf dem schönen Bergplateau, aufgeschlagen wird, und sie kommen dann drei oder vier Monate lang nicht unter Dach. Alter Unterricht und alle Übungen werden alsdann in diesem Lager betrieben, von dem aus dann auch militärische Uebungsexpeditionen unternommen werden. Diese Saison des Cadettenslagers zieht viele Besuche nach Westpoint

die Eltern der jungen Leute und Andere, die nach kleinen militärischen Schauspielen begierig sind, und es ist eine Art von Freude- und Lustzeit. Beim Wacheaufzischen, bei ihren Reitübungen, bei ihren Artilleriereexerzierien, die alle zu bestimmten Tageszeiten sich wiederholen, haben dann die jungen Leute immer ein zahlreiches Publikum von Zuschauern. Und dies ist, glaube ich, allerdings kein „comme chez nous.“ Aber was darf in Amerika unternommen werden, wozu nicht der anspruchsvolle „Allemand“ Zutritt haben will? Da er sich alle Jahre, freilich mit vielem Widerstreben und „mit eisernen Zangen“, die für Bücher und Flinten nöthigen Dollars und Gents aus der Tasche ziehen lässt, so will er dafür auch etwas sehen.

In einer hübschen Felsengrottenpartie an den Abhängen zum Hudson hinab sah ich noch ein anderes Nicht-comme-chez-nous. Es war hier auf einer kleinen, etwas versteckten Felsenterrasse der „Vorgrund“, d. h. eine Stelle, wo die jungen Cadetten ihre persönlichen Zwistigkeiten mit den Fäusten auf eine regelrechte Weise aussöhnen. Einer der leitenden Offiziere sagte mir, Duelle mit dem Degen oder Schießgewehren wären natürlich, wie überall in der Welt, auch in dieser Anstalt verboten. Duelle mit der Faust wären freilich auch nicht ausdrücklich gestattet, sie wären aber auch nicht ausdrücklich verboten, und die Praxis wäre, durch die Finger zu sehn und sie zu erlauben. Ganz und gar ließen sich, weder durch gewöhnliche, noch durch Ehrengerichte die kleinen Knoten bei persönlichen Bekleidigungen lösen, und dann wäre das Voren nicht so übel, als ein Mittel, die Bravour zu fördern. In englischen Schulen walten hier und da ähnliche Grundsätze.

Die Akademie ist mit einem ausgezeichneten Corps von Lehrern (Academie Staff) versehen, und ich kann mir wohl darüber einige Bemerkungen erlauben, da einige meiner Leser in Deutschland begierig seyn möchten, von einem so merkwürdigen und bei uns wenig bekannten Institute noch etwas mehr zu hören. Es sind

im Ganzen nicht weniger als 42 Lehrer da, eine reichliche Versorgung für 224 junge Leute. Sie werden in ordentliche und außerordentliche Professoren (Professors und Assistant Professors) eingeteilt. Sieben davon sind allein für die Mathematik, und nicht weniger als drei geborene Franzosen für die französische Sprache, so wie drei für das Zeichnen angestellt. Viele der Lehrer sind die ausgezeichnetsten Männer in ihrem Fache und manche durch wissenschaftliche Werke in der Welt berühmt. So ist z. B. Bailey, einer der ersten Chemiker der Vereinigten Staaten, Lehrer der Chemie und Geologie, Bartlett, der viel verbreitete Werke über Akustik, Optik und Mechanik geschrieben hat, Professor der Physik, Mahan, ein berühmter Militärschriftsteller, Professor der Ingenieurwissenschaften. Der Commandant und Superintendent des ganzen Etablissements ist einer der in den Vereinigten Staaten geachteten Männer und Militärs, der Oberst Lee.

Ich bilde mir ein, wenn es noch ein Dutzend solcher Anstalten in den Vereinigten Staaten gäbe, so würde dies auf die Erziehung daselbst sehr vortheilhaft einwirken. Denn ein junger Mann, auch wenn er später die militärische Laufbahn nicht verfolgen sollte, wird von hier auch für andere Lebenscarrieren viele äußerst dienstliche Qualitäten mitbringen.

Es gibt hier aber auch noch sonst so manche andere anziehende Dinge verschiedener Art, daß ein europäischer Reisender schwerlich von vielen Punkten angenehmere Erinnerungen über den Ozean zurücktragen wird, als von Westpoint. Ich rechne dahin auch den sogenannten Garten des Kosciusko, eine hübsche Felsengrottenpartie, in welchen der letzte Pole, als er in Westpoint noch lebte, oft studirend, lesend und trauernd geweilt haben soll.

II. Die Position Westpoint.

Die Gebirgslandschaft, auf der man von den Westpointer Höhen aus hinblickt, ist eine der amuthigsten Scenengruppen in den Vereinigten Staaten. Die Berge sind sehr grazios geformt und höchst mannigfaltig terrassirt und abgestuft. Sie sind weit und breit grün, mit Wald und Wiesen bedeckt, und der breite, auch hier ruhige Strom liegt tief zwischen ihnen eingekastet. Doch diese wundervollen Reize der Gegend liegen vor jedem Besucher offen am Tage, obwohl man sie nicht so leicht schildert. Den meisten mehr verborgen blieb die große geographische und historische Bedeutung dieses Punktes, obwohl, wenn man sie einmal erkannt hat, sich leichter darüber sprechen lässt.

Es ist einer der Hauptdämme des appalachischen Gebirgsystems, der hier vom Hudson durchschnitten wird. Die New Yorker nennen es ihr Hightland. Zwischen den Bergen westwärts und denen ostwärts des Durchschnitts herrscht ein gleichförmiger geologischer Zusammenhang. Es ist offenbar dieselbe Hebungs- und Formationsreihe, die sich jenseits des Hudsons nach Osten und Norden noch weithin bis zur Mündung des St. Lawrence fortsetzt. Wahrscheinlich gab es einmal eine Zeit, wo dieser noch jetzt sichtbare geologische Zusammenhang auch ein geographischer war, das heißt, wo die beiden Gebirgsreihen auch körperlich an einander gelötet waren und zu einem ununterbrochenen Damm zusammenstießen. Damals strömten die Gewässer auf dem nordwestlichen Abhange dem St. Lawrence und seinen Seen zu, oder vielleicht gingen diese Seen bis an den Fuß dieses Abhangs hinan.

Erst als die spaltende Kluft, in welcher jetzt der Hudson fließt, sich bildete, floß ein Theil jener Seen aus und die Gewässer fanden einen Auslaß nach dem Süden. Es formirte sich so das jetzige

System des Hudsonflusses mit seinen Zweigen. Daß jene Schlucht oder Rinne als ein Durchbruch und ein Werk des Flusses, wie bei vielen andern Thoren in den Alleghany's zu betrachten sey, scheint wohl mehr als zweifelhaft. Mitten in der Schlucht selbst ist das Bett des Hudsons durchweg äußerst tief, bis über 200 Fuß tief; dabei fließt er ungemein ruhig und hat, wie längs der ganzen Flußlinie, eine fast unmerkliche Bewegung. Da auf der ganzen 150 Meilen langen Strecke von Newyork bis Albany hinauf hat er nicht mehr als drei oder vier Fuß Fall.

Dies Alles ist nicht nur bei dem Niagara, wo so zu sagen vor unsfern Augen ein Strom einen Festlandbisthmus durchsägt, sondern auch bei allen den andern zahlreichen Thoren und Durchbrüchen, welche sich im Gebiete des Susquehanna, des Delaware und der sämtlichen übrigen amerikanischen Oeffnungen ausgebildet haben, ganz anders. Alle diese Flüsse haben eine völlig verschiedene Natur und Beschaffenheit, und man kann sagen, daß der Hudson unter ihnen als ganz einzig in seiner Art dasteht. Sie winden sich in einem vielgekrümmtten Laufe hin und her, während der Hudson gerade wie ein Kanal direkt von Norden nach Süden fließt. Sie sind nur bis zu einer geringen Entfernung vom Meere tief und für größere Schiffe fahrbar, während der Hudson Seeschiffe bis 150 Meilen ins Innere hinauf trägt, bis wohin auch die Meeresthut hinaufsteigt, während sie bei den sämtlichen andern Flüssen selten über 50 Meilen und meistens nicht so weit hinauf geht. Diese letzteren haben fast alle einen hohen Fall und rascheren Lauf, und bilden Katarakte, während der Hudson auf seinem ganzen Laufe weder einen Katarakt, noch Stromschnelle oder Rapide hat. Jene Flüsse und ihre Arme fließen zuerst alle in den Längenthälern zwischen zwei Alleghanyketten hin, und bildeten dort wahrscheinlich in Zeiten, wo diese Ketten undurchbrochen waren, längliche Seen; dann aber wandten sie sich um und schlüpften durch eine Einkerbung dieser

Gebirge, die sie mit beflügeltem Laufe durchschießen, und die sie — es ist beinahe gewiß — selber ausgruben, während dagegen der Hudson geradeweges wie ein Pfeil durch die Gebirge hinschießt, und auf keine Weise durch sie be dingt und abhängig gemacht zu fern scheint, indem er im Gebirge selbst fast eben so gerade, eben so tief und eben so ruhig fließt, wie in der Ebene.

Aus diesem allem, sage ich, möchte man schließen, daß das Bett des Hudson nicht von ihm ausgegraben wurde, daß es vielmehr früher da war, als der Fluß selbst. Es wurde wahrscheinlich als ein großer Riß oder Spalt von vulkanischen Kräften gebildet, nahm dann den Fluß oder vielmehr das wenige Süßwasser, das einige kleine obere Nebenflüsse hineinschütteten, von Norden und von Süden das eindringende Meerwasser zugleich auf, und beide zusammen haben die Küste eher ein wenig zugeschlemmt, als daß sie sie erweitert hätten.

Auf diesen Verhältnissen, die, wie gesagt, an der ganzen Ostküste der Vereinigten Staaten einzig in ihrer Art sind, beruht auch die außerordentliche Weltstellung, deren der Hafen von Newyork sich erfreut, die eben so an der ganzen besagten Küste einzig in ihrer Art ist. Der Hudson erscheint in dieser Beziehung als ein Kanal, der in den nordwestlichen Ebenen, in den Gebieten um die kanadischen Seen herum beginnt und in der südwestlichen Ebene am Meere ausläuft. Er baut eine großartige Wasserbrücke von Ebene zu Ebene hinüber. Es ist gleichsam eine Verlängerung des Oceans quer durch die Alleghany's hindurch, bis in das Lorenzosystem hinauf.

Dort westwärts und nordwärts von Albany ist alles eben. Zu diesem Punkte könnten aus jenen Ebenen leicht Heerstraßen, Kanäle und Eisenbahnen sich heranbilden und daselbst die Waaren in den langen Wasserarm ausschütten. Die Ebenen bei Albany sind nur der südostlichste Winkel der weiten großen Flachländer, die

selbst bei den Quellen des Mississippi noch nicht abschließen, und die in ihren zahlreichen und breiten Seen ein inneres Communikationssystem besitzen, wie kaum ein zweiter Landstrich auf Erden. Man kann diese Seen gewissermaßen als ein einziges, zusammenhängendes Süßwassermeer betrachten. Durch seinen eigenen natürlichen Auslaßkanal, den St. Lawrence, hat dieses Binnenmeer eine bis jetzt noch mehrfach unbequeme Verbindung mit dem Ocean. Der Weg auf dem Flusse bis zum Meere ist sehr lang. Er wendet sich auch sehr weit nach Norden und wird, wie durch Stromschnellen und Selsen, so auch durch Eis als Schifffahrtskanal in seinem Werthe und Effekte gemindert. Das Hudsonthal tritt nun als ein natürlicher Auslaß jener Ebenen und Seen in Nebenbuhlerschaft mit dem St. Lawrence. Der Hudson ist das Fühlhorn, er ist die Sangader, mit welcher der Süden, Newyork, in das bezeichnete Gebiet hineinragt, und mit welcher er gleichsam die Reichthümer desselben abzapft. Vom Ontario, vom Erie her strömen sie auf mannigfaltigen Wegen bei Albany hinein und werden bei Newyork concentrirt und in das große Reservoir alter Waaren, den Ocean, hinausgeführt.

Dem wundervollen Einschnitt oder Thore, das die Natur bei Westpoint ausbohrte, verdanken wir die Möglichkeit dieser ganzen Combination. Hier war die größte Schwierigkeit der ganzen Verkehrsleitung. Menschenhänden wäre es nie gelungen, sie auf eine so großartige Weise zu beseitigen, wie die Natur es gethan hat. Es war weit mehr als der Durchschnitt des Berges Athos. Wären die heutigen Newyorker so disponirt, wie die alten Griechen, so würden sie hier in dem schönen Thore ihrer Highlands,¹ hier auf dem Gipfel ihrer Herkulesfäulen dem Vulkan wie dem Neptun Tempel errichten, und hier ihre olympischen Spiele, ihre eleusinischen Mysterien feiern. So wie die Sachen stehen, sind sie, von „Griechen“ zu schweigen, im Allgemeinen nicht einmal so gute Geographen, daß

¹ Die Berge bei Westpoint werden die Newyorker Highlands genannt.

ließen, und
s Communis-
auf Erden.
ammenhän-
nathrlichen
er eine bis
cean. Der
wendet sich
chnellen und
nem Werthe
ein natür-
asi mit dem
e Sangader,
ebiet hinein-
ben abzapft.
fältigen We-
zentirt und
nangsgeführt.
e Natur bei
ieser ganzen
ganzen Ver-
auf eine so
n hat. So
Wären die
, so wür-
er auf dem
nn Tempel
chen Myste-
„Griechen“
phen, daß
nnt.

üe beim Anblick dieses Punktes der Natur kaum ihre Bewunderung
zollen, geschweige denn einen Theil der Schäze, die sie dieser Ver-
anstaltung verdanken, zum Opfer darbringen.

Wenn auch nicht mehr für die Gewässer und den Handel, wie ich zeigte, so besteht doch noch für Klima, Fauna, Vegetation und andere Verhältnisse die Sonderung, welche der lange, bei Westpoint durchgesägte Berggrücken bewirkt, trotz dieses Durchbruchs noch heutiges Tages fort. In diesen Beziehungen erscheint das Thor klein und unbedeutend, und die Bergdämme machen Abschnitte und Grenzen wie zuvor. Gleich oberhalb Westpoint tritt man in eine andere Naturregion ein. Die klimatischen Einwirkungen des Oceans hören bei dem New Yorker Highland auf. Es beginnt das Klima des inneren Continents, der canadische Himmel. Bis dahin herrschen die Winde und die andern Wetterphänomene des Nordwestens, der mehr heitere Himmel Canada's. Vom Meere her kommen bis hier hinauf die östlichen Wolken und Nebel und die mehr gemäßigte oceanische Temperatur. Im Winter ist zuweilen der obere Hudson bis zum Thore bei Westpoint herab vom Eise bedeckt, und man fährt dort wie in Canada zu Schlitten über Fluss und Land, während von Westpoint abwärts sich Schiffe frei bewegen können, und während man in New York im tiefen Straßen- schmutze wandelt und abwechselnd Regenwetters und Sonnenschein sich erfreut. Wie viele atmosphärische Zustände, so finden auch viele nordwestliche Pflanzen und Thiere im Thore von Westpoint und längs der ganzen durch dieses Thor bezeichneten Gebirgsreihe das Ende ihres weiten Verbreitungsgebietes. Auch sehr bedeutende geologische Verschiedenheiten zeigen sich zu beiden Seiten, wo nicht in dem Kern der Gebirge, doch in den neuen oberflächlichen Schichten der Niederungen und Ebenen. Man kann daher sagen, daß Ocean und Continent, so wie sie in hydrographischer und kommerzieller Beziehung noch weit hinaus durch den Kanal verrebt und

verwirrt sind, durch die in der Hauptsache unzerstörten Bergdämme in den so eben beregten Beziehungen getrennt bleiben.

III. Der obere Hudson.

Die Eisenbahn längs des Flusses geht auch noch ferner bis nach Albany hinauf ganz hart am Rande des Wassers hin. Es ist eine höchst unterhaltende und abwechselnde Fahrt. Zuweilen bleibt zwischen den Felsen zur Rechten und dem Strome zur Linken nur so viel Raum, daß unsere Lokomotive eben durchschlüpfen kann. Zuweilen wird man auf Dämmen und Brücken eine Strecke weit ganz ins Wasser hinausgedrängt. Da wir eben Fluth hatten, so waren die Dämme mit dem Flusse fast in gleichem Niveau, und wir konnten uns zuweilen einbilden, daß unsere Wagen auf der Oberfläche des Wassers selber hinrollten. Minuter öffneten sich die Felsen zur Rechten in der weiten Thalkluft, die von einem kleinen Nebenflusse angebohrt war, und wir genossen dann plötzlich einen kleinen Einblick in das Innere des Landes, auf Wiesen, Sumpfe, bewaldete Bergabhänge und auf ein dazwischen verstektes Städtchen.

Den Hauptreiz gewährte aber immer der schöne, breite und bis an den Rand mit Wasser gefüllte Erdspalt zur Linken. Es war allerdings kein heller kanadischer Tag, die Wolken und Nebel des Oceans, die sich freilich an jener oben bezeichneten Mauer nicht immer zurückweisen lassen, waren einmal durch das Thor der Newyorker Herkulesäulen weit hinaufgefahren, und hingen oft dicht und schwer auf die Landschaften herab. Dabei war der Strom hier wieder so breit wie eine Meerenge, und zuweilen kaum deutlich zu übersehen. Doch reizte es noch eher unsere Sinne, wenn mitunter das entgegengesetzte Ufer deutlich und überraschend aus dem Nebel

a Bergdämme

ch ferner bis
ers hin. Es
uweilen bleibt
r Linken nur
lüpfen kann.
Strecke weit
h hatten, so
Niveau; und
agen auf der
neten sich die
inem kleinen
löglich einen
n, Sümpfe,
s Städtchen.

breite und
Einken. Es
und Nebel
Mauer nicht
or der New-
n oft dicht
Strom hier
deutlich zu
n mitunter
dem Nebel

hervortrat, und dann eine von Nebelablagerung umhängte Stadt oder ein Vorgebirge sich offenbarte. An Segeln und Schiffen war natürlich kein Mangel. Zahllose kleine Fahrzeuge schwammen auf und ab. Größere Seeschiffe zogen auch hier noch „innerhalb der Gebirge“ mit frischem Winde, mit vollen Segeln und ohne furchtbares Sondiren landeinwärts wie auf diesem Meere. Zuweilen führte ein Dampfer eine ganze kleine Flotte von Briggs und Barken vorüber. Sie haben hier eine ganz andere Anspannung der Tugs (Schleppfahrzeuge) als bei uns. Auf unsern Schiffen ist es gewöhnlich ein langer, langsamer Schlepp, indem die Lastschiffe dem Dampfer an langen Stricken eines hinter dem andern angehängt werden. Hier nimmt dagegen der Dampfer seine Schiffe dicht an sich heran zur Linken und Rechten seines Bugs. Er steht in der Flotte, die er bewegt, mitten drin. Es sieht aus, als hätte der Reiter die Schöne, die er entführt, selbst in seinen Sattel genommen. Man behauptet, vermutlich mit Recht, daß die bewegende Kraft so mehr leisten könne. Ist es nur ein Schiff, das fortgeschafft werden soll, so nimmt auch dieses der kleine Zug nicht hinter sich ins Schlepp. Vielmehr befestigt er sich so dem großen Seeschiffe an die Seite, daß seine eigene Schiffslänge mit der des Lastschiffs einen schrägen Winkel bildet. Seine Spieße scheint gleichsam in den Bauch des letzteren zu bohren, wie ein kleiner Narwal in die Weichen des Walfisches. Er scheint es mehr vorwärts zu stoßen und zu schieben, als zu schleppen. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit sieht man so ganz kleine, fühlne und wuthschaubende Dampfer die massenhaften Seeschiffe, die sie gleichsam aufgespiest haben, fortbugstren. Man glaubt Ameisen zu erblicken, die mit Baumzweigen davon laufen. Es ist wohl natürlich, daß man auf diesem Flusse, der unter allen Flüssen zuerst Dampfschiffe auf seinem Rücken trug, auch mit der mannigfaltigen Verwendung dieser Kraft am besten Bescheid weiß.

Unter den Ortschaften und Lokalitäten, denen wir am Flusse

begegneten, waren viele, die noch den alten ursprünglichen Namen trugen, welchen ihnen diejenigen Europäer, die diesen Fluß zuerst entdeckten und der Handelswelt eröffneten, nämlich die Holländer, gaben. Die Holländer besaßen den Fluß und seine Uferländer ungefähr sechzig Jahre. Als die Engländer Fluß und Land eroberten, veränderten sie zwar die hauptsächlichsten Namen. Das Land selbst, das die Holländer Neu-Belgien nannten, taufsten sie zu Ehren eines ihrer Königsbrüder zu Newyork um. Demselben Prinzen zu Ehren, der das ganze Land zum Geschenk erhielt, gaben sie der Mündungsstadt im Süden, Neu-Amsterdam, den Namen, den sie noch trägt. Ebenso wurde das alte „Fort Oranien“ am nördlichen Ende der Flussschiffahrt zu „Albany“ umgetauft, welcher Name auf einen zweiten Titel jenes Prinzen, des Herzogs von York und Albany, hindeutete. Die Holländer hatten aber schon das ganze Land zu beiden Seiten mit so vielen kleinen Ansiedlungen, Besitzthümern und Namen erfüllt, daß auch sie alle aus dem täglichen Verkehr auszurotten, wohl unmöglich schien. Sie vererbten sich daher großenteils auf die Engländer und sind noch heutiges Tages im Gebrauch. Wir passirten einen solchen ursprünglich holländischen Ort, Rhynbeck, einen andern, Stuyvesont, einen dritten, Schodack. Wir sahen auf der andern Flusseite die Orte Malden, Catskill, Coegmans ic. Auch am untern Hudson, nahe bei Newyork, und auch auf der ganzen Insel Long-Island, gibt es noch eine Menge alte holländische Namen: Hoboken, Brooklyn, ganz in der Nähe der Hauptstadt, weiter den Fluß hinauf die Orte Yonkers, Hackensack, Haverstraw, Westpoint und viele andere. Auch das schöne und berühmte blaue Gebirge, das sich nordwärts von Westpoint und westwärts vom Flusse ziemlich isolirt als eine Gruppe für sich erhebt, hat noch seinen alten holländischen Namen Catskill-Berge (the Catskill-Mountains). Das holländische Kill (Quelle) hat sich hier fast durchweg als ein generischer Name der kleinen Nebenflüßchen,

gleichen Namen
en Fluß zuerst
die Holländer,
Uferlände um-
and eroberten,
as Land selbst,
u Ehren eines
zen zu Ehren,
er Mündungs-
ste noch trägt.
en Ende der
ne auf einen
und Albany,
ganze Land zu
ghütern und
Verkehr auszu-
x großenteils
im Gebrauch.
Drt, Rhyn-
hodack. Wir
utefill, Coeg-
ek, und auch
Menge alte
r Nähe der
Hackensack,
schöne und
tipoint und
sich erhebt,
Berge (the
at sich hier
benstüschen,

welche die Engländer sonst gewöhnlich Greeks nennen, gehalten,
z. B. Normanskil, Fishkill (Normansquelle, Fischquelle). Zu-
weilen haben die Engländer, die das Wort nicht verstanden, sehr
pleonastisch noch ihr creek hinzugefügt, z. B. Fishkill-creek.

Wie mit Namen, so ist überhaupt das ganze Hudsonland (der
Staat Newyork) auch sonst noch mit Reminiszenzen und Spuren
aus der holländischen Zeit erfüllt. Manche Ländereigentümmer be-
ruhen in ihren Grenzen und Gerechtsamen noch jetzt auf holländischen
Anordnungen. Manche Güter sind noch eben so im Besitz ursprüng-
lich holländischer, jetzt angliederter Familien, wie zur Zeit der ersten
Besitzergreifung, so z. B. die Güter der Familie der Rensselaers,
die in der Stadt Albany und Nachbarschaft das berühmteste Geschlecht
sind, und die sogar noch einen alten holländischen, etwas aristokra-
tischen Titel mitten im Wandel der Zeit sich erhalten haben. Bis
auf die neuesten Zeiten herab wurde der Chef dieser Familie the
Patroon (de Padron) betitelt. Außer der Rensselaers gibt es in
Albany (dem alten Fort Orange) noch viele andere Familien hol-
ländischer Herkunft, und in Newyork bilden diese Familien sogar
einen gewissen Kern der dortigen Gesellschaft. Es sind die ältesten
Geschlechter der Stadt, in denen noch immer ein gewisses aristokra-
tisches Ansehen und eine gewisse solide Wohlhabenheit sich fortgeerbi-
hat. Alte holländische Solidität und neuenglischer Unternehmungs-
geist waren die beiden Elemente, aus denen der Geist der New-
yorker Kaufmannschaft zusammengesetzt war. Erst neuerdings sind
beide Elemente inniger verschmolzen. Die Geschichte der alten hol-
ländischen Colonien am Hudson, die Untersuchung ihrer Institu-
tionen, die Betrachtung ihrer Sitten und Gebräuche ist noch keines-
wegs ein antiquirter Gegenstand. Sie hat vielmehr noch heutigen
Tages eine sehr praktische Bedeutung; ja man kann sagen, sie ge-
winnt noch täglich mehr an Bedeutung, und ein tieferes Eingehen
in sie wird immer wichtiger und interessanter, je mehr das große

Newyork, das in so vielfacher Hinsicht in den Gleisen des alten New-Amsterdams läuft, anwächst und anschwillt. Manche Gewohnheiten und Gebräuche der paar hundert Holländer, welche den ersten Stadtkern hier pflanzten, sind jetzt die Sitten einer Million geworden. So wird, um nur ein paar kleine Beispiele anzuführen, das Weihnachtsfest dort noch nach holländischer Weise gefeiert. Die alte holländische Sage vom Knecht Rupert oder von dem Weihnachtshelden St. Nicholas ist dort noch in Federmanns Munde, und diesem gutmütigen Heiligen, dessen Portrait noch oft in Newyork neu reproduciert wird, zu Ehren sind jetzt zahlreichere Häuser und Institute genannt als ehemals. Noch kürzlich adoptirte eines der größten Hotels, das St. Nicholas-Hotel, seinen Namen. Auch die Newyork-Feier des neuen Jahres ist eine Copie nach holländischem Originale. Wie die alten holländischen Matronen mit ihren Töchtern und Nachbarn an jenem Tage in vollem Staate vom frühen Morgen bis zum späten Abend in ihren Häusern da saßen und die Besuche und Gratulationen der Herren empfingen, so thun dies, freilich in großartigerem Style, die Newyorker Herren und Damen noch jetzt. Aber auch selbst in den Gerichtshöfen und in den städtischen Institutionen der Riesenstadt des Hudson beruht noch heute Manches auf alten Amsterdamer Grundlagen. Und da der Werth des alten Grundeigenthums so ins Kolossale gestiegen ist, so sind alte holländische Dokumente über Grenzen und Eigenthum oder alte holländische Gesetzbestimmungen und ihre Interpretationen jetzt, wo die Holländer schon fast 200 Jahre lang deposedirt sind, noch unendlich viel wichtiger als ehemals, da sie hier noch die Souveräne spielten. Geht es mit dem Wachsthum Newyorks und mit der Verarmung des alten Hollands so fort, so werden wir am Ende das Schauspiel erleben, daß Amerikaner nach den alten Urquellen holländischen Lebens viel eifriger forschen als die Holländer selbst. Sogar die holländische Sprache ist noch nicht ganz

leisen des alten
. Manche Ge-
ider, welche den
en einer Million
piere anzuführen,
ise gefeiert. Die
von dem Weih-
ermanns Munde,
noch oft in New-
hreiche Häuser
adopirtete eines
i Namen. Auch
opie nach hollän-
tronen mit ihren
lem Staate vom
häusern da saßen
ppingen, so thun
erker Herren und
tishöfen und in
Hudson beruh-
plagen. Und da
olossale gestiegen
zen und Eigen-
ihre Interpretati-
lang deposedirt
da sie hier noch
thum Newyorks
so werden wir
nach den alten
als die Hollän-
noch nicht ganz

ausgestorben; sie wird namentlich noch in einigen alten holländischen Colonien auf Long-Island und im Staate New-Jersey geredet. Auch in Albany sind noch viele alte holländische Familien, die Holländisch als Haussprache gebrauchen. Es ist das unveränderte alte Holländisch, wie es in Holland selbst vor 200 Jahren gesprochen wurde. Ich habe darüber ein Zeugniß aus guter Quelle. Vor einigen Jahren wurde ein Amerikaner aus Albany als Gesandter beim Könige von Holland accreditirt. Bei seiner ersten Audienz redete der König von Holland ihn französisch an. Der Gesandte, der nicht französisch verstand, entschuldigte sich auf Holländisch, so wie er es in Albany in seinem Vaterhause gelernt hatte. König Wilhelm hörte ihm mit Verwunderung zu und erklärte ihm endlich, er spräche durchaus ganz und gar das Holländisch, wie es in Amsterdam vor 200 Jahren gesprochen worden sey.

IV. In Albany.

Ein mächtiges Dampffahrtschiff holte uns von unserer letzten Eisenbahnstation nach Albany hinüber. Ein Wald von Schiffen aller Art und dahinter ein Labyrinth von Häusern trat uns entgegen. Schiffe, Kais und Straßen, alles wimmelte von Menschen. Wie viele Menschen hier jetzt in diesem groß angeschwollenen Fort Orienten leben? Ich weiß es nicht genau; es lohnt sich auch in Amerika kaum der Mühe, sich mit statistischen Daten und Zahlen das Gedächtniß zu beschweren. Sie sind doch nur wie Treibsand. Kaum hat man eine Zahl gefaßt, so gilt sie schon nicht mehr. Der Kalender vom vorigen Jahre und der allerlegte und neueste Census, sie sind in diesem Jahre kaum noch zu gebrauchen.

Der grobmächtige Dampfer lieferte mich an ein noch kolossaleres

Wirthshaus aus, das wie ein Berg unweit des Ufers lag. Eben erscholl darin der rauschende Gong. Es war Theezeit, und aus allen Thüren, Zimmern und Treppen eilten die Gäste, Damen und Herren, Alte und Kinder schaarenweise herbei, um ihre Sitze an einem der langen Tische einzunehmen. Die Bedienung bei Tafel war weiblich. Eine in Reihe und Glied gestellte kleine Armee von Kellnerinnen erwartete uns. Wir drangen im Sturmschritt herein, in ähnlicher Weise, wie in London die „Gemeinen“ ins Oberhaus eindringen, wenn die Königin die Worte gesprochen hat: „Call the Commons in!“ Sogleich bewegten sich die Mägdeschaaren uns entgegen, schoben Stühle unter und vertheilten Thee- oder Kaffeesassen, Brezeln, indischen Kuchen, Jungenschnitzen, Mutton-Chops &c., wie ein Spiel Karten. Sie wurden zu meinem Erstaunen von einem Neger als Oberkellner commandirt und in ihren Bewegungen geleitet. Ich sage „zu meinem Erstaunen“, denn nach meiner Vorstellung von den Vorurtheilen der amerikanischen Weißen gegen die Schwarzen hatte ich es mir unmöglich gedacht, daß man je weiße Republikanerinnen unter das Commando von Negern stellen könnte, wie dies allerdings auf andere Weise und unter andern Umständen in den Serails orientalischer Großen geschieht. Ich sah indes, daß alle die jungen weißen Damen sich ohne Weiteres den Anordnungen ihres schwarzen Chefs unterwarfen. Sie und da geschah es freilich mit einem Nasenkämpfen und ein ganz klein wenig mokanten Gesichtszügen, die mich an die Mädchengesichter an jenem Bilde, auf dem ein Gunnich im Serail verspottet wird — von wem ist es doch gleich? — etwas erinnerten, aber freilich nur etwas und ganz leise. Uebrigens, scheint es mir, ist so ein Neger ein geborener Oberkellner. Wenigstens meiner in Albany machte die Honneurs des Speisesaals so geschickt, so schulgerecht und höflich, daß ich wieder erstaunt war. Er hatte bei weitem nicht die geräuschvolle und taschenspielerartige Manier, wie man sie wohl bei

Ufers lag. Eben
hezeit, und aus
äste, Damen und
um ihre Sige an
tenung bei Tafel
kleine Armee von
turmsschritt herein,
n" ins Oberhaus
hat: „Call the
ägdeshaaren uns
hee- oder Kaffee-
sitzchen, Mutton-
zu meinem Er-
dirt und in ihren
nen," denn nach
ikanischen Weisen
edacht, daß man
von Negern stellen
d unter andern
sicht. Ich sah
ne Weiteres den
Hie und da ge-
ganz klein wenig
hengeschchter au-
tet wird — von
reilich nur etwas
ein Neger ein
any machte die
cht und höflich,
m nicht die ge-
an sie wohl bei

stellern in unserem Vaterlande findet. Er empfing jeden Gast an der Thüre mit einem Ausstand und einer Würde, die von zu großer Ergebenheit und von zu großem Selbstgeföhle gleich entfernt war und die rechte Mitte einhielt, welche ein Gentleman einzuhalten pflegt. Ich dachte, ich sähe einen ritterlichen Schloßherren mit schwarzer Maske vor dem Gesichte an der Thüre seines Hauses die Gäste empfangen. Er gab jeder Partie von Gästen mit ein paar Worten die nöthige Anleitung, um ihnen fogleich zu bequemen und ihrer Anzahl angemessenen Plätzen zu verhelfen. Seinen weißen Unterbeamten gab er nebenbei mit der größten und gleichmuthigsten Ruhe und Gelassenheit stille Verweise, Befehle oder Lobsprüche, indem er immer auf die lange Reihe der Gäste, ihre Bewegungen und ihre Gesichtsmienen, aus denen er ihre Wünsche erriet, ein Auge hatte. „Das ist recht! So, sezen Sie den Teller dahin! Schen Sie nicht, der Herr wünscht sich ein Sandwich mit Schenzunge! Widersprechen Sie nicht, thun Sie es so, wie ich Ihnen sagte. Richtig!“ Dergleichen hörte ich ihn beständig zwischen den Zähnen murmeln, doch nur, wenn ich hinauschtete, denn im Ganzen übte er sein Regiment so stille, daß fast niemand davon etwas merkte. Daß er dabei ganz wie ein Gentleman gekleidet war, versteht sich natürlich von selbst.

Nach dem Thee wanderte ich durch die ganze Stadt Albany von einem Ende zum andern, um in einer der Vorstädte einen Besuch bei dem berühmten Gelehrten, dem Newyorker Staatsgeologen Professor Hall, zu machen. Ein kleiner irischer Knabe begleitete mich, indem er mich zugleich unterwegs durch seine originelle Ausdruckeweise nicht wenig amüsirte. „Weißt du den Weg nach Delaware-Turnpike?“ fragte ich ihn. „I know it first rate, Sir“ (o ja, ich weiß ihn famous, mein Herr). Er meinte, ich wäre wohl auf einer Reise nach dem Westen begriffen; er wolle, sagte er, auch noch einmal dahin. „Was weißt du denn vom Westen und warum steht dein Sinn dorthin?“ „O, Sir, the West is a good money making place, I guess!“

Unterwegs sahen mich die ausgezeichneten weitläufigen Buchläden und Büchermagazine nicht wenig in Verwunderung. Sie waren größer und schienen mir mit mehr goldschimmernden Werken erfüllt, als ich dies je in Deutschland gesehen. Ich sah wenigstens ein halbes Dutzend solcher Buchläden, von denen ein jeder in Dresden oder München Aufsehen erregt haben würde. Es ist hier in Albany, wie es scheint, ein Hauptstapelplatz für die literarischen Produkte aus Newyork, Boston und andern östlichen bucherproduzierenden Plätzen. Der große Wanderzug nach dem Westen passiert hier durch und nimmt unterwegs von hier aus auch seine geistigen Bedürfnisse mit. Auch hier sahen die Apothekerläden wie in Newyork aus, als ob es eine Freude wäre, frank zu seyn, im höchsten Grade bunt und elegant, wie die Läden orientalischer Parfümeriehändler ausgeziert. Unsere Apotheken sind dagegen wahre alte Alchymisten-Ateliers. Freilich ist diese Eleganz oft sehr gleichnerisch. Sie deckt zum Theil übertünchte Gräben und Gifftboutiken, in denen unwissende Quacksalber ihre Wirthschaft treiben.

Die Gassen in den Vorstädten wurden immer öder, weitläufiger und finsterer, und wir kamen endlich ganz ins Wilde und Häuserlose hinaus. Am Ende bestehen die sogenannten Straßen nur noch in breiten, tiefen und unergründlichen Schmutzstreifen, neben denen als Trottoir ein paar Bretter festgenagelt sind. Meilenweit läuft man, auf diesen Latten balancirend, in die Dunkelheit hinaus. Häuser sind rechts und links nicht zu sehen; man ist aber doch noch innerhalb der Stadt; und wirklich bekamen wir denn nach einiger Zeit auch wieder ein paar Wohnungen in Sicht. Ich pochte an, um nach dem Wege zu fragen, den mein kleiner Italiander trog seiner „first-rate-Wegkenntniß“ verloren hatte. Es waren Deutsche, und zwar Deutsche aus Coburg, die hier schon seit vierzehn Jahren wohnten. Ich ruhte mich einen Augenblick bei meinen guten Landsleuten aus, die mir auf meine Anfrage erzählten, daß sie hier sehr

weitläufigen Buch-
und Unternehmungen. Sie
mernden Werken
sah wenigstens
in jeder in Dresden.

Es ist hier in
die literarischen
sicheren Büchern pro-
n Westen passirt
ch seine geistigen
en wie in New-
york, im höchsten
cher Parfümerie-
wahre alte Al-
sche gleichnerisch.
utiken, in denen

der, weitläufiger
Häuser-
straßen nur noch
n, neben denen
Meilenweit läuft
nklichkeit hinaus.
aber doch noch
nn nach einiger
Ich pochte an,
inder troz seiner
Deutsche, und
ierzehn Jahren
n guten Landes-
as sie hier sehr

zufrieden seyen. Der Familienvater sagte mir, er sei war auch
hier nur, was er in Coburg gewesen sey, ein Tagelöhner, ein La-
bourer. Dagegen habe er doch bloß als solcher sich hier sel-
bst einiges ersparen und sein eigenes Grundstückchen kaufen können.
Er habe sein eigenes Haus, ein Pferd, ein Paar Kühe und
Schweine, und zu einem solchen Eigenthum habe er in Coburg nie
gelangen können. Es gibt hier in Albany ein ganzes Stadtquartier,
das von Deutschen bewohnt ist, mit denen sich übrigens auch viele
Juden gemischt haben. Alle diese Städte und Stationen an der
großen Emigrantenstraße von Newyork zum Westen, wie Albany
so Buffalo, wie Buffalo so Detroit und Chicago, haben solche
Quartiere, von Deutschen bewohnt, welche meistens auf ihrem Wan-
derzuge zum Westen hier für eine Zeit lang oder für immer sich
niederlassen. Je weiter nach Westen, desto größer werden diese deut-
schen Städteanhängsel, und Chicago und St. Louis endlich sind fast
zur Hälfte deutsch. Am mindesten zahlreich sind sie in den Orten
des Ostens, in den neuenglischen Städten.

Wir haben es wahrlich in Deutschland an Erfindungen aller
Arten von Staatsbeamten nicht fehlen lassen, aber auf einen Staats-
geologen sind wir doch auch nicht gekommen. Es ist ein amerika-
nischer Gedanke, und hier zu Lande, wo Geologie eine so beliebte,
so allgemein getriebene Wissenschaft ist, gibt es fast in jedem Staate
einen eigenen „State-Geologist“, der in vorkommenden Fällen zu
Rath gezozen und an dessen Entscheidungen appelliert wird. Eine
besondere Pflicht dieser gelehrten Staatsbeamten ist es, die geologi-
sche Kartographie ihres Staates zu überwachen und zu leiten und
die Karte einer immer größeren Vollkommenheit entgegenzuführen.
Auch stehen meistens die geologischen Museen, die man in den Haupt-
städten der verschiedenen Staaten angelegt hat, unter ihrer Leitung.

Der Staat von Newyork hat in neuerer Zeit sehr viel auf
Geologie verwendet und sein Grund und Boden ist fast in allen

Nichtungen und Winkeln erforscht und durchwühlt, und es ist daher in dieser Beziehung eines der am besten bearbeiteten und bekannten Terrains der Union. Bei der Betrachtung seines Gebiets der Natur, weder der lebenden Thier-, noch der Pflanzen- oder Menschenwelt, drängte sich mir mehr das Gefühl auf, daß ich in einem ganz neuen Continente sey, als bei der Anschanung der Paläontologie dieses Landes. Der verehrte Herr, dem ich an diesem Abende meine Aufwartung machte, hatte so eben den zweiten Theil seines herrlichen und bewundernswürdigen Werkes über das silurische System beendigt, und arbeitete jetzt an der Vollendung des dritten Bandes dieser unschätzbaren Arbeit. Alle die darin so ausgezeichnete naturgetreu abgebildeten Schnecken und Thierchen aus einer früheren Welt hatte er, so wie sie in seinem amerikanischen Vaterlande, namentlich in seinem Staate Newyork, gefunden und ausgegraben waren, in zahllosen Exemplaren zu einer Sammlung vereinigt, die in dieser Ordnung, dieser Reichhaltigkeit und eben in dieser Branche der Wissenschaft vermutlich einzige in ihrer Art war. Es waren mehrere tausend verschiedene Thiergattungen, und dennoch sind drei Viertel davon lautet neue, diesem Continente ausschließlich eigenhümliche Species; nur ein Viertel ist auch in Europa bekannt. Aber selbst dieses eine Viertel ist wieder auf eigenhümliche amerikanische Weise gemodelt. Von jeder der vielen Gattungen, die er besaß, hatte Professor Hall sich einen erstaunlichen Vorrrath von Individuen, zuweilen Tausende, verschafft. Und ich muß gestehen, ich schwelgte förmlich im Anblick aller dieser neuen, ungewohnten und oft überraschend zierlichen, zuweilen höchst phantastischen Gestalten. Wir sprechen täglich von der Fülle der Natur und der Mannigfaltigkeit ihrer Schöpfungen, aber wie wenig ahnden wir noch oft ihre ganze Ergiebigkeit! Im Ganzen und einigermaßen gut kennen wir nur den Inhalt des Füllhorns, das zuletzt über die Oberfläche der Erde ausgeschüttet wurde; aber die Paläontologie,

ad es ist daher
und bekannten
ebiets der Na-
oder Menschen-
z ich in einem
der Paläonto-
diesem Abende
en Theil seines
s silurische Er-
ung des dritten
so ausgezeichnet
einer früheren
Vaterlande, na-
und ausgegraben
z vereinigt, die
dieser Branche
ar. Es waren
noch sind drei
chließlich eigen-
repa bekannt.
hümliche ameri-
ungen, die er
Borrath von
muß gestehen,
ungewohnten
uastischen Ge-
atur und der
z ahnden wir
germaßen gut
eht über die
Paläontologie,

diese neue und edle Wissenschaft, lässt uns mehr und mehr erkennen, daß solche Ausstüttungen von Fülloern mit unerschöpflich reichen Schwerpunkten zahllosemale statt hatten.

Unter den vielen wissenschaftlichen Entdeckungen und Resultaten, die er in seinem eben genannten Werke niedergelegt hat, machte Professor Hall auch eine, deren Geschichte er mir mit der Verlage der Gegenstände, die er zur Ver Vollständigung seiner Entdeckung beobachtet hatte, illustrierte. Er hatte nämlich unter seinen Newyorker Fossilien lebendig gebärende Muscheln, erst eine Gattung, dann mehrere gefunden. Daß es lebendig gebärende Conchilien gebe oder gegeben habe, war ein bisher noch nicht constatirtes Factum. Er fand einmal unter seinen Versteinerungen eine größere Muschel, in deren Innerem er beim Abschleifen eine kleinere von derselben Gattung versteckt fand. Er konnte sich die Erscheinung nicht gleich genügend erklären, ahnte aber fogleich das Richtige, daß hier ein neuer Naturprozeß, eine lebendig gebärende Muschel, vorliegen möchte. Er suchte sich mehrere Exemplare von derselben Muschelgattung zu verschaffen. Er verschaffte sich Tausende. Er untersuchte sie alle. Viele fand er natürlich ohne Frucht, in andern wiederholte sich die Erscheinung, eine in dem Körper einer größeren versteckte kleine Muschel. Zuweilen war die kleine Muschel noch sehr embryonenartig, zuweilen war sie größer, und in manchen Exemplaren schon ganz reif und völlig ausgebildet, die alte Muttermuschel war dagegen geborsten oder halb zerstört. Es lag ihm endlich in seinen den Felsen entrungenen Zeugnissen eine so vollständige Reihe von Zuständen des kleinen Wesens vom ersten Ansatz oder Embryo, von der ersten Knorpel im Körper der Mutter bis zum Hinterher und Tode der letzteren bei der Geburt ihres Jungen vor Augen, daß er die ganze Zeugungsgeschichte des schon seit Jahrtausenden aus der Natur verschwundenen Thieres daraus so deutlich ablesen konnte, als hätte er dem Hergange selber beigewohnt.

Die Combination der Beobachtungen, welche den Paläontologen zu seinen Resultaten führt, sind oft ebenso interessant, wie die Ketten der Berechnungen und Schlüsse, die den Astronomen zu seinen Erkenntnissen leiten. Und es ist ein besonderes erfreuliches Vorrecht, ich glaube aber auch eine Pflicht für den Reisenden, daß er, wie entlegene herrliche Naturseenen, wie Sitten der Menschen und Völker, so auch namentlich entfernt lebende Männer der Wissenschaft aufsuche, und über sie, wie über ihre Werke und über ihre interessanten Erlebnisse und Entdeckungen auf dem so vielfach verborgenen Felde der Wissenschaft, worüber er sie selbst in dem Innersten ihrer Kabinete zu vernehmen Gelegenheit fand, den Freunden in der Heimath einige Berichte sende.

V. Durch Vermont.

Weil wir um fünf Uhr abfahren sollten, wurde früh Morgens um drei Uhr geweckt. Ich kam beim ersten Hahnenkrähen herunter und fand das ganze Wirthshaus schon voll mit Menschen. Alle Räume, auch die luxuriösen Gesellschaftszimmer, waren illuminirt, wie bei einer Soirée. Auf den Sopha's und Rokking-Chairs saßen schon die Damen und Herrn in hübschen Reisekostümen umher, um am lodernden Kaminfeuer für die kalte Oktobermorgenfahrt noch ein wenig Wärme einzunehmen. Auch das Klavier war offen und zwei elegante Damen saßen daran und klimpterten eine Polka. Im nächsten Zimmer führte ein junges Paar, im Reisekostüm, einige Schleifer darnach aus. Ich glaubte, ich käme zu der letzten Scene eines hinterbundenen Ballabends; und doch war es nur eine amerikanische Wirthshauscene früh Morgens vor der Abreise, wie ich sie hier zu Lande vermutlich später noch öfter sehen werde, bei uns aber nie

Palaontologen
essant, wie die
Astronomen zu
res erfreuliches
Reisenden, daß
i der Menschen
änder der Wiss-
e und über ihre
vielsach verborg-
en dem Inversten
en Freunden in

de früh Morgens
frähen herunter
Menschen. Alle
aren illuminirt,
king-Chairs fa-
stößen umher,
orgensfahrt noch
war offen und
ine Polka. Im
ekostüm, einige
er letzten Scene
ne amerikanische
ich sie hier zu
i uns aber nie

gesehen habe. Um $4\frac{1}{2}$ erscholl der Gong und der schwarze Kellner-
rinnenches erwartete uns schon an der Spitze seines Chors am Ein-
gang des Speisesaals, und becomplimentirte uns zum Frühstück,
das bereits mit allen seinen verschiedenen Backwerken und Fleischge-
richten auf der langen Tafel für und fertig stand, und das von
uns in zwei Minuten bei Seite geschafft wurde, damit wir noch
zwei Minuten übrig behielten, um zu den „Cars“ zu eilen und
unsere Wagensitze zu erobern. Alle diese Manöver wurden auch
pünktlich ausgeführt und Schlag fünf Uhr rollten die „Karren“ mit
uns in nördlicher Richtung davon.

Ich hatte eigentlich gar nicht viel mit den „Cars“ im Sinne
g'habt. Meine Plane waren vielmehr auf Whitehall, auf das süd-
lichste Ende des langen Champlainsees, gerichtet gewesen. Dort wollte
ich mich einschiffen und dann diesen ganzen interessanten See von
einem Ende zum andern befahren. Aber dieser hübsche Plan
scheiterte an einer gegen mich geschmiedeten Intrigue. Ich verlangte
wirklich mein Eisenbahnbillet ansangs nur bis Whitehall. „Schr
wohl, mein Herr,“ sagte der Eisenbahnbilletverkäufer, „hier ist Ihr
Billet. Aber was wollen Sie in Whitehall?“ — „Mit dem Dampf-
schiff auf Lake Champlain weiter gehen.“ — „Aber sind Sie denn
sicher, daß dort ein Dampfschiff abgeht?“ — „Ja, lieber Gott, man
hat es mir gesagt, und ich sehe es in meinem Railroad- und
Steamboat-Guide gedruckt. Uebrigens werden Sie selbst mir dieß
am allerbesten sagen können.“ — „Wir? ach nein, wir sind Ver-
monter und Newyorker Eisenbahnmänner. Die Dampfschiffe gehen
uns nichts an. Wir wissen nichts davon. Taylor, können Sie
diesem Herrn sagen, ob heute von Whitehall, wenn der Zug dort
ankommt, ein Dampfschiff nach dem Norden weitergeht?“ — Taylor:
„Ich weiß nichts davon.“ — Ich: „Macht nichts, ich will aber
doch nach Whitehall. Ich muß Lake Champlain sehen.“ — Vermont-
und Newyork-Eisenbahnbilletverkäufer: „Ganz wie Sie wollen,

mein Herr. Hier ist Ihr Billet nach Whitehall. Aber geben Sie Obacht! Wenn Sie dort die in ihrem Guide gedruckten Dampfschiffe nicht finden, und wenn Sie auf die Ankunft derselben bei den jetzigen neblischen und unsicheren Wetterzuständen heute und morgen vergebens warten müssen, und Ihr Geld und Ihre Zeit dabei verlieren, so machen Sie uns nicht dafür verantwortlich. Wir haben Sie gewarnt. Wir waschen unsere Hände in Unschuld."

— Taylor: „Es ist baarer Unzum, mein Herr, in dieser Jahreszeit auf Dampfschiffen den Lake Champlain befahren zu wollen. Sie laufen Gefahr für Geld und Zeit. Viel besser, Sie schließen sich uns an. Wir bringen Sie in sechs Stunden durch ganz Vermont nach Burlington, wo Sie den Lake Champlain auch wieder finden.“ — Kurz, der Deutsche wurde übertölpelt, gab drei Dollars mehr und war, wie gesagt, Schlag fünf Uhr in der Direktion nach Burlington eingeschifft.

Wir fuhren durch die freundlichen Landschaften, die bis über Troy hinaus das obere Ende des hier auslaufenden Hudsons umgeben. In der Nähe von Troy nimmt jene prachtvolle Erdkluß und Wasserrinne, die man den Hudsonstuß zu nennen beliebt hat, in schnellem Tempo sowohl an Tiefe, als an Breite ab; und während sie bei Albany noch im Stande war, großen und zahlreichen Schiffen hinreichende und geräumige Wassertiefe und Breite zu gewähren, ist sie schon fünf deutsche Meilen oberwärts kaum mehr im Stande, eine kleine Barke zu tragen. Da man kann die Wasserrinne hier zu Zeiten im Sommer wie einen Bach durchwaten. Will man die Sache recht streng geographisch auffassen, so muß man sie sich so vorstellen: Einige wenige englische Meilen oberhalb Troy hört der zwitterhafte, halb flüß-, halb meerarmartige Naturkanal völlig auf, und hier in seiner nördlichsten Spitze stürzen sich zwei kleinere Flüsse in denselben und füttern ihn mit süßem Wasser. Der eine, der sogenannte Mohawk, kommt aus Osten, der andere,

Aber geben Sie drückten Dampf-
st der selben bei
iden heute und
und Ihre Zeit
ntwortlich. Wir
e in Unschuld.“
n dieser Jahres-
zu wollen. Sie
Sie schließen sich
h ganz Vermont
wieder finden.“
zai Dollars mehr
ektion nach Bur-

n, die bis über
n Hudsons um-
huelle Thalflus-
ien beliebt hat,
e ab; und wäh-
und zahlreichen
d Breite zu ge-
rcts kaum mehr
kann die Was-
ch durchwaten.
lassen, so muß
Meilen oberhalb
märtige Natur-
ige stürzen sich
süßem Wasser.
n, der andere,

den man als Fortsetzung des Hudson und als identisch mit ihm an-
zusehen und daher auch wieder „Hudsonfluß“ zu nennen beliebt hat,
aus Norden. Doch hat dieser kleine, sogenannte obere Hudsonfluß,
den man, wie gesagt, an vielen Stellen durchfahren, durchqueren,
durchwaten kann, in seiner charakteristischen Wesenheit so wenig mit
der unteren großartigen Thalflust zu thun, wie ein Wasserbrüm-
lein, das man in einen langen Fischweiher anstreppeln läßt. Wir
kamen ganz nahe an der äußersten Spitze der Hudsonflust und bei
dem Punkte der Vereinigung der Gewässer vorüber, und es war
mir außerordentlich leid, daß ich diesen interessanten Punkt nicht
näher in Augenschein nehmen konnte. Wie die Wasserrinne des
oberen Hudson und des Mohawk (welchen letztern ich in den soge-
nannten Cohoes Falls von einer Felsenbank in das Hudsonbett
hinabfallen sah), so vereinigen sich hier auch zwei der merkwürdig-
sten Verkehrsbahnen Nordamerika's. Nördlich dem kleinen Hudson
folgend und auf Lake Champlain zueilend, zweigt sich ein ganzes
Bündel von Eisenbahnen, Chausseen und Kanälen ab, um dadurch
den St. Lawrence und Canada zu erreichen. Sie bezeichnen die ge-
radeste und direkteste, von der Kunst unterstützte Naturstraße zwischen
dem Hauptlebenspunkte der Union und dem untern St. Lawrence-
thale. Ein eben solches, aber noch bedeutungsvoller Bündel von
Kanälen, Straßen und Eisenbahnen folgt dem Mohawkthale und
zweigt sich ostwärts ab, auf den Eriesee, auf Übercanada und den
fernen Westen zielend. Beide Straßengruppen entladen sich hier in
den unteren Hudsonspalt.

Von allem, was Menschenhände und Natur hier an einander
geknüpft haben, sind die beiden bedeutendsten und interessantesten
Dinge der erst genannte untere Hudson, als ein Naturwerk, und
dann der berühmte Eriekanal, als eine menschliche Veranstaltung.
Von jenem habe ich mehr gesehen und gesprochen, von dem Erie-
kanal habe ich nur die beiden Enden, das eine bei Troy und

Alabama, und dann später das andere bei Buffalo geschen. Doch habe ich viel über diese Herkulesarbeit gelesen und gehört. Das Interessanteste, was ich davon weiß, habe ich von einem vorzülichen und angesehenen Herrn in New York, der ein Hauptförderer dieses Werks gewesen ist, und der mir eine kurze politische Geschichte seiner allmählichen Ausbildung mittheilte. Ich sage „politische“ Geschichte, denn fast alle großen technischen Arbeiten in Amerika, alle Kanal-, Eisenbahn-, Brücken- u. s. w. Bauten haben das Eigenthümliche, daß sie neben den technischen Schwierigkeiten auch politische Beewirrungen und Hindernisse zu überwinden haben, und da wir hier nun gerade auf der Vermonter Eisenbahn, die einstweilen außer vielen, zwar ganz gefälligen, aber einander sehr ähnlichen Landschaften nichts Außergewöhnliches darbietet, hinrollten, so mag ich im Vorüberfahren zwei Worte darüber verlieren.

Wir Deutschen sind daran gewöhnt, daß, wenn ein Kanal oder eine Brücke, oder etwas der Art nöthig wird, die Regierungen dies für uns erkennen und die Behörden darüber für uns Entscheidungen und Entschlüsse fassen, und daß die Sache, wenn man sie zweckmäßig findet, dann auch ruhig und stille vorschriftsmäßig ausgeführt wird. Es klingt uns ganz wunderlich, wenn man uns sagt, daß hier über eine Kanalarbeit außer den betreffenden Ober-Wassercommunicationsbehörden und den dabei angestellten Ingenieuren auch noch ein Paar Millionen andere Leute sich den Kopf zerbrachen, daß bei der Ausführung eines solchen Unternehmens die ganze Staatsbürgerschaft sich in zwei Parteien spaltete, daß diese Parteien auf dem Forum ihre Debatten und Kämpfe hielten, daß das Staats Schiff selbst darüber in Sturm und Gefahr geriet, und daß am Ende sogar die Staatsverfassung erst geändert und umgeschmolzen werden mußte, bevor man den Graben und die Bassins auszuuhöhlen im Stande war. Und doch treten diese Fälle in Amerika, wie gesagt, fast immer nicht etwa nur bei großen Prinzipienfragen,

bei direkten Berathungen über Verfassungsangelegenheiten in den legislativen Körpern selbst, sondern auch ganz gelegentlich bei solchen Kanal-, Brücken- und Wegebauten ein.

Eine gründliche und eingehende Geschichte des Eriekanals würde geeignet sein, ein recht helles Licht auf die amerikanischen Verhältnisse zu werfen. Ich kann hier, wie gesagt, nur zwei Worte darüber verlieren, um den deutschen Leser, der mit mir, wie ich hoffe, noch auf vielen amerikanischen Kunswegen reisen wird, auf diese interessante politische Seite, die ihre Geschichte darbietet, aufmerksam zu machen und ihn zu weiterem Nachforschen zu veranlassen.

Einen kleinen, schmalen, untiefen Eriekanal durch das ganze Land vom Hudson bis zum See Erie gab es schon seit 1806. Er konnte nur kleine Barken und geringe Ladungen tragen. Man betrachtete ihn zwar im Anfange dieses Jahrhunderts als etwas Großes. Da aber Waaren und Menschen aus Osten und Westen bald in ganz unerwarteter Fülle herbeiströmten, — in Amerika übertreffen fast immer die Erfolge alle Gewartungen und vorgängigen Berechnungen, — so fing man nach wenigen Jahren an einzusehen, daß dieser alte Eriekanal ein höchst schwaches Werk sey, das dem anstwellenden Verkehre in keiner Weise entspreche. Es wurde die Nothwendigkeit fast allgemein anerkannt, daß man das alte Werk bedeutend erweitern, den Kanal für große Schiffe austiefen, ihn und alle seine Schleusen und speisenden Bassins ausdehnen, daß man ihn völlig neu umschmelzen müsse. Daraüber waren Alle einig, aber über das Wie der Ausführung entstanden alsbald verschiedene Ansichten und Parteien.

Die sogenannte demokratische Partei, die überall für Sparsamkeit ist, und daher oft auch, wie alle allzu sparsamen Leute, engherzig wird, mithin auf sehr ungeschickte Weise für den Beutel des Volkes sieht, war der Meinung, daß die Ausführung eines so kolossalen Werks, die viele Millionen kosten würde, nur allmälig

vor sich gehen dürfe. Man solle die ~~Staatalzölle~~, so schlägen die demokratischen Führer vor, etwas erhöhen, solle die vermehrten Einkünfte zusammensparen, und dann nach und nach mit diesen Ersparnissen ein Stück nach dem andern nach dem neuen Plane ausarbeiten. So würde sich das Werk selbst bezahlt machen und durch eigene Kraft umgestalten, ohne den Beutel des Volks und die Staatskasse mit neuen, unerhörten Ausgaben und vielleicht gar mit Schulden zu beschweren.

Die conservative Partei dagegen, die sogenannten Whigs, die immer in der Union einen größern Horizont überblicken, die überall für durchgreifende Ausführung großartiger Reformen gestimmt sind, und auch meistens die Zukunft und Tragweite des Aufschwungs aller Dinge richtiger schägen und minder ängstlich darüber denken, war der Meinung, das Werk müsse sofort und mit Energie angefangen werden. Man dürfe, wenn es nötig sey, selbst das Schuldenmachen nicht scheuen. Die Entwicklung des Verkehrs in der Richtung nach Westen sey so vielversprechend, die Strömung daher so mächtig anschwellend, daß man bald im Stande seyn würde, alle Schulden zu decken, und auf direkten wie auf indirekten Wegen sämmtliche Auslagen doppelt und dreifach dem Staate und Volke zurückzuführen. Auf dem von den Demokraten vorgeschlagenen Wege würde man noch ein halbes Jahrhundert bis zur Beendigung der Arbeit zu warten haben, und der alte, enge ~~Staatal~~ würde so lange als eine Fessel und Hemmniß auf der Verkehrsbewegung lasten. Man solle dieser schnell Thor und Thüre öffnen, damit sie frei und reichlich und ergiebig lohnend herbeiströme.

Die beiden Parteien kamen darüber aneinander und kämpften ein Paar Jahre lang in Journalen, in Flugschriften, in den legislativen Körpern, auf den Plaformen der Markredner und bei allen Wahlversammlungen. Eine Zeitlang behielten die Demokraten, die das Volk mit der Größe der von der Gegenpartei verlangten Summen

schreckten, das Ruder in Händen, und die Kanalarbeit wurde von ihren Gouverneuren und Staatsmännern in der vorgeschlagenen Weise begonnen. Da es äußerst langsam ging, da die Wünsche der Handelswelt immer lauter wurden, da der Verkehr beständig zunahm, so wandte sich dann für eine Zeitlang die öffentliche Meinung zu Gunsten der Gegenpartei, und nun ergriffen auf eine Zeitlang die Whigs das Regiment. Heute wurden nun mit frischem Muthe Anteihen aufgenommen und fähn gebaut und gegraben, und in der Periode von sechs Jahren, die sie sich in dem Sattel hielten, wurde ein bedeutendes Stück des Kanals vollendet. Doch hörten die Demokraten nicht auf, in ihrer Weise zu minieren und zu wirken. Sie schalteten ihre Gegner Schuldenmacher und Verschwender, sie prophezeiten eine völlige Zerrüttung der Staatsfinanzen. Sie bewiesen, daß, wenn zwar der Verkehr in unerwarteter Weise zunähme, doch auch die Kosten des Werks alle anfänglichen Berechnungen übersteigen, und daß mit dem Fortschritte desselben fast geringere, immer neue und schwerere Lasten auf die Staats- und Volkskasse gewälzt würden. Es gelang ihnen, die Leute abermals ängstlich zu machen, auf den Wahlplätzen die Ueberhand zu gewinnen, ihre Gegner in die Minorität zu jagen, und mit Hülfe des Eriekanal-Kostengeschrei's selbst wieder in den Sattel zu kommen.

Acht Jahre lang schlich nun wieder der Kanal so langsam wie früher dahin. Es wurde daran so wenig als möglich gethan, um dem Volke das Regiment der Partei so leicht und so sparsam als möglich erscheinen zu lassen. Endlich machten die Conservativen, die dabei die wesentlichen Interessen des Handels nicht nur von New-York, sondern von ganz Amerika leiden und die Zukunft gefährdet sahen, einen allgemeinen Sturm. Es gelang ihnen, natürlich nicht nur mit bloß vom Erie-Kanal hergenommenen Argumenten, — in solche Wirbel werden dann natürlich auch viele andere Dinge hinzugezogen und hundert scheinbar fernliegende Fragen in Anregung

gebracht — es gelang den Whigs, sage ich, mit Anwendung aller ihnen zu Gebot stehenden Mittel einen großen Sieg zu erringen, die Verfassung des Staates Newyork, die Art der Wahl der Gesetzgeber zu ändern, und zugleich dadurch selbst wieder an die Spitze der Leitung der Angelegenheiten zu kommen. Und diesmal blieben sie denn auch so lange am Ruder, bis sie das große Werk in ihrer Weise völlig oder wenigstens beinahe völlig zu Ende bringen konnten. Es fehlt jetzt (1854) nur noch ein kleines Stück, und obgleich dieses kleine Stück noch immer fehlt, so haben sich doch schon jetzt die Ansichten der Whigs glänzend bewährt. Von einer Furcht vor Verschuldung ist nicht mehr die Rede, und alle Ausgaben und Kosten sind längst auf direkte wie auf indirekte Weise in die Beutel des Volks zurückgeslossen. Es ist daher jetzt auch zur Vollendung des Ganzen ganz gleichgültig, ob Whigs oder Demokraten das Regiment führen; denn auch die letztern müssen nun das Werk in der energischen Weise ihrer Gegner zu Ende bringen.

Wir fuhren so ziemlich durch die ganze Längenerstreckung des kleinen Staates Vermont. Er ist nicht ganz 200 Meilen lang und circa 60 Meilen breit, und sein Gebiet ist zwischen dem langen See Champlain im Westen und dem Fluss Connecticut im Osten eingeklöst. Er ist in dieser, so wie auch in vieler anderer Beziehung ein wahrer Doppelgänger seines östlichen Nachbarstaates New-Hampshire, dessen Gebiet ungefähr in derselben Größe und mit derselben Proportion sich von Süden nach Norden längs des Connecticut hinausstreckt. Auch Vermonts noch sehr junge Geschichte ist innig mit der von New-Hampshire verwachsen, und man kann es im Ganzen als eine Tochtercolonie der alten Provinz betrachten. Neuenglische Ansiedler aus New-Hampshire kamen etwas vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts über den Connecticut herüber und bauten sich in den Thälern der jenseits gelegenen „Grünen Berge“ an. Der Name dieser grünen Berge (verts monts) ist schon sehr

Anwendung aller
sieg zu erringen,
Wahl der Ge-
wer an die Spize
diesmal blieben
große Werk in
zu Ende bringen
eines Stücks, und
in sich doch schon
Von einer Furcht
e Ausgaben und
ise in die Bentel
zur Vollendung
kraten das Regi-
das Werk in der

generstreckung des
Meilen lang und
dem langen See
im Osten einge-
derer Beziehung
staates New-
sße und mit der-
igs des Connec-
ge Geschichte ist
d man kann es
vinz betrachten.
etwas vor der
ut herüber und
Grünen Berge"
) ist schon sehr

ali, und man findet ihn bereits auf den frühesten französischen Kar-
ten von Canada aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Er ist
offenbar französischen Ursprungs, und es ist sehr wahrscheinlich, daß
schon der berühmte kanadische Gouverneur und Reisende, der Ent-
decker und erste Fahrer des Champlainsee's, ihn erfunden und
mitgetheilt habe. Ganz deutlich sieht man von der Oberfläche jenes
See's aus die Haupt- und Centralkette der grünen Berge vor sich,
und der fleißige Kartenzeichner Champlain, als er sie mit grünem
Walde bedeckt so deutlich vor sich sah, ließ sie gewiß nicht ohne
Namen. Der Name „Grüne Berge“ mußte dem Franzosen zum
Unterschiede von den höheren Gebirgen im Osten des Connecticut,
deren mit Schnee bedeckte Gipfel man schon frühzeitig von dem See
aus gesehen hatte und längst „Weiße Berge“ (*les Monts blancs*,
jetzt „White Mountains“) zu nennen gewohnt war, sehr passend
erscheinen. Ich bin überzeugt, daß der Name „Grünberg“ hier
hauptsächlich im Contraste mit den benachbarten „Weißbergen“, einem
Contraste, der sich in so großer Nachbarschaft darbot, entstanden ist
und sich auch gehalten hat.

Das ganze kleine Land Vermont ist durchweg gebirgig und
gleicht den Schweizer Kantonen, die am Fuße der Alpen liegen.
Auch seine höchst merkwürdige Geschichte bildet eine auffallende Pa-
rallele mit der Geschichte einiger Schweizer Kantone. Wie das
Pays de Vaud, wie Tessin ihre übermächtigen Nachbarn hatten,
von deren Herrschaft und Übergewalt sie sich befreiten; so hatten
auch die Ansiedler, die sich in den herrenlosen grünen Bergen zer-
streuten, dort anbauten, wohnten und kleine Gemeinden bildeten,
erst ihren Mutterstaat New-Hampshire und dann die noch zudring-
licheren Ansprüche des übermächtigen Newyork zu bekämpfen.
Schon vor der Zeit der amerikanischen Revolution, als Newyork
noch eine englische Provinz war, machten die Bewohner dieser Pro-
vinz Ansprüche auf das jenseitige Gebiet von Vermont und behaupteten,

daß es innerhalb der alten ihnen von den englischen Königen gesteckten Grenzen liege, daß aller Grund und Boden dafelbst ihnen eigenhümlich angehöre, und daß die von New-Hampshire hergewanderten Colonisten daher unberechtigte Einbringlinge seien und ihre bereits seit lange cultivirten Acker noch einmal von den Newyorkern zu kaufen, so wie auch der Jurisdiktion und Oberherrschaft derselben sich zu unterwerfen hätten. Die Vermonter Gebirgsbewohner thaten sich nun zur Vertheidigung ihrer natürlichen Rechte, die sie durch Cultivirung und Anbau der Wildnis schwer genug errungen zu haben glaubten, zu Massenverbindungen zusammen und bildeten eine Art von Eidgenossenschaft für sich, die den unbilligen Ansprüchen Newyorks und den Vorschriften der Könige von England Trotz bot. Es entstanden daraus gegenseitige Feindseligkeiten und kleine Bergversteckkriege. Bewaffnete Mannschaften rückten von Newyork her herein und die Gebirgsbewohner leisteten ihnen bewaffneten Widerstand, und es kam zu blutigen Scharnischeln. Dieser Zustand dauerte fort, als inzwischen die amerikanische Revolution eintrat, und durch sie sind Newyork, so wie die andern ehemals englischen Provinzen zu unabhängigen, souveränen Staaten erhoben wurden. Die Vermonter Ansiedler, die sich bei den Feindseligkeiten mit Newyork enger aneinander geschlossen hatten, erklärten nun auch offen ihre Unabhängigkeit und bildeten unter sich einen souveränen Staat, den indeß weder England noch Newyork noch auch die die sogenannten „Vereinigten Staaten“ anerkantten. Auf dem Congress war die Stimme des mächtigen Newyorks gegen das kleine Vermont überwiegend, und für lange blieb die von Newyork aufgestellte Ansicht, daß Vermont ein gegen seine begründete Autorität rebellirender Gebietsanton sei, die herrschende. Blutige Conflikte dauerten fort; man machte bei vielen oft wiederholten Ueberfällen gegenseitig Gefangene, die in Newyork als Rebellen eingekerkert und in Vermont als gierige Groberer hart bestraft wurden. Indes

hielt sich das kleine Vermont noch fast zwei Jahrzehnte lang tapfer bei seiner Selbstständigkeit, regierte sich ohne Union und ohne Kongress für sich allein, und neigte sich zuweilen sogar, um sich vor Newyork zu retten, zu Canada und dem britischen Gouvernement hinüber. Da endlich seine Ansiedlung sich bedeutend mehrte, da in Newyork die alte Ländergier sich minderte, und der Kongress auch jenen langen Zwiespalt, der in der Nachbarschaft von Canada vielleicht gefährlich werden konnte, beseitigt wünschte, so wurden denn endlich im Jahre 1791 die Deputirten von Vermont auf dem Kongress zugelassen, und diese Gebirgsbewohneriedgenossenschaft als ein gleichberechtigter Staat in die Union aufgenommen.¹

Seit dieser Zeit innerer Beruhigung haben sich nun alle kleinen Thäler und Bergabhänge des Kantons immer mehr mit Anwohnern erfüllt. Eine Menge kleiner Städte sind emporgewachsen, und einige von ihnen haben besonders in Folge des stets wachsenden Verkehrs und Durchzugs nach Canada ziemlich bedeutend an Bevölkerung zugenommen. Im Ganzen hat aber auch in dieser Beziehung Vermont den Charakter eines Gebirgskantons noch nicht verlängnet. Der Zuwachs der Bevölkerung ist seiner versteckten Lage und seiner verhältnismäßig nicht bedeutenden Fruchtbarkeit wegen bei weitem nicht so groß gewesen, wie in andern Staaten der Union; auch haben sich

¹ Wer begierig seyn sollte, diese ganze höchst merkwürdige Geschichte von Vermont, die so sehr an die Geschichte der Schweizer Kantone erinnert, verständlicher und besser dargestellt zu sehen, den erlaube ich mir auf das Werk des trefflichen Professors Badock Thompson: „History of Vermont, natural, civil and statistical. Burlington 1853“ zu verweisen. Es ist eine sehr vollständige, ausgezeichnete und höchst interessante Arbeit. Und namentlich ist darin die Geschichte der langwierigen Wirren zwischen Vermont, New Hampshire und Newyork auf eine äußerst unparteiische, klare und kündige Weise, ich möchte sagen meisterhaft dargestellt. Ich konnte dieses Buch, nachdem ich es einmal zu lesen begonnen, nicht aus den Händen legen, bis ich es beendigt. Es gibt, selbst bei uns, noch nicht viele kleine Staaten, denen ein so nach allen Seiten hin gerüttelndes Werk gewidmet wurde, wie Professor Thompson eines seinem kleinen Vaterlande zum Angebinde gemacht hat.

hier keine großen überwiegenden und völkerwimmelnden Marktplätze und Verkehrszentren ausbilden können. Fast die ganze Bevölkerung ist in kleinen Ortschaften und Städtchen vertheilt. Aber aus diesen neuenglischen Kleinstädtern gehen die Großstädter des Westens hervor, die Staatengründer am Ohio und Mississippi, die Erbauer von Buffalo, Chicago, Detroit, St. Louis und die andern Metropolen des großen zukünftigen Westreiches. Es sind äußerst friedliche, nette, reinliche kleine Orte, in den anmutigen Thälern und Bergen des Landes zerstreut. Man kann sie mit dem Hinblick auf ihre welthistorische Bedeutung nicht ohne die größte Theilnahme betrachten; sie liegen so still und ruhig da wie Bienenförde, die schon geschwärmt haben, und stehen im größten Kontraste mit dem stets wogenden Gewühle der Städte des Westens, an die sie ihre unruhigen Elemente abgegeben haben; sie sind wie die Lager und Dörfer der Indianer, nachdem die „jungen Leute“ in die Ferne auf Jagd und Krieg ausgezogen sind. Sie erinnerten mich auch zuweilen ein wenig an unsere sächsischen Erzgebirgsstädte, denn wie dort bearbeiten sie mühevoll den wenig ergiebigen Boden ihrer felsigen Nachbarschaft. Und wie dort gibt es in jedem von ihnen, jedoch in den andern neuenglischen Staaten noch häufiger als in Vermont, irgend einen kleinen Industriezweig.

Auch an Steinbrüchen mancherlei Art haben sie hier wie in unseren sächsischen Bergen einen großen Überfluß. Ein großer Theil der Steine, aus denen die prachtvollen Häuser des „Broadway“ und der fünften „Avenue“ in Newyork gebaut worden, kommt von hier. Namentlich werden hier in den Vermonter Bergen auch die großen Marmorblöcke gewonnen, aus denen die Reichen von Newyork und Philadelphia ihre Paläste bauen. Rutland, eine der kleinen Hauptstädte des Landes, sah ich von vielen solchen Marmorbrüchen umgeben, bei denen die schönen weißen Quadere in breiten Haufen aufgeschichtet lagen. Die Farbe dieses Vermonter Marmors ist

en Marktpläze
ge Bevölkerung
ber aus diesen
Bestens hervor,
Erbauer von
en Metropolen
iedliche, nette,
ad Bergen des
s ihre welthi-
ne betrachten;
on geschwärmt
ets wogenden
nruhigen Ele-
örfer der In-
auf Jagd und
tilen ein wenig
bearbeiten sie
Nachbarschaft.
n den andern
irgend einen

hier wie in
großer Theil
adway" und
kommt von
gen auch die
en von New-
ie der kleinen
armorbrüchen
rten Haufen
Marmors ist

meistens hell, doch gibt es auch bläulichen, röthlichen, ganz gelben, fleischfarbigen, aufs manigfaltigste variiert. Diese Marmorbrüche sind zwar schon lange dürtig bearbeitet worden, aber erst in neuester Zeit haben die Eisenbahnen, die vom Hudson jetzt höher führen, wie Zauberthüren belebend auf sie eingewirkt, und die Berge haben überall ihren Mund geöffnet und ihr weisses bis dahin verborgenes Marmorgebiß gezeigt. Das „Marble-Business“ ist bestimmt eine der wichtigsten Ressourcen des Staates zu werden.

In den letzten Jahren, wo die Geologen den Boden überall aufwühlten, wo man nach Californiens Vorgänge an hundert andern Plätzen in der Welt Geld witterte, ist denn auch in Vermont eine goldhaltige Region entdeckt worden. Doch ist dieses Faktum interessanter für die Geologie, als für die Staatswirtschaft, weil der kostbare Stoff so dünne vertheilt erscheint, daß es sich nur selten lohnt, mit regelrechten Bergwerken auf seine Ausbeute hinzuarbeiten. Für die Geologen ist aber die Vermonter Entdeckung, die auch von den kanadischen Geologen durch ihr Gebiet weiter verfolgt wurde, höchst merkwürdig. Es stellt sich nun als ein unbestweifeltes Faktum heraus, daß nicht bloß durch die Mitte der grünen Berge, sondern überhaupt durch das ganze große östliche Gebirgssystem der Vereinigten Staaten ein äußerst eigenthümlicher schmaler goldhaltiger Formationsstreifen wie eine Ader hindurchzieht. Derselbe ist aus Serpentin, Seifenstein und Steatit zusammengesetzt; er geht nordwärts von Vermont mehrere hundert Meilen durch Canada in der Richtung von Quebec, und südwärts läuft er über den Hudson nach New-york, und weiterhin durch die gesammten Alleghanys bis nach Südkarolina hinab. Es ist merkwürdig genug, daß man jetzt fast auf der ganzen bezeichneten Linie gleichzeitig die Augen für dieses edle Metall geöffnet hat. In Vermont fand man Stücke Goldes von mehreren Unzen, eines sogar von $8\frac{1}{2}$ Unzen Gewicht; in Canada noch viel grössere und zahlreichere, die auf dem geologischen Museum

in Montreal aufbewahrt sind. Aus Süd-Carolina haben uns die Zeitungen Ähnliches über Gold- und auch über Silberfunde berichtet. Dort überließ man sich, wie es scheint, großen Erwartungen. In Vermont aber glaubte man, daß das Muttergestein des Goldes, die schönen Steatiten und Serpentine, dem Volke und Staate weit nützlicher und wichtiger werden möchten, als das edle Metall selbst, das sie tragen.

Als wir von dem hübschen in einem weiten Bergfessel gelegenen Ruitland abfuhrten, setzte sich ein junger Mann von ungefähr 30 Jahren zu mir und knüpfte nun auf die gewöhnliche Weise und mit den herkömmlichen Fragen: Wer sind Sie? Woher kommen Sie? Wohin wollen Sie? Wie gefällt Ihnen unser Land? usw. ein Gespräch mit mir an. Es war einer von jenen langbeinigen, langarmigen, langfingerigen, vorn etwas übergeogenen Figuren, mit etwas leicht gekrümmtm Rücken und schwach gesenktem Haupte, wie einer, der gegen den Wind angeht, mit hervorragender Nase, mit kleinen Augen, mit schlaffen Wangen und magerem Muskelwerke, mit kurzem Atem und offenem Munde, kurz es war ein vollständiger Neuengländer, ein Yankee und in specie ein Vermonter. Als die Reihe des Fragens an mich kam, erzählte er mir mit der den Yankee's eigenthümlichen Freude und fast geschwätzigen Mithilfsamkeit seine ganze Lebensgeschichte. Er war in einem Felsenthale der grünen Berge geboren, von armen Eltern, von neun Söhnen einer, diese jetzt alle in der Welt zerstreut. Durch verschiedene Geschäfte, bald dieses, bald jenes betreibend, hatte er sich in seiner Jugend durchgeschlagen, und hatte sich am Ende nach dem fernen Westen, nach Iowa „hinüber geschifft.“ Hier hatte er in einer wundervoll fruchtbaren Gegend und mitten in der schönsten Wildnis als Squatter gelebt, nach Herzenesträften gerodet und „geklirt,“ allerlei „Betterments“ gebaut, und

* „Betterments“ (Verbesserungen) nennen die Ausiedler die neuen Gebäude, die sie auf ihrem Grundstücke errichten.

aben uns die
ilberfunde be-
roßen Erwar-
Muttergestein
em Volke und
als das edle

kessel gelegenen-
gefähr 30 Zah-
e und mit den
i Sie? Wohin
i Gespräch mit
armigen, lang-
etwas leicht ge-
wie einer, der
z kleinen Augen,
t furzem Athem
Neuengländer,
die Reihe des
Yankee's eigen-
keit seine ganze
grünen Berge
diese jetzt alle
ist dieses, bald
eschlagen, und
a „hinüber ge-
n Gegend und
nach Herzene-
gebaut, und
uenen Gebäude.

hatte sich so ein „Preemptionrecht“¹ an einem paar hundert Acker
erworben, und diese dann auch am Ende glücklich zu einem mäßigen
Preise als sein Grundeigenthum acquirirt. Er sprach dies alles in
einer sehr heftigen Weise, indem er die Worte durch die Nase stieß,
mit dem eigenhümlichen Tone oder Accenten der Yankee's, den die
Engländer den amerikanischen nasal twang nennen. Er fragte
auch gar nicht darnach, ob ich ihn verstand oder nicht, und haspelte
nur seine Erzählung ab wie eine Spinnmaschine. Als er an die
Schilderung des Westens und der Fruchtbarkeit der Marschen Iowa's
kam und darüber in einen etwas prahlerischen Enthusiasmus gerith,
verstand ich ihn kaum mehr und faßte nur zuweilen hie und da eines
der stets in seiner Rede wiederkehrenden Worte: „crops, farms,
manure, cattle, big ognions, fat porks“ &c., die ich mir dann
mit etwas „guessing“ dahin zusammensegte, daß die Ernten in
Iowa enorm ergiebig, die farms „first rate“ (famos) seien, daß
manure gar nicht nöthig sey, daß Vieh aber sich wie Sand am
Meere mehre, daß spätkalte Zwiebeln, nachdem man sie gepflanzt,
sieben Jahre lang von selbst im Boden fortwuchern, und daß die
Schweine so fett werden, wie „irgend welche in der ganzen Welt.“
Mein Gefährte zeigte dabei auf die mageren Schweine in Vermont,
die wir hie und da am Wege sahen, auf die Steinbrüche und die
dünnen Akterkrume des Landes, auf der seine zurückgebliebenen Lands-
leute mühsam ihr Brod sich erringen, und meinte, sie könnten nichts
bessereres thun, als sammt und sonders morgen am Tage aufzupacken
und nach Iowa zu ziehen, wo noch Raum für ein Dutzend Staaten
und Völkerschaften wie Vermont wäre. „Heute bin ich,“ sagte er
zum Schlusse, „hieher gekommen, um die einzige werthe Person, die
ich noch hier im Lande besitze, meine Mutter, im Städtchen Middle-
burg zu besuchen und sie nach Iowa auf meine Farm hinüber zu holen.“

¹ Preemptions- oder Verkaufsrecht erlangten die Squatter an dem Boden, den
sie bebauen, an dem sie aber zuvor kein Recht hatten.

Ich wollte ihm über die treffliche Gestaltung, die sich in dieser seiner letzten Mittheilung und Absicht an den Tag legte, etwas Beifälliges sagen; allein er ließ mir nicht die Zeit dazu. Denn nachdem er ausgesprochen hatte, erhob er sich, trampelte ein paar mal mit den Füßen, streckte die Glieder, gähnte ein wenig und nahm dann neben einem hübschen, jungen Mädchen, das auf der andern Seite des Wagens saß und zu dem er schon einige mal hinübergeschaut hatte, Platz. Es war ein allerliebstes, frisches Gesichtchen und ein schlankes, zierliches Figürchen. Von welchem Gewerbe, Stande, Range, aus welcher Klasse und Gesellschaft, das konnte ich nicht wissen, denn in Amerika sieht man dies den Leuten nicht so leicht an wie bei uns, wo Jeder mehr oder weniger gezeichnet ist. Vermuthlich war es eine Farmerstochter (Bauernmädchen). Sie war aber so nett, elegant und modisch gekleidet, daß sie auch eben so gut ein Professors- oder Geheimerathskind seyn konnte. Ein zierlicher Kranz Pariser Kunstblumen rahmte ihr seidenes Hütchen und ihre feinen, lebhaften Gesichtszüge auf eine recht geschmackvolle Weise ein, und sie war überhaupt von Kopf bis zu Fuß in solche rosige und lebhafte Farben gekleidet, wie es die Amerikanerinnen meistens sind. Bei uns würde man solche farbige, bunte Schönen so auffallend wie Papageien oder Kolibris finden. Hier ist es gewöhnlich und man muß ihnen lassen, sie wissen die zu einander passenden Farben sehr hübsch zu combiniren und stellen sich ganz zu ihrem Vortheil dar. Die Rosenfarbe und alle möglichen Schattirungen des Roth herrschen entschieden darin vor, und es ist möglich, daß sie ihrem etwas von Natur blässen Teint dadurch mehr Relief zu geben wünschen.

Da er sich im Lautreden nicht genierte, so merkte ich bald, daß mein Vermonter seiner Schönen dasselbe erzählte, was er mir vorgetragen hatte, die Geschichte seines Lebens, seiner acht Brüder, seiner Reiseabenteuer auf der Wanderung zum Westen, seines

Squatterthums, seines Ankäufs, seiner Rückkehr nach Vermont, und seiner schließlichen Absicht, „die einzige Person, an der er noch hänge,“ seine Mutter, nachzuholen. Dann hörte ich noch hin und wieder aus den einzelnen verständlichen Worten: „crops,“ „big onions,“ „manure,“ „fat pigs“ ic. heraus, daß er ihr eine eben so lebhafte, und, es schien mir, noch lebhaftere Beschreibung seiner Farm in Iowa mache.

Seine junge Vermonter Landsmännin hörten ihm mit großer Theilnahme zu, und fügte in sehr unbefangener Weise zuweilen einige freundliche und hübsch neugierige Fragen ein, die er immer sehr prompt beantwortete. Und als er endlich sagte, er wolle seine Mutter herabholen, brach sie ganz eifrig aus: „Ihre Mutter wollen Sie holen? O das ist schön von Ihnen!“ Und ich dachte bei mir: „die einzige Person, an der ich noch hänge.“ „Ja noch, mein wertester Yankee, noch die einzige. Aber sich dich vor, vielleicht findest du bald eine zweite! Vielleicht hast du sie schon gefunden!“ Das zierliche Körbchen, das die Kleine mit einigen Reiseeffekten gefüllt trug, hatte er ihr schon längst aus der Hand abgenommen, und hielt es in seinen langfingerigen Händen. Sein Reisehandbuch (Guide) lag längst auf ihrem Schoße und sie blätterte darin, um über einige Dinge, nach denen sie sich erkundigt hatte, nachzulesen. Und als wir so endlich auf der Station des freundlichen Städtchens Middleburg ankamen, da hing ihr Arm an dem seinigen. Er führte sie zum Wagen höflich heraus, denn Middleburg war sowohl sein als ihr Reisziel. Sie verschwanden mir auf ein paar Augenblicke, als sie sich zum Bagagewagen begaben, um ihre Reiseeffekten zu holen. Im Abfahren sah ich sie aber in der Menge noch einmal wieder. Ein Bursche, den er gedungen hatte, schlepppte seinen eigenen schweren Stoffer bei Seite. Er selber aber hatte sich über und über mit ihren Säckelchen beladen. Zu dem Körbchen waren ihr Shawl und Mantel, ihr Regenschirm,

ihr Reisesack und noch andere Dinge gekommen. Er schien mir ganz die Figur eines gejähmten Löwen zu machen, der sich ins Joch der Ehe schmiegen will.

Es ist zwar sehr möglich, daß ich dieß letztere mir nur einbildete, und daß die Geschichte nicht ganz so romantisch war, wie ich dachte. Denn bei dem ungenierten und zwanglosen Umgange, der zwischen jungen Leuten in Amerika zu herrschen pflegt, kann man beinahe nie wissen, ob ein schäkerndes Paar, das man vor Augen hat, schon zehn Jahre versprochen ist, wie deutsche Brautpaare, oder ob sie vor fünf Minuten Bekanntschaft mit einander gemacht haben, und ob die Liebesdienste und Höflichkeiten, die „Er“ „Ihr“ erweist, aus einem entflammtten Herzen kommen, oder ob sie nur solche gewöhnliche Dienstleistungen sind, wie sie hier jeder Mann jeder Frau erweist. Es ist aber auch eben so gut möglich, daß sehr bald der Pastor etwas mit meinem Paare zu thun bekommen kann. Obgleich ich zwar wohl glauben will, daß die jungen ausgewanderten Farmer zuweilen ihrer alten Mutter wegen ins Vaterland auf Besuch zurückkehren, so kommen sie doch gewöhnlich nebenher auch, um junge Wirthschafterinnen und eine Mutter für ihre eigenen Erben und Nachfolger hinüberzuholen. Hübsche Mädchen sind dort drüben im westlichen Männerlande selten, und hier in Neuengland, wo oft alle neun Brüder auswandern, sind sie im Überflusse. Es ist daher auch ein alltägliches Ereigniß, daß einer seine künftige Lebensgefährtin auf der Eisenbahn oder sonst wo irgend zufällig findet und sie „going-a-head“ entführt, und ich mag daher ganz recht gehabt haben, wenn ich die Geschichte mir so zurecht legte, wie ich es that, und wenn ich sie dem deutschen Leser als ein ländlich sittliches Reiseabenteuer mittheilte.

Es war auf dieser Fahrt mein Schicksal, noch mit einigen gepaarten Personen beider Geschlechter zu thun zu bekommen. Kurz

hinter Middleburg marschierten vier junge Männer mit hübschen, frischen, lachenden, heitern Mädchen am Arm in den Wagen herein. Sie gehörten, wie es schien, alle zu einer lustigen, durch Freundschaft und Scherze unter einander verbundenen Gesellschaft. Sie wollten alle acht neben einander sitzen, und um sich eine Gruppe von acht nachbarlichen Plätzen zu bilden, vertrieben die jungen Leute daher im Namen ihrer Damen mich, meinen Vormann und rücksichtigen Nachbarn von unsrer Sizie und batzen uns, anderswo Platz zu suchen. Wir thaten es gern, und mussten es auch nach den hier herrschenden Damenprivilegien thun. Allein mein Vormann war ein armer Patient, wie es schien, ein Fieberfranck, der vermutlich auch aus dem Westen kam und nicht so viel muntere Laune mitgebracht hatte, als jene vier Mädelchenentführer. Er sah im Gegenteil höchst elend und fast bejammernswürdig aus. Er hatte sich auf seinem Sitz eine Schlafstelle zurecht gemacht und war zu meiner Freude endlich sanft eingeschlafen. Als die muntern Damen, ihre Gesellschaft gruppierend, auch an dieses Zammerbild kamen, hoffte ich, sie würden den Schlaf und die Krankheit respektiren. Sie schienen anfangs wirklich auch dazu geneigt und zauberten ein wenig. Da sie sich aber weiter umblickten, ohne geeignete Sizie für sich entdecken zu können, so rüttelte endlich einer der Herren den Kranken ganz unbarmherzig aus dem Schlaf und zeigte ihm seine hübsche Dame. Der arme Fiebermann, als hätte er ein Schreckbild gesehen, raffte sich schnell auf, und wurde von uns dann zu einem andern Sitz transportirt. Es scheint mir wirklich, als ob die amerikanischen Damenvorrechte manchmal sehr hart seyn können. Gewiss machten sie jenen armen Passagier zum Märtyrer, der nun, vom Fieber geschüttelt, sich vergebens bestrebte, den sanften Schlaf wieder zu gewinnen, während die privilegierten Ladies scherzen und lachten.

VI. Burlington.

Burlington ist bei weitem die größte und bedeutendste unter den kleinen Städten Vermonts. Es hat jetzt über 6000 Einwohner, da unter allen übrigen nur eine einzige ist, die bis auf 4000 hinauf kommt. Nichts desto weniger ist Burlington nicht die Haupt- und Gouvernementsstadt. Man hat auch hier in Vermont nach dem Beispiel aller übrigen Vereinssstaaten nicht die größte, sondern eine kleinere Stadt, Montpellier, zum Sitz der Regierung, des Parlaments und der Oberbehörden gemacht. Und doch kann hier nicht der für Newyork und die andern großen Staaten angeführte Grund, daß die Volkshäuser und zügellosen Parteiuungen des Forumus eine Verlegung der Regierung aus den volksreichen in die kleineren Orte heilsam erscheinen lassen, geltend gemacht werden. Denn in dem kleinen Burlington kann der sogenannte „Mob“ nicht viel zügeloser und entarteter seyn, als in dem kleineren Montpellier. Vielleicht ist die Erklärung darin zu suchen, daß Burlington erst in neuester Zeit so bedeutend geworden ist, vorzüglich in Folge der blühenden Dampfschiffahrt auf dem Champlainsee, und in Folge des außerordentlich lebhaften, sich ausschwingenden Verkehrs mit Canada. Burlington liegt unmittelbar am See in einer reizenden Umgebung. Man sagt, daß es in dieser Hinsicht von keiner neuenglischen Stadt übertroffen werde. Die Bai des Sees, an die sich die Stadt lehnt, bildet einen trefflichen Hafen, ungefähr in der Mitte der Längenerstreckung des ganzen langen Wasserbassins. Wie die größte Stadt in Vermont, so ist es auch die Haupthandelsstadt am See, dessen vornehmste Lokalgeschäfte sich hier concentriren, und dessen kleine Schiffsschlössen hier aus- und einlaufen. Das Centralthal von Vermont, in dem auch Montpellier liegt, mündet hier aus. Es ist das Thal des Onion Rivers (Zwiebelflusses), der jetzt glücklicherweise

gewöhnlich wieder mit seinem alten, viel hübscheren indianischen Namen, der „Winuski,” genannt wird. Selbst in diesem kleinen amerikanischen Weltwinkel soll es Geschäftshäuser geben, die jährlich für 300,000 Dollars Waaren umsezzen.

In dem Wirthshause, in welchem ich mich hier eingekwartierte, fand ich wieder, wie in Albany, einen Neger an der Spitze seiner Kellnerinnen als Chef des Speisungdepartements. Ich bewunderte das stille und würdevolle Wesen, mit dem er seine Geschäfte leitete, und sprach mit dem Wirth über ihn. Dieser sagte mir, er achte seinen schwarzen Obermundschenken hoch. Er sei ein sehr sinniger und nachdenksamer Mann.“ Derselbe habe sein eigenes System und seine eigenen Gesetze in seinem Departement eingeführt, und er denke viel darüber nach, wie er es noch besser machen und welche Reformen er einführen könne. Er selber, der Wirth, lasse ihm ganz seinen freien Willen und finde nie Ursache zu klagen. „Ist er ein Flüchtling aus dem Süden?“ „Das weiß ich nicht,“ sagte der Wirth, „darüber habe ich nie mit ihm gesprochen. Seine Herkunft und frühere Geschichte ist mir ein Geheimniß, und ich berühre den Gegenstand nie. Ich habe aber noch einen andern Neger in meinen Diensten; das ist ein wahrer Onkel Tom, obwohl er nur die niedrigsten Dienste in meinem Hause als Holzhacker, Stiefelpuizer u., versteht. Er heißt T., und wenn Sie wollen, will ich Sie zu ihm führen.“ Ich ging in den Hof hinab und fand T. allein beim Holzhacken ganz eifrig beschäftigt. Er sprach etwas spanisch und mußte daher wohl aus dem Süden seyn. „Wie geht's, T.?“ „Recht gut, Herr!“ „Noch so fleißig?“ „Ja, ich habe viel zu thun. Die Holzkloben sind verwünscht zähe. Und dann habe ich diesen Abend noch allerlei andere kleine Geschäfte.“ „Nun, laßt Euch Zeit, T.!“ sagte sein Herr. — „Ja, Zeit lassen. Ihr habt gut reden. Fertig muß ich es Alles doch einmal haben. Laßt mich nur gewähren.“ „Wirklich,“ sagte der

Wirth, „ich kann ihn immer gewähren lassen. Der Mann ist jetzt längere Zeit bei mir im Dienste, und ich finde keinen Tadel an ihm. Er thut alle seine kleinen Geschäfte äußerst willig. Und gibt es nichts zu thun, so schafft er sich selbst ein Geschäft. Er ist immer so still für sich weg, wie Sie ihn jetzt sehen. Mit allen im Hause verträgt er sich exemplarisch, und mir gehorcht er wie ein Kind. Er ist äußerst fromm, geht so oft er kann in die Kirche, und führt immer Bibelsprüche im Munde. Auch bin ich überzeugt, er hat, während er da Holz hakt, stets biblische Dinge im Kopfe. Ich wiederhole es Ihnen, man hat oft die Möglichkeit eines Onkel Tom in Zweifel gezogen; aber ich für meinen Theil weiß, daß ich einen Onkel Tom in meinen Diensten habe.“ Da mir dies ein sehr verständiger und anscheinend sehr wohlwollender Mann sagte, der übrigens ein Yankee war, also keineswegs sich zu raschem Enthusiasmus neigte, so hatte sein Zeugniß bei mir kein geringes Gewicht.

Den Abend machte ich noch einige Besuche. Ein kleiner Bube von vierzehn Jahren zeigte mir Weg und Steg. Ich bemerkte, daß er Tabak kaute. „Was? du kaust schon Tabak?“ sagte ich. „Ja wohl, Herr, ich kaue Tabak. Ich rauche auch Cigarren.“ „Wie lange kaust du schon?“ „Schon vier Jahre. Das erste Stück, das mir ein Bube gab, spie ich aus, das zweite auch. Er sagte, ich solle es noch einmal probiren, und am Ende lernte ich es.“ „Leidet das deine Mutter?“ „Sie glaubt, ich kaue gar nicht. Zwar haben es ihr einige Leute hinterbracht, auch riecht sie es mir zuweilen an; aber wenn sie mich fragt, so verneine ich es immer geradzu.“ „Abscheulich, da lügst du ja!“ „Ja, mein Gott, Herr, soll ich ihr denn die Wahrheit sagen? Wenn ich das thäte, so würde sie mich schlagen!“ „Was ist denn das dort für ein großes Feuer? ist das ein Leucht- oder ein Freudenfeuer?“ „Nein, es ist eine Feuersbrunst, I guess.“ „Wo mag es seyn?“ „Ich weiß nicht, es geht mich nichts an (I do not care). Diesen Nachmittag

Mann ist jetzt
nen Tadel an
dig. Und gibt
t. Er ist im-
Mit allen im
cht er wie ein
in die Kirche,
ich überzeugt,
nge im Kopfe.
t eines Dunkel
weiß, daß ich
dies ein sehr
in sagte, der
ufchem Enthu-
nges Gewicht.
i kleiner Bube
bemerkte, daß
gte ich. „Ja
rren.“ „Wie
e Stück, das
Er sagte, ich
e es.“ „Ve-
nicht. Zwar
e es mir zu-
h es immer
Gott, Herr,
s thäte, so
ein großes
Nein, es ist
„Ich weiß
Nachmittag

ging auf dem See im Sturme auch ein großes Schiff unter. Die Masten bliesen ab. Nichts von den Waaren wurde gerettet.“ „Ging denn die Mannschaft auch verloren?“ „Ich weiß nicht, but I guess (vermuthe wohl).“ „Wem gehört denn das große Haus dort?“ „Bisher gehörte es Herrn H. Aber er ist jetzt kürzlich nach dem Westen aufgebrochen und hat viel Geld mitgenommen.“ „Er war wohl sehr reich?“ „Nein, er hatte viel Schulden, die er nicht zu bezahlen wünschte. Er schickte daher zuerst seine Frau und Kin-
der voran und gab ihnen sehr viel Geld mit. Nachher verkaufte er von dem Seinigen noch vieles im Stillen und unter der Hand und ging selber nach.“ Ei, du kleines Sodom und Gomorra! dachte ich bei mir selber, und wollte noch weiter darüber nachdenken, als ich eben bei dem Hause meines Freundes anlangte. Dort nahm man mich sehr freundlich auf, und meinen kleinen, nichts weniger als elegant gekleideten Burschen auch. Der Herr des Hauses bot ihm selbst einen Stuhl, da er vernommen hatte, daß er zu mir gehöre, und ließ ihn ganz republikanisch mit in Reihe und Glied setzen. Mein kleiner war auch von vornherein wie ein Gleichbe-
rechtigter mit ins Zimmer hereingetreten, und nachher, da es ihm zu kalt wurde, oder da er zu seiner Unterhaltung näher ans Feuer treten wollte, so rückte er mit seinem Stuhle ganz zum Ofen heran, mitten in die Stube und machte es sich sehr comfortabel. Mir war dies alles noch sehr neu, und ich dachte mir, daß bei uns jeder solche kleine dienende Geist ohne Zweifel vor der Thüre des Zim-
mers gewartet hätte oder doch in die Küche gegangen wäre. Nach-
her aber habe ich es noch oft erlebt, wie solche Leute hier zu Lande — freilich ohne alle plumpen Annahung, vielmehr sehr arglos — überall mit mir eintraten, mich introducirten und vom Hausherrn auch überall mit der größten Freyndlichkeit eingeladen und bedient wurden, ohne daß dabei eine gezwungene Selbstverlängnung im Spiele zu seyn schien.

Ich traf die trefflichen Damen dieses Hauses mit Nähern und Kleidermachen beschäftigt. Es war für arme französische Canadier aus der benachbarten Provinz. Diese Leute kommen aus ihrem minder geschäftreichen Lande (es ist Niedercanada gemeint) oft hierher nach Vermont, um Arbeit zu suchen. Wenn sie sie nicht finden, leiden sie oft Noth und Mangel, und sie bilden einen großen Theil der hiesigen Hülfsbedürftigen und Bettler. Sie gehen auch noch weiter nach Neuengland hinein. Sie dehnen ihre Ereufionen auch längs des ganzen Champlainsees aus und kommen bis nach Albany hinab, wo man zuweilen arme Canadier zigeunerartig herumziehen sieht. Einzelne werden sogar auf dem Hudson hinab bis Newyork geführt, in welcher Stadt überhaupt jetzt die canadische Colonie — nicht bloß die Bettler — sehr im Zunehmen begriffen ist. Auch die großen, schönen Dampfschiffe auf dem See Champlain, die ihrer ausgezeichneten Bauart und Einrichtung wegen selbst in Amerika berühmt sind, haben gewöhnlich eine französisch-canadische Mannschaft und Bedienung. Als Bedienung hat man diese gutmütigen, höflichen und äußerst gesättigten Leute besonders gern. Auch als Arbeiter sind sie gewöhnlich williger, jedenfalls billiger, als die anspruchsvollen Amerikaner. In gewisser Beziehung dient daher der See, den die Franzosen entdeckten, noch immer auch heutiges Tages ihren Nachkommen als ein Wohn-, Wander- und Durchzugsgebiet. Auch einzelne canadische Indianer ziehen noch jetzt diesen uralten Wanderweg des Landes nach Albany und bis Newyork hinab. Ehemals war es eine Kriegsstraße, auf der sie unzählige Male, von Franzosen angeführt, zum Süden hereinbrachen. Jetzt kommen sie nur als stille Krämer, mit Körbchen, gestickten Pantoffeln und andern kleinen Produkten ihrer Kunst beladen herein.

Am andern Tage führte mich ein kleiner, von gaßfreundlicher Hand geleiteter Einspanner in der Umgegend umher, und wir

bestiegen auch den hochgelegenen Thurm des Universitätsgebäudes, von dessen Spize aus man ein herrliches und vielgepriesenes Panorama überblickt. Im Osten hatten wir die ganze Reihe der „Grünen Berge,” davon das Land seinen Namen erhalten, in einer Entfernung von 20 bis 30 Meilen. Sie steigen bis über 4000 Fuß auf und gewähren einen recht imposanten Anblick. Ihre höchsten Spizen haben englische Namen: the Chin (das Kinn), the Nose (die Nase), Camels hump (Kameelsbuckel) &c. Ein Herr in Vermont hat mir aber gesagt, daß manche Liebhaber der indianischen Alterthümer und Geschichte sich viel Mühe gegeben hätten, ihre alten indianischen Namen wieder ausfindig zu machen. Es wären dabei auch zuweilen kanadische Indianer und ihre etwaigen Traditionen befragt und zu Rathe gezogen worden. Sehr wahrscheinlich haben sie auch einmal französische Namen gehabt, und diese, wenn etwas daran gelegen wäre, wären denn wohl eher wieder zu finden, als die indianischen. Zwischen den Bergen und dem See überblickt man ein anmutiges Hügelland. Jenseits des Sees im Osten thürmen sich aber wieder hohe Gebirge auf. Es sind die Adirondackketten im nördlichen Theile des Staates Newyork. Sie sind größtentheils kahl und gewähren einen wilden Anblick. Auch ihre Abhänge nach dem See zu sind nicht so bebaut und bevölkert, wie das Vermonter Seeland. Hinter den Bergen liegt ein großes, fast 3000 Fuß hohes Plateau, das ebenfalls noch ziemlich öde und zum Theil nur Jägern und Fischern bekannt ist. Es ist einer der am wenigsten besuchten und bewohnten Theile des Staates Newyork. Hier und da aber gibt es kleine Seen und in ihrer Nachbarschaft reizende Naturseenen, die aber nur von wenigen Leuten genossen werden. Die großen Verkehrsstraßen, die Lake-Champlainstraße im Osten, die Straße des Mohawk, Eriekanals &c. im Süden, und der große St. Lawrencestrom im Norden gehen rund um diese große terra incognita herum. Kein Hauptweg durchschneidet sie.

Beide Länder hüben und drüben, das Land der Grünen Berge und das der Anderondaggebirge, sind völlig von einander verschieden. Die lange Kluft des Champlainsees und seiner Fortsetzung bis zum Lorenzostrome macht für Thiere, Pflanzen und andere Naturphänomene einen außerordentlich scharfen Abschnitt. Zu beiden Seiten herrscht eine andere Fauna und Flora. Vom Westen her bis an das westliche Ufer gehen die Thiergeeschlechter des Westens, und bis dahin herrschen auch die Pflanzenformen und Gattungen der großen Seen, des Ontario, Erie &c. Es gibt eine Menge westlicher Wesen und Gebilde, die gar nicht über die Anderondagberge und den Champlainsee hinüberkommen. Vermont gehört dagegen, wie in ethnographischer, so auch in naturhistorischer Beziehung, mit den übrigen neuenglischen Staaten zu derselben großen Provinz. Das Thal des länglich gestreckten Sees ist gewissermaßen eine Fortsetzung des langen Hudsonthales aus Süden nach Norden, und beide zusammen bilden einen tiefen Kanal, aus dem manches südlische Leben nach Norden hinauströmt. So z. B. kommt aus diesem Kanale auch alljährlich eine sehr zierliche Gattung kleiner Colibris heraus. Sie langen schon im Mai an, und man erzählte mir jetzt (den 5. Oktober) in Burlington, daß man noch vor acht Tagen (also Ende September) hier und da einen kleinen, goldschimmernden Colibri im Garten habe fliegen sehen. Uebrigens geht diese Vermonter Colibrigattung¹ noch weiter nordwärts bis zum St. Lorenzo und noch tiefer in Canada hinein, und baut seine Nester bis in die Wälder in der Nähe der Hudsonsbay hinauf, wie auf der andern Seite bis zu den Küsten von Nova Scotia.

Daz ich dies alles auf der Thurmspitze eines Universitätsgebäudes überblicken sollte, war mir ganz was Neues; denn wer hat in Deutschland von einer Alma Mater in Burlington gehört? Das Merkwürdigste an dieser Universität ist jedenfalls ihre Geschichte,

¹ *Trochylus Colubris.*

die man in dem oben erwähnten trefflichen Werke des Professors Thompson näher entwickelt sehen kann. Es ist unglaublich, durch welche Schwierigkeiten sich dieses kleine Institut von der ersten freiwilligen Subsription an, die, am Ende des vorigen Jahrhunderts veranstaltet, ein Paar tausend Thaler zur Anschaffung von 300,000 Ziegelsteinen möglich machte, bis auf die neueste Zeit herab hindurchzuhinden hatte. Ein halbes Dutzendmal war das kleine Licht nahe am Erlöschen, wurde aber immer wieder, meistens durch Privatsubscriptions gerettet. Endlich die letzte Subscription im Jahre 1833 brachte die erstaunliche Summe von 26,000 Dollars zu Wege und stellte das Ganze auf eine solidere Grundlage. Nun zuerst wurde auch eine ordentliche Bibliothek gekauft. Man verfuhr dabei so. Man theilte das ganze Gebiet der Wissenschaft in eine gewisse Anzahl von Feldern. Jeder Professor schrieb die für sein Feld wünschenswerthen Bücher auf, und so bekam man einen Katalog, bevor noch die Bibliothek selbst da war. Dann sandte man einen wissenschaftlichen Agenten mit dem Gelde (10,000 Dollars) in der Tasche nach Europa und dort wurden dann die Bücher auf deutschen Auktionen und auf andern Wegen gekauft. Man erhielt so eine hübsche Sammlung von nahe an 10,000 Bänden, von denen manche noch die Spuren der Studien und auch die eingeschriebenen Namen eines Blumenbach oder Jacobs, Wüstemann oder Grimm an sich tragen.

Wie diese Universität, so, scheint es mir, hatten überhaupt alle wissenschaftlichen Unternehmungen in diesem kleinen demokratischen Vermont einen sehr schwierigen und dorrenwollen Weg bis zum Gelingen durchzumachen. So z. B. lag auch der Vorschlag zur Bewilligung von Geldern für eine geologische Untersuchung des Landes, für Anstellung eines Staatsgeologen und für Aufstellung einer geologischen Karte lange Zeit vor dem hiesigen Parlamente, und wurde eine ganze Reihe von Jahren als unmöglich verworfen, zwar

jedes Jahr wieder vorgebracht, aber erst im Jahre 1844 im Unter-
hause mit 96 „Ja“ gegen 92 „Nein“ durchgeführt. Wahrscheinlich
ist die allzu demokratische Verfassung Vermonts daran Schuld,
daß, wenn auch nicht die Volkserziehung, doch die höheren Wissen-
schaften hier etwas langsamer von der Stelle kommen. Das aristokratische Südcarolina hatte schon 1824 die Mittel zu einer gründ-
lichen geologischen Untersuchung des Landes bewilligt. Vermont
hat wahrscheinlich von allen Staaten in der Union die breiteste
Grundlage für seine politische Verfassung angenommen. Jeder Mann
von 21 Jahren und von unbescholtinem Charakter, der Bürger
des Staates geworden ist, hat das Recht zu wählen. Sogar die
Neger, die hier liberaler als sonst irgendwo behandelt werden, kön-
nen votiren, und es wird dazu von ihnen nicht mehr verlangt,
als von einem Weißen, während in manchen andern Staaten, z. B.
in Newyork, die Neger zwar auch votiren können, aber nur wenn
sie einen gewissen Belang von Eigenthum besitzen. Wie die Indi-
viduen, so hat man auch die Corporationen, z. B. die Städte, alle
gleich berechtigt, und ist dadurch, indem man das demokratische Prinzip
so zu sagen bis ans Ende zu verfolgen glaubte, beinahe auf einem
Umwege durch die Extreme in Aristokratie verfallen. Die kleinen
Städte wollten keine Vorrechte der großen dulden, und alle und
jede bekam daher Gleichberechtigung, so daß nun die Städtchen von
hundert oder ein paar Hundert Einwohnern, deren es eine Menge
in Vermont gibt, ebenfalls ihren eigenen Repräsentanten in das
Parlament schicken, während Städte, wie Burlington, die über
6000 Einwohner haben, auch nicht mehr senden. Dies ist sehr
demokratisch in Bezug auf Corporationen. Es ist aber sehr unge-
gerecht in Bezug auf die Individuen, welche diese Corporationen
bilden. Es gibt einem Bewohner einer kleinen Stadt von 100
Bewohnern eine 60mal so große politische Bedeutung, als sie der
Bürger einer Stadt von 6000 Einwohnern besitzt. Dies heißt aus

1844 im Unter-
Wahrscheinlich
daran Schuld,
höheren Wissen-
n. Das aristo-
zu einer gründ-
lligt. Vermont
on die breiteste
i. Jeder Mann
r, der Bürger
en. Sogar die
lt werden, kön-
mehr verlangt,
Staaten, z. B.
aber nur wenn
Wie die Indi-
die Städte, alle
fratische Prinzip
nahe auf einem
i. Die kleinen
und alle und
Städtchen von
es eine Menge
tanten in das
ton, die über
Dies ist sehr
der sehr unge-
Corporationen
adt von 100
g, als sie der
Dies heißt aus

überdemokratischer Tendenz sehr große Aristokraten schaffen. Drei
große Städte haben längst dagegen protestiert, aber die kleinen wol-
ten sich nicht aus ihrem Terrain vertreiben lassen.

VII. See Champlain.

Die Stürme, welche noch den Tag zuvor Schiffbrüche auf dem
See veranlaßt hatten, waren am folgenden Tage völlig beruhigt,
der kleine, vorher so grimmig blickende und wütende Tyrann gänz-
lich besänftigt und friedlich lächelnd wie ein Spiegel. Ein Nord-
westwind, hier zu Lande der Schönwetterwind, hatte den ganzen
Himmel rein gesegt, und einer jener schönen Dampfer, die reinlich,
blank, weiß angestrichen wie Schwäne den See befahren, landete in
Burlington und entführte uns auf seinem Rücken nordwärts über
den See hinweg. Daß die Amerikaner im Ganzen genommen das
reinlichste Volk auf der Welt seyn müssen, kann der Reisende, wenn
es nicht schon aus vielen andern Dingen einleuchtete, aus genauer
Inspektion aller Räume eines solchen Dampfers erkennen. Da ist
kein Winkel, in den nicht ein Elegant ohne allen Widerwillen, ja
mit Vergnügen eintreten und hineinblicken könnte. Und doch ist
auch kein Winkel, in den nicht mit ihm ebenfalls Jan Hagel, so
weit der Ausdruck hier zu Lande paßt, hineinkommen könnte. Nicht
nur in den Gesellschaftssälen, den Speisezimmern, den Schlafabi-
netten strahlt Alles von der glänzendsten und nettesten Ordnung.
Auch die Wasch- und Badeanstalten, die Barbier-, Parfümerie-
und Haarkräuslerläden — daß es solcher Läden an Bord fast jedes
Flusbdampfers gibt, sollte ich für deutsche Leser wohl erst erwähnen
— auch diese verschiedenen Läden und Etablissements, sage ich, die

das Leben auf dem Dampfer so comfortabel und häuslich machen, sind meistens so gut gehalten und elegant, wie in den Straßen Newports oder Bostons. Sie sparen dem geschäftigen Passagier viel Zeit, und erlauben ihm, unterwegs auf dem Wasser mancherlei Dinge zu besorgen, wozu er am Lande selbst in den zeitraubenden Städten die rechte Stunde nicht finden konnte. Auch für den Genuss der frischen Luft und der Natur sind diese Dampfer, die man überall nachahmen sollte, herrlich eingerichtet. Eine hohe und breite Plattform, das sogenannte „Promenadendeck“, erhebt sich in der Mitte, wie ein Tanzboden, der überallhin freien Umlauf gewährt, wie das glatte italienische Dach eines Wohnhauses, und wo man in seinen Spaziergängen nie genirt ist, da selbst in der Saison der größten Reiseflust diese geräumigen Schiffe noch immer ein Tausendmal so viel Cubik- und Flächenraum per Kopf und per Fuß gewähren, als unsere Rhein-, Themse-, Seine- und Donaudampfer. Weht der Wind zu kalt, so steigt man in die zweite Etage hinab, und findet daselbst im Hintertheile des Schiffes geschützte Räume, halb offene Verandas oder weite Balkone, auf denen man sich dem Naturgenuss bequem hingeben kann. Oder man setzt sich seinen Stuhl noch tiefer hinab in den kleinen Portikus oder Säulencorridor, der unten beinahe dicht über dem Wasser rings um die Zimmer der Ladies herumläuft, und findet da jedenfalls irgendwo einen geschützten Ort.

In einem so gepfugten Schiffe und auch bei einer so, wie ich sagte, gereinigten Natur, gewährte es keinen geringen Genuss, den See zu bereisen, diesen herrlichen See des Franzosen Champlain, der hier die ersten europäischen Schießgewehre erkannten ließ. Er hatte, als er 1809 von Canada herauf kam, nur drei Musketen bei sich, setzte damit die ganze Umgegend in Schrecken, und erschöpfte mit ihnen Siege über die am See wohnende wilde Nation.

Dass Champlain, der eigentliche Begründer Canadas, der so

vielches für Verbreitung europäischer Herrschaft und Kultur in diesen Gegenenden that, die Ehre hatte, seinen Namen diesem See zu geben, kann man in keiner Weise bestreiten, besonders da jener große Entdecker sonst fast gar kein geographisches Monument hier im Norden bekam.¹ Allein nichts desto weniger muß man zugeben, daß die Indianer wieder, wie fast überall, längst viel bezeichnendere Namen dafür erfunden hatten. In der Sprache eines der einheimischen Urethämmre hieß der See Petawa-bougue, was so viel bedeuten soll, als Abwechselung von Land und Wasser, und was bei den vielen Inseln und dem Seearme dazwischen ein sehr passendes Namensbild gibt. Ein anderer Stamm nannte ihn Camaderi-Guarunte, was so viel heißen soll als der Landesmund oder die Landesthür, für den kleinen See, der im Süden des Champlainsee's mit ihm in Verbindung steht, und den wir jetzt Lake George nennen, hatten die eingeborenen Indianer einen andern Namen, der so viel bedeutete als ein dem großen See angehängtes Gewässer. Schwerlich kann man bei der Namengebung eine geographische Beziehung und eine historische Bedeutung richtiger würdigen, als es in den beiden letzten Fällen von den Indianern geschehen ist. Vorzüglich frappiert wohl der Name „Landesmund,“ denn in der That ist Lake Champlain mit seiner Fortsetzung, dem Flusse Richelieu, mit dem er in den Lorenzo ansläßt, das einzige natürliche Thor, daß die weitesten Gebirgsländerdistrikte rings umher hatten und haben. Es ist ohne Zweifel eine uralthe indische Kriegs- und Völkerstraße. Es war in der Zeit der französischen Herrschaft in Canada beständig der Mund, durch den die benachbarten feindlichen Nationen, die Franzosen und Britten, im Musketen- und Kanonenendonner zu einander redeten. Mehr als ein Jahrhundert lang, mitunter periodenweise ganz regelmäßig jedes Jahre marschierten die Canadier in dem Thale des See's südwärts, um die britischen Besitzungen anzugreifen und

¹ Nur eine „Grafschaft Champlain“ in Canada ist noch nach ihm genannt.
Rehl. Reisen in Canada

die Ansiedlungen zu verwüsten; eben so oft brachen die Britten an der Spitze der wilden Profeßen aus diesem Thore nordwärts hervor, um Riedervergeltung an den Franzosen zu üben. Auch in den späteren Kämpfen zwischen England und seinen Colonien behauptete Lake Champlain immer jene von den Indianern zuerst erkannte strategische Bedeutung als ein Landesthor, und auch jetzt noch behauptet er sie; doch speit das doppelt geöffnete Thor einstweilen — nun schon seit vierzig Jahren — nicht mehr nach Blut und Haarschöpfen begierige Indianer, oder Flinten, Schwerter und Kanonen aus; glücklicherweise gibt es nur Dampfschiffe, Lokomotive, Postwagen, Handelsleute und eine Fülle von Waaren aus Newyork und Montreal von sich, zwischen welchen beiden großen Handelsplätzen es die vornehmste, ja einzige Verbindungsstraße vervollständigt.

Auf der ganzen 400 Meilen langen Linie zwischen Newyork und Montreal ist der Lake Champlain nach dem oben betrachteten Flusse Hudson die merkwürdigste, dem Verkehr förderliche Naturveranstellung. Er stellt eine mit den größten Schiffen fahrbare Wasserstraße von 100 Meilen Länge dar. Leider ist er dadurch etwas isolirt, daß sein Ausfluß, der Fluß Richelieu, durch Stromschnellen und Felsen für die Schiffsfahrt untauglich wird. Es blieb daher ein ähnlicher Festlandisthmus zwischen dem Norden des See's und dem Lorenzo, wie er zwischen dem Süden und dem Hudson bestand. Kanäle, Eisenbahnen und andere mannigfaltige Arbeiten haben in neuerer Zeit diese Isthmen durchschnitten, jene natürlichen Bahnglieder durch Kunst verkettet und in einen einzigen und schönen Verkehrsweg verwandelt.

In früheren, d. h. in vorhistorischen Zeiten, gab es ohne Zweifel eine Periode, in welcher die ganze Linie mit Wasser gefüllt war, und wo ein großer Naturkanal, ein Seearm, aus dem Lorenzo durch Lake Champlain und durch den Hudsonfluß rings um Neu-England herum ging, und dieses ganze Neu-England stellte sich

Britten an
ärts hervor,
ich in den
t behauptete
kannte stra-
ch behauptet
len — nun
Haarschöpfen
nonen aus;
Postwagen,
wyork und
ndelspläzen
ständigt.

en Newyork
betrachteten
e Naturver-
are Wasser-
urch etwas
om schnellsten
daher ein
s und dem
n bestand.
a haben in
en Bahnh-
id einigen

ohne Zwei-
füllt war,
renzobusen
um New-
stelle sich

wahrscheinlich damals als eine Insel war. Die kürzlich gemachte Entdeckung eines Wallfischgerüppes im Schlamm am Ufer des Champlain zeigt es fast außer Zweifel, daß der See einst mit dem Meere zusammenhing und Seewasser enthielt. Es war noch dazu eine Gattung Wallfische, die noch heutigen Tags in benachbarten Meeren lebt. Da noch heutigen Tags reichen sich Meeres-einflüsse und Meeresprodukte so zu sagen im Rücken von Neu-England beinahe die Hand. Ich habe oben gesagt, daß Seemuscheln, brackisches Wasser, Seefische und auch die Meeresfluth bis nach West-point und theilweise bis nach Albany hinaufsteigen. Hier am Champlainsee erfuhr ich nun, daß auch Seethiere, nämlich See-hunde, gleichsam auf jenen alten Wanderwegen der Wallfische, bis in den See hinaufsteigen. Sie kommen vom Meere durch den breiten mächtigen St. Lorenzo, von da durch den Richelienfluß, in diesem frieden sie mühselig zwischen den Felsen und in seinen Ratafien hinauf und gelangen so in den Vinrensee Champlain, wo man sie zuweilen im Winter auf dem Eise getötet hat. Dieses merkwürdige Fakum theilte mir zuerst einer der gelehrten Herren in Burlington mit. Auch fand ich in des oft erwähnten vortrefflichen Professor Thompsons Werk über Vermont einige Fälle von in der Nähe von Burlington getöteten Seehunden. Als ich aber darüber mit unserem Dampfschiffskapitän auf dem See selber sprach, sagte mir dieser, der Fälle seyen nicht bloß einige, vielmehr seyen Seehunde auf dem Lake Champlain eine ziemlich gewöhnliche Erscheinung. Sie gingen bis in den südlichsten Winkel des See's herab, bis in die Nähe von Whitehall. Fast alle Jahre schlägen, wie er sich ausdrückte, die Yankee's dort zwei oder drei Seehunde tot. Zwischen Whitehall, wo die letzten Boote aus dem nördlichen Ocean erscheinen, und Albany, bis wohin, wie ich zeigte, die letzte oceanische Regung sich aus dem Süden erstreckt, bleibt eine Landstrecke von nur etwa zwanzig deutschen Meilen, und da Wallfische auch noch in unsern

Zeiten den Lorenzo hinauf bis Montreal verfolgt und bei dieser Stadt gefangen worden sind, so kann man daraus ersehen, daß die Halbinsel Neu-England noch heutigen Tags beinahe ganz von Seethieren so zu sagen umschwommen wird.

Mir selber schien diese Untersuchung auch deswegen nicht uninteressant, weil viele der ersten und ältesten Landkarten dieser Gegend, als hätten sie das Wesentliche der ganzen Situation sehr richtig geahndet und auch die Vergangenheit und den Zusammenhang der Dinge klar erkannt, Neu-England wirklich als eine Insel, den Hudson mit dem Champlain zusammen als eine fortlaufende Wasserenge darstellen. Es war dies nicht bloß eine Ansicht der Kartenzeichner, sondern auch lange Zeit die Meinung der ersten Ansiedler in Neu-England. Die Leute hörten überall von tiefen schiffbaren Gewässern in ihrem Rücken sprechen, und setzten daher in Gedanken diese Gewässer zu einem Ganzen zusammen. In hohem Grade ist auch Neu-England von jeher eine Insel gewesen, und demnach die Neu-Engländer als wahre Insulaner zu betrachten. Wie ihr Land durch Meer, Gebirge, Lake Champlain &c. ringsum her ausgeschnitten ist, so ist auch ihr Charakter in kompakteren, festeren und engeren Gränen zusammengehalten, als das Wesen ihrer übrigen amerikanischen Landsleute.

Die ganze Nordhälfte des Champlains ist mit kleinen und großen Inseln angefüllt. Sie sind zum Theil waldig, zum Theil angebaut und bewohnt, und einige haben sogar kleine Städte oder Ortschaften. Wir schifften während des schönsten Abends bei diesen Inseln vorüber. Zuweilen sind es bloße aus dem See hervorragende Felsenköpfe. Eine derselben heißt „Kelton's Prize“ (Keltons Prise), weil, wie die Amerikaner wenigstens erzählen, ein englischer Schiffskommandeur einmal in Kriegszeiten auf diesen Felsen, den er für ein feindliches Schiff hielt, stark losbombardirte. Die Sonne ging hinter dem wilden Alderondaggebirge mit herrlicher Abendrothmalerei

dieser Stadt
die Halbinsel
hieren so zu

i nicht un-
dieser Ge-
nauigkeit sehr
unnenhang
Insel, den
die Wasser-
er Karten
Anföder
schiffbaren
Gedanken
Grade ist
nun nach die
ihr Land
er ausge-
stern und
r übrigen

inen und
am Theil
äfte oder
bei diesen
vragende
(Brise),
Schiffs-
n er für
me ging
hmalerei

unter, und die Atmosphäre und die Sonne spielten durch hundert Harbenton, bis der Mond endlich aufging und alle Nuancen in seinen Silberschimmer verschmolzen.

Die Leute an Bord unseres Schiffes waren lauter Franzosen aus Canada. Es waren die ersten Canadier, die ich sah. Sie machten einen sehr günstigen Eindruck auf mich. Es waren nette, frische, muntere Männer. Daß der alte französische Geist aus der belle France noch unter ihnen herrsche, war bald zu bemerken, denn wenn eben nichts an Bord des Schiffes zu thun war, saßen sie alle in einem Haufen auf den Waarenballen zusammen und schwätzten und scherzten mit einander. Ich fragte den Kapitän, ob er die Canadier den Amerikanern vorzöge. „Ohne Zweifel,” sagte er, „meine Amerikaner sind mir zu independent, und es gibt viele Arbeiten, die sie nicht gern übernehmen.“

Zum erstenmal auch kam ich hier mit Indianern und Indianerinnen zusammen. Ich hielt sie, da sie, in ihre weiten dunklen Mäntel gehüllt, so still und scheu da saßen, anfänglich für eine Gruppe armer deutscher Auswanderer, bis mir einer, als ich ihn französisch, deutsch und englisch vergebens angeredet hatte, mir mehrermal wiederholte: Sawasch, Sawasch! (Je suis sauvage.) In der schönsten Mondscheinacht stiegen wir am nördlichsten Ende des See's bei Rouses-Point ans Land und betraten den Boden von Canada. Zum erstenmal in meinem Leben wurden wir hier von den Douanenbeamten so behandelt, wie jeder ehrliche Passagier von solchen Offizienten behandelt zu werden wünscht, d. h. die canadischen Beamten fragten uns: „Meine Herren, haben Sie etwas Steuerbares?“ Wir sagten alle unisono: „Nein!“ und passirten dann mit sämtlichen Koffern und reissten, ohne daß die Officiere, wie es sonst überall geschieht, weitere Anstalten gemacht hätten, sich selbst davon zu überzeugen, ob wir Lügner und Betrüger seien oder nicht. Auf dem Hafengquai war ein Pfahl mit einem Brett errichtet,

worauf geschrieben stand: „West from this board no smoking allowed.“ (Im Westen dieses Breites ist das Rauchen verboten.) Es ist zum Erstaunen, wie diese ein- und aus- und transmigrirende Wanderbevölkerung immer die Weltgegenden im Kopfe haben muß, daß man sogar solche Bretter anagneln und darauf rechnen kann, gleich verstanden zu werden. Auch in den Straßentabyrinthen der amerikanischen Städte findet man sich nur nach dem Kompaß zurecht. Auf Briefen und auch sonst sind Bezeichnungen wie z. B. diese: „In der Straße so und so, zwei Thüren östlich von der Straße so und so,“ ganz gewöhnlich, und jeder ist damit zufrieden, da bei uns auf der Stellen jeder verlangen würde, man solle doch einen Taschenkompaß dabei schicken.

Wie deutlich man es doch sogar in einer Mondscheinmacht und selbst auf einem so rasch hindurchschnellenden Eisenbahnzuge merkt, daß man in einem anderen Lande ist! Gleich waren die Wagen hier und da etwas anders eingerichtet; unter dem Publikum erschienen sie und da einige andere Figuren und Kostüme, und das französische, oder vielmehr, um canadisch zu sprechen, „le Conodien“ machte sich dann und wann schon etwas bemerkbar. Die Berge Vermonts und Newyorks haben hier völlig geendet, und das Land ist ringsumher ausgeebnet und der Mond beschien eine weite Fläche, in der wir streckenweise Wald und dann wieder steinige Heiden oder Grasland, untermischt mit Aeckern und selten eingesprengten Dörfern, erblickten. In einigen Dörfern hielten wir an. Der Mond zeigte uns die Umrisse der Häuser, die ganz anders als in den Vereinigten Staaten gebaut schienen. In den Häusern sahen wir heimliche Lichtlein brennen, und vor den Thüren standen Mädchen mit unter die Schürzen gesteckten Händen, neben ihnen, an die Wand gelehnt, schwatzende Bauernföhne mit langen Nachtmüzen im Nacken. Mich muthete es so europäisch an. Es waren die Grafschaften Readie und Chamblv, die wir durchstreiften, und St. Lambert hieß der

smoking verboten.) migirrende muß, daß gleich ver-amerikani- chrt. Auf : „In der und so,“ s auf der encompas cheinnacht ge merkt, sagen hic erschienen anzössische, machte vermonts st rings- , in der r Gras- Dörfern, d zeigte einigten einliche st unter gelehnt, Mich Acadie es der tri, bei dem dieser Streifzug endete, und wo der bunte im Mond- schein blitzende Streifen des mächtigen St. Lorenz vor uns sich ausspreizte. Es dauerte nicht lange — denn die Dampffuhre stieß ab, so wie nur der Dampfwagen uns entlassen hatte — so waren wir auch mitten darauf. Man hat jetzt nirgends mehr Zeit, über die großartigen Dinge, die einem auf dem Wege begegnen, nachzudenken. In früheren Zeiten, als der Dampf die Menschen noch nicht überall so kopfüber durch Wasser und Land hindurchjagte, hätten wir jedenfalls in St. Lambert übernachtet und hätten auch am andern Tage, ehe das „bóteau“¹ ankam, Zeit genug gefunden, die merkwürdige Situation recht ins Auge zu fassen und darüber zu philosophiren, und freilich gibt es auch jetzt wohl bisweilen Gelegenheit dazu, im Winter, wenn der Strom mit Eis geht und die beiden Ufergrässchen Tage lang von einander sondert. Obgleich wir in geradester Linie über den Fluß fuhren, so müßten wir doch erst einige Meilen zurückgelegt haben, bevor wir etwas von der „Canadiischen Silberstadt“ entdecken konnten. Endlich schlammerte es etwas silberig durch den Flüssnebel. Es waren die mit Zinn oder vielmehr mit verzinntem Eisenblech bedachten Häuser und Kirchen von Montreal. Dieses unedle Metall — vermutlich verzinnen die Engländer es sehr solid — behält, ohne zu rosten, sehr lange seinen weißen Glanz, und wenn der Mond oder die untergehende Sonne die zinnernen Kuppeln und Dächer beschient, so sind die Gebäude von so hübschen silbernen Lichtern umspielt, daß es, wenigstens einen Dauglio, Canaletto oder sonstigen Häuser- und Städteseenenmaler, geradezu entzücken müßte. Ich kann mir denken, daß dies einem, der es nicht selber sah, etwas übertrieben vorkommen mag. Mir schien es auch, wenn ich Montreal in einem grauen Tage ansah, daß das ihm zuweilen gegebene Beivort Silberstadt eine recht grobe Schmeichelei enthalte. Aber später habe ich die mit blankem Blech beschlagenen

¹ Canadisch für bateau = Fährboot.

Siechthürme, besonders beim letzten Schimmer der Abendröthe, so reizende Lichter von sich werfen sehen, daß ich nicht gleich wußte, was für eine Erscheinung ich vor mir hatte, daß ich glaubte, sie glühten wie Glühholz in eigenem Feuer, und dann ganz anderer Ansicht wurde.

Die Amerikaner sprechen immer von Montreal und Quebec als von uralten Ortschaften, etwa wie man in Athen sonst von Memphis und Theben sprechen möchte, und wenn sie einmal etwas recht Altmordisches und Halbeuropäisches sehen wollen, so machen sie einen Ausflug höher. Die Wagen, in die man uns und unsere Effekten bei der Ankunft in Montreal stellte, schienen mir sehr geeignet, diese amerikanische Ansicht von Canada zu bestätigen. Ich begreife nicht, wie je ein Wagenbauer auf so eine Erfindung gekommen ist, und noch weniger, wie so etwas Unbequemes und Anstößes sich bis auf die neuesten Zeiten herab hat halten können. Man denke sich eine hohe Porte-à-faux in der Art, wie sie noch in Dresden gebräuchlich sind, nur plumper gearbeitet und etwas geräumiger, zwischen zwei wacklichen Rädern befestigt. Oben auf der Spitze des hohen Gestells sitzt der Kutscher, der, so wie du ihn engagirt hast, sich selbst und Pferde und Wagen von dir abwendet und dann rückwärts auf deinen Standpunkt zu manövriert, damit du vom Trottoir aus bequem die Hinterthüre des Wagens öffnen und hineinschlüpfen kannst. Macht das Pferd, während du dies thust, keine der ihm so viel natürlicheren Bewegungen vorwärts — in welchem Falle das Krebsgangmanöver noch einmal ausgeführt werden muß — und schlüpft du dann glücklich hinein, so wackelt das kleine Ungethüm mit dir fort. Bei seiner bedeutenden Kopfschwere schlägt es zwischen den großen Rädern hin und her, und du beginnst mit deinen Reisekoffern, Kutschachtern und Nachlässen drinnen einen Tanz, um den jeder nach Bewegung und Erschütterung begierige Hypochondrer in Europa dich beneiden mag, den du aber am Ende vielleicht noch theuer

bezahlen mußt, nämlich wenn du einen unbescheidenen und unzufriedenen Irlander zum Kutscher bekommst. Freilich geht es dir in dieser Beziehung besser, wenn ein gutmütiger, bescheidener, verträumtiger und rechtlicher französischer Kanadier dich nach Domaganna's¹ Hotel führt.

In gewissen Branchen der Lebensverhältnisse wird hier in Canada, so scheint es, außerordentlich amerikanisiert. Alle Institutionen und Vorrichtungen, z. B. die mit dem Personen- und Waarenverkehr zusammenhängen, die Dampfschiffe, die Eisenbahnwagen, die Flussfuhren, die Journale ic., sind Kopien nach Mustern in den Vereinigten Staaten, und sind ganz verschieden von dem, was man derart in England selbst sieht. Auch das große Wirthshaus, in dem wir in Montreal abstiegen, hatte ganz amerikanischen Anstrich und Einrichtung, d. h. eine äußerst republikanische Einrichtung, der zufolge die Masse der Gäste ganz vortrefflich bedient ist, während jeder Einzelne ziemlich vernachlässigt erscheint; der zufolge man, wenn man mit der Menge vom Gong hereingetrommelt, in den Speisesaal tritt, von einer Compagnie von Kellnern auf den Händen getragen und mit einer Fülle von Speisen versehen wird, während man als Individuum nichts erhält und verhungert, wenn man außer der Zeit auch nur nach einer Tasse Bouillon verlangt; der zufolge du in Mitte der ganzen Hausgenossenschaft fürstlich eingerichtete Säle und Zimmer bemühest, während du, wenn du dich in die Individualität deines eigenen Zimmers zurückziebst, in eine kleine höchst einfache Zelle zwischen vier kahle weiße Wände dich eingeschlossen siehst, wo du dir selbst das Licht, eine aus der Wand hervorragende Gasflamme, anzündest, und wo du vergebens nach einem der hundert Tiener des großen Publikums schellst, klingelst, rufst und schreist,

¹ „Dominacon“ war der Name des ersten indianischen Caziken, den Cartier bei seiner Entdeckung des Loretto in der Nähe des jetzigen Montreal fand. Vermutlich hat die französisch-canadische Familie Domaganna von ihm ihren Namen.

bis du endlich dich lieber selbst auf den Weg machst, dir das frische Glas Wasser zu holen, nach dem dich zum Schlafstrunke verlangt.

VIII. Montreal.

Montreal ist nun jedenfalls nordwärts des Breitengrades von Newyork und Boston die größte und schwungvollste Stadt in ganz Nordamerika. Sie ist in der neueren Zeit in Entwicklung von Handel, Reichthum und Bevölkerung allen andern Städten Canada's vorangeschritten, und hat sich so ziemlich zum Hauptstapelplatz und zur Metropole der Lebensbewegung am Lorenzo erhoben. Sie ist mit ihren 80,000 Einwohnern schon jetzt eine Großstadt, und wird es bald in noch höherem Maße werden. In der That sind auch die Vortheile der geographischen Lage Montreals der Art, daß sie, wenn erst einmal gehörig bebaut, wohl nothwendig eine solche Stadt hier erzeugen müßten.

Die erste Veranlassung zu einer Ansiedlung in dieser Gegend gab wohl ohne Zweifel der Umstand, daß gleich oberhalb der Stadt der große St. Lorenzo seine Schiffbarkeit verloren und durch viele Felsen und Stromschnellen unterbrochen ist. Dies bewirkte, daß schon der erste Entdecker des St. Lorenzo, Cartier, zwar bis höher ungehindert hinauf kam, aber nicht weiter ging, und daß er auch hier in der Nähe jener Katastrophen bereits eine indianische Ansiedlung Hochelaga fand, die eine Art Hauptstadt gewesen seyn muß, da ihr Name so lange im Munde der Menschen blieb und zuweilen selbst zur Bezeichnung des ganzen Landes gebraucht wurde. Nach Cartier kamen französische Schiffer noch oft wieder bis zu diesem Ende der unteren Lorenzschiffssahrt heraus, und die Umgegend war schon berühmt und bezeichnet genug, selbst ehe noch der Herr v. Maisonneuve

st, dir das
Schlastrunk
euelich im Jahre 1641 hier das verpaltisadire Städtchen Ville
Marie, das kleine Samenkorn zu dem jetzigen großen Montreal,
baute.

Die große Insel, auf welche er dieses Samenkorn pflanzte, und
die von mächtigen Armen des Lorenzo und des Ottawa umfloßen
wird, ist im Ganzen ein flaches und äußerst fruchtbare Land, ge-
wissermassen ein fettes Deltaland, von den beiden genannten Flüssen
zusammengeschwemmt. Sie hat auf ihrer Ostseite nur einen sehr in
die Augen fallenden und remarkabeln Naturgegenstand, einen wie
ein großes Monument in der Fläche liegenden Berg, der, wenn man
den Lorenzo hinaussegelt, schon von weitem die Blicke auf sich zieht,
und an dessen Füße daher vermutlich sowohl Cartier als auch der
Gründer von Montreal zunächst auschiffeten. Die Fruchtbarkeit der
Montrealer Insel — sie ist etwa so groß, wie ein kleines deutsches
Herzogthum — möchte bald die Ansiedlungen in der Umgegend
mehren und ist noch heutigen Tags dem Gedeihen einer großen be-
dürftigreichen Hauptstadt günstig.

Es ist selten, daß die Seeschiffahrt auf einem Strome erst da
endigt, wo er schon Ratarakten und Felsenrisse hat; doch tritt dieser
Fall bei Montreal ein. Seeschiffe von ziemlich bedeutendem Kaliber
konnten ohne weiteres bis zur Stadt hinaussegeln, wechselten aber
hier mit dem indianischen Barkencanoe ab, das allein im Stande
war, die obren Flusschwierigkeiten zu überwinden, so lange noch keine
Kanäle zu ihrer Umgehung gebaut waren. Auch Walfische und
andere Seethiere kommen zuweilen sogar bis Montreal heraus, und
man kann es daher, obwohl 400 Meilen tief landeinwärts und in
der Nähe von Ratarakten gelegen, noch als einen Seeplatz betrachten.

Den Verkehrsweg längs der Ratarakten und den St. Lorenzo
hinauf hat man in neuerer Zeit durch Kanäle, Felsensprengen und
Eisenbahnen außerordentlich verbessert, und die zahlreichen Länder
und Häfen des Innern, die Städte und Staaten an den kanadischen

großen Seen sind daher in innige Verbindung mit Montreal gesetzt und können nun leichter als sonst mit diesem Anfange der Seeschiffahrt communiciren.

Wie es demnach in der Beschaffenheit der großen Lebensader des St. Lorenzo selbst einige Verhältnisse gab, die ein Städtewachsthum an diesem Erdflecke befördern mussten, so zielten denn auch noch von außen und von den Seiten her verschiedene Verhältnisse auf diesen Punkt hin, indem sie in ihm eine Kreuzung der Verkehrswege und also einen Verkehrsknoten oder Wirbel veranlaßt. Zuerst war dies im Nordwesten der große Nebenfluß des St. Lorenzo, der Ottawa, der in der Nähe der Insel Montreal, sie rings umliegend, seine Gewässer in den St. Lorenzo ausgießt. Dieser Strom war von Anfang an eine Hauptverkehrsleitung von Montreal aus zum Nordwesten und Westen. Er durchfließt ein waldreiches und zum Theil fruchtbare Land. Schon jetzt bringt er fortwährend große Holzflöze nach Montreal herab und versorgt sich von da mit Kulturwaaren. Die Wälder lichten sich mehr und mehr längs seines Ufers, der Bodenanbau vermehrt sich, schon nicht mehr ganz kleine Städte wachsen schnell an seinen Geländen empor, Dampfschiffe und Eisenbahnen bringen schon über hundert Meilen längs des Stromes hinunter. Montreal ist so zu sagen als seine Mündungsstadt zu betrachten, und er selber wird oft im Lande selbst Montreals „backbone“ (Rückgrat) genannt.

Der dritte auf Montreal hinweisende Naturkanal ist der, durch welchen wir selbst bisher geführt wurden, und den wir mehrfach als den Champlainsee- und Hudsonflußweg besprochen haben. Von keinem Lorenzhafen aus ist der Champlainsee bequemer zu erreichen, als von Montreal aus, und in neuerer Zeit ist man daher auch mit Wegen, Eisenbahnen und Kanälen in dieser Richtung vorgegangen.

Dennach erscheint Montreal als ein sehr bedeutender Kreuz- und Centralpunkt von mindestens vier großen Naturwegen, die nach

Nomreal gesegnete der Seeschiff- und Lebensader stadtewachsthum auch noch von jenseit auf diesen Verkehrswegen. Zuerst war der Ottawa, ließend, seine um war von S zum Nord- und zum Theil reiche Holzflöze ulturwaaren. Users, der kleine Städte und Eisenstromes hinzu zu betrachtbukbone" der, durch tehrfach als Von keinem reichen, als r auch mit prgegangen. der Kreuz-, die nach verchiedenen Richtungen führen, des großen breiten Lorenzo-Seewegs, der aus Nordosten vom Ocean herkommt und bei Nomreal endet, der oberen Lorenzo-Binnenschiffahrt zu den Seen und zum Westen, die hier ihren Anfang nimmt, des ganzen längs des Ottawa pulsirenden Verkehrs, der hier seinen natürlichen Auslaß hat, und endlich jener durch den Landesthorweg des Champlain bezeichneten Linie, die sich nach Nomreal hinaus aufstaut, und in welcher die Hauptverbindungsglieder zwischen Untercanada und den Vereinigten Staaten angesponnen sind.

Hat sich einmal, durch günstige Naturverhältnisse gefördert, das Leben an einem Punkte so mächtig gehoben, wie es bei Nomreal der Fall ist, so brechen sich dann die an Ort und Stelle geschaffenen Kräfte und Kapitalien selbst noch weitere Bahnen und Richtungen, die anfänglich nicht so genau und direkt auf das Wachsthum der Position hinwirken konnten. Einen solchen Fall hat man hier z. B. in der neuerdings auf dem kürzesten Wege zum atlantischen Ocean durchgebrochenen Eisenbahmlinie von Nomreal am Lorenzo nach der amerikanischen Stadt Portland am Meere.

Die Bedeutung und geographische Stellung dieser Linie und ihres organischen Zusammenhangs mit der Position von Nomreal wird man bei folgenden Erwägungen leicht verständlich finden. Der Lorenzofluß schwingt sich von Nomreal aus mehr nach Norden als nach Osten hinab, und erreicht den Ocean, der ihm bei Nomreal sogar ziemlich nahe ist, auf einem großen Umwege. Er ist in jenen älteren Gegenden, denen er zufließt, oft und lange mit Eis bedeckt und für die Schiffahrt verschlossen. Er ist auch in seinem Mündungsgebiete von großen Halbinseln und Inseln, New-Foundland, New-Schottland, New-Braunschweig, Labrador, umgeben und gleichsam obstruiert. Kälte, habituelle Nebel und häufiger Windwechsel machen die Schiffahrt zwischen jenen Inselländern zur Mündung des Flusses hinauf gefährlich und langsam. Von Nomreal abwärts ist der freie, breite Ocean auf jenem Lorenzowege eigentlich erst nach einer Fahrt von

beinahe tausend Meilen jenseits New-Foundland und Nova-Scotia erreicht. Im Südosten kommt dieser freie, breite, offene Ocean dem innern St. Lorenzo und der Umgegend viel näher, und zwar auf einer großen Strecke der Küste des amerikanischen Staates Maine. Diese Küste läuft aber so wie der St. Lorenzo von Südwest nach Nordost und zwischen ihr und dem Strom bleibt gewissermaßen ein Länder-Isthmus von kaum 200 Meilen Breite. Diesen Isthmus mit Waaren und andern Transporten zu überstreiten war vor der Eisenbahnzeit natürlich schwieriger und kostspieliger, als die wenn gleich längere Wasserfahrt auf dem Lorenzo zu New-Foundland hin über Quebec. Die Erfindung der Eisenbahnen aber, die als rasche und billige Transportbahnen überall mit unsern alten Fluss- und Wasserstraßen concurrenzen, hat es nun in neuester Zeit möglich gemacht, jenes unbequeme Mündungsgebiet des St. Lorenzo zu umgehen, es gleichsam abzuschneiden, und das Lorenzocentrum, Montreal, auf eine vielfach vortheilhaftere und innigere Weise mit dem Ocean in Verbindung zu setzen. Man hat ausführig gemacht, daß der schöne Hafen Portland im Staate Maine am leichtesten zu erreichen sey, und man hat nun so eben (1854) von Montreal aus den so genannten Grand-trunk-Railroad dahin gebaut. Diese merkwürdige Eisenbahn, die sich aber erst dann ganz vollendet darstellt, wenn es gelungen seyn wird, auch den mächtigen St. Lorenzo bei Montreal zu überbrücken, wird nun in Zukunft, wenn auch nicht in jeder, doch in vieler Beziehung als der eigentliche Abflußkanal des oberen Lorenzoverkehrs zu betrachten seyn. Schiffe, die sich auf den Wägen von New-Foundland befinden, können dann von dort aus Portland, die End- und Mündungsstadt jenes Kanals, auf einem viel kürzeren und bequemeren, rascheren und gefahrloseren Wege erreichen als Quebec, die natürliche Mündungsstadt des Lorenzo. Ja sie können jenes Vorland auch zu allen Zeiten des Jahres, selbst im Winter, wo Quebec verschlossen ist, erreichen. Für Holz

und andere umfangreiche und schwerfällige Waaren wird zwar der Strom über Quebec immer der Hauptweg bleiben. Aber gewisse leichtere Waarengattungen werden sich vielleicht ganz nach Portland ziehen, und die Poststraße wird sich jedenfalls ganz in diese Richtung schmiegen. Briefe und Nachrichten, die oft eben so wichtig als Waaren selbst sind, werden über die Grand-trunk-Eisenbahn und vermittelst ihrer Telegraphenslinie stets am schnellsten nach Montreal befördert werden können.

Man kann sagen, daß die gesammten Küstenplätze und Meereshäfen zwischen Quebec im Norden und Newyork im Süden, diese beiden selbst, und dann auch Boston, auch Portsmouth etc. Ausmündungsorte des ganzen großen Lorenzofluß- und Seensystems sind, und daß sie alle die Verbindung der reichen Anlände dieses Systems mit dem Ocean und den transatlantischen Ländern vermitteln. Quebec war seit alten Zeiten durch seinen Fluß selbst mit jenen Binnenlanden verbunden, Newyork und Boston haben sich auch schon längst mit Kanälen und Eisenbahnen Brücken dahinüber geschlagen. Der jüngste dieser Concurrenten ist nun Portland, zu dem hin der kurze Weg von Montreal her erst eben jetzt entdeckt und ausgebildet wurde. Er wird mit der Zeit vielleicht einer der merkwürdigsten und wichtigsten von allen werden, zum Theil auch deswegen, weil er gerade die Mitte zwischen den beiden Extremen, zwischen Quebec und Newyork einnimmt. Die „große Stammeisenbahn“ (Grand-trunk-Railroad) hat gewissermaßen prophetisch diesen großartigen Namen angenommen. Man denkt diese direkteste Linie zum Meere, diesen geradesten Weg vom Osten zum Westen, westlich noch weit fortzuführen. Man will ihn durch das ganze Seensystem hin durchbrechen. Man hofft bald damit den Lake Superior zu erreichen. Viele kanadischen Britten sehen ihn in Gedanken sogar bis zum Stillen Ocean verlängert, ja einige haben ihn sogar schon mit dieser Verlängerung auf den Karten verzeichnet und geben ihm wie im Osten Portland,

so im Westen im Hafen bei der Gouastrasse in der Umgegend der Vancouverinsel seinen andern extremsten Ausgangspunkt.

Durch alle diese Handelsorgane, welche, wie gesagt, theils die Natur für Montreal ausgebildet, theils die Kunst geschaffen hat, ist in dieser vor einem halben Jahrhundert noch so bedeutungslosen Stadt ein Leben und eine Thätigkeit hervorgerufen, die den Reisenden in Verwunderung setzt. Auf Schritt und Tritt begegnet man einem entweder eben vollendeten oder einem so eben begonnenen Gebäude oder Etablissement, nicht nur in den Straßen der Stadt selbst, sondern auch weit und breit in der ganzen Umgegend, und fast glaubt man nicht sowohl in einer 200 Jahre alten Stadt als vielmehr auf einem ganz frischen Städtebauplatze angekommen zu seyn. Das colossale Montreal der Zukunft ist auch wirklich eben in der Periode seiner Kindheit begriffen, und das alte kleinere Montreal der Gegenwart und Vergangenheit arbeitet überall an einer Erweiterung seiner Räume und Lokalitäten, um die im Marsch begriffene Zukunft darin würdig empfangen zu können. Alles Neue wird gleich nach einem Plane und Zuschnitt begonnen, der die jetzigen Bedürfnisse weit zu überschreiten und für jene Zukunft berechnet zu seyn scheint, und alles Alte scheint man nach demselben Plane vergrößern und dehnen zu wollen; so z. B. die alte lange, aber schmale französische Hauptstrasse der Stadt, la Rue Notre Dame. Alle neu aufgeführten Gebäude in ihr müssen einige Kläster weit zurück gelegt werden, damit allmählig ein würdiger Broadway wie in Newyork entstehe. Im Parallelismus und in Concurrenz mit dieser alten und einstweilen noch engen Hauptstrasse bildet sich schon eine andere Hauptstrasse aus, die gleich von vorneherein in den großartigsten Proportionen angelegt wird, wie sie einer Lorenzo-Capitale ziemen. Es ist die breite, mit vielen schönen Gebäuden gesetzte St. James Street, der einstweilen nur noch die gehörige Länge fehlt, die aber bald wie ein Tannenbaum sich strecken wird. Die öffentlichen

Gebäude, die sich schon jetzt längs dieser Gasse erheben. Die Banken, die Post u. s. suchen in Bezug auf Geschmack und Solidität der Bauart ihres Gleichen. Das neue Justizgebäude (the Courthouse) scheint ein griechischer Tempel, aber so solid und groß, wie die Griechen nie einen Tempel bauten. Wo man noch vor 30 Jahren in Sumpfen und Gebüschen Schneppen und Rebhühner schoss, ist jetzt der befestigte Boden überall mit Kirchen der verschiedensten Konfessionen und mit sehr comfortablen Wohnhäusern bedeckt. Selbst die alten französischen Katholiken, die sich sonst in kleinen dunkeln Gotteshäusern behaften, die aber mit ihren jüngsten Herren, den Britten, und auf den Flügeln des Unternehmungsgeistes derselben höherer Bedeutung und größerer Wohlhabenheit zugeschürt worden, haben sich in neuerer Zeit (seit dem Anfange der dreißiger Jahre) eine neue und stattliche Kathedrale errichtet, die nicht weniger als 10,000 Christen fassen kann. Ueberhaupt ist unter diesen alten kanadischen Franzosen, die so lange stagnirten, ein neues Leben eingedrungen, und wenigstens eine große Partei unter ihnen hat sich frank und frei den Engländern angeschlossen, indem sie innig und herzlich an allen ihren Spekulationen und industriellen Unternehmungen Theil nimmt, neben ihnen in den zahlreichen Associationen und Comité's für solche Zwecke ihren Sitz nimmt, eifrig zu den Produktausstellungen u. s. beiträgt. Die mächtigen aus Quader gebauten Quai's und Mauern, mit denen man das ganze Flußufer der Stadt befestigt hat, sind ein müßiges Prachtwerk, nach welchem selbst London bisher noch vergebens verlangt hat. Die Schiffe, die Wagen, die Waaren und Menschen bewegten und quälten sich dort bis zu den neuesten Zeiten herab in einem nie weichenden Morast und Sumpf; seit dem Anfange der vierziger Jahre ankert und rollt nun alles leicht und sicher in seinem eigenen Elemente. Es circuliren jetzt beständig zwei bis drei Millionen Pfund Sterling für neue Improvements in den Händen von Arbeitern, Architekten,

Maschinisten, Straßenbauern und Spekulanten, die bald hier, bald dort etwas Schönes oder Nützliches aus dem Boden springen lassen. Allein für drei Millionen Pfund Sterling Blöcke und Steine will man in den großen Fluss werfen, um ein Brückenwerk zu Stande zu bringen, das noch nirgends seines Gleichen gesehen hat, eine Doppel-, den wildesten und kolossalsten aller Flussgötter zu bändigen. Mit einer andern Million höhlt man oberhalb der Stadt auf einer Vorstraße des Montrealer Berges die Felsen aus, um einen aus dem Ottawa hergeleiteten Wasserkanal in dem Bassin aufzunehmen und ein magnifisches Wasserreservoir für die Speisung der ganzen Stadt zu bilden. Ich besah die merkwürdigen Sprengarbeiten an diesem Bassin; ich habe nie so gesättigte gesehen. Sie bohrten hier mit kolossalen Steinmeißeln Löcher von 15 bis 20 Fuß Tiefe und 5 oder 6 Zoll im Durchmesser, wie Kanonenläufe. Jeder Meißel wurde durch ein Pferd in Bewegung gesetzt, und jedes Loch wurde mit 110 Pfund Pulver geladen. Jeder Schuß zerriß und zertrümmerte einen Felsblock, so groß wie ein Haus.

Auch die große Markthalle pflegt man den Fremden noch unter den neuen Wunderbauten Montreals zu empfehlen. Sie soll nicht ihres Gleichen in Amerika haben. Freilich gibt es der Dinge, „die auf dem ganzen amerikanischen Kontinente einzige in ihrer Art sind,“ so sehr viele. Nach der Art von London und Newyork und überhaupt nach anglo-sächsischer Gewohnheit, haben sich auch hier in Montreal Arbeit und Genuss gesondert. Es ist in der Nähe des Flusses ein eigenes Geschäftsquartier entstanden, und vor die Stadt, in die Vorstädte, sind die hübschen Suburbannus, die halbländlichen Wohnsäle der Kaufleute hinaus verlegt. Das Geschäftsquartier enthält nichts als Packhäuser und Comptoirs, und in der neuesten Zeit auch einen Anflug großer Manufakturen und Fabriken; denn zu den Vortheilen der geographischen Lage Montreal hätte ich oben auch noch den rechnen müssen, daß die Stadt in den Lorenzofällen oberhalb

eine ganz vorzügliche Wasserkräfti besitzt, und in neuerer Zeit angefangen hat dieselbe von daher abzuleiten und zur Bewegung von Maschinen zu benützen. Die Suburbanums und Villen hüllen jetzt schon die ganze Stadt ein und haben sich bereits bis nahe an den Fuß des Montrealer Berges hinausgeschoben, wo sie oft äußerst reizende Situationen einnehmen.

Zwischen allen diesen Riesen- und Neubauten steht nun noch immer als indes schon vielfach zerstörter Kern die alte französische Stadt, oder wenigstens ein Rest derselben, und ihr engsträssiger Grundriß, der noch nicht durchweg hat umgemodelt werden können. Da findet man denn eine Menge kleiner almodischer Häuser, die denen in unsern Continentalstädten sehr ähnlich sehen. Auch gibt es noch Vorstädte, die fast ganz aus Baracken und Schuppen gebaut sind; es sieht so aus, als ob die von Kopf bis zu Fuß hölzernen Häuser, die dicht an und auf einander liegen, express gebaut wären, um allesamt in einer gemeinsamen Feuerbrunst unterzugehen.

IX. Der „Königliche Berg.“

Vener längliche hübsch bewaldete Berg, von dem ich sagte, daß er als weit und breit die einzige Höhe auf der flachen Insel zwischen Ottawa und St. Lorenzo liege, trug den Namen „Montreal“ (königlicher Berg) schon lange, ehe noch eine Stadt hier vorhanden war. Schon Cartier nannte ihn so. Anfangs hieß auch das Städtchen selbst, wie ich schon sagte, nicht Montreal, sondern Ville Marie, und das ist auch heutigen Tages noch der bischöfliche oder kirchliche Name der Stadt. Erst allmählig schlich der Name des Berges auf den Ort über. Man sollte ihn eigentlich Montrival geschrieben zu

ünden erwarten. Woher diese spanische Endigung „real“ sich eingeschwärzt hat, weiß ich nicht. Einige Canadier, die ich darüber fragte, haben mir gesagt, „real“ sey auch in der Normandie und in Canada eine alte Form des „royal“; die französischen Bauern sprechen, das Wort noch mehr corruptirend, gewöhnlich Morreal. Noch weniger weiß ich, woher wir Deutschen die spanische Namensform des großen Stromes, Lorenzo, angenommen haben. Viel natürlicher wäre es, wenn wir ihn den Lorenz-, oder lateinisch Laurentiusfluss genannt hätten. Sollte es einmal eine in Deutschland nicht gültige Sprache seyn, so wäre doch die französische oder englische Form wenigstens viel berechtigter gewesen, als die spanische. Seitdem der Name des Berges auf die Stadt übergegangen ist, hat er selber so zu sagen seinen Namen verloren. Er wird nicht mehr der „königliche Berg“ (Mont royal), sondern bloß „der Berg“ (the Mountain) genannt. Die Stadt hat schon angefangen, ihn ein wenig in ihr Gebiet hineinzuziehen. Der Wasserbassins, der Villen und Landhäuser an seinem Fuße und auf seinen untersten Wurzelnollen in der Ebene erwähnte ich schon. Weiter hinauf, ungefähr auf der Mitte der Höhe, gibt es eine breite Wiesenterrasse, einen ausgezeichneten Absatz des Berges mit flacher Plattform, die sich eine Zeit lang rings um die Höhe hinzieht. Diese hohe Plattform will man völlig ebnen und in einen städtischen Spaziergang verwandeln, der, wenn er wirklich ins Leben tritt, eine der schönsten städtischen Promenaden der Welt bilden wird. Endlich hat man wieder einen andern Theil des Bergabhangs schon für die Todten der Stadt in Besitz genommen und daraus einen weiten hügel- und büschereichen Kirchhof gemacht. Der Baumwuchs ist auf diesem wunderschön gelegenen Gottesacker noch sehr mächtig und der Todten und ihrer Monumente sind noch wenige. Sie liegen gruppemweise höchst malerisch im dichten Walde verstreut.

Ganz oben erscheint einem dieser Montreal eher wie ein kleines

al" sich eingetragen, ich darüber hande und in Bauern sprechen Morreal, die Namens-Biel natürliche Landes-Denkschulthe oder englische spanische. Zogen ist, hat nicht mehr "Berg" (the n, ihn ein der Witten den Wurzelbäume, ungefähr fasse, einen die sich eine ttförm will verwandeln, städtischen jeder einen Stadt in lischereichen erschön ge- und ihrer höchst ma- ein kleines

Gebirge, als wie ein einzelner Berggipfel. Man entdeckt ziemlich weite Waldstrukturen auf der Höhe, manche Thäler und Gipfel, und wir verirrten uns auf dem pfadlosen Plateau, das hier und da von Vieh beweidet und an einzelnen Plätzen von kleinen Farmhäusern und Hütten bestanden war. Wir erlangten auf verschiedenen freien Plätzen ausgezeichnete und interessante Aussichten. Man über sieht zunächst den größten Theil der fruchtbaren Insel Montreal, im Süden den mächtigen St. Lorenz und jenseits desselben, nach Osten, langgestreckte Gebirge. Wie das Land Canada, seine großen Flüsse, seine langen Gebirge auf der Karte in großen langen Umrissen angelegt erscheinen, so erscheint hier auch von dem Gipfel des Berges alles in großen Zügen, von weitgreifenden Linien umgrenzt, in großen umfangreichen Massen gruppiert, die Wälder in dichten breiten Haufen, die Flüsse in breiten langen Streifen, die Berge in großen endlosen Rücken. Der ganze Horizont schien mir hier unendlich viel weiter, als ich ihn je von einem andern gleich hohen Berge gesehen. Diese Täuschung — aber ist es keine? — begleitete mich durch ganz Ostcanada, wo mir alle Aussichten so groß und weit schienen, wie in keinem andern Lande.

Am meisten reizte mich der Anblick des fernen Ottawafusses, der sich weit nach Norden hinauf durch massenhafte Waldlandschaften schlängelt. Auch der mir neue See der beiden Berge — lac des deux montagnes — war in der Ferne durch ein leises Blinken angedeutet. Kaum ist man in einem Lande angekommen, so wird das eben frisch Geschauta schon alt, und sehnfütig wendet sich die rastlose See, schon wieder dem unbekannten Neuen und der weitentlegenen Ferne zu, über die hinaus die Gedanken wieder zu neuen Dingen wandern.

Wir stiegen auf der Nordwestseite des kleinen Gebirges herab, und machten dann die Reise um dasselbe herum. Denn da es, wie gesagt, ganz isolirt in der Ebene dasteht, so führt ein cirkelrunder

Fahrweg rings umher. Vielleicht ist jene Nordwestseite des Berges häufigen Schneeanhäufungen ausgesetzt, und vielleicht erhält daher das kleine französische Dorf, das dort unten liegt, seinen Namen: Côte de neige, sowie seine Hauptkirche den Namen Chapelle de Notre Dame de neige, und sein vornehmstes Gasthaus den Hôtel de neige. Es war das erste französische oder vielmehr kanadische Dorf, das ich in der Nähe zu sehen bekam. Ich sage vielmehr kanadische Dorf, denn das Wort französisch hört man hier fast gar nicht. Alles Französische heißt vorzugsweise „canadisch“, als ob die Leute Frankreich ganz vergessen hätten und gleichsam wie Ureorigines mit dem Lorenzolande völlig verschwistert und verschmolzen worden. Ein Fremder ist immer geneigt, die Landeskinder so zu fragen: „Nicht wahr, mein Herr, Sie sind Franzose?“ und erhält dann zur Antwort: „Monsieur, je suis Canadien.“ Ein Canadier bedeutet im gemeinen Leben in ganz Amerika einen französischen Colonisten aus Canada. Bei den Britten, die in Canada geboren sind, sagt man gewöhnlich „britisch“ hinzu und nennt sie Britisch-Canadier. Auch einen in Canada geborenen Deutschen hörte ich einmal sogar, er wäre ein „deutscher Canadier.“

Diese französischen Canadier sind fast ganz an die Stelle der alten indianischen Canadier getreten, von denen sie manche Traditionen und auch Gebräuche angenommen haben, und sie sprechen vom Lande ungefähr so, als habe es ihnen von urältesten Zeiten her zugehört. Sowie jene alten indianischen Canadier in Europa gewöhnlich als Menschenfresser behandelt werden — selten erwähnt einer unserer Dichter der „blutdürstigen Canadier“, ohne ihm ein Paar schreckliche Attribute zu geben, — so sind auch die französischen meistens als entsetzlich einfältige, abergläubische und träge Menschen verschrien, die mindestens ein Paar Jahrhunderte gegen die Welt zurück sind. Die alte französische Bevölkerung Canada's, so hören wir oft, ist ein wahres Bleigewicht in dem Fortschritte,

des Berges erhielt daher den Namen: Chapelle de l'Hôtel canadien. Sie vielmehr ist fast gar " als ob die Aberglaueen ausgerottet seht man hier. Auch er wäre

Stelle der he Traditionen sprechen von Zeiten in Europa erwähnt ihm ein französisch träge te gegen Canada's, tschritte,

zu dem die Britten hier die Dinge gebracht haben. Sie stellt sich gleichsam dar wie ein schwarzer Körper mitten in dem Glanze britischer Intelligenz, in die sie eingehüllt wurde. Die gebildete Welt im Grossen kennt nun diese tiefschattirte Obscurität der Canadier, und nach diesem Eindruck schwebt ihr die ganze Nation vor. Wie angenehm ist der Reisende daher überrascht, wenn er mitten in diese „Söhne der Finsterniß“ in die Dörfer „dieser industrielosen, aber gläubischen und trügen Canadier“ eintritt.

Es war Sonntag, als wir von unserem Berge nach Côte de neige hinabkamen. Die Landstraße war von muntern Spaziergängern und von kleinen, hübschen, einspännigen Wagen belebt, in denen einige Dorfbewohner von einem Besuch in der Nachbarschaft zurückkehrten. Die französischen Canadier halten sich in Bezug auf die Sonntagsfeier zu der Aussöhnungswweise in Frankreich und Deutschland, sie glauben, daß Gott den Sonntag für Gebet und Freunde zugleich geschaffen, und machen daher fleissig bei Verwandten und Freunden Besuche und Ausfahrten ins Freie. In den kleinen friedlichen Häusern selbst und vor den Thüren sahen wir überall Gruppen der Dorfbewohner in freundnachbarlichem Gespräch vereinigt. Wir versuchten es, in eine der Hütten, es war eine sehr bescheidene, einzutreten, und wurden sogleich verstanden und bewillkommen. Die alte Mutter oder Großmutter des Hauses schob mir selbst einen Stuhl zum Feuer, indem sie, zu den übrigen Hausmitgliedern gewendet, gleichsam belehrend sagte: „Eh bien, je comprend, Monsieur est voyageur, et il veut voir comme on vit en Conodó!“ Das Französische der guten Leute wäre uns auch sonst ganz ungewesen, wenn sie nur das „voür“, „savoär“, „eroäre“ statt voir, savoir, croire hätten vermeiden wollen. Ihr Conodó statt Canada, sowie überhaupt die sonstige Vertauschung des u mit einem tiefen und breiten o, z. B. in „les bosses closses“ (statt les basses classes), „les chots“ (statt les chats), schlug



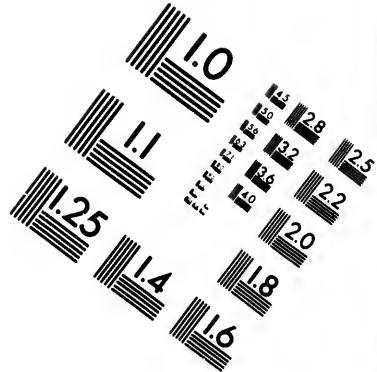
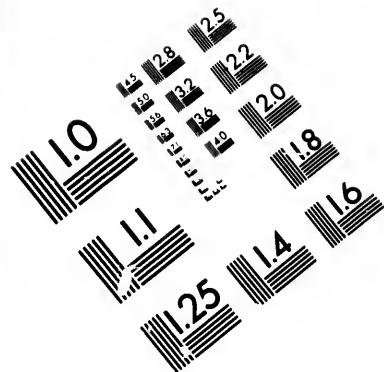
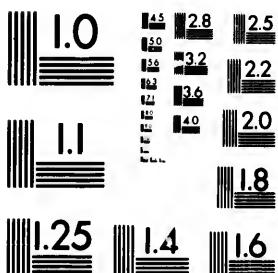
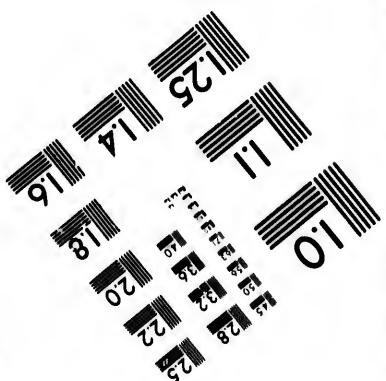


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



6"



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



mir auch anfangs immer wie eine Ohrfeige ans Gehör, und schien mir der Sprache was recht Plumpes zu geben. Beides sollen sie aber schon aus der Normandie, woher die meisten Canadier stammen, mit hinüber gebracht haben. Die meisten Eigenthümlichkeiten des kanadischen Dialekts sollen auch Eigenthümlichkeiten des Französischen in der Normandie, Bretagne und Vendée seyn. Doch ist hierin zwischen Canada und Normandie der Unterschied, daß dort die gebildeten klassen alle dialektischen Eigenthümlichkeiten fast ebenso angenommen haben, wie die „bosses closses“, während in der Normandie die Gebildeten doch ein dialektloses, reines Französisch reden. Die gebildeten Canadier scheinen sich dessen aber kaum bewußt zu seyn. Wenigstens erzählte mir einmal eine junge, hübsche Canadierin als etwas ganz Neues und fast Komisches, daß die Pariser Franzosen prätendirten, die Canadier sprächen keineswegs das reinste Französisch, und setzte mich hinterdrein durch die in hoch coloriretem „Voär“- und „Conodó“-Dialekte vorgebrachte Frage: ob ich wirklich finde, daß sie mit einem Accente rede, in nicht geringe Verlegenheit. Sie meinte, auf einer Reise nach Frankreich habe sie bemerkt, daß dort in den Provinzen noch viel mehr plumper Provincialaccent herrsche, als in Canada, daß sie in vielen Gegenden Frankreichs den gemeinen Mann durchaus nicht habe verstehen können, während man hier in Canada doch den plumpsten Bauern völlig klar und deutlich begreife. Dies letztere, antwortete ich ihr, könne ich auch nur bestätigen; ich fände auch, daß der einheimische Provincialfranzose in Frankreich einen viel schärfer ausgeprägten und eifigeren Dialekt habe, als der gemeine Canadier, welcher letztere viel abgerundeter, viel verständlicher und gebildeter rede, als ein Bauer aus der Bretagne, Gasconie oder selbst der Picardie, wenige Meilen von Paris. Doch konnte ich es nicht übers Herz bringen, meiner Schönen die Wahrheit zu sagen, daß der Dialekt der Gebildeten in Canada, selbst der der Geistlichen,

Gesellschaften und Damen, mir erstaunlich unangenehm und plump erscheine. Man kann es wohl als eine ziemlich allgemeine Erscheinung in allen kleinen Colonialländern betrachten, daß die Sprache der höheren Klassen, die nicht mehr mit den raffinierten Gesellschaftscirkeln und dem Literaturleben des Vaterlandes in einiger Verbindung bleiben, ausartet, während die niederen Stände, die nicht mehr in ihren heimathlichen Dörfern so verkeilt und verschrankt dastehen, in der Colonie neue Lebenssituationen kennen lernen, mehr durcheinander geworfen werden und mehr Routine erlangen. Die jetzigen canadischen Bauern stammen von einigen tausend Landeseroberern, Soldaten, Reisenden, Pelzhändlern und andern abenteuerlichen Leuten ab. Daß aus solcher Abstammung ein so ehrliches, bescheidenes, harmloses Wölkchen, wie es die heutigen französischen Canadier sind, hervorgehen konnte, ist ein Beweis dafür, daß die menschliche Natur von Haus aus eben so geneigt ist, unter Umständen zur alten Tugend zurückzukehren und sich abzuklären, als sie auch unter Umständen eine Tendenz zur Ausartung und Trübung zeigen kann. Wie Romulus aus seinen Räubern ehrenfeste Quiriten, so machten die alten, in Canada eingeführten Lehensgesetze aus Abenteurern und Voyageurs ein so friedliches und, ich möchte sagen, so naiv primitives Wölkchen, wie es ein Virgil zu seinen idyllischen Inspirationen sich nur immer hätte wünschen können.

Ich befand mich unter diesen Leutchen von vorneherein wohl. Außer der alten Mutter, die mich gleich so gut verstand, daß noch eine ganze Gesellschaft von Hausgenossen umher, ein Mann von mittlerem Alter, ein Paar Gamins, ein äußerst gefälliges und sehr nett und geschmackvoll gekleidetes Mädchen und ein Häuslein recht munterer und reinlich gehaltener kleinen. Daß man unter Abkömlingen von Franzosen ist, vergibt man unter den Canadiern keinen Augenblick. Denn Alles, was man bei ihnen findet, ihr Körperbau,

ihre Gesichtszüge, ihr ganzer Habitus, der Geschmack in ihrer Toilette ist völlig französisch. Wie den fecken, muntern Gamin, so fanden wir auch die naive und liebendwürdige kleine Gofette, und hätten vermutlich auch heute schon noch andere Elemente des französischen Charakters und Lebens finden können, wenn wir mehr Zeit gehabt hätten. Doch sind die Farben hier in Canada von vornherein minder grell aufgetragen. Der Gamin ist hier nicht so fek und nicht so frech, die Gofetterie nicht so kraß wie jenseits des Oceans. Alles ist weit mehr als in Frankreich in einen tiefen Ton von Bonhomie getaucht, und dazu kommt dann noch ein anderer Ton, den man in Frankreich nicht selten völlig vermisst, eine in Canada fast allgemeine Gaßfreundlichkeit, die Einem selbst in der kleinsten Hütte begegnet.

Alle unsere Leutchen schimmerten von reinlicher weißer Wäsche, und ihr ganzes Häuschen schimmerte in der nettesten Ordnung. Es war freilich Sonntag, aber auch die Wochentagstoiletten, die ich später noch in hiesigen Dorfhütten sah, strafsten den canadischen Sonntag nicht Lügen. Ich konnte mich in der Hütte von Côte de neige nicht enthalten, meine Freunde über die Ordnung und Rettigkeit, in der ich alles fand, zu äußern und unserer Alten Lobeserhebungen darüber zu machen. „Vous êtes bien bon, Monsieur, erwiederte sie, mais l'ordre et la propreté, ce sont des qualités très naturelles. Une famille malpropre, — ah Dieu préserve! — une famille malpropre serait bien remarquée dans notre village. Et je croü, c'est le ens dans tous le Conodó!“

Leider fanden wir aber doch Eins bei den guten Leuten auszusehen. Sie hatten zu stark eingehetzt. Die Osenhiße vertrieb uns, und wir wünschten ihnen Lebewohl. Als starke Einheizer, leidenschaftliche Osenfüßer und Tabaksschmaucher sind überhaupt alle Canadier bei den Britten berühmt. Sie haben große Kachetößen,

die sie den ganzen Winter hindurch bei gutem Feuer erhalten. Sie genießen dabei so viel Wärme, Tabak und Conversation, daß sie, wenn es Frühling wird, ganz blaß, vergilbt und ausgedörrt aus ihren Wohnungen hervorgehen. Gest im Herbst kamen sie mir ganz frisch, wohlgenährt und stark vor.

X. Katholische Institute.

Die Amerikaner aus den Vereinigten Staaten, die jetzt in so mancherlei Rollen in Canada auftreten, die in allen Städten des Landes Etablissements vielfacher Art begründet haben, die als Ingenieure, Lieferanten, Baucontrahenten bei allen kanadischen Bewohner und sonstigen neuen Unternehmungen sich immer sehr eifrig betheiligten, die in neuester Zeit auch durch den berühmten Reciprocitysvertrag das Recht erlangt haben, rings um alle kanadischen Küsten herum eben so zu fischen und eben so zum Fischtrocknen ans Land zu gehen, wie die britischen Unterthanen selbst, die durch denselben Vertrag auch ferner das Recht erlangt haben, den großen kanadischen Hauptfluß, den Lorenzo, und alle jene Nebenkäâle eben so und mit denselben Vorrechten zu befahren, wie die Engländer selbst — die wohlhabenden und mäßigen Klassen dieser Amerikaner sage ich, haben in neuerer Zeit auch eine Tour zu den Hauptstädten Canada's, zu seinen Wasserfällen und Strömen als etwas ganz Fashionables zu betrachten angefangen. Ganze Schaaren amerikanischer Touristen kommen von Newyork und noch aus entlegenerem Süden über Lake Champlain zum Lorenzo hervor, weilen ein Paar Tage in Montreal und Quebec und treiben sich auf dem Strom in den Dampfschiffen auf und ab. Einem besonderen Gegenstand der Wissbegierde dieser Reisenden pflegen auch die alten katholischen

Institutionen, die Hospitäler, Schulen und Klöster der kanadischen Städte zu bilden, da es im protestantischen Süden nur weniges dieser Art gibt, und sie gehören zu den gewöhnlichen Stationen oder Zielen, denen ein Amerikaner nach Anleitung seiner „Murray's“ zusteuert.

Ich gestehe, ich theile ganz diesen Geschmack. Die alten französischen Klöster und anderweitigen öffentlichen Institute von Montreal und Quebec haben eine sehr eigenthümliche und merkwürdige Geschichte. Eine ganze Menge von geistlichen Orden in Frankreich blickten auf Canada als auf ein Feld, auf dem eine wahre Fülle christlicher Lorbeeren zu ernten sey. Jesuiten, Franciskaner, Dominikaner, die Brüder der christlichen Lehre und die Schwestern der Barmherzigkeit, soeurs grises und die filles de la providence, sie sendeten alle einige Mitglieder aus ihren Gesellschaften hinüber, und streuten am St. Lorenzo das Gefäme ihrer Ordensinstitutionen aus. Die amerikanischen Historiker haben zuweilen Canada fast nur den Charakter einer militärischen Colonie zugestanden, während sie den neuenglischen, pennsylvanischen u. c. Coloniestiftungen einen wesentlich kirchlichen und christlich-religiösen Charakter vindicirten. Allein in der That lag in Canada die Idee einer religiösen oder kirchlichen Gebietserweiterung, oder einer „conquista spiritual“ (einer spirituellen Eroberung), wie die Spanier sich ausdrücken würden, eben so nahe, wie bei allen spanischen, englischen, portugiesischen u. c. Coloniengründungen in Amerika.

Schwert und Kreuz unterstützten sich hier in Canada gegenseitig, und man kann kaum sagen, ob die Soldaten des Königs, oder die Mitglieder der verschiedenen Handelscompagnien, oder endlich vielmehr die Prediger und Missionäre der Jesuiten, die mit ihren rivaлизtrenden Franciskaner- und andern Orden das ganze große Reich effektvoller entdeckt, bereist, erobert und zusammengehalten haben. Schon auf den allerältesten geographischen Karten des Landes sieht

canadischen
ur wenig
Stationen
Murray's"

alten fran-
n Montreal
ürdige Ge-
Frankreich
vahre Füsse
ner, Demi-
western der
rovidence,
n hinüber,
stitutionen
a fast nur
ährend sie
einen we-
indicirten.
ösen oder
piritual"
usdrücken
n, portu-

egenseitig,
oder die
lich viel-
ren riva-
ose Reich
n haben.
des sieht

man im Gefolge der mit zierlichen Farben dargestellten Entdecker und Conquistatoren des Landes auch verschiedenartige Gewänder von Nonnen und Mönchen. Das glorreiche, bei den Indianern zu erwartenbe Märtyrerthum, die Aussicht auf das große, mit so vielen heidnischen Nationen besetzte Feld lockte so vielerlei Kirchenritter hinaüber, daß es eine Zeit gab, wo die canadischen Coloniestädte mehr kirchliche Institute hatten, als französische Provincialstädte in Frankreich selbst, und wo von den 60,000 Einwohnern, die das Land besaß, ein sehr bedeutender Theil in den Klöstern steckte.

Diese alten kirchlichen Institute der Franzosen sind unter dem brittischen Regimenter so wenig erloschen, wie die katholische Kirche selbst. Da, da die canadischen Katholiken, die es zur Zeit der Eroberung (1760) in Canada gab, sich unter dem Schutze Englands nunmehr auf fast eine Million vermehrt haben, so kann man sagen, daß jene Institute der Beachtung jetzt noch mehr werth sind als ehemals, da sie jetzt das Wohl einer noch viel größeren Anzahl von Menschen als ehemals zu fördern haben. Auch erscheinen jetzt, wo jedes Besitzthum so viel werthvoller geworden ist, diese Institute, die ehemals oft so ärmerlich waren, weit reicher und auch in so fern gewichtiger. Endlich hat sich auch ihr Geist sehr reformirt. In der französischen Zeit gab es nicht selten Streitigkeiten und Wirren zwischen den Jesuiten und Franciskanern, zwischen den Weltgeistlichen und Ordensgeistlichen u. s. w. Die Frage, wer an der Spitze der Missionen stehen, d. h. mit andern Worten, wer die geistliche Eroberung des Landes leiten sollte, führte oft ärgerliche Conflikte herbei. Jeder neue von Frankreich herübergeführte Orden, für den in der Provinz auch Raum, Dotation und Länderebesitz geschaffen werden sollte, erregte unter den schon Etablierten Neid und Lärm. Jetzt, unter englischer Oberherrschaft, sitzen hier alle diese verschiedenenartigen Gesellschaften viel friedlicher neben einander, und eine jede ist in dem ihr zugethielten Kreise des Unterrichts oder der

Wohlthätigkeit stell mit ihren Schülern, Kranken oder Armen beschäftigt.

Ein Besuch, den ich an der Hand eines Kundigen oder vielmehr in canadische Angelegenheiten tief eingeweihten Mannes zu diesen verschiedenen merkwürdigen Instituten mache, war mir vielfach äußerst interessant. Mein Freund, der Verfasser vieler gründlicher Abhandlungen über einzelne Punkte in der Geschichte der Provinz, aus einer alten canadischen Familie und selbst einmal Maire von Montreal, hatte noch kürzlich ein merkwürdiges Werk über die gesammten geistlichen Orden der Stadt beendigt. Er hatte darin sogar von geschickten Künstlerhänden alle eigenthümlichen Costüme der Nonnen, Mönche und Geistlichen darstellen lassen. Leider hat die Welt, glaube ich, wenig von dieser merkwürdigen Arbeit gewortheilt, da sie als ein Privat- und Weihgeschenk im Manuscrite einem angesehenen Individuum überreicht wurde.

Ich kann hier, um den Leser, wenn ihm Gelegenheit werden sollte, zu einer ähnlichen Rundfahrt von Kloster zu Kloster in Montreal zu veranlassen, natürlich nur einige wenige meiner lehrreichen und angenehmen Erfahrungen mittheilen. Wir machten zuerst unsere Aufwartung bei dem Weihbischofe von Montreal und fanden in ihm einen schönen, äußerst angenehmen und höchst gebildeten Mann, der sich mit kosmopolitischer Freimüthigkeit über die Angelegenheiten der Welt aussprach. Nichts war provinziell oder canadisch bei ihm, wenn nicht etwa der Umstand, daß die vielen in seinem Vorzimmer um den Ofen versammelten Geistlichen, eben so wie die canadischen Bauern, ihre kleinen irdenen Pfeifen rauchten und sich selbst durch die Gegenwart ihres Kirchenchefs nicht darin stören ließen, diese Pfeifen auszuklopfen, zu pugzen, zu stopfen und eifrig anzuschmauchen. Ich dachte nicht, daß die canadische Rauchpassion, von der mir die Engländer oft gesprochen hatten, selbst in solche Regionen eingedrungen seyn könnte. Auch solche Dinge beruhen oft auf sehr

alten Verhältnissen. Die geistlichen Missionäre mögen es sich auf ihren Reisen, wo sie so oft die Friedenspeise mit den Indianern rauchen mußten, angewöhnt haben, und so mag die Gewohnheit am Ende in die Klöster und bischöflichen Vorzimmer eingeschlichen seyn.

Vom Bischofe führen wir zu den Jesuiten, die hier in einem großen, neuen Gebäude ihr Mariengymnasium leiten. Sie haben jetzt mehr mit dem Unterricht der Jugend in der Stadt, als mit den Missionen unter den Indianern und in fernen Landesgegenden zu thun. Protestantische Gesellschaften und Kirchen, der neue in Marseille gestiftete Orden der „Oblaten“ und die Mitglieder anderer geistlicher Körper bauen dort jetzt auf einem Felde weiter, auf dem die Jesuiten einst Wunder verrichteten. Nicht wenig interessierte es mich aber, aus dieser alten, glorreichen Zeit im Mariencollegium noch ein höchst merkwürdiges Monument zu finden. Der gelehrte Vater Martin hatte die Güte, mir das Original der unter Geographen berühmten Karte des Jesuiten Paters Marquette vorzulegen, der ersten Karte, die je vom oberen und unteren Mississippi und seinen Anlanden gemacht ist. Sie soll von Marquette, dem französischen Entdecker jenes mächtigen Stromes, selber herühren. Ich hatte mich schon früher oft mit der Geschichte dieses interessanten Documentes beschäftigt, und war nicht wenig froh, es hier nun einmal selber in die Hand zu bekommen. Historikern und Geographen ist es bekannt, daß eine Copie davon kürzlich in New-York von Herrn Shea publicirt wurde, und daß dadurch die frühere Publication einer ersten Mississippikarte, die der gelehrte Thevenot bald nach der Entdeckung veranstaltete, als ungenau oder verfälscht ganz in den Schatten gestellt wird.

Das älteste Nonnenkloster in Montreal ist das Couvent de l'Hôtel Dieu, das schon seit 1644, also drei Jahre nach der Gründung der Stadt, für Kranke und Schwache gestiftet wurde, und

der neueste hier eingeführte Nonnenorden sind die filles de Providence, die sowohl dem Unterrichte, als auch der Krankenpflege ihre Kräfte widmen. Sie haben ihren Wirkungskreis hier rasch und energisch ausgedehnt und geben ein Beispiel, wie die katholische Kirche Canada's und ihre blühenden Institute vom nördlichen St. Lorenz aus auch auf das übrige Amerika ihren Einfluß ausdehnen. Mehrere filles de Providence sind als Missionäre des Unterrichts und der Krankenpflege auch nach den Vereinigten Staaten gewandert, und einige von ihnen sogar nach Oregon, ja nach Chili gesandt worden. Solche weitreichende Unternehmungen dienen nicht nur in der Fremde, sondern sie wirken auch auf Kräftigung und Hebung des Geistes in dem Institute an Ort und Stelle selbst zurück. Natürlich fanden wir auch Anstalten der trefflichen soeurs de Charité und der eben so aufopferungseifigen soeurs grises. Dieselbe Heiterkeit, dieselbe muntere Rührigkeit bei den Werken der Liebe, dieselben frischen, blühenden, Freudigkeit strahlenden Gesichter, wie ich sie bei den soeurs de Charité aller Länder gesehen habe, begegneten mir auch hier. Eine junge, häbsche, und wie eine Pariserin gekleidete Schwester, die uns durch eine Reihe von Schulklassen und Krankenstuben führte, werde ich nie vergessen. Sie war so eifrig, uns alles recht genau sehen zu lassen, die erste, die zweite „Closse“ (Klasse), alle Abtheilungen des ganzen „bótiment“ (bâtiment), die Versammlungszimmer der Siechen und Altersschwachen, die sich bei ihrer Erscheinung mit neuem Lebensmuthe zu erfüllen schienen, die Bewahrstuben der kleinen, ganz unmündigen Kinder, die ihr entgegenjubelten, „et eeteró,“ „et ceteró“ (Et cetera), daß ich mich bei dieser Gelegenheit mit dem groben canadischen Dialekte sogar völlig aussöhnte, und ihn hier, wo nur lauter wohlthuende und fromme Dinge in ihm explicit wurden, ganz liebgewann.

Alle Welt in Montreal ist noch voll Lobes und Preisens der

de Provinzpflege ihre rasch und katholische nördlichen Einfluss aus- sionäre des eitgen Staates, ja nach eingen dienen Kräftigung Stelle selbst en soeurs Urs grises. en Werken strahlenden aller Län- e, hübsche, durch eine de ich nie zu lassen, des gan- x Siechen neuem Le- nen, ganz t ceteró“ m groben wo nur wurden, reisces der

soeurs de Charité und der andern wohlthätigen Nonnenorden für ihren Eifer, ihre Hingebung, ihren christlichen Todesmut, die sie noch in neuester Zeit bei zwei Gelegenheiten entwickelten; einmal im Anfange der dreißiger Jahre, als die Cholera in Canada wütete, und ein zweitesmal am Ende der vierziger Jahre, als unter den zahlreich angehäuften britischen und irischen Einwanderern eine tödliche Schiffpestilenz (Ship fever) ausgebrochen war, die viele Hunderte tötete und auch unter den mutigen Nonnen zahlreiche Opfer hinriss. Auch auf die katholischen Bürgerfrauen der Stadt geht wohl Vieles von dem Eifer, der in diesen, über eines Reisenden Lob erhabenen Anstalten herrscht, über. Sie sollen sich in jenen gefährlichen Zeiten, von der Hingebung der Nonnen gerührt, ihnen vielfach angeschlossen haben. Und auch jetzt finden wir in einem Kloster einen ganzen Saal voll von solchen Bürgerfrauen, die sich hier einen Theil ihrer Zeit absparen, um in Gemeinschaft für das Kloster zu arbeiten. Sie fabricirten Kleider für Kinder und Kranke. Manche jener Institute erhalten sich bloß durch die eigene Arbeit oder durch die Mitarbeit und Beiträge solcher ihnen assciirten Freunden. In einem dieser Klöster, wo man mir alles zeigte, und auch in das Souterrain, das in der Haupthäuse für Wirtschaftszwecke bestimmt war, führte, wurde mir die Küchenthüre geöffnet, darnach die Thüre zur Waschanstalt, wo viele Hände sich regten. Endlich öffnete sich noch eine Thüre, ohne Schlüssel, ohne Riegel. Sie war halb offen, der weite Raum war dunkel, doch erkannte ich am Ende eine Reihe von Kreuzen an den Wänden herum und ein Paar steinerne Monamente. „Cest notre cimetière, Monsieur!“ Die hölzernen Kreuze waren für die entschlafenen Nonnen, die Monamente für einige Wohlthäterinnen des Stiftes. Freilich muß es wohl die Bewohner eines Hauses mit einem eigenen Geiste erfüllen, wenn die Todtenkammer auf diese Weise mit Schlafzimmern und Arbeitsräumen zu denselben Ganzen verweht ist.

Unter den von Männern geleiteten katholischen Erziehungs-instituten überraschte mich keines mehr durch seine Einrichtungen und durch die Größe seines Wirkungskreises als die Anstalt der Frères des écoles chrétiennes. Dieser weit in der katholischen Welt verzweigte Orden hat hier ein ganz vortrefflich eingerichtetes Schulgebäude, in welchem nicht weniger als 1800 Knaben, meistens unter 15 Jahren, von den Mönchen unterrichtet werden. Die Schulzimmer waren ungemein geräumig und höchst zweckmäßig organisiert. Ich wohnte zwar nur einer Unterrichtsstunde in Kalligraphie und im Zeichnen bei. Doch soll ich nach den Proben, die ich hier sah, nach den ausgezeichneten Leistungen der Schüler, nach den gut gewählten Vorschriften und Mustern, nach der Reinlichkeit und wohlberechneten Anordnung, so wie nach einigen höchst zweckmäßigen und mir total neuen Einrichtungen in dem Schulmaterial, auf die Beschaffenheit des Ganzen schließen, so wünschte ich in Europa mehr als eine Schule, deren Direktor ich zurufen möchte: kommt nach Canada, seht das Kloster der écoles chrétiennes und ahmt's nach! Fest verantwortlich freilich kann ich mich, wie gesagt, nur für die kalligraphische und Zeichnungsstunde machen.

Das Schuletablissement der „Brüder der christlichen Schulen“ bildet einen Theil eines größeren Montrealer Instituts, nämlich des reichen sogenannten „Séminaire de St. Sulpice“, das die Kosten jener großen Schule trägt, und so auch aus seiner eben so wohl verschenken als gut benötigten Kasse noch mehrere andere Schulen begründet hat und unterstützt. Außer einem Gymnasium („Collège“ oder „Séminaire“), auf welchem mehrere hundert junge Leute höhere Bildung empfangen, und außer jener so eben angeführten Schule der frères des écoles chrétiennes unterhält das große Seminar in der Stadt noch Schulen für nahe an 1500 Kinder beider Geschlechter aus den Klassen der kleineren Bürger. Auch dieses merkwürdige Institut wurde schon wenige Zeit nach der Gründung Montrals

gestiftet, und zwar zunächst als eine Branche der „Sulpiciens“ von Paris, später als eine unabhängige Corporation. Es besteht jetzt ein neues und großartiges Gebäude, in welchem 30 Weltgeistliche zusammen wohnen. Sie versiehen den Gottesdienst in verschiedenen Kirchen der Stadt. Einige andere Mitglieder der Corporation, natürlich auch Geistliche, besorgen den Unterricht im Gymnasium, und ein paar andere wohnen in einer indianischen Mission am „See der beiden Berge“ (Lac des deux montagnes), die auch vom Seminarium abhängt. Endlich werden von demselben auch noch Waisen-, Armen- und Krankenanstalten vielfach unterstützt.

Ich beschloß meinen lehrreichen Tag mit einem Besuche in diesem interessanten Institute, mit einem Besuche, bei dem ich jedoch noch eine kleine Nebenansicht hatte. Es war mir nämlich gegangen, wie es vermutlich vielen kanadischen Reisenden geht. Gleich seit meinem Eintritte über die Grenze hatte ich die Leute von gewissen wunderlichen Dingen oder Wesen reden hören, die sie mit zwei noch wunderschönen Namen „Lozevan“ und „Shanseran“ nannten. Ich hatte nur von diesen Sachen gehört und bildete mir anfänglich ein, es möchten ein paar berühmte Leute, Ritter, Heen, Tyrannen oder Landesplagegeister oder sonst etwas dergleichen seyn. Ich hörte Engländer wie Franzosen so viel davon reden, sich so lebhaft darüber unterhalten, daß ich jedenfalls merkte, es müsse etwas Bedeutendes dahinter stecken. Ich brachte freilich bald heraus, daß hier von gewissen alten Feudalrechten die Rede sey, und daß dieselben mit den alten Seignorien Canada's zusammenhängen müßten. Ich wünschte etwas mehr von dieser Sache zu erfahren, von der ein Reisender in Canada durchaus Notiz nehmen müßt, will er sich nicht auf Schritt und Tritt über eine so rätselhafte Erscheinung und seine eigene Unwissenheit ärgern. Ich wußte, daß das Seminar von St. Sulpice einer der größten Seigneurs in ganz Canada sey, und daher viel mit jenen beiden genannten Rittern oder Plagegeistern zu thun haben

müsse. Da man die Güte hatte, mich dem Schatzmeister der Corporation, der schon seit Jahrzehnten die weltlichen und Rechnungsgeschäfte derselben geleitet hat, vorzustellen, so fand ich denn hier die allerbeste Gelegenheit, eine sehr bedeutende und dringliche Lücke in meinen kanadischen Landeskennissen auszufüllen.

„Lods et ventes“ und „Cens et rentes“ (denn so wird eigentlich das geschrieben, was in Canada alle auf eine sehr verschiedene Weise aussprechen und auch selten richtig schreiben) sind die beiden vornehmsten der alten Seignorialrechte, welche den Besitzern der königlichen Lehen oder der sogenannten Seignorien, in die das ganze von Franzosen besetzte Canada abgetheilt war, übrig geblieben sind. Unter den ersten Ausdrücken werden i : Emolumente verstanden, die der Herr dann einzufordern berechtigt ist, wenn sein Vasall sein Lehen an einen andern verkaufen will. Dieses wunderliche alte Feudalrecht mag seinen Ursprung und seine Veranlassung aus zwei Quellen genommen haben. Erstlich wünschten die Herren wahrscheinlich ein häufiges Wandern ihrer Grundstücke aus einer Hand in die andere zu verhindern, sie wünschten die alten guten ihnen treuen Vasallen und ihre Familien an ihren Boden zu fesseln, und die Lods et ventes wurden daher als eine Strafe der Besitzveränderung angeordnet. Andererseits mochte den alten Herren so ein Verkauf überhaupt eine gute Gelegenheit zur Füllung ihres Säckels scheinen. Bei so einem Verkauf kam doch Geld in Bewegung und zum Vorschein. Der Vasall, der sein Gut für baares Geld verkauft und den Preis empfangen hatte, war doch nun zahlungsfähig, und der Herr mochte diese Gelegenheit zu benutzen wünschen, um seinen Theil von der Beute zu erhaschen, und schuf sich daher seinen Knappen „Lozevan.“ Die Lods et ventes sind in Canada bedeutend hoch; sie verlangen nicht weniger als die Auszahlung des zwölften Theils des Kaufpreises an den Herrn.

Die Cents et rentes, die in gewissen jährlichen Geldabgaben

der Gor-
echnungs-
n hier die
Lücke in

so wird
sehr ver-
ben) sind
den Be-
orien, in
ir, übrig
olumente
enn sein
wunder-
anlassung
e Herren
us einer
en guten
u fesseln,
r Besitz-
en so ein
Säckels
bewegung
es Geld
ahlungs-
benügen
id schuf
es sind
ie Aus-
bgaben

des Vasallen (Censitaire) an seinen Seigneur bestehen, sind da-
gegen außerordentlich geringfügig. Ursprünglich waren es nur zwei
Sous vom Arpent, und auch jetzt sind sie noch nicht viel höher.
Außer diesen beiden Rechten hat der Freie in Canada auch noch das
Mühlenrecht, d. h. er allein kann auf dem Gebiete seiner Seig-
neurie eine Mühle bauen, und alle seine Vasallen müssen bei ihm
gegen einen gewissen altherkömmlichen Preis ihr Getreide mahlen
lassen.

Ehemals hatte der kanadische Seigneur auch noch andere Rechte,
z. B. das Recht der hohen, mittlern und niedern Justiz (de la
haute, moyenne et basse justice). Doch sind diese Rechte, die
überhaupt selten in Canada ausgeübt worden zu seyn scheinen,
seit der Eroberung des Landes durch die Engländer ganz außer Ge-
brauch gekommen, und alle so viel besprochene Seignorialrechte be-
schränken sich auf die drei genannten, auf die Verkaufsabgaben, die
kleine Rente und das Mühlenprivilegium.

Es ist merkwürdig genug, daß solche alte Feudaleinrichtungen,
die auf westeuropäischem Boden, so weit Frankreich und Deutschland
reichen, fast überall längst vernichtet wurden, sich auf amerikanischem
Boden und unter der Regide englischer Verfassung noch so lange,
bis auf unsere Tage herab conservirt haben. Vielleicht ist ihre an-
scheinende Geringfügigkeit, die keine Unzufriedenheit bei den Leuten
hervorrief, eine Hauptursache davon. Die neuere Zeit hat zwar
den Leuten die Augen mehr darüber geöffnet, daß ein Vorrecht,
wenn es auch nicht unmittelbar große und lästige Dienste verlangt,
doch schon als solches und als den Fortschritt hemmend ungemein nach-
theilig auf ein Land und ein Volk wirken kann, und es ist daher auch
endlich (1854) in dem kanadischen Parlamente ein Gesetzesvorschlag
zur Ablösung und Abolition aller dieser Seignorialrechte und zur
völligen Zerstörung aller alten kanadischen Seignorien durchgegangen.
Allein selbst jetzt noch hat die Mehrheit der von jenen Vorrechten

zunächst betroffenen Klassen, nämlich der Vasallen und Bauern, so wenig Neigung zu dieser Ablösung, daß man nicht mit Unrecht glaubt, die Durchführung jener Maßregel, die freilich jedenfalls doch nur sehr allmählig und im Laufe vieler Jahre vor sich gehen könne, werde nicht etwa bei den Herren, sondern gerade bei ihren Vasallen auf die größte Schwierigkeit stoßen.

Die kanadischen Bauern sind keine Yankees. Diese letzteren würden, wenn sie unter ähnlichen alten beschränkenden Feudalverhältnissen lebten, wahrscheinlich jede Gelegenheit, davon los zu kommen, mit Eifer ergreifen. Sie würden an die Zukunft denken und ohne Zweifel für sie ein Opfer in der Gegenwart nicht scheuen. Sie würden es unerträglich finden, daß der Herr mit seiner altmodischen Kornmühle die schönsten „Water-privileges“ besitzen und gleichsam verstopfen sollte, da man sie zu Sägemühlen, Papiermühlen und ähnlichen Etablissements noch anderweitig auf's schönste benutzen könnte. Sie würden es noch unerträglicher finden, daß sie ihre Grundstücke ohne Einmischung des Herrn, und ohne daß er seinen Löwenanteil an dem Kaufpreise vorweg nähme, nicht verkaufen könnten. Da sie ihre Grundstücke rasch zu verbessern und zu verwerthen gewohnt sind, so könnte der Herr alle vier oder fünf Jahre mit seinen Ansprüchen auf ein Zwölftel sich melden und würde in fünfzig Jahren den ganzen Kapitalwert des Lehens herausziehen. Bei den französischen Canadiern ist dies alles ganz anders. Sie sparen gern ihre kleinen Einkünfte und legen sie in ihren Kisten zu kleinen Kapitalien zusammen. Sie haben eine große Geduld und Ausbauer darin, diese kleinen Kapitalien Thaler für Thaler zu mehren, aber sie scheuen sich außerordentlich davor, einen ganzen Haufen auf einmal auszehlen zu müssen, verspräche man ihnen auch noch so viel Lohn in der Zukunft dafür. Da sie ihren Kopf selten mit industriellen Spekulationen plagen, so sind ihnen die alten Herremühlen gar nicht so ägerlich. Sie bezahlen gern

ein Paar Groschen für jeden Sack, den sie dahin bringen, und sind herzlich froh, daß nicht sie, sondern der Seigneur jährlich die großen Auslagen zur Ausbesserung des Mühlenwerks machen muß. Die Plaggeister Lods et ventes und Cents et rentes schlagen sie auch nicht so hoch an. Die Renten sind nach einem alten Zuschnitte und nach dem früheren Werthe des Landes gemacht, und betragen außerordentlich wenig. Ihr Land ist jetzt so viel werth geworden, daß es leicht die kleine Abgabe von wenigen Schillingen per Acker tragen kann. Wenn sie ein großes Ablösungskapital bezahlen sollten, würde es ihnen scheinen, daß sie ein leichtes, kaum fühlbares Uebel durch einen höchst empfindlichen und schmerzlichen Verlust abkaufen müßten. — Noch weniger fürchten sie die Lods et ventes. Unsere Väter und Großväter, sagen sie, haben auf diesem Stück Landes gesessen. Unsere Kinder und Großkinder werden auch ruhig darauf sitzen. Es fällt uns nicht im Traume ein, es zu verkaufen. Unser guter Seigneur wird uns daher nie mit seinem Zwölftel des Verkaufspreises in den Weg kommen. Warum will man uns nun zwingen, eine Ablösungssumme zu bezahlen, um einen Fall abzuwenden, den wir gar nicht fürchten, und der, so weit wir sehen können, gar nicht eintreten wird?

Aber selbst wenn man sich über eine angemessene und beiden Partien genügende Ablösungssumme einigen könnte, so würde schon die Auszahlungsweise dieser Summe große Schwierigkeiten haben. Wollte man die Bauern zwingen, diese Summe, wie der Herr es wünschen wird, auf einmal zu zahlen, so würden sie ruinirt. Ihre Sparkasse würde erschöpft und sie müßten sich mit Schulden beladen. Will man ihnen aber Zeit gönnen und ihnen erlauben, nach ihrer Bequemlichkeit die Ablösungssumme in kleinen Raten abzutragen, so ruinirt man wieder den Herrn, der in die größte Verlegenheit geräth, da er nicht weiß, wie er diese kleinen Summen plazieren soll. Wie seine früheren kleinen Renten aufzehren darf er sie nicht, da

er nachher nichts mehr zu hoffen hätte; in allerlei kleine Unternehmungen kann er sie auch nicht stecken, weil er selbst seine Vermögensumstände zerrüttet würde. So ungefähr hörte ich die raisonniren, welche gegen den ganzen Vorschlag der Ablösung eingegangen waren. Dieselbe ist unterdessen dennoch zum Gesetz geworden. Abgelöst soll werden, hat das Parlament, vom Zeitgeiste inspirirt, beschlossen, und man muß nun abwarten, in welcher Weise man die Sache ins Leben rufen wird. Ich habe behaupten hören, daß das Parlament würde eine bedentende Summe bewilligen, um den Bauern die Ablösung zu erleichtern. Natürlich wird man auch als vermittelndes Organ wohl Ablösungsbehörden und Banken zu schaffen haben.

Es wird indes, ehe alles so weit kommt, noch einige Zeit darüber hingehen und die Bauern werden wohl noch eine kleine Reihe von Jahren nach ihren alten Verhältnissen fortleben, ehe sie ganz in die neueren Verbesserungsströmungen hineingerissen sind. Es hat daher noch immer nicht bloß ein antiquarisches, sondern auch ein praktisches Interesse, jene alten Verhältnisse einigermaßen zu kennen.

Nicht das ganze große Untercanada seufzt unter dem Drucke des alten Lehenssystems. Vielmehr ist nur der Theil des Landes, der schon zur französischen Zeit besetzt, bebaut und bevölkert war, in Lehen oder Seignorien abgetheilt. Es ist freilich der beste Theil des Ganzen, alle die fruchtbaren und am besten zugänglichen Aecker längs des ganzen Lörenzo von den Grenzen Obercanada's an bis ans Meer, und auch längs des untern Abschnitts des Ottawastromes hinaus. Aber im Innern des Landes, sowohl im Norden als im Süden, vorzüglich in der letzteren Richtung, besitzt die Krone oder das Provincialgouvernement den größten Theil des Landes, und eben so gehören einer Compagnie, der sogenannten britisch-amerikanischen Landcompagnie, dort große Landstriche. Die Krone, sowie diese Compagnie verkaufen beständig Ländereien an die Einwanderer

Unternehmungsstüdingen in derselben Weise, wie das Gouvernement der Vereinigten Staaten dies thut. Ein großer Theil ihrer Ländereien ist so schon längst in die Hände von Privatleuten gekommen, und es haben sich bereits rings um die französischen Lehren herum eine Menge von neuen Ansiedlungen, Gemeinden und Städten gebildet, die ihr freies Grundeigenthum erlangt haben und bei denen von Lehensrechten gar keine Rede ist.

Die meisten der französischen Seignorien sind noch im Besitz alter französischer Familien, die von den Königen Frankreichs damit belehnt wurden. Sie wohnen in sogenannten „Manoirs“ oft mitten unter ihren Bauern, und häufig unterscheiden sich ihre Manoirs, bei denen man nur selten an große, schloßartige Gebäude, wie man sie bei unserem Adel sieht, denken darf, wenig von den Häusern der Bauern selbst. Die meisten Seignorien gewähren nur ein sehr bescheidenes Einkommen. Doch gibt es auch einzelne große. So wörte ich von einer, die man für 150,000 Louisdor verkaufte habe. Manche Signorien sind von alten Zeiten her in den Händen von Klöstern oder andern Corporationen, und manche sind seit der englischen Eroberung auch in den Besitz englischer Familien gekommen. Man hat mir gesagt, ich weiß aber nicht, ob es wahr ist, daß zuweilen das Regiment dieser englischen Seignorien, vielleicht weil es consequenter durchgeführt wird, lästiger fallen soll, als das der alten französischen Herren. Auch habe ich in einem historischen Werke über Canada gelesen, daß seit der Zeit des englischen Gouvernements das feudale Recht weit strenger gehandhabt werde, als zur Zeit der alten französischen Regierung, die weit milder gegen die Vasallen war und häufiger Willigkeit für Recht ergehen ließ.

Ich war sehr begierig, einmal eine Uebersicht alter Feudaleinnahmen von solchen kanadischen Seignorien zu erhalten, und in dem Seminar von St. Sulpice hatte man die Güte, mir darüber einige Auskunft zu geben. Man theilte mir ein gedrucktes Mémoire

über sämmtliche Einnahmen und Ausgaben dieser Körperschaft mit, welches kurz vorher in Folge einer Aufforderung des Provincial-gouvernements publicirt war. Aus diesem Memoire, das ich hier beispielsweise erwähne, entnehme ich folgendes.

Das Seminar besitzt drei der größten Seignorien in Canada. Zuerst die schönste von allen, nämlich die fruchtbare Insel von Montreal, die ihm schon in der frühesten Zeit geschenkt wurde; zweitens die Seignorie zu St. Sulpice, und drittens „die Seignorie des Sees der beiden Berge“ am Ottawaflysse. Auf der dicht bevölkerten Insel Montreal ist jedes Dorf dem Seminar lebenspflichtig, manche jedoch nicht unmittelbar, denn das Seminar hat hier noch Vasallen, durch deren Hände es seine Einkünfte bezieht, und die dann ihrerseits wieder sich an ihren Altersvasallen, den Bauern, entschädigen. Außer diesen Seignorien besitzt das Seminar noch mehrere Weiereien als sein Allodial-eigenthum, und eine Reihe von Häusern, aus denen es Rente bezieht. Das Ganze gewährt ihm ein jährliches Einkommen von ungefähr 11,000 Louis-d'ors. Die Lods et ventes und Cens et rentes in der „Seignorie der Insel von Montreal“ trugen jährlich nahe an 2000 Pfund ein, zuweilen 2500, zuweilen nur 1800. Leider sind in dem Memoire beide Quellen von Einkünften nicht von einander geschieden, und leider ist auch nicht angegeben, von einer wie großen Bevölkerung diese Einkünfte abgeleitet waren. Von einer Seignorie, von der „des Sees der beiden Berge“ nämlich, brachten die Herrenmühlen in den letzten Jahren im Durchschnitt 4 bis 500 Pfund Sterling ein. (Wie viele solcher Mühlen waren, wird nicht gesagt.) Dagegen betrug auch die Ausgabe für den Dienst und den Bau der Mühlen jährlich im Durchschnitt 300, zuweilen in Jahren durchgreifender Reparaturen 500 Pfund und mehr, zuweilen in Jahren, in denen alles in gutem Stande war, kaum 50 Pfund. Auch ohne den jetzt zum Gesetz erhobenen Ablösungs-vorschlag war

freiwillige Ablösung in der letzten Zeit immer häufiger vorgekommen, wie sich daraus ergab, daß das Seminar von seinem aus solchen Ablösungen (Commutations) geschaffenen Kapital 1840 nur 700, 1849 aber 5196 Pfund an Zinsen bezog. Damit man aber hier-nach den Drang zur Ablösung entweder in den Seignorien dieses Stiftes oder überhaupt in ganz Canada nicht zu hoch anschlage, muß man bemerken, daß das Stift auch auf einen großen Theil des Bodens der Vorstadt Montreals als „Seigneur“ berechtigt ist, und daß hier in der Nähe der Stadt der Wunsch nach Ablösung lästiger Privilegien viel größer als auf dem Lande seyn mag. Nebenher aber ist es billig zu beachten, daß sonst die gesammte jährliche Einnahme von 10,000 Pfund, die das Stift genießt, wieder darauf geht, erstlich auf die Kosten der Verwaltung, dann auf die Reparatur der Mühlen, Kirchen und anderer Gebäude, ferner für die Unterhaltung des Collegiums und anderer Schulen, und endlich für Unterstützung der Armen, Waisen und Invaliden, und daß am Ende jedes Jahres als reiner Überschuß nur wenige Thaler bleiben. „Die Mitglieder des Seminars,“ heißt es in dem Memoire, daß ich vor Augen habe, „leben alle in Gemeinschaft, erhalten keine Saläre oder sonstige Emolumente, und werden von der Corporation bloß mit Nahrung, Wohnung, Kleidung und allem andern, was sie sonst in Gesundheit oder Krankheit nöthig haben können, verschenkt.“

Es ist gar kein Zweifel, daß jeder Reisende, der von Montreal den St. Lorenzo hinabgeht und dafelbst nun so viele alte franzößische Dörfer zu Gesicht bekommt, wohl thun wird, sich weiter über die eignethümlichen Rechtsverhältnisse, in denen diese Leute leben, zu unterrichten. Selbst das Wenige, was ich darüber lernte, machte mir die Reise und meine Besuche in jenen Dörfern viel interessanter und verständlicher.

XI. Der St. Lorenzo.

Im Grunde genommen gibt es in ganz Canada nur zwei Dörfer, oder wenigstens nur zwei Reihen von Dorfhäusern; die eine längs des Südufers und die andere längs der Nordseite des Landesstromes. Die ganze alte französische Bevölkerung ist wenigerstet3 durchweg in zwei solchen beinahe ununterbrochener Flusshäuserreihen vereinigt. Zwar sind dieselben in verschiedene Dorfschaften, jedes mit seiner Kirche, eingetheilt; der Abschnitt macht sich aber kaum bemerklich. Denn wo die eine Dorfschaft aufhört, fängt gleich die andere an. Es gibt wohl wenige Länder in der Welt, die in so hohem Grade in ihrer Unbauweise und in allen ihren politischen Abtheilungen und Unterabtheilungen auf eine und dieselbe Flussader so zu sagen organisiert sind, wie Canada, oder besser gesagt, wie das französische Canada. Die drei großen politischen Districte und Gouvernements, in die das Ganze zerfällt, die Districte von Quebec, Montreal, und dazwischen der von trois rivières, fast jeder ein Landstrich, so groß wie das Königreich Preussen, haben ihren Centralkörper auf beiden Seiten des Flusses und greifen mit zwei Flügeln südost- und nordwestwärts in die weiten Wüsteneien hinaus. Ihre Scheidelinien stehen senkrecht auf der Flusmlinie und laufen daher von Südosten nach Nordosten, da der Fluss von Südwesten nach Nordosten geht. In eben solchen, auf dem Flusse senkrecht und von ihm aus südost- und nordwestwärts streichenden Linien scheiden sich die Unterabtheilungen der Districte, der Grafschaften. Da auch die Seignorien und am Ende sogar die einzelnen kleinen Bauernlehen wurzeln alle in den niedrigen fruchtbaren Uferstrichen des Flusses, und schneiden dann südost- und nordwestwärts in die Felsen und Wälder hinein, die nicht weit vom Flusse beginnen. Mehr noch: diese Bauernlehen sind nach französischer Gewohnheit, die den

hiesigen französischen Colonisten eben so eigen war, wie den Franzosen im alten Vaterlande, und der zufolge alle Kinder gleich bedacht werden sollten, wieder in eine Menge kleiner Erb- und Besitzthümer verschnitten. Und das Princip, nach dem diese Länderparchellen gestaltet sind, ist wieder ganz dasselbe, nach welchem das ganze Land in große politische Distrikte abgegrenzt ist. Alle Acker präsentieren sich senkrecht auf den Fluss stehend, und verlaufen sich südost- und nordwestwärts in die Wildnis hinaus. Jedes Kind sollte ein Stückchen von allem, ein Stückchen Flusser, ein wenig Marschland, ein bisschen Felsenbruch, ein Partikelchen Wald und Wiese erhalten. Die Canadier haben das Princip so weit getrieben, daß daraus am Ende ganz schmale Länderestreifen oder Bänder entstanden sind, die aus der Ferne wie die neben einander liegenden Bretter eines Daches aussiehen. Der Fluss scheint das ganze Land umher zu beherrschen und ordnend darin einzugreisen, wie ein länglicher Magnet in eine Masse von eisernen Nadeln, die sich alle mit den Köpfen an ihn angehängt haben.

Will man das von Franzosen besiedelte Canada für sich allein nehmen und aus dem Ganzen herauschneiden, so kann man sagen, daß es aus zwei Streifen beackerten Landes bestehet, die sich beide, der eine im Süden, der andere im Norden des Flusses vom Meere bis hinter Montreal hinstrecken. Jeder von ihnen ist 6 bis 700 Meilen lang und dabei einige Meilen breit. Dies ist eine wunderliche Ländersfigur. Sie war aber durch die Natur des Flusses und seines Thales in hohem Grade bedingt. Die fruchtbarsten Acker finden sich längs seiner Ufer. Auch war hier im Thale das mildeste Klima. Wenige Meilen landeinwärts ist gleich alles viel rauher und nördlicher. Auch läuft der Fluss auf der ganzen Strecke immer sehr gerade fort und stellt gewissermaßen einen zweiglosen Wasseraß dar, da er sich nicht in Arme spaltet, und da auch seine Nebenflüsse, vielleicht allein mit Ausnahme des Ottawa, weder in Bezug auf

nur zwei
iustern; die
ordseite des
ist wenig-
flusshäuser-
orsschaften,
t sich aber
ängt gleich
elt, die in
politischen
Flusshäder
esagt, wie
strikte und
n Quebec,
jeder ein
i Central-
i Flügeln
is. Ihre
sen daher
ach Nord-
und von
eiden sich
auch die
ternlehen
Flusses,
ßen und
hr noch:
die den

Wasservolumen, noch in Bezug auf von ihnen dargebotene Verkehrs-vorteile auch nur einen entfernten Vergleich mit ihm aushalten. Auf dem Ottawa konnten die französischen Handelsschiffe, soweit das bewohnte Land reichte, auf- und abfahren und die Handelsgegenstände einsammeln. Auch konnten ebenso die Kriegsschiffe überall hingelangen und den Ufern Schutz gewähren. An den Fluß, der sie im Nothfalle rettete, scheinen sich vor den Indianern, die das Innere besetzt hielten, die ersten französischen Colonisten und ihre Nachkommen geklammert zu haben. So kann man beinahe die Geschichte des Landes aus der Physiognomie, die es trägt, herauslesen.

Im Rücken der an ihren Fluß gehafteten Franzosen hat sich in der Neuzeit eine zweite Reihe von Colonien angelegt, Schotten, Iränder, Amerikaner, die dort unbesezte Ländereien urbar gemacht und kleine, aber noch sparsam besäte Dörtschaften darin gegründet haben. Am weitesten ist man damit im Süden des Flusses vorgeschritten, wo das Klima etwas milber ist; und wo Canada an die regssameren Staaten der Union grenzt, die eine Menge ihrer überflüssigen Mannschaft und ihrer unternommenen Pioniere hineingesandt haben, industrievolle kleine Städte zu gründen. Aber auch diese Bevölkerungsschicht hat sich, wie es scheint, nur ungern und langsam vom Flusse, und in Obercanada von den Seen, welche dort die Fortsetzung des Flusses sind, entfernt. Ihre Schicht reicht bis jetzt beinahe überall nur fünfzig oder sechzig Meilen vom Wasser aus ins Innere des Landes hinein. Wenn man daher die Hälfte Canada's, welche im Norden des Lorenzo und der Seen liegt, für sich allein nimmt, und daraus den bewohnten Theil heraus schneidet, die Wüsten aber wegsassen lässt, so kann man sagen, daß dieses Hauptstück des ganzen Landes einen schmalen Streifen von mehr als 1100 Meilen Länge und von nur fünfzig bis sechzig Meilen Breite vorstelle, und daß das Ganze sich in gerader Linie von Südwest nach Nordost, von der westlichsten Spize des Grieses,

tene Verkehrs-
m aushalten.
schiffe, soweit
die Handels-
schiffe überall
en Fluss, der
ern, die das
ten und ihre
nahe die Ge-
herauslesen.
u hat sich in
t, Schotten,
rbar gemacht
in gegründet
flusses vorge-
nada an die
iher über-
ere hineinge-
- Aber auch
ungern und
seen, welche
Schicht reicht
vom Wasser
e die Hälfte
i liegt, für
erauschnie-
sagen, daß
treisen von
schig Mei-
Linie von
s Grießes,

bis zum Meere längs der ganzen Wasserlinie hin erstreckt.¹ Nur
muß man freilich wieder dabei bemerken, daß der Ottawa einen
kleinen Querstrich in die Rechnung macht, und dann daß die Be-
siedlung im Nordosten in der Nachbarschaft Labradors allmählig sich
ganz verläuft, während sie sich oben im Südwesten dichter anhäuft.

Einstweilen, da wir mit dem Montrealer Nachtschiffe — Tages-
schiffe gab es auch hier, wie auf dem Hudson, leider schon nicht
mehr — den schönen Strom hinabführen, da, sage ich, gewahrten
wir einstweilen nur noch wenig von jener fonderbaren Physiognomie
des Landes. Es blieb nur noch einige Stunden sonnenhell, und
balb erblickten wir nichts mehr, als was das schwache Licht unseres
silbernen Erdtrabanten von der Gegend sichtbar machen konnte. Er
beleuchtete nur dann und wann, wenn wir dem Ufer etwas näher
kamen, eine kleine Häuserreihe, einen Theil jener beiden langgestreckten
Flußdörfer. Er blinzelte in die Mündung des Flusses Richelieu, der
vom Champlainsee herbei kommt, und bei dem wir anlegten, hinein.
Er schimmerte auf die Thurm spitzen einiger alten französischen Kir-
chen, die uns aus der Ferne vom Ufer zuwinkten. Er zeichnete mit
einigen unsicheren Lichlinien die dunkeln Körper großer Schiffe, die
auf dem breiten Strom an uns vorüber schwebten. Sein Licht ergoß sich
endlich ganz verschmelzend über die weite Fläche des See's St. Peter
hin, der, als der letzte aller zahlreichen Lorenzoseen, sich ungefähr
in der Mitte zwischen Quebec und Montreal ausbreitet, und den
wir in seiner Diagonale mitten in der klarsten und ruhigsten Mond-
scheinacht durchfuhren.

Die Spuren der vom Meere herausdringenden Fluth verlieren
sich in diesem Wasserbecken. Sie scheint hier, vierhundert Meilen
vom Ocean, ihre letzte Kraft zu verlieren. Wäre der See nicht
da, pulsirte sie vielleicht bis Montreal hinauf. Meeressfluth und
Fluß sind in diesem See mit einander im Kampf, und vielleicht ist

¹ Man nehme hiebei eine Generalkarte von Canada zur Hand.

es diesem Umstände zuzuschreiben, daß dieser See der flachste von allen Lorenzoseen ist. Der Lorenzo führt freilich nicht viel Schlamm und Material mit sich, aber was er an solcher Ladung mit brachte, möchte die Fluth ihn zwingen, hier fallen zu lassen, und dieß möchte die Sandbänke, die sich auf dem Grunde des See's befinden, veranlassen. In neuerer Zeit hat man in diesem See ein höchst merkwürdiges Werk begonnen und zum Theil schon vollendet. Man hat in der ganzen Länge des See's einen tiefen Kanal ausgegraben, und zwar mit Hülfe von Dampfbaggermaschinen. Der Kanal läßt jetzt schon Seeschiffe von bedeutender Größe durch, und man hofft ihn noch für größere ausweiten zu können. Man ist damit, wie ich höre, in so feste und dichte Erd- oder Lehmlager gekommen, daß nicht zu fürchten ist, die ausgegrabenen Seitenwände möchten nachsinken, und das Ganze wird ohne weitere Nachhilfe der Kunst, die aber später leicht seyn wird, wenigstens einige Zeit bestehen können.

Uebrigens gibt es wahrscheinlich sogar in dem breiten Lorenzobette noch manche natürliche Kanäle, welche die Schiffssahrt noch nicht einmal entdeckt hat. Wenigstens theilte mir ein Schiffskapitän mit, daß man noch erst ganz kürzlich ein bis dahin völlig unbekanntes tiefes und schönes Fahrwasser entdeckt habe. Wer dieses Taktum bei einem so viel befahrenen Flusse, wie es der Lorenzo ist, für unwahrscheinlich zu halten geneigt seyn möchte, erinnere sich nur, daß vor wenigen Jahren bei einem noch weit häufiger befahrenen Flusse, nämlich in der Mündung des Hudson bei Newyork, derselbe Fall eintrat. Auch dort wurde zum großen Nutzen der Schiffssahrt in dem Labyrinth paralleler Kanäle, aus dem das Bett jedes Flusses zusammengesetzt zu seyn pflegt, noch ein völlig unbekanntes und doch dabei äußerst tiefes und wesentlich nützliches Fahrwasserstück entdeckt.

Je weniger wir bei unserer Abendsfahrt von dem Lande außerhalb sahen, desto mehr Canada hatten wir an Bord unseres Schiffes sellst. Eine Menge Mitglieder des in Quebec sijenden

flachte von
viel Schlamm
mit brachte,
d dieß möchte
finden, ver-
höchst merf-
t. Man hat
graben, und
mal läßt jezi
m hofft ihn
ut, wie ich
mmen, daß
öchten nach-
Kunst, die
hen können.
ten Lorenze-
ffsfahrt noch
Schiffsta-
hahin völlig
Wer dieses
per Lorenzo
rinnere sich
befahrenen
et, derselbe
Schiffssahrt
des Flusses
s und doch
et entdeckt.
ide außer-
d unseres
sichenden

Parlaments, viele Herren und Damen aus den benachbarten Uferorten, französische Geistliche und Gütsbesitzer, mehrere Beamte, alles zusammen eine äußerst interessante, angenehme und lehrreiche Gesellschaft. Unter den Parlamentsmitgliedern waren welche aus Ober- wie aus Untercanada, französischen wie britischen Ursprungs, und es war merkwürdig zu sehen, wie gut und leicht diese beiden so verschiedenen Nationalitäten jetzt auch hier wie auf dem St. Lorenzo, so wie auf dem schwarzen Meere mit einander harmonierten. Auf dem Lorenzo ist die Beobachtung dieser Verbrüderung um so interessanter, da es wohl kaum einen andern Fluß in der Welt gibt, auf welchem Franzosen und Engländer sich häufiger blutige Gefechte geliefert haben. Ich glaube, man könnte in dem der schließlichen Eroberung Canada's vorausgehenden Jahrhundert wohl ein Dutzend englischer Kriegszüge zur Mündung dieses Stromes aufzählen.

Als die Engländer Canada in Besitz bekamen, fanden sie daselbst, im ganzen Lande zerstreut, nur eine kleine französische Bevölkerung von 60,000 Seelen, die anfangs in sehr gebrückte Verhältnisse kam. Da es schien zuerst, als hätten die Engländer beschlossen, diese ihre neuen Untertanen, deren Sprache und Institutionen sie nicht verstanden, dem Untergange zu widmen, als wollten sie sie mit Gewaltmaßregeln eerasieren, austrotten, so wie sie die Franzosen in Nova Scotia ausgerottet hatten. Da bald nach der Eroberung Canada's die amerikanische Revolution ausbrach, und da in dieser Epoche Frankreich, insbesondere auch von Rache für den Verlust Canada's getrieben, die Partei der amerikanischen Colonisten gegen England nahm, verbesserte sich die Lage der französischen Untertanen nicht so bald. Sie standen in Verbindung mit den Amerikanern gegen England auf. Nachdem man die Amerikaner aus Canada vertrieben, kam das Land für eine Reihe von Jahren unter eine militärische Schreckensregierung, und selbst als

diese (1784) aufhörte, gab es noch bis ans Ende des Jahrhunderts eine englische Partei, die auf gewaltsame Anglisirung der Franzosen und Ausrottung ihrer Sprache drang. Nichts desto weniger mehrte sich, in Folge der unter Englands Schutz fortschreitenden Entwicklung des industriellen und commerciellen Aufschwungs des Landes, auch ihre Anzahl. Man kann sagen, ihr Häuflein ist gewachsen, wie das der Kinder Israel, denn von 60,000, die sie waren, haben sie sich in der neuesten Zeit beinahe auf eine Million erhoben.

Die Ideen zur Ausrottung oder gewaltsamen „Anglisirung“ dieses Volks ließ man zwar bald, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, fahren; aber eine Menge beschränkender Verhältnisse blieben noch bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts herab bestehen. „Wir wurden, mein Herr, bis dahin immer als politisch Unmündige behandelt.“ sagte mir ein kanadischer Franzose, mit dem ich mich über diese Dinge unterhielt; „wir waren bis 1837 in einer Art von Knechtschaft. Da erhoben wir uns, und es brachen jene Bewegungen aus, die wir unsere kanadische Revolution nennen können, da seit ihrer Epoche alles eine andere Wendung genommen hat. Jene Beschränkungen bestanden nicht bloß für uns, sondern — zum Theil wenigstens — auch für die britischen Colonisten, welche Knechtschaft und Unmündigkeit in mancher Hinsicht mit uns theilten, und von denen daher auch 1837 und 1838 ein großer Theil mit uns gemeinsame Partei mache. Quoique nous étions battus, ça nous a fait du bien. Das siegreiche britische Gouvernement, dessen Truppen uns schlugen, hat keineswegs, wie es sonst wohl nach solchen Siegen der Fall zu seyn pflegt, die Ketten noch enger geschmiedet. Es hat vielmehr, diese Gerechtigkeit muss man ihm widerfahren lassen, die Augen geöffnet. Viele Uebelstände sind besser erkannt und man hat von oben her dagegen gewirkt. Zuerst wurden die französischen Colonisten nach und nach mit den britischen auf gleichen Fuß gesetzt; sie erlangten dieselben politischen Rechte,

und das Gouvernement hat namentlich auch immer mehr darauf geschen, daß bei Besetzung öffentlicher Aemter keine Nationalität der andern nachgesetzt würde. Viele der ersten und höchsten Aemter des Landes sind jetzt mit französischen Canadiern besetzt. Als dann wurde der Bevölkerung der Colonie überhaupt, sowohl der französischen als der britischen, eine viel größere politische Berechtigung, ein viel höherer Grad von Selbstregierung zugestanden. Nicht nur unsere städtischen Corporationen, ländliche Communen und Grafschaften haben ganz denselben Grad halb republikanischer Selbstständigkeit wie in England; sie erwählen ihre Lokalautoritäten nach äußerst unabhängigen Prinzipien und haben ihre Lokalgesetzgebung ganz in eigener Hand; auch unsere Provinzialregierung und Gesetzgebung hat dem englischen Parlamente und dem dortigen Colonialministerium gegenüber einen Grad von Unabhängigkeit erlangt, wie ihn wohl früher schwerlich je eine britische oder sonst irgend eine andere Colonie in der Welt besessen hat. Unser Generalgouverneur, das Organ des britischen Gouvernements in unserem Lande, steht unter uns ganz so beschränkt da, wie die Königin im alten Lande. Er hat seine verantwortlichen Minister zur Seite, die er dem Gesetze nach zwar willkürlich wählen kann, die er aber in der Wirklichkeit so wählen muß, wie die öffentliche Meinung in der Provinz sie gewählt haben will. Sie werden ihm vom Volke eben so dargebracht und aufgedrungen, wie der Königin Victoria ihre Premiers; denn wollte er die dargebotenen und „designirten“ nicht acceptiren und eigenhändig auf seiner eigenen Wahl bestehen, so könnte er mit diesen seinen persönlichen Freunden doch nichts anfangen. Da man sie im Parlament, wo sie Sitz und Stimme haben müßten, nicht zulassen würde, so würden sie nutz- und wirkungslose Organe seyn, die keine Maßregel durchführen könnten, da man ihnen überall opponiren würde. Unser jetziger trefflicher Generalgouverneur hat sogar mehrere der Hauptsührer jener Revolution von 1837 als Minister acceptiren

müssen, und in unserem Parlamente sitzen sogar Männer und spielen eine bedeutende Rolle, auf deren Kopf 1837 eine Prämie ausgesetzt war, und die damals, wenn man sie rechtzeitig gefangen hätte, vielleicht zum Tode verurtheilt worden wären. Wie unser Ministerium und unsere Regierung, so ist auch unser Parlament und unsere Gesetzgebung ganz eine Copie nach englischem Muster, und ihre provinziale Selbstständigkeit und ihre Mündigwerbung hat sich in neuester Zeit in der erwünschtesten Weise und im höchsten Grade consolidirt und manifestirt. Da das britische Parlament hat bei mehreren Gelegenheiten, wo ihm, wie chemals, canadische Provinzialangelegenheiten zur Entscheidung vorgelegt wurden, solche Entscheidungen abgelehnt und ausdrücklich anerkannt, daß canadische Parlament sey in eigenen Angelegenheiten völlig unabhängig, könne am Lorenzo machen, was es wolle, und britisches Parlament und Volk habe sich durchaus gar nicht darin einzumischen. Alle Einkünfte, die die Provinzialregierung hat, alle Gelder, die Canada für die Unterhaltung und Unterhaltung derselben aufbringt, stehen ganz unter unserer Kontrolle. Es wandert davon nichts nach England hinüber; jeder Sous davon wird hier im Lande selbst und zum Nutzen desselben verausgabt; ja über jeden Sous muß uns Rechenschaft abgelegt werden. Die Engländer haben sogar von der Verbindung mit uns eher vermehrte Ausgaben als Einnahmen. Da seit Peels Reformen auch der Handel fast vollkommen frei geworden ist, so ist England bei uns auch in Bezug auf commercielle Verhältnisse nicht privilegiert, und der neueste Vertrag mit den Vereinigten Staaten, der sogenannte Reciprocitysvertrag, stellt sogar die Amerikaner sowohl den Engländern als auch uns selbst fast ganz gleich. England hat jetzt keine andern Vorteile von uns, als die, welche ihm unsere Freundschaft und gute brüderliche Gesinnung gewährt, und dann diejenigen, welche ihm daraus erfließen, daß wir ihm für seine Auswanderung ein freies und wünschenswertes Feld offen erhalten."

inner und
eine Prä-
rechtezeitig
ären. Wie
ser Parla-
em Muster,
ng hat sich
sten Grade
it hat bei
re Provin-
olche Ent-
canadische
gig, könne
ment und
Alle Ein-
re Canada
gt, stehen
chts nach
selbst und
muß uns
r von der
nen. Da
geworden
chältnisse
Staaten,
faner so-
England
in unsere
nd dann
ir seine
halten."

„Der Erfolg von diesem allem ist nun eine außerordentliche Aussöhnung unter allen Parteien gewesen, eine Aussöhnung der französischen mit den britischen Colonisten und eine äußerst günstige Stimmung zwischen der jungen Colonie und dem alten Lande. Von einer Hinneigung zu unserer großen Nachbarrepublik werden Sie jetzt wenig Spuren in unserem Lande mehr bemerken, da wir so zu sagen unter königlichem Schutze, ja durch diesen königlichen Schutz selbst so viel öffentliche und Privatrechte wie Republikaner erlangt haben. Unter diesen Umständen wünschen wir sogar die Fortdauer der Verbindung mit England, die jetzt weniger einer Unterthanenschaft als einer innigen Verbindung eines besondern Volkes und Staates mit seinem Muttervolk und Staate gleicht. Wir erfahren jetzt von dieser Verbindung keine Nachtheile mehr, erlangen aber mit ihr manche wesentliche Vortheile.“

„Namentlich hat sich das Blatt in Bezug auf meine eigene französisch-canadische Nationalität außerordentlich, beinahe völlig gewendet. Während Großbritannien sonst in ihr einen mit dem Auslande conspirirenden innern Feind zu haben glaubte, besitzt es jetzt gerade in ihr fast das bedeutendste Gegengewicht gegen das Ausland, namentlich gegen etwaige Gelüste unseres republikanischen Nachbarlandes. Es gibt zwar unter unsern jungen Leuten eine kleine Partei, die wir die „Rouges“ nennen. Es sind extravagante Bewunderer und Anhänger republikanischer Institutionen. Allein die Masse der Franzosen ist jetzt wesentlich conservativ und wünscht die Sachen alle möglichst im Status quo zu erhalten. Ich hörte von einem Amerikaner, der einmal, als er in unserem Lande reiste und unsere alterthümlichen französischen Bauern beobachtete, gesagt haben soll, wenn sie, die Amerikaner, dieses Land in die Hände bekämen, so würden sie diese alterthümlichen Franzosen sehr bald ganz und gar vom Erdboden wegreformirt haben. (They would improve them from the surface of the earth.) Dies ungefähr ist es, was

unsere Leute wirklich von jener Seite her befürchten. Sie denken, und ich glaube mit Recht, eine Vereinigung mit der Republik würde einen raschen Untergang ihrer Sprache, ihrer Sitten, ihrer Nationalität herbeiführen; sie würden vor den Amerikanern verschwinden und wegschmelzen, wie einst die alten Aborigines des Landes vor den Franzosen. Diese Furcht macht uns Franzosen dem alten Europa, auch wenn es nun durch Großbritannien unter uns repräsentirt wird, besonders hold, und Großbritannien seinerseits mag dies auch bemühen, und lässt daher unter anderem auch unsere katholische Geistlichkeit alle wünschenswerthen Freiheiten genießen."

Ich. Haben sich nun ihre alterthümlichen Franzosen auch in andern socialen Beziehungen den Engländern mehr angeschlossen? nehmen sie namentlich an der industriellen Fortschrittsbewegung der Engländer lebendigen Anteil?

Er. Ça commence, Monsieur, ça commence. Ja wohl, es ist ein hübscher Anfang dazu gemacht. Im Ganzen, es lässt sich nicht läugnen, steht unsere alte kanadische Bevölkerung, wenn auch nicht in humarer Gesinnung, doch in Kenntnissen und Bildung, und namentlich in Bezug auf wahren Fortschritts Sinn, der englischen weit nach. Erst seit einiger Zeit haben sich solche literarische Gesellschaften unter ihnen gebildet, wie sie unter den Engländern schon lange existiren, und jetzt gibt es denn sogar in den Vorstädten Montrals und Quebecs solche „lecturing“ und „reading rooms“ unter den jungen Franzosen, wie es deren unter den „young men“ britischen Ursprungs schon lange gab. Auch die französischen Kaufleute, obwohl sie meistens nur Krämer, Pelzhändler und dergleichen sind, und obwohl fast alle ersten Häuser in Montreal und Quebec schottischen Ursprungs sind, auch unsere Kaufleute, sage ich, haben sich mehr in die schwunghaftere und praktischere Betriebsweise der Geschäfte, die den Britten eigen ist, hineingeschmiegt. Die meisten französischen Häuser haben sogar die englische Sprache als ihre

Sie denken,
würde
der Nationa-
verschwinden
Landes vor
ten Europa,
repräsentirt
g dieß auch
olische Geist-
en auch in
geschlossen?
wegung der

Ja wohl,
es lässt sich
wenn auch
Bildung,
englischen
sche Gesell-
bern schon
Vorstädtent
g rooms-
ing men“
hen Kauf-
vergleichen
d Quebec
ch, haben
weise der
ie meisten
als ihre

GeschäftsSprache adoptirt, und zwar nicht nur in ihrer Correspondenz mit der übrigen Handelswelt, sondern sogar in ihren Comptoiren und Privatbüchern. Sie führen ihre eigenen Conto's, Bilanzen und Journale in englischer Sprache, nicht nur, weil sie in das ganze canadische System besser paßt, sondern auch, weil sie ihnen für Handelszwecke kürzer, praktischer und brauchbarer vorkommt. Die meisten gebildeten Franzosen im Lande schreiben und reden jetzt das Englische fast so gut wie ihre eigene Muttersprache; aber freilich gibt es leider noch entlegene canadische Dorfschaften genug, in denen meine guten Landsleute überhaupt weder lesen noch schreiben lernen. Mais ça commence aussi, Monsieur, ça commence!

Das treffliche canadische Parlamentsglied, das mir diese, mir damals noch sehr neuen Mittheilungen machte, wurde hier abgerufen, und ein junger Britte, der uns schon seit einiger Zeit zugehört hatte, wie wir so, an das Deckgeländer unseres Dampfers gelehnt, con-
verreibend dastanden, nahm nun seinen Platz ein, und weil der Franzose zuletzt eine Frage berührt hatte, die ihn sehr zu interessiren schien, die Frage des Bildungszustandes der untern französischen Klassen, so schüttete er sogleich seine Ansichten darüber gegen mich aus. „Ich kann das alles unterschreiben und bestätigen,“ sagte er, „was Ihnen jener Herr da über unsere Verhältnisse gesagt hat, insbesondere aber ist das wahr, was er zuletzt zu berühren anfing, und was er über die große Unwissenheit unserer französischen Landbevölkerung sagte. Ich habe lange und viel unter ihnen gelebt und liebe und schäze sie; sie sind das harmloseste Volk von der Welt (the most inoffensive set of people); aber in vielen Landes-
gegenden sind sie fast unwissend und abergläubisch, und das röhrt hauptsächlich von ihren Dorspriestern her. They are totally under the controll of their priests. Sie gehen bei allen Zweifeln und Schwierigkeiten zu ihrem Priester und fragen ihn, was zu thun sey. And if the priest is content with every thing, they are

content with every thing, and all is right. Daß sie nicht lesen und schreiben können, sehen die Priester zum Theil ganz gern, denn sie, die Priester, lesen und schreiben nur für den Bauern. So wie dieser ein Schreiben erhält, geht er damit zu seinem Prêtre, und dieser liest es für ihn und beantwortet es für ihn, und kann der Priester es nicht gut machen, so sendet er ihn zum Dorfnotar; der ist aber mit dem Priester unter einer Decke; beide zusammen setzen ihnen auf, was ihnen gutdünkt, and all is right. Im Uebrigen, wenn man sie mit ihren Priestern zufrieden läßt, sind sie die verträglichsten und umgänglichsten Leute von der Welt, und es ist eine wahrhaft wohlthuende Freude, sie in ihrem täglichen stillen Thun und Treiben und in ihren häuslichen Kreisen zu beobachten. If you do not interfere with them, they will not interfere with you, and all is right. Sie haben nur Eine Nation, mit der sie sich nicht vertragen können, daran ist aber diese Nation nur selber schuld."

Ich. Ich ahnde, welche Nation Sie meinen; vermutlich die neueingewanderten Irlander, mit denen sich, wie ich schon selber bemerk't habe, fast keine in Amerika angesiedelte Nation verträgt.

Schotte. Ja, eben die Irlander, die sich in den amerikanischen Freistaaten eben so mit den Deutschen in den Haaren liegen, und die leider auch unter allen übrigen Colonisten wenige Freunde haben. Hier in Niedercanada concurreniren sie mit den Landeskindern, den Franzosen, in vielen niedrigen kleinen Gewerben, namentlich z. B. als Krämer in gewissen Handelszweigen, als Dienerschaft in den Häusern der Reichen, in den Wirthshäusern und auf den Dampfschiffen, als Deutscher und Kabelführer u. s. w. Da gibt es denn immer kleine Differenzen und oft sehr ärgerliche Conflikte zwischen den beiden Nationalitäten, die in Europa selbst sowohl ihrer gemeinsamen katholischen Religion, als auch ihrer gemeinsamen (celtischen) Abstammung, als endlich auch ihrer gemeinsamen (anti-brittischen)

nicht lesen
gern, denn
. So wie
être, und
kann der
notar; der
men sezen
Uebrigen,
e die ver-
es ist eine
llen Thun-
ichten. If
interefere
ation, mit
lation nur

athlich die
hon selber
erträgt.
ritanischen
gen, und
de haben.
vern, den
ich z. B.
in den
Dampf-
es denn
zwischen
gemein-
stischen)
ttischen)

Sympathien wegen so viel Freundschaft für einander zur Schau getragen haben. Bei allen diesen Streitigkeiten und Konflikten ist aber fast nie ein Zweifel über den sonst gemeinlich so strittigen Punkt, ich meine über die Frage: wer angefangen hat. Es ist fast immer der querköpfige plumpre Irlander, und fast nie der freundliche und nachgiebige Canadier.

Ich. Obgleich ich noch sehr jung in Ihrem Canada bin, so habe ich doch auch schon einige wenige Erfahrung über diesen Punkt, den Sie berühren, gesammelt, und ich bin sehr geneigt, Ihnen in dem, was Sie sagten, beizupflichten. Neulich sprach ich in Montreal über denselben Gegenstand mit einem kleinen kanadischen Vorstadtkrämer, bei dem ich einige kleine Einkäufe machte, und der von einem wahrhaften Schrecken vor den Irländern erfüllt zu seyn schien. Er gab mir von ihnen folgende arge Beschreibung, die aber etwas nach seiner Weise colorirt seyn mag. „Ah, voilà les Irlandais,“ brach er aus, als ich die Irländer mir erwähnte; „ah, Monsieur, c'est une mauvaise nation. N'est ce pas, Monsieur, nous autres, moi, vous et toutes les gens raisonnables, quand ils ont une petite différence d'opinion entre eux, ils conversent là-dessus, ils s'entendent. Mais eux les Irlandais, ils ne parlent pas, ils querellent, — ils ne s'entendent pas, ils se battent. — Et encore c'est une chose singulière. Au commencement, quand ils arrivent dans notre pays, ils sont très pauvres, et très modestes. Mais après quelque temps ils changent merveilleusement. Bientôt ils s'imaginent, que tout le pays leur appartient. Et les mêmes hommes, à qui vous avez donné des armes, deviennent fiers comme des Lords. Ah, et comme ils ont le cœur plein de revanche! Quand ils se sont chagrinés de quelque petite chose, ils ne l'oublient jamais. Au contraire, s'ils se rencontrent après dix mois, ils seront six ou sept pour attaquer un homme, et ils le tueront avec

des batons et des pierres.“ Am Schlusse seiner Rede gab mir mein Canadier noch den Rath; ich sollte mich nur ja von allen Irlandern fern halten. Ich würde mich gut da-ei stehen.

Schotte. Ein klein wenig mag indeß auch wohl die Schüchternheit der Canadier übertrieben seyn. Daß ihre Friedfertigkeit zuweilen etwas an Furchtsamkeit grenzt, schien mir bei einer Gelegenheit klar zu werden, wo mir auch ein Canadier in ähnlicher Weise, wie Sie es erlebten, von den Irlandern sprach und mir ihre Streitlust und Schlägereien schilderte. „Ah, mein Gott, sich schlagen! es ist schrecklich! Mein bester Herr, ich schlage mich nie! Ich — laufe davon. (Je me sauve.) — They are to a certain degree effeminate, like women. They will cry and weep in many eases like children, when an Englishman would bear it like a man. —

Joh. Wunderbar! Ich muß glauben, daß Sie Recht haben, denn ich habe ähnliche Neußerungen auch schon von andern Seiten vernommen. Und doch sind eben aus diesen franzößischen Canadiern jene fühnigen, harten und unermüdlichen Voyageurs hervorgegangen, die fast den ganzen Nordwesten Amerika's entdeckt und den Indianern entrungen haben.

Schotte. Sehr begreiflich! Die fühnigen und unternehmenden Leute sind immer nordwestwärts ins Land hinaus vorgebrungen, und haben die friedfertigen Ackerbauern und Krämer hier im Unterlande zurückgelassen. D die Canadier, die den Ottawa hinaufgehen, und die nach Obercanada kommen und weiter hinaus nach dem Westen, dies ist eine ganz andere Race von Menschen, oder wenigstens eine andere Klasse. Die Ottawa- und Nordwestcanadier kann man gleich aus einem Haufen anderer Canadier heraus erkennen, so wie wir auch hier einen ächten Franzosen aus Frankreich gleich unter den Canadiern zu erkennen wissen. Das französische Temperament, das bei den Canadiern sehr gemindert erscheint, brillirt bei jenen

gleichsam noch in voller Farbe. Wie eine Münze mit scharfem und neuem Gepräg von einer andern mit etwas alten und abgegriffenen Umrissen, eben so leicht unterscheiden wir die frischen Ankömmlinge aus Frankreich von den amerikanischen Franzosen, an denen man namentlich, so gutmuthig die Leute sonst auch meistens sind, einen großen Mangel von Devouement und von freundschaftlicher oder gar aufopfernder Hingebung bemerkt haben will.

Ich. Mir bemerkte neulich Demand, er habe diesen Mangel an Hingebung und eine gewisse halb und halb stumpfsinnige Gleichgültigkeit namentlich an den canadischen Domestiken beobachtet. Ein britischer Diener, wenn er lange im Hause sey, verwachse am Ende mit der Familie, und empfinde zuletzt ihren Schmerz und ihre Leiden, wie seine eigenen. Ein französischer Diener, obgleich er sich von Anfang an schneller zurecht finde, behalte, so lange er auch in demselben Hause verbleibe, immer einen grösseren Egoismus, der keinen grossmuthigen Gedanken und keine aufopfernden Handlungen in ihm aufkommen lässt.

Schotte. Ja, das ist, glaube ich, ganz richtig. Ein canadischer Diener ist z. B. ein sehr aufmerksamer und williger Begleiter, so lange Sie im Glück sind, oder, so wie wir jetzt, auf einem eleganten Dampfschiffe durch die Welt reisen. Aber wenn Ihr Haus brennt, wird er mit seinen besseren Sachen alsbald so weit als möglich weglaufen und seinen Herrn vielleicht mit allen seinen Reichthümern verbrennen lassen, während ein alter treuer englischer Diener bis auf den letzten Augenblick bei Ihnen aushält, wie jener englische Hepburn, der Franklin und Richardson auf ihrer ersten arktischen Reise begleitete und ihnen gegen die Angriffe und bösen Absichten eines im Unglücke treulos und gefährlich gewordenen Canadiers bis in den Tod beistand.

Solche erste Gespräche, die der Reisende in einem neugetretenen Lande geführt, solche anfängliche Entdeckungen, die er auf den

weiten Feldern der Privameinungen und Parteien gemacht hat, haben eine gewisse bleibende Frische und sind so unvergesslich, wie die ersten Eindrücke der geschauten Dinge selbst. Ich könnte beinahe noch jedes Wort, das ich in jener ersten Nacht auf dem Lorenzo tauschte, einnahm oder ausspielte, wiederholen. Doch es mag an jenen Proben genügen und ich will einstweilen meinen Wanderstab weiter sezen.

XII. Quebec.

Wenn man auf diesen amerikanischen Schiffen nicht schnell bei der Hand ist, seinen Namen in das große Gastbuch, das in der Hauptcajüte offen daliegt, eingetragen, und dabei die Nummer des Staterooms fest, das man sich ausgesucht hat, so geht es einem am Ende, wie es mir ging, daß man mit dem, was übrig bleibt, und was Niemand gewollt hat, vorlieb nehmen muß. Die Schlafzimmer, welche am entferntesten von der Maschine liegen, sind natürlich die begehrtesten. Ich bekam eines, das zwischen der Maschine und den großen Wasserrädern steckte und das so zu sagen gerade in die Mitte von Feuer und Wasser eingesenkt war. Die Wände bestanden nur aus hölzernen Brettern, und ich hörte mir zur Rechten nicht nur jedes Knarren, Stoßen, Seufzen, Quicken und Explodiren der Maschine, und mir zur Linken nicht nur den fortwährend rauschenden Skatarakt des an meinen Zimmerwänden niederwaschenden Lorenzwassers, sondern zwischen durch wurde unter mir auch noch jedes Manöver, das die Feuerschürer vornahmen, jede Öfenthüre, die sie zuschlugen, jeder Stoß mit dem Pöker, den sie in die Sohlen machten, ganz deutlich zu Ohr geführt. Da noch dazu die Temperatur in meinem Zimmer so heiß wie im Dampfboiler selber war, so kann man sich denken, daß ich in Folge alles

hat, haben
die ersten
noch jedes
sichte, ein-
en Proben
iter setzen.

schnell bei
as in der
immer des
es Einem
rig bleibt,
Die Schlaß-
gen, sind
der Ma-
zu sagen
ar. Die
te mir zur
icken und
den fort-
n niede-
nter mir
en, jede
den sie
Da noch
Dampf-
ige alles

deßen des großen Vorzugs theilhaftig wurde, am andern Morgen früh der erste auf dem Deck zu seyn.

Wir waren schon in der Nachbarschaft von Quebec angelangt, und befanden uns nahe der merkwürdigen Flusseenge oberhalb der Hauptstadt bei Cap rouge. Es geschieht hier beim Lorenzo etwas Aehnliches, wie bei Westpoint am Hudson: der Fluss wird hier von Höhen, die er vermutlich durchbrochen hat, eingeengt. Man kann hier das äußerste spitzende Ende jener langen und breiten Klüft annehmen, die der untere St. Lorenzo ausfüllt. In der Nähe der Insel Anticosti am Auslaß des Stromes zum Meere ist diese sichelförmige Klüft dreißig bis vierzig Meilen breit. Sie wird, zwischen zwei Gebirgsreihen sich nach Südwesten herumbiegend, Schritt vor Schritt schmäler. Endlich bei Quebec und Cap rouge erreicht sie ihr Ende und schmälert sich hier zu den gewöhnlichen Dimensionen eines Flusses ab. Quebec¹ liegt demnach sehr genau am Ende des mittlern und am Anfang des untern St. Lorenzo. Die Fluth, die im See St. Peter nur zwei bis drei Fuß betrug, beträgt hier in der Enge von Cap rouge mehrere Maister, und im Frühling bildet sich in dieser Enge fast regelmäßig eine enorme Anhäufung von Eis, die hier, den Fluss verstopfend, länger liegen bleibt, als irgend welche andere Eisspartien am Lorenzo. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß, wie er es noch jetzt alle Jahre von Eisschollen ist, der Fluss hier einmal von Felsen und Gebirge ganz abgeschlossen war, von Gebirgen, die von beiden Seiten hinzukamen und den großen Busen, den wir jetzt den untern Lorenzo nennen, rings umgaben. Der obere St. Lorenzo floß damals entweder in einer ganz andern Richtung ab, oder bildete große Binnenseen ohne Abfluß, wie das caspische Meer, bis er endlich diesen Riegel durchsägte, zuerst vielleicht in Wasserfällen, denen des Niagara ähnlich. Es

¹ Quebec soll ein indisches Wort seyn, das so viel bedeutet als „Flußverengung.“

gibt noch jetzt in der Enge von Cap rouge Wassersfälle genug, nämlich die des bekannten Flusses Chaudière, der von Süden kommt, und dann gleich unterhalb Quebecs die Wassersfälle von Montmorency und des Rivière St. Charles. Es ist hier rings umher eine wahre Kataraktengegend, wie sie der Art am ganzen St. Lorenzo von hier bis oberhalb Montreal nicht wieder erscheint.

Der Anblick war im höchsten Grade interessant: der mächtige Fluß zwischen langen gefräumten Wänden und Gruppen von Felsen; am Ufer des Wassers selbst meistens nur ein ganz schmaler, flacher Streifen, der mit Häusern besetzt ist. Denn hier wie überall längs des Lorenzo gibt es Häuser. Man meint bei ihren endlosen Reihen, müsse Canada eines der bevölkertsten Länder der Welt seyn. Es ist aber nur eine angenehme Täuschung, denn wenn auch kein Potemkin hier wie einst am Dniepr Häuser und Dörfer geschaffen hat, die bloß auf Holz und Leinwand gemalt waren, so ist hier doch in Folge der oben berührten Naturverhältnisse etwas Ähnliches vorgegangen. Von drei Millionen Einwohnern, die ganz Canada hat, wohnen vielleicht wenigstens 900,000 im Flussthale und bewegen sich dort oder auf dem Flusse selbst immer im Gesichtskreise des Reisenden, der auf ihm herabfährt. Eine Reihe von 150 der Länge nach neben einander gelegten deutschen Quadratmeilen würde ungefähr das ganze Dorf-, Stadt- und Ackerland begreifen, und es käme darnach eine Bevölkerung von mehreren tausend Menschen auf die Quadratmeile. Man begreift darnach, daß man sich nirgends auf dem Flusse einsam fühlt.

Hier bei Cap rouge und dann bis Quebec hinab kommt nun noch das regste Handels- und Schiffseleben dazu. Der ganze St. Lorenzo rund um die Felsenhäupter Quebecs herum ist Hafen, und noch mehrere Meilen oberhalb der Stadt bis Cap rouge hinauf ist alles Hafen. Es gibt hier in den Felsenfern mehrere kleine, tief ausgerundete Buchten, Cove's genannt, z. B. „Wolve's Cove“

(Wolfsbai). In diesen kleinen Buchten sind die großen Flöße, die von Montreal und vom Ottawa herabkommen, eingelaufen und enorme Holzvorräthe füllen die ganzen Räume dieser kleinen Bäien, die Schutz vor Fluth und Eisgang gewähren. Die großen Seeschiffe kommen heran und holen das Holz aus diesen kleinen, umwaldeten und mit Felsen umschanzten Cove's hervor, wie die Bienen den Honig aus den Blumen. Der Holzhandel ist die Seele der Verkehrs zu Quebec. Holz ist eine Waare, die sehr viel Raum einnimmt, und sich namentlich im Freien und im Wasser sehr weit ausbreitet, auch eine große Anzahl von Schiffen nöthig macht. Sie erfüllt daher eine Gegend, in der sie viel verschifft wird, mit einer Menge von lebhaften Scenen. Quebec ist meilenweit von solchen Scenen umgeben. Selbst die kleinen Holzhäfen in Norwegen machen sich mit ihrer massiven Waare und deren umständlichen Verschiffung sehr breit. Wie wenig Interessantes würde man an einem solchen Orte zu sehen bekommen, wenn Gold oder Indigo oder Seidenstoffe zu demselben Werthbelange daselbst verschifft würden! Der Ausdruck „ein Wald von Schiffen“ passt auf den Hafen von Quebec nicht, und dies ist sehr zu seinem Vortheile. Ein Wald von langen, kahlen, einförmigen, bohlenstangenartigen Mastbäumen ist weder etwas malerisches, noch poetisches. Aber bei Quebec, wo breit und weit alles Hafen ist, liegen die Schiffe in äußerst gefälligen und malerischen Gruppen zerstreut umher. Einige ankern mitten im Strom, andere haben sich vor diesen oder jenen der kleinen Cove's gelegt. Hier und da liegt eines ganz einsam, wie ein Schiff arktischer Navigatoren, an der Seite eines wilden Felsenvorsprungs. Es war eben kurz vor der Schließung der Schiffssahrt die lebhafteste Zeit des Verkehrs, und dann hat Quebec etwa um die Hälfte Einwohner mehr als gewöhnlich, statt 40,000 nahe an 60,000, die Folge des Zustroms aller der Flößer, fremder Schiffer, Holzhändler, Holzarbeiter u. c. Wie unten den Fluss und seine Felsenufer die Schiffe,

so schmückt oben den Rand dieser hohen Felsenterrasse eine Reihe von hübschen Villen, die aus den Gebüschen und Waldungen freundlich auf den tiefliegenden Strom herabblicken; unter ihnen auch das berühmte Spencer Wood, die Residenz des Generalgouverneurs von Canada, Lords Elgin und Kinfardine. Es war ein klarer und wunderschöner Herbstmorgen, und wir fuhren zwischen allen diesen anziehenden Scenen wohl einige Meilen weit hin, bis wir endlich am Fuße des hohen und fühligen Caps Diamant, an dessen Abhängen Quebec erbaut ist, vor Anker gingen, und uns darauf durch die engen und gekrümmten Gassen der untern Stadt zu den oberen Bergstufen erhoben, auf deren einer das für uns bestimmte Gasthaus lag.

XIII. Cap Diamant.

Ich habe mir vergebens den Kopf zerbrochen, und vergebens meine alten Papiere, Karten, Bücher und geschichtlichen Excerpte aus den Historien und Chroniken Canada's bezüglich durchblättert, um ausfindig zu machen, wer zuerst dieser merkwürdigen Felsfigur, welche der Stadt Quebec zum Fundament dient, den Namen Cap Diamant¹ gegeben hat. Am wahrscheinlichsten ist es mir, daß ihn der Gründer von Quebec, der schon oft genannte Champlain, erfand. Doch ist es möglich, daß auch schon Cartier, der erste Besucher des Lorenzo, ihn in die Geographie einführte. Aber wer es auch gewesen seyn mag, es ist gewiß eine Erfindung von nicht übler Bedeutung.

Wahrlich, wer oberhalb der Stadt, die sich an seinen östlichen und südlichen Abhängen hinab ergießt, die äußersten Gipfel dieses

¹ Bei französischen Historikern: „Cap aux Diamants“ oder Cap Diamant, bei Engländern Cap Diamond.

Vorgebirges, die von der berühmten Citadelle eingenommen werden, erfüllen hat, und die Blicke vorn und zu den Seiten hinaus ins Weite schweifen lässt, der wird gewiß auszurufen geneigt seyn: in der That, hier ist ein Diamant des Landes unter meinen Füßen, hier ist der wahre Koinoo von Canada, à jour eingefäßt in die großartigste Landschaftsscene, umklammert von großen Gebirgsreihen, von langgestreckten Ebenen, von weitreichenden Flussarmen, die wie lange Strahlen von ihm austaußen.

Herans- und abgeschliffen wurde dieser Diamant auf der einen Seite vom großen Lorenzo, der im Süden nahe an seinen schroffen Abhängen hinläuft, und leider zu Zeiten immer noch etwas davon-schleift. Denn noch in jüngsten Jahren haben sich hier ganze Wände vom Felsen abgelöst, und haben Häuser, Menschen und Schiffe in ihrem „Schliffe“ begraben. Auf der Ostseite aber ist der Diamantschleifer der kleine Fluss St. Charles, der sich senkrecht zum St. Lorenzo hinabwendet und eine ähnliche hohe und steile Wand an den Felsen ausgearbeitet hat. Er bildet bei seiner Mündung ein weites Thal oder vielmehr ein mehr als acht Meilen breites Flachland, das mit Häusern und Dörfern erfüllt ist.

Der so entstehende Felsenkopf von etwa dreihundert Fuß Höhe bietet den vom Meere her Heraufsegelnden eine äußerst frappante Erscheinung, ein höchst fühliges, exhabenes und stolzes — a bold and losty sagen die Engländer, welche beiden schönen Ausdrücke sich im Deutschen nicht so bezeichnend, und ich möchte sagen, so onomatopoetisch wieder geben lassen — Promontorium dar. Champlain müßte blinder als die alten Byzantiner, die das goldene Horn übersehen, gewesen seyn, wenn er diesen Landesdiamant übersehen, wenn er nicht erkannt hätte, daß hier der wahre Platz zur Erbauung der Hauptstadt seines Neufrankreichs bereitet war. Hier war natürlicher Hafen, natürliche Befestigung, gleich innige Verbindung mit Ocean und Ninnenland, und endlich dazu noch fruchtbarste Landschaft,

alles in einem Focuſ concentrirt, gegeben. Die Frage, wo die Europäer das Samenkorn zu ihrer Lorenzo-Capitole ausſtreuen ſollten, konnte beim Anblick jener Situation keinen Augenblick mehr Frage bleiben.

Von der obersten Höhe des Vorgebirges aus genießt man eine Aussicht, die an Reiz und Großartigkeit wo nicht alles, was es ſonſt wo Aehnliches gibt, übertrifft, doch wenigſtens allem, was die Topographie des Erdbodens der Art liefert, gleich kommt. Zunächst blickt man auf die alte merkwürdige Stadt hinab, die aus zwei Seiten ſich an den Abhängen des Berges herab ergießt. Ihre Häuſer ſammeln ſich hie und da auf natürlichen Felsenabsätzen, die zu Märkten oder andern öffentlichen Plätzen umgebildet ſind, und durch ſtumm aufwärts ſteigende Straßen unter einander in Verbindung ſtehen. Sie reihen ſich an einander zu Seitengassen, die ſich in verschiedenen Höhen um den Berg herum biegen. Sie tröpfeln ganz bis zum Flußufer hinab und drängen ſich in dünnen Reihen zwischen dem Uferrande und Felsen hin. Sie erklimmen endlich die höchste Stirn des Caps und breiten ſich dort auf bequemer Hochebene bis zu den Wällen und Mauern der Citadelle aus.

Der Fluß, der in der Caprouger Enge fehr geschrägt erschien, verbreitert ſich busenartig, ſo wie er nur das Cap Diamant hinter ſich hat, und theilt ſich dann — noch im Angesichte der Stadt — in zwei große Arme, welche die Isle d'Orleans umſließen. Wie jene Montrealer Insel, ſo ist auch diese Quebec-Insel eines der Lorenzoparadiese. Sie ist äußerst fruchtbar, zum Theil hübsch bevölkert und mit mehreren friedlichen Dörfern geschmückt. In den ersten Zeiten widmeten die Franzosen ſie dem Weingotte, weil ſie die Gehölze voll wilder Weinranken fanden. Sie behielt den Namen Isle de Bacchus ziemlich lange.

Dem Diamantencap zur Rechten, gegenüber auf der andern Seite der Flußenge, liegt ſein Zwillingbruder, Cap „Pointe Levis.“

auch mit Häusern, Kirchen und Landhäusern bedeckt, die zusammen eine Art Nebenort der Hauptstadt bilden. Es sieht aus, als reflektire sich Quebec hier in einem Spiegel. In der Ferne erscheinen lange Hügel und Bergketten, eine über die andere hinwegblickend. Es sind die Grenzgebirge zwischen Canada und den Vereinigten Staaten, und die letzten Gipfel ragen schon aus der Mitte des großen Waldstaates Maine hervor.

Zur Linken schmiegt sich zu gefälliger Abwechslung statt eines dunkeln Caps eine freundliche Niederung, acht Meilen hinans, mit Meiereien und Dörfern gefüllt. Es ist die Mündungsebene des Flusses St. Charles und hinter ihr häufen sich gegen Norden eben solche Bergreihen auf wie im Süden. Es sind die noch höhern und wilderen Berge, die als eine viele hundert Meilen lange Kette nordostwärts längs des St. Lorenzo fortlaufen und sich bis nach Labrador verzweigen, südwestwärts aber bis zum Ottawa und bis an die Umgegend von Montreal hinabragen. Weitere westliche Verzweigungen dieser Höhenzüge gehen um das Ottawabecken herum, und umgeben den oberen kanadischen See, zwischen ihm und der Hudsonbay die Gewässer sondernd. Dieses merkwürdige Gebirgsystem hatte bisher bei unsern Geographen noch keinen eigenen Namen, wenn man nicht etwa solche Bezeichnungen wie: „die Berge im Norden des St. Lorenzo“, oder „die Gebirge Nieder-Canadas“ und dergleichen dafür gelten lassen will. Ein ausgezeichneter Historiker Canada's, Prof. Garneau, hat sie aber kürzlich getauft, und hat sie „Les Laurentides“ genannt. Es ist dies ein äußerst passender Name, denn die besagten Gebirge begleiten das ganze System des Flusses mit einer Ausdauer und Treue fast wie die künstlichen Uferdämme den Rhein, sie stehen gleichsam wie eine Armee von Wächtern längs seiner ganzen Linie hin. Der Name ist daher auch, wie es scheint, von den übrigen kanadischen Geographen und Historikern schnell adoptirt worden. Er verdiente es wohl, daß er allgemein in

die Geographie eingeführt würde; freilich wird es einige Schwierigkeiten haben, ihn so kurz und bündig in die anderen Sprachen zu übertragen. Doch könnten wir Deutsche nicht altensfalls sagen: „Die Laurentiden?“ Bei den englischen Geologen ist der Name des großen Stromes schon vor der Erfindung des schönen geographischen Namens „les Laurentides“ zu einer geologischen Bezeichnung benutzt worden. Sie haben einer gewissen weitverbreiteten Formation von Sand- und Ebenschichten den Namen „the Laurentium Deposit“ gegeben. Dieses sandige und steinige Verenzedepositorium ist ein neueres oceanisches Erzeugniß, mit den Resten vieler Mollusken und anderer Seebiere gefüllt, von Wattungen und Arten, wie sie noch heutigen Tago in den benachbarten Meeren leben. Es erstreckt dieses Depositorium, allerdings theilweise vielsach zertrümmert und zerstört, alle mehr niedrigen und inneren Theile des unteren Verenzobedens, umgibt auch den See Ontario und endet in der Nähe der Niagara-Wasserfälle. Der Verenze mit seinen Arterien ist ganz darin eingebettet, und es war sehr passend, daß die Geologen ihn bei der Benennung jenes Depositoriums eben so zum Auspathen wählten, wie die Geographen dies nun bei der Bezeichnung der besagten Gebirge gethan haben.

Die vielgezadten Laurentiden, die aus einem Meer von Wald anstauchen, bezeichnen nicht nur die Grenzen des bewohnten Kanada, sondern auch überhaupt des ganzen kultivirten Amerika's. Jenseits ihrer eden und lablen Gipfel ist alles bis an das Ende der Welt eine unermessliche Wüste. Eben gleich hinter den Grenzen dieses so schönen Quebecer Panorama's sind selbst die eingeborenen Wilden so sparsam zerstreut, daß man in ganzen Provinzen kaum einige armfellige Individuen oder Familien findet. Das besagte schöne Panorama von Cap Diamant gewährt daher auch den Reiz einer Oase: es ist eine äußerst lebenvolle, dichtbevölkerte, schön angebaute Oase mitten in Wald-, Felsen- und Eisöden. Man hat hier die letzten und äußersten Ausläufer amerikanischer Civilisation nach

Norden vor sich, und wie ein bunterbendes Licht leuchten hier diese Ausläufer noch einmal in äusserst brillanten Klammen auf.

Das Merkwürdigste war mir auch bei dieser Aussicht, wie bei der von Montreal, die außerordentliche Weite des Gesichtskreises auf einem verhältnismässig so niedrigen Standpunkte, die kolossale Proportion alter umgebenden Dinge, und die grossartigen Umrisse der Bergketten, der Flüsse, der weitgestreckten Ebenen. Man erkennt in den Alpen oft mühselig Gipfel, die über die Wolken hinausragen, ohne mit der erkenden Idee, dass man ein grosses Stück der Schöpfung zu seinen Füßen habe, so impressioniert zu werden, wie auf diesem nur wenige hundert Fuß hohen Koinvoisfelsen von Quebec.

Man erlangt diese herrliche Aussicht nicht nur auf dem Gipfel der Höhe selbst, sie bietet sich auch mit unzähligen und immer gesättigten Abwechslungen auf vielen Standpunkten in- und ausserhalb der Stadt dar. Man gewahrt sie von der „Durhamterrasse,“ einer herrlichen Plattform, die man zu einem der schönsten Spaziergänge der Welt auf der Stelle ausgeebnet hat, wo ehemals die alte französische Burg St. Louis stand. In anderer Nuancierung sieht man sie von den „Remparts,“ einer ebenfalls wundervollen und gleichsam in die Lüfte erhobenen Promenade, oder von der „Esplanade“ aus. Sie überrascht dich auf vielen öffentlichen Plätzen oder Straßenecken der Stadt. Sie begleitet dich überall, wenn du auf dem Rücken der langen Höhe selber dahin fährst. Am vollständigsten aber genossen wir sie auf den Bastionen und Mauern der mächtigen Citadelle, die den Gipfel krönt.

Die Quebecer Citadelle, die wir bei dieser Gelegenheit auch in Augenschein nahmen, ist das grösste Fortifikationswerk in der neuen Welt. Es ist bis auf die neueste Zeit herab davon gebaut und verbessert worden, und wenn man alle diese formidablen Quadersteinwälle betrachtet, durch ihre plannmässig und künstgerecht verliefeten

und in einander verschrankten Labyrinthe wandert, in deren geheimste Verstecke übrigens keinem Fremdling einzudringen erlaubt wird — zu manchen Partien, so sagte man mir, haben nur höhere Officiere Zugang — und wenn man alles das hier aufgehäufte Kriegsmaterial gewahrt, die jungen Burschen aus Nordhumberland und Cumberland dabei Wache stehen sieht, und die gewaltigen Kanonen anblickt, die in reichlicher Anzahl über die Abhänge der Bastionen und des Berges lang ins Lorenzothal hinausragen, wenn man, sage ich, das alles ins Auge faßt, so ist man einigermaßen geneigt, alle die vielen Neuuerungen und Hin- und Herreden von einer großen Gleichgültigkeit Großbritanniens gegen die Fortdauer seines kanadischen Besitzthums, von einer äußerst liberalen Disposition des englischen Gouvernements, den Canadiern ganz ihren freien Willen zu lassen, und ihnen es ohne Weiteres nach Wunsch zu erlauben, entweder ein großes Reich für sich zu bilden oder sich der amerikanischen Nachbarrepublik nach Gündanken anzuschließen, vollkommen zu vergessen. Man glaubt hier vielmehr ein kleines Stück von der Tasse des Löwen zu sehen, der einszuweilen sein Eigenthum noch festpackt und auch seine Bähne und Slatonen noch in gutem Zustand hält, um im Fall der Noth ein Wörtchen mit darcin reden zu können. Wie und auf welche Weise die Menge der militärischen Erinnerungen des Quebecer Felsens in Zukunft noch einmal vermehrt werden mögen, untersucht man in der Mitte eines so schönen Friedens, wie er jetzt über diesem Lande strahlt, nicht gerne. Es gibt ihrer schon jetzt genug. Da der Felsen seine dräuende und kaum angreifbare Statur dem Wasser zuwendet, so liegt die für jene Erinnerungen und Vorbeeren klassische Lokalität im Rücken des Kopfes, wo das Vorgebirge hinterwärts sich um eine weite, von den Kanonen nicht ganz beherrschte Fläche ausdehnt, und wo allein eine Ersteigung der Situation, ein Angriff und eine Schlacht möglich war. Es sind die durch mehr als Eine Schlacht berühmten „Plaines

„Abraham“ (die Abrahamsebene), die hier vor den Mauern der Citadelle sich ausdehnen und ungefähr so liegen, wie die hohen Felsen vor Prag, auf denen Friedrich der Große und Andere ihre „Schlachten am weißen Berge“ lieferten.

Freilich ist die Stadt Quebec selbst häufig genug vom Wasser aus beschossen, in Brand gesteckt und zerstört worden. Aber nur einmal, so viel ich weiß, hat ein kühner Feldherr, welcher der Unzulänglichkeit seiner Armee wegen etwas Außerordentliches wagen musste, den Felsen selbst und die ganze Position von der Wassersseite her zu stürmen versucht. Das war der amerikanische General Montgomery in den Zeiten der amerikanischen Revolution, als die Truppen der eben erstandenen Republik fast ganz Canada revolutioniert hatten, und das Land für England fast eben so verloren zu sein schien, wie seine übrigen nordamerikanischen Colonien. Er lag mit einer kleinen Armee von 1300 Mann im Jahre 1775 vor Quebec, damals fast dem einzigen Haltspunkte der Royalisten in ganz Canada. Die geringe Anzahl seiner Truppen, mit denen er keine regelmäßige Belagerung, auch keinen Angriff der starken Besitzungswerke und Batterien, die gegen das Schlachtfeld der genannten Abrahamsebene gerichtet sind, wagen konnte, bewog ihn, etwas Unerhörtes zu versuchen. Er wollte die Festung überraschen, die steilen Felsen erklommen, um sie da in der Nacht anzugreifen, wo man den Angriff am wenigsten erwartete. Sein Unternehmen misslang. Die kleinen Corps, die er zu verschiedenen Punkten zu Scheinangriffen ausgesandt hatte, wurden zurückgeschlagen oder abgeschnitten, nachdem sie mehr oder weniger weit vorgedrungen waren. Er selber aber, Montgomery, der sich den eigentlichen Hauptangriff reservirt hatte, ging mit einem großen Theile der Seinen raschem Tode entgegen. Er war auf schnee- und eisbedeckten Felsenpfaden¹ noch nicht weit vorgerückt, als er ganz unerwarteter

¹ Der Angriff geschah gegen Ende December.

Weise auf eine mäckirte und wohlbesetzte Batterie der Engländer stieß, die auf der Stelle ein Kartätschenfeuer über die entdeckten Angreifer ausschüttete, und den größten Theil von ihnen, darunter auch den Anführer selbst, in den Schnee streckte. Der Tod Montgomery's, eines seiner Mäßigung und Humanität, so wie seiner Energie und seines Mutthes wegen geachteten Mannes, machte diesem ganzen Unternehmen auf Quebec ein Ende und war auch der Anfang zu einer andern Wendung der Dinge, durch welche die Amerikaner am Ende ihre Stellungen in Canada wieder verloren. Ein Monument hat dieser bei Feind und Freund gleich hoch geschätzte General hier noch nicht erhalten. Doch zeigt man — so gut als es sich thun lässt — allen hier zahlreich ankommenden Besuchern aus den Vereinigten Staaten den Fußpfad oder doch ungefähr die Felsenpartie, auf welcher Montgomery in jener Nacht marschierte, die Stelle, wo er niedergeschmettert wurde, und das Loch, aus dem man seinen Leichnam und die seiner Adjutanten aus dem Schnee hervorzog.

Diesen Fall ausgenommen, sage ich, sind die großen Kämpfe um Quebecs Besitz meistens oben auf dem flachen Rücken der Höhe selber ausgefochten, und so namentlich auch jener entscheidende Kampf zwischen Franzosen und Engländern, zwischen den Generälen Montcalm und Wolfe, der die Eroberung Quebecs und am Ende auch ganz Canada's durch die Britten zur Folge hatte. Die Configuration des Schlachtfeldes ist noch heutigen Tags nicht viel geändert. Es sieht noch immer einem wüsten Kampfplatz ziemlich ähnlich und lässt noch jetzt die Hauptzüge und die wichtigsten Stellen der merkwürdigen Aktion vom 13. September 1759 erkennen. Wir blickten zu der kleinen walbigen Flüßbai hinab, bei welcher der britische General Wolfe mit dem Hauptcorps seiner Armee in der Nacht vom 12. zum 13. September landete. Es ist eine jener kleinen „Coves,“ die ich schon bei der Abfahrt auf dem Fluss gesehen hatte. Damals nannten

die Franzosen sie Ause du Foulon. Jetzt heißt sie Wolfe's Cove. Die Ufer der hohen Erdzunge sind hier nicht ganz so steil, als an andern Stellen, und wer sie erklimmt, kommt gerade auf das Abrahamsfeld hinaus und hat dann die hinteren Fortifikationen der Citadelle im Angesicht. Es war dem General Wolfe, der sein Hauptquartier lange Zeit in den Ebenen unterhalb des Caps Diamant, wo auch seine Schiffe ankerten, gehabt hatte, durch ein geschickt maskirtes Manöver gelungen, das Cap aux Diamants und die ganze Quebecer Halbinsel zu umgehen und einen Theil seiner Armee auf Schiffen in die Gewässer oberhalb der Stadt zu lanciren. Der in der Stadt und Festung commandirende französische General Montcalm glaubte, es sey nur ein kleineres detachirtes Corps, und hatte seine Aufmerksamkeit vorzugsweise noch immer auf die Gegend unterhalb der Stadt gerichtet. Es war aber in der That General Wolfe und der Hauptkörper seiner Truppen, die sich um das Vorgebirge herumgeschlichen hatten, und die nun in der Nacht in jener kleinen Waldbucht landeten, die Abhänge erklommen, die dort aufgestellten schwachen französischen Posten überrumpelten, und so plötzlich oben auf dem Plateau, auf den Plaines d'Abraham, in voller Zahl erschienen.

Wie jene kleine, historisch so interessante Bai, die natürlich nie von Menschenhänden verwischt werden wird, so findet man auch noch mitten auf dem Schlachtfelde eben so unverwischt jene Bodenvertiefung, eine Art großer natürlicher Grube, zu der man den zum Tode verwundeten jungen Feldherren brachte, und in der er sein Leben verhauchte. Montcalm, endlich von dem Geschehenen benachrichtigt, war, immer noch in der Idee, daß es nicht die Hauptarmee der Engländer seyn könne, mit der Hälfte seiner Truppen zur Stadt hinausgerückt und hatte unvorsichtig die Schlacht angenommen, die sich nun bald zu Gunsten seiner Feinde neigte, die aber zugleich im Momente der Entscheidung diese ihres Feldherren beraubte. Wolfe

wurde, indem er seine Grenadiere zum Bajonetangriffe gegen die Franzosen führte, von einer Kugel durch die Brust geschossen und stürzte. Der Platz, wo dies geschah, lässt sich nicht mehr genau ausmachen. Seine Freunde trugen ihn hinter die Kampflinie, etwas rückwärts in jene besagte noch sichtbare Vertiefung hinab, wo er seine letzten Atemzüge that. Als er vernahm, daß eine Stimme in seiner Umgebung rief: „Sie fliehen!“ fragte, sich aufraffend, der sterbende Held: „Wer?“ und sank dann, als man ihm antwortete: „die Franzosen,“ beruhigt und befriedigt zusammen, seinen Geist aufgebend. Diese Stelle ist jetzt durch ein Monument bezeichnet. Jeder kennt das vielverbreitete Bild von West, das den Helden Tod des Generals Wolfe zum Gegenstand hat. Ich hatte es selbst oft genug gesehen, entdeckte hier aber an Ort und Stelle, daß der Maler in Bezug auf die Scenerie der Umgegend, Vor- und Hintergrund mehr seine Phantasie, als die Wirklichkeit berathen hat.

Auch der ganze übrige Rest der Fläche bis zu den Mauern von Quebec hin bietet noch ungefähr denselben Ausblick dar, den er anno 1759 dargeboten haben mag. Es ist ein baum- und häuserloser Strich voll Löcher und Unebenheiten. Auch stecken noch hier und da Reste von alten französischen Batterien im Boden. Wahrscheinlich in der Nähe einer derselben, „zwischen dem Thor St. Louis und den „Buttes à Neveu,“ sagt der Geschichtsschreiber Canada's, Prof. Garneau, fiel auf ganz ähnliche Weise, wie wenige Augenblicke zuvor sein Gegner Wolfe, auch der französische Anführer Montcalm. Wie Wolfe war er schon vorher leicht verwundet, und wie sein Gegner wurde dann auch er, tapfer weiter fechtend, von einer tödlichen Kugel in der Mitte des Körpers durchbohrt und unter sein Pferd geworfen. Zum Tode verwundet entführten ihn seine flüchtenden Leute in die Stadt. Es könnte ein interessantes Trio von Gemälden werden, wenn ein so geschickter Maler, wie West, auch Montcalms Fall und Montgomery's Tod neben dem

fe gegen die
eschoßen und
mehr genau
linie, etwas
nab, wo er
eine Stimme
aufraffend,
ihm antwor-
seinen Geist
at bezeichnet.
n Heldentod
es selbst oft
ß der Maler
Hintergrund

den Maueru
dar, den er
und häuser-
ken noch hie
en. Wahre
r St. Louis
Canada's,
ige Augen-
e Anführer
undet, und
chend, von
hohert und
führten ihn
nteressantes
Raler, wie
neben dem

von Wolfe und in derselben Weise ausführen wollte. Die Umstände bei allen diesen drei Heldenverwundungen waren sehr verschieden, alle in ihrer Art sehr interessant, und einer malerischen Behandlung außerordentlich günstig.

Beiden auf dem Abrahamsfelde gefallenen Helden ist in einem öffentlichen Garten Quebecs ein gemeinsames Monument errichtet. Obgleich sie sich gegenseitig niederschießen ließen, sind sie doch im Tode versöhnt. Aber noch schöner ist es, daß auch die beiden Nationalitäten, die dort so blutig mit einander fochten, jetzt in so hohem Grade versöhnt sind, daß sogar ein Franzose eben so willig zu einem Monamente für Wolfe subscribt, wie ein Engländer zu einem Monamente für Montcalm. Dies letztere ist leichter verständlich. Montcalm war ein geachteter und tapferer, obwohl unglücklicher Mann. Der Sieger zeigt edelmäthige Herablassung, wenn er das Andenken eines achtungswerten besieгten Feindes ehrt. Daß aber auch kanadische Franzosen zu Monamenten für Wolfe, ihren Besieger, ihren Eroberer, beitragen, ja daß sie es für eine Art Pflicht halten sollen, dazu beizutragen, das sah ich in einem kanadisch-französischen Journale so motivirt: Wolfe habe durch seinen Sieg die kanadischen Franzosen nicht sowohl unter fremdes Dach gebracht, er habe sie vielmehr von einer höchst alterthümlichen und dem Fortschritte hinderlichen Gegenwart befreit. Er und seine Britten hätten eine neue Ära für Canada heraufgeführt, und nicht nur die Britten, sondern auch die von 60,000 armen Colonisten zu einer Million wohlhabiger Bürger erhobenen Franzosen hätten ihm ein großes Glück zu verdanken. Wird einmal eine Zeit kommen, wo man diesen beiden Helden Canada's auch noch den General Montgomery als den dritten Wohlthäter hinzufügt, und wo man dann in Quebec beweisen wird, daß auch Montgomery als ein Märtyrer für eine gute Sache gefallen sei, und daß er schon 1774 etwas versuchte, was erst anno ??? gelang, nämlich Canada von einem alterthümlichen

Gouvernement zu befreien, und es einem noch energischeren Fortschritt, nämlich dem amerikanischen Geschwindschritt (*Go a head*), hinzugeben.

Ganz reizend und entzückend war ein letzter kleiner Ausflug in den oberen Regionen, nämlich eine Fahrt hinter den Plaines d'Abraham zu mehreren wunderhübschen Villen und Landsitzen, die längs des Randes der hohen Stromküste liegen, zu dem herrlichen Park von Spencer Wood, der Residenz des Generalgouverneurs, zu den Gärten und Säulen einiger reichen Kaufleute. Schwerlich hätten je die Franzosen hier solche comfort- und luxusserfüllte Wohnungen mitten in den kanadischen Waldungen zu Stande gebracht, wenn die Engländer es ihnen nicht vorgemacht hätten. Die alten französischen „Manoirs,“ in denen noch jetzt einige Seigneurs wohnen, verhalten sich zu ihnen etwa wie die altmodischen „bateaux,“ die man noch zuweilen auf dem Lorenzo sieht, zu den luxuriösen Dampfschiffen der Anglosachsen.

XIV. Das Dorf Beauport und die Wassersfälle von Montmorency.

Schon von den Höhen Quebecs aus gewahrt man im Nordosten der Stadt wieder ein Stück von jenem langen Häuserstreifen, den man schon oberhalb der Stadt oft gesehen hat. Es ist das Dorf Beauport, das meilenweit längs eines Uferweges und im Parallelismus mit dem Flusse hinläuft.

Wir hatten eine der kleinen, hölzernen, unbequemen und rumpelnden Quebecer Droschen engagirt und rollten in aller Eile über Stock und Block zwischen den beiden Häuserreihen des Dorfs dahin.

um das Ziel dieser sechsmeiligen Rennbahn, den berühmten Wasserfall von Montmorency, zu erreichen.

Ich bin nie durch ein kanadisches Dorf gefahren, ohne die Augen weit aufzuhaben, um überall durch die etwa offenen Fenster und Thüren einen hübschen Einblick in die netten Interieurs der Wohnungen zu gewinnen, oder um die Gruppen der stillen Bewohner anzuspähen, wenn sie um das Feuer des Heerdes arbeitend und schwatzend herumsaßen, oder wenn sie von Haus zu Haus gingen, ihre Nachbarn in irgend einer Angelegenheit zu besuchen.

Herrn in Beauport sahen wir Gruppen, die mit einer ganz besonders wichtigen Angelegenheit beschäftigt zu seyn schienen. Ein großer Zug von geschmückten Frauen und Männern bewegte sich eine Zeit lang vor uns her und entschloßt uns dann in die weit geöffnete Thür eines Hauses, dessen ganzen Raum sie mit Gesellschaft erfüllten. Wir ließen unsern Wagen halten und blickten neugierig durch die Thür ins Zimmer. Einer von den Bauern vor dem Hause schien dies sehr unangenehm zu finden: „Was wollen Sie da, meine Herren? Was haben Sie hier zu schaffen?“ Da wir der Überzeugung waren, daß ein kanadischer Bauer nie ohne Veranlassung plump ausfällt, und daß er, wenn man ihm Gründe angibt, leicht besänftigt wird, ließen wir uns durchaus nicht irremachen und erwiederten: „Monsieur, nous sommes des étrangers, c'est aujourd'hui la première fois, que nous sommes venus dans ce pays. Nous sommes un peu curieux de voir vos gens, et votre couple heureux sans doute, vous célébrez des noces, n'est ce pas, Monsieur.“ — „Ah c'est ça! très-bien, Messieurs, descendez, descendez toujours et entrez. Soyez les bienvenus! Oui sans doute, ce sont les noces.“ Wir stiegen ab und thaten einen Blick in das Haus und auf die heitere Versammlung. Mich däucht, ich sah selten eine so muntere, anständige, nettgekleidete und hübsche Gesellschaft hochzeitlicher Bauern.

Lauter saubere und gesunde Burschen, mehrere alte gutmütige Matronen und Greise und ein Haufen blühender und frischer Mädchen, mitten unter ihnen das befränzte, glückliche, aber stumm verlegene Paar. Man malt in England in Gemälden wie in Romanen so oft die „gute alte Zeit“; aber hier in Canada scheinen mich auf Schritt und Tritt so viele Erscheinungen zu überreden, daß die „gute alte Zeit“ hier nicht nur in Tinte und Farben, sondern noch in aller Wirklichkeit in Fleisch und Bein erstickt.

„Dies ist nur ein kurzer Besuch, mein Herr, den unser Pärchen mit seiner Freundschaft bei den Nachbarn macht. Sie ziehen so durch das ganze Dorf von Nachbar zu Nachbar und von Compère zu Compère. Es ist jetzt die wahre Zeit der Hochzeiten bei uns. Im Anfang Oktober verheirathet sich alles, was noch nicht geheirathet war, um sich für den Winter warm einzurichten. Heute haben wir allein vier Hochzeiten in unserem Dorfe Beauport, und vier solche von Haus zu Haus herumgehende Paare.“

Allein wo ein jugendliches Brautpaar erscheint, da herrscht es allgewaltig über die Gemüther, und da haben die Leute nicht viel Augen und Ohren für andere Dinge. Auch setzte sich der ganze Zug, wie ein Bienenschwarm, der der Königin folgt, bald wieder in Bewegung, und so gerne wir auch noch etwas mehr von den Eigenthümlichkeiten kanadischer Hochzeitsfitten erfahren hätten, so war es in dem Getümmel doch unmöglich, einen kundigen Ciceron zu gewinnen, der uns alles hätte deuten können.

Da wir aber einmal ausgestiegen waren, so idyllirten wir noch ein wenig weiter in dem Dorfe herum. Um unseren Erfahrungen mehr Allseitigkeit zu geben, suchten wir uns eine recht bescheidene und dann eine recht wohlhabige Wohnung aus, und pochten zunächst bei jener an. Wir fanden eine kleine, aber äußerst neu und reinlich gehaltene Hütte. Die Fenster waren mit Blumen geschmückt, auch breitete sich außen ein kleiner Blumengarten herum.

alte gutmütige
frischer Mäd-
ber stumm ver-
ie in Romanen
einen mich auf
daß die „gute
ndern noch in

en unser Pär-
t. Sie ziehen
und von Com-
der Hochzeiten
s, was noch
n einzurichten.
orße Beauport,
are.“

da herrscht es
eute nicht viel
ich der ganze
bald wieder
nehr von den
hätten, so
gen Cicerone

stiferten wir
seren Erfah-
ne recht be-
und pochten
äußerst neti
Blumen ge-
ten herum.

Die Blumenzucht lieben diese französischen Ansiedler fast allgemein, während sie bei den Colonisten britischer Abkunft mehr vernachlässigt scheint. Kleine bunte Bilder hingen an den Wänden herum. Es waren ein paar solcher Heiligenportraits, wie sie bei den Katholiken hergebracht sind. Auch lagen zur Zierte einige große Conchylien auf dem Schrank. Ich glaubte in eine Bauernwohnung bei Ostende oder Boulogne eingetreten zu seyn. So was Alteuropäisches hatte ich in Amerika noch gar nicht gesehen. Drei wohlbelebte, fast überdickte Frauen, Mutter, Tochter und Schwiegertochter, saßen um den großen groben hölzernen Tisch herum; daneben auch noch zwei Nachbarinnen; alle fleißig bei der Arbeit. Sie nähten ein Festtagskleid für Eine unter ihnen. Ein paar sehr gesund und frisch aussehende Kinder saßen mit im Kranze und stopften mit großen Nadeln auch etwas zurecht. Sie waren alle außerordentlich freundlich und höflich und schienen nicht im mindesten über unsern Besuch verwundert. Wir sagten ihnen, daß wir auch bei ihrem Nachbar, dem Bauern Bienville, einen Besuch zu machen gedachten. „Ah v'là Monsieur Bienville! Oh oui, Messieurs, là vous verrez quelque chose! Chez nous, ça ne vaut pas la peine. Nous n'avons que de petits emplacements. Mais Monsieur Bienville, oh c'est un gros habitant! un des plus gros Messieurs dans le village!“

Der Ausdruck *paysan* scheint hier wenig oder gar nicht gebräuchlich zu seyn; „Habitant“ (Bewohner) ist ganz an seine Stelle getreten. Dieser Ausdruck hat sich, wie es scheint, auf das ganze ehemalige französische Amerika ausgedehnt. Auch in Louisiana am unteren Mississippi heißen die französischen Colonisten „habitans“ und ihre Ansiedlungen „habitations.“ Wir fanden unsern „gros habitant“ beim Kalkofen, der von seinem Hause nach dem Flusse zu lag, beschäftigt. Solche Kalköfen bemerkten wir überall in großer Zahl zwischen den Häusern der Gegend verstreut. Monsieur Bienville

puzte sich sogleich, da er unsern Wunsch erfuhr, den Kalkstaub aus den Kleidern und begleitete uns zu seiner Wohnung. Auch hier fanden wir alles äußerst nett und freundlich eingerichtet und höchst sauber gehalten. Wir wurden der Frau Habitantin vorgestellt und auch der Fräulein Habitantentochter, äußerst nette charmante Frauenzimmer, die in ihrer einfachen, anspruchslosen und gutmütigen Weise einen sehr angenehmen Eindruck auf uns machten. Sie traktierten uns mit Milch und mit süßem schneeweissem Brode, „das vom Priester geweiht und für Freunde zum Geschenk bestimmt war.“ An Unterricht und Kenntnissen, das glaubten wir während unserer Conversation zu erkennen, mag es diesen Leuten fehlen, an Intelligenz und Wohlwollen aber zeigen sie keinen Mangel. Die Zimmer waren sehr geräumig. Einem Amerikaner mochten sie etwas altmodisch möbliert erscheinen; aber das Ganze hatte einen originelleren und bunteren Anstrich, als bei den Yankee-Siedlern. An der Wand hingen mehrere Bilder herum, darunter auch ein Portrait Napoleons, der hier unter den Canadiern, obgleich sie nie unter ihm sochtet, fast so populär ist, wie bei den Bauern in Frankreich. Auch ein in goldenen Rahmen eingesetzte „Sentence“ für den Monat Oktbr mit einer „Application“ oder „Pratique“ dazu hing an der Wand. Vom Priester, sagten sie uns, erhielten sie für jeden Monat des Jahres eine solche Sentence nebst Application. Die Sentence war ein sehr hübsch gewählter Bibelspruch, und die Application zeigte in einer kurzen Exposition die weitere Anwendung der Lehre auf das bäuerliche Leben eines Canadiers. Manche werden wohl geneigt seyn, auch in dieser Sentence u. s. w. nur wieder ein Mittel mehr der sich überall einmischenden Priestereherrschaft zu sehen. Aber wenn der Priester die Sentence nun nicht gäbe, würde der Bauer sie sich selber wählen? und würde er sie so hoch achten? Unser Wirth war ein Temperance-Mann und hatte allen spirituosen Getränken entsagt. Er machte uns auf eine grosse Säule,

eine Tempérance-Säule, aufmerksam, die auf einer erhabenen Stelle im Dorfe errichtet war. Es war ein sehr zierlich geschnücktes Machwerk mit Mäßigkeitssprüchen und Gebeten zur heiligen Maria, und mit Tempérance-Gefülden für sie. Fast das ganze Dorf, sagte unser Wirth, sey vor einigen Jahren zur Tempérance übergegangen, und die meisten Habitants hätten für sich und ihre Kinder die Pledge genommen und sich mit dem Tempérance-Kreuze geschnückt. Einige haben sogar große schwarze Tempérance-Kreuze in ihren Häusern hängen. Die katholischen Geistlichen Canada's haben die Tempérance-Angelegenheit mit grossem Eifer gefördert, und theils durch ihren Einfluss, theils, weil überhaupt auch in dem kanadischen Parlament die Stimmung für die Sache günstig ist, ist es dahin gekommen, daß man nun auch hier in Canada ähnlichen restriktiven Maßregeln gegen spirituose Getränke entgegensteht, wie sie im benachbarten Neu-England durchgesetzt und in den meisten Staaten der Union angeregt sind. Canada verhält sich in mancher Beziehung zu der grossen Union wie Belgien zu Frankreich. Jede Bewegung und Reform dort findet gleich ein Echo hier am Loretto. Daß die katholischen Priester die Tempérance so eifrig fördern, legte aber einer ihrer Feinde, mit dem ich später darüber einmal sprach, wieder so aus: „Diese Pfaffen“, sagte er, „thun es, weil sie selber gern so viel als möglich in den Häusern und Familien der Leute zu thun haben wollen. Es ist ein neues Mittel zur Mehrung ihres Einflusses. Die Bauern müssen ihnen dann wieder mehr beichten; daß die sie Pledge gebrochen, daß sie sich betrunken, daß sie die Mutter Maria betrübt haben, und sie können ihnen dann wieder Strafen und Kirchenbuße auflegen.“

Unser gefälliger Habitant führte uns auch in seine Scheunen, Stallungen und auf seine Acker hinaus. Er baute, wie alle seine Nachbarn, wie die ganze Umgegend von Quebec, viel Gerste, Hafer und Roggen, aber wenig Weizen, doch aber Weizen und sogar

etwas indianisches Korn (Mais). Das letztere möchte wohl außer hier bei Quebec sonst nirgends in der Welt noch einmal in einem Klima erscheinen, in welchem nicht selten die Temperatur so tief sinkt, daß das Quecksilber gefriert. Schon bei Vermont am Lake Champlain, wo noch sehr viel türlischer Weizen gebaut wird, und wo auch noch viele Schwarze aus Afrika leben, hatte ich bemerken können, daß auch dort zuweilen schon das Quecksilber gefriert (unter dem 44. Grad der Breite, d. h. unter dem Breitengrad von Florenz!). Es ist in den letzten vierzig Jahren zweimal in Vermont geschehen. Einige — freilich sehr wenige — Neger sind auch noch in Quebec zu Hause. Daß diese Kinder der Wüste Sahara hier aushalten können, zeugt wieder für die außerordentliche Elastizität der Natur aller menschlichen Rassen. Daß das indianische Korn hier noch gedeihen kann, macht vermutlich die heiße Sonne möglich, die hier die Vegetation eben so rapid entwickelt, wie in Russland.

Bei unserem gros Habitant war zwar alles mehr ein bisschen grand; aber sonst haben die meisten Habitants alles gewöhnlich mehr en petit. Kleine, dünne, schmale Alterstreifen, wie ich sie schon beschrieb, auf denen sie allerlei zugleich erzeugen. Sie ernten davon ein wenig Heu, ein paar Bündel Holz, etwas wenig Milch und Butter von einer Kuh, und alle diese Kleinigkeiten schleppen sie auf die Märkte der Stadt, sagen da ganz geduldig und verkaufen die kleinen Waarenportionen. Wenn sie zwölf Stunden dageessen und am Ende zwei Schillinge verdient haben, sind sie ganz zufrieden und gehen nach Hause. „Wir Iren, Schotten und Engländer,“ sagte mir ein britischer Colonist, „betreiben die Sache ganz anders. Wir haben nicht die Geduld zu solchem Detailkram. Wir suchen ein tüchtiges großes Stück Land, schaffen, roden, graben, säen und ernten im ordentlichen Werke „steadily“ fort, bis wir ein paar tüchtige Ladungen voll gesammelt haben, und diese verkaufen wir dann auf einen Satz, verlieren auch bei dem Verkaufe wenig Zeit und Worte.“

Zweitens hört man in diesen französischen Dörfern auch von einem hieher verschlagenen deutschen Colonisten reden. So erzählten sie uns hier von einem gewissen Monsieur „Janquin“, deutscher Herkunft. Die Engländer nannten ihn „Master Jenkins.“ Ursprünglich soll sein Name „Zinken“ gewesen seyn. Auch erwähnte man uns Deutsche, deren Namen Franzosen und Engländern zu schwer gewesen war, und die dann bloß nach ihrem Beinamen bekannt waren, wie z. B. „le petit Allemand“ oder „Jean l'Allemand.“ Diese Deutschen sollen zum Theil von jenen berüchtigten hessischen Regimentern herstammen, die England in dem amerikanischen Revolutionskriege zu Hülfe rief, und deren Zerstreuungsgeschichte und Schicksale man über einen großen Theil von Amerika verfolgen kann. Viele von ihnen kamen nach Europa zurück, manche blieben in der Union, z. B. in Pennsylvania, wo einige unter anderem auch das Schwert mit der Feder oder dem Schulmeisterzepter vertauschten, und manche wurden von der englischen Regierung in Canada angesiedelt. Von den letzteren gerieten einige in diese alten französischen Dörfer, wo sie mit der Zeit selbst eben so wie ihre Namen französisch wurden.

Uebrigens ist dieses Northshire (coté du Nord) des Lorenzo reiner französisch als die Südseite (the Southshire, coté du Sud). Im Süden mischen sich die französischen alten Dörfer mehr mit britischen und amerikanischen Ansiedlungen oder, wie die französischen Canadier — selbst die Gebildeten — sich gewöhnlich ausdrückten, mit „europäischen Ansiedlungen“ (avec des établissements européens). (Dies klingt ganz so, als ob sie sich als Aborigines des Landes, als die wahren Canadier betrachteten.) Auf der Nordseite des Flusses ist alles mehr im alten kanadischen Style. Und wie von Norden nach Süden, so nimmt auch in der Richtung von Osten nach Westen das Canadische ab. Dies drückt sich schon in den Bevölkerungsverhältnissen der Städte Quebec und Montreal

aus. Während in Quebec über die Hälfte der Einwohner französischer Abkunft sind,¹ und während hier in der Gesellschaft wie überall das französische Element eine bedeutende Rolle spielt, ist in Montreal dieses Element schon weit mehr erdrückt. Es bildet kaum mehr ein Drittel der Bevölkerung, und die Britten haben entschieden ein sociales, commerzielles und politisches Uebergewicht. In Ober-canada ist denn fast alles anglosächsisch. Die ganze Provinz hat nicht mehr französische Canadier als die Stadt Quebec allein, circa 20,000. Und diese sind auch meistens nur erst neuerlich von der einströmenden anglosächsischen Einwandererfluth dorthin mit fortgerissen worden. Das am meisten französische Stück von ganz Canada sind daher die von den Britten wieder erstrebten nordöstlichen Flusserstrecke von Quebec abwärts bis nach Labrador hinab. Daß dem so sey, findet auch darin seine Bestätigung, daß diejenigen Colonien, die man neuerdings den großen Saquenayfluß zum See St. Jean vom Lorenzo aus hinaufgeführt hat, französisch-canadische Colonien waren. Es würden wohl britische gewesen seyn, wenn der britische Unternehmungsgeist viel Lust zu diesen Gegenden gehabt hätte, und wenn Canadier dort nicht leichter zu erlangen gewesen wären. Noch jetzt ist den Canadiern dieser Landstrich weit bekannter und geläufiger als den Britten, und man kann sagen, daß er ehemals, in der französischen Zeit überhaupt, nicht nur den Franzosen, sondern durch sie auch der Welt besser bekannt war, als er es jetzt ist. Die Britten haben ihn noch nicht völlig wieder entdeckt. In manchen jener untern Lorenzofälligkeiten, wo ganz unvermischt alte Canadier wohnen, soll noch das goldene Zeitalter regieren. So erzählte man mir von der aus der Entdeckungsgeschichte Canada's wohlbekannten „Isle aux Coudres“, die an der Nordseite des Flusses 60 Meilen unterhalb Quebec liegt und bloß von Canadiern bewohnt ist, daß

¹ Nach dem Census von 1847 waren in Quebec unter 37,000 Einwohnern 22,000 französische Canadier.

wohner französischen Geschlechtes wie
es spielt, ist in
s bildet kaum
ben entschieden
t. In Ober-
e Provinz hat
allein, circa
erlich von der
n mit fortge-
ganz Canada
östlichen Flus-
ab. Dass dem
gen Colonien,
See St. Jean
sche Colonien
n der britische
st hätte, und
wären. Noch
und geläufiger
nals, in der
sondern durch
geht ist. Die
In manchen
alte Canadier
erzählte man
ohlbekannten
60 Meilen
nt ist, daß
0 Einwohnern

auf dieser Insel nie ein Diebstahl oder ein Verbrechen begangen sey, daß die Leute dort ihre Häuser nie verringerten, daß Schlosser unbekannt seyen, und daß sie unter einander im rosigsten Frieden lebten. Auch die gebildeten französischen Bürgerklassen in Quebec selbst leben, wenn auch nicht nach dem Zustand des goldenen Zeitalters, doch weit mehr als die Engländer „feinbürgerlich,“ stehen früh auf, speisen zu Mittag, wenn die Sonne im Zenith steht, und gehen mit den Hühnern zu Bett. Die extravaganten Sitten und Gewohnheiten und den Kurus wie den Comfort bringen die Engländer ins Land. Wirst man auf das andere westlichste Ende Canada's, auf den Lake Superior und auf die ihm benachbarten Mississippi-Quellen, einen Blick, so findet man auch dort, eben so wie auch endlich in den oberen Gegenden des Ottawaflusses, die Canadier sehr zu Hause. Auf dem Mississippi, oberwärts der St. Anthony-fälle, von da an, wo Stagecoach und Steamer sich zu bewegen anfangen, sind noch heutigen Tages französische Canadier, Voyageurs und Coureurs de bois, die Hauptfischer, die so zu sagen das ganze Transport- und Postwesen dieser schönen Wildnis in Händen haben. Man gewinnt demnach das allgemeine Resultat, daß die Anglo-Sachsen überall, so weit Fruchtbarkeit und Anbau reichen, mehr in Händen haben, daß aber die französischen Canadier zum Theil in eine ähnliche Position gerathen sind, wie ehemals die Indianer, d. h. daß sie in den minder angebauten und in den wilderen und entlegeneren Partien des Landes mehr zu Hause sind, als das jetzt herrschende Volk.

Wir wurden bei unserem freundlichen Wirths noch mit einigen „gâteaux“ traktirt, schwärmten noch etwas von den „trôvoilles,“ die ein Canadier auf seinem Acker auszuführen hat, und dann von den „bûtoilles que Napoléon avoit gognées,“ und segneten dann unsere Fahrt zu den Montmorencyfällen fort.

Diese berühmten Fälle haben den grossen Nachtheil, daß sie

— und zwar mit ihrem oberen Ende — etwas zu nahe an der Landstraße liegen. Sie fallen so zu sagen fast unmittelbar von der staubigen Heerstraße hinab. Man fährt nämlich auf dem ziemlich flachen und nur allmählig ansteigenden Plateau der von Quebec aus überblickten Ebene heran, steigt mitten im Dorfe ab und gelangt dann gleich hinter den Häusern zu dem Absatz, von dem der Fluß abstürzt. Dies ist ziemlich einsach und prosaisch. Alles in der Welt ist Illusion, und namentlich so ein Wasserfall, den man so recht aus wilden, hohen, unbekannten Wald- und Bergregionen herabdommern sehen will, wo möglich aus den Wolken oder aus unzugänglichen Gletschern, die ihn auf eine unsichtbare Weise speisen. Wenn man auch nachher hinabsteigen und dann die Höhe anstauen kann, so ist es doch mit der Illusion vorbei. Man weiß schon, daß da oben die Heerstraße läuft, Dörfer und Flecker liegen, wie überall in der Welt. Im Uebrigen ist es ein schöner, vollkräftiger, hoher und in einer mächtigen Wasser- und Schaumgarbe concentrirter Katarakt. Ein kleines, völlig taubstummes Mädchen, das nur Pantomimen zu machen verstand, führte uns in der Gegend umher, und ihre Stummheit, aber ausdrucksvolle und poetische Sprache erhebte eher unsere Stimmung und unsern Genuss, als daß sie beides, wie sonst wohl das Geschwätz so manches handwerksmäßigen Guide, störten. Sie nahm mich sanft beim Arm und stellte mich auf einen Felsengipfel, hart an die Stelle, wo das Wasser überschlägt. Dann deutete sie mit ihren lang ausgestreckten Fingern in die Tiefe, wo der weiße Schaum auf die Felsen schlug, und die von der Sonne herrlich gefärbten blauen, gelben, rothen Staubsäulen, die sie mit leisen Handbewegungen in die Luft zeichnete, aufzudampsten. Sie leitete uns in derselben stilteifreien Weise, stets wie eine Gemse über die Felsen kletternd, und stets unsere Bewunderung bewachend und theilend, noch zu verschiedenen andern schönen Punkten, und dann machte sie wieder andere weit ausgeholte

nahe an der
elbar von der
dem ziemlich
von Quebec
e ab und ge-
von dem der
ch. Alles in
ill, den man
Bergregionen
en oder aus
Weise speisen.
e Höhe an-
Man weiß
Lecker liegen,
ier, vollkras-
Schaumgarbe
es Mädchen,
i der Gegend
sche Sprache
als daß sie
erkömmlichen
stellte mich
Bässer über-
dingen in
g, und die
hen Staub-
st zeichnete,
Beise, stets
re Bewun-
ndern schö-
ausgeholte

Bewegungen aufwärts zu den Wellen und abwärts in die Tiefe, und lief uns auf einem kleinen Fußpfade voran, den auch wir dann verfolgten, nachdem wir ihre Absicht errathen hatten, daß sie uns nämlich nun das Ganze von unten aus zeigen wollte, wie es aus der Höhe herabstürze. Dies ist jedenfalls die Hauptscene. Man verfolgt einen Fußpfad, etwa eine halbe Meile weit, zum Lorenzo herab, biegt dann links ein und hat eine kleine Flüßbai oder „Cove“ vor sich, die ringsumher mit hohen Felsenmauern umschlängt und vom Lorenzwasser wie ein ruhiger kleiner See ausgefüllt wird. Im Hintergrunde dieses offenen See's, den Fluth und Ebbe füllen und leeren, fällt der kleine Nebenfluß, der die Fälle bildet, herab. Den schönsten und jedenfalls den muntersten Anblick soll diese Scene im Winter gewähren. Die kleine Kataraktbait friert dann ganz glatt zu, und man kann auf dem Eise bis dicht an den Wasserfall hinansfahren. Jetzt konnten wir uns auf unebenem Felsenpfade nur bis zu einer gewissen Distanz nähern. In jener Saison, die für Canada überhaupt die Jahreszeit des Müßiggangs, der Ergötzlichkeiten und geselligen Genüsse ist — ihren kurzen Sommer, wo die Schiffsfahrt offen ist, müssen sie zu „etwas Bess'rem“ nutzen — im Winter, sage ich, ist dieses Felsenthal mit brillanten Schlittenequippagen, mit Schlittschuhläufern und Spaziergängern aus Quebec, welche die schöne Natur und die frische Luft in ihrer Weise genießen, angefüllt. Auch der Katarakt selbst ist dann zum Theil gefroren, und macht mit alten ihm angehängten und aufgeschwollenen Zacken und Säulen eine noch imposantere Figur. Gerade im Angesichte des Falls im Wasser der Bai liegt ein großer schwarzer Felsenblock, der bei irgend einem Bergsturze dort hingepflanzt wurde. Jetzt umzogen jene rothen, gelben und blauen Staubwolken — ein aneinandergegangener Regenbogen — den schwarzen Block und bewirken einen höchst malerischen Effekt. Im Winter setzt sich aber der Wasserdampf als Eis an ihn, und der Block wächst in wenigen Wochen

zu einem großen und hohen Gletscher auf. Er dient dann jener munteren Duebefer Gesellschaft als russischer Rutschberg. Man kann auch sagen als „canabischer“, denn dieß Vergnügen ist am Lorenzo eben so zu Hause, wie an der Moskwa. Sie nennen es hier „tobogganing.“ Es ist ein altes indisches Wort, wie die Sache selbst auch vermutlich eine alte indische Gewohnheit ist. „Toboggen“ heißen gewisse kleine noch nach indianischer Weise gestaltete Schlitten. Sie sind wie die indianischen Canoes aus einem einzigen Stück Holz ausgehölt, und gewähren gerade etwas knappen Raum genug für einen rutschenden Herrn mit seiner rutschenden Dame. Merkwürdig war es mir, zu hören, daß die hiesigen Europäer noch eine andere indianische Erfindung adoptirt haben, nämlich die Schneeschuhe. Zum Theil sind dieselben zwar ein sehr natürliches Bedürfniß des Landes. Die Indianer und die französischen Kanadier wissen sie am besten zu gebrauchen. Sie können mit dieser unbequemen Beschuhung nicht nur schnell laufen, sie wissen damit auch weite Sprünge auszuführen. Auch stellen sie in den Dörfern am Lorenzo zuweilen Wetttrennen in Schneeschuhen an. Aber der Schnee fällt zuweilen so hoch und bleibt mitunter so lange liegen, daß selbst die englischen Damen der gebildeten & lassen sich entschließen müssen, wenn sie nicht auf alle Bewegung und allen Genüß frischer Lust verzichten wollen, diese schwierige Lokomotionweise zu erlernen. Viele bringen es darin zu einer großen Perfektion, und es werden dann von ihnen wohl weite Erturzonen und Vergnügungsparthen auf Schneeschuhen unternommen, wobei es wie bei einem Steeplechase-Rennen querfeldein über alle schneebedeckten Unebenheiten hinweggeht, und wobei diese canadischen Damen im Ueberzeugen von unbedeckten Hecken, Gräben &c. so viel Geschick und Kühnheit entwickeln sollen, wie viele ihrer Landsmänninnen in England beim Reiten und Jagen.

Im Ganzen kann man, so vermuthe ich wenigstens, den Monmorencywasserfall als ein Beispiel einer ganzen hier im Norden weit

dann jener
 Man kann
 am Lorenzo
 ten es hier
 die Sache
 Toboggen“
 die Schlitten.
 eignen Stück
 kaum genug
 me. Merk-
 er noch eine
 Schneeschuhe.
 dürfnis des
 lassen sie am
 Beschuhung
 prüge aus-
 zo zuweilen
 lt zuweilen
 e englischen
 m sie nicht
 ten wollen,
 bringen es
 von ihnen
 neeschuhuen
 men quer-
 und wobei
 n Hecken,
 wie viele
 u.
 en Monu-
 erden weit

verbreiteten Klasse von Wasserfällen betrachten. Auf vielen Punkten des großen Felsenplateaus von Labrador, rings an seinem Rande herum, fallen eine Menge ähnlicher Wasserfälle, eben so wie der hiesige in das tiefe Lorenzobecken, unmittelbar ins Meer hinab. Selbst im Norden Labradors und der Hudsonbay, am Rande der Melville-Halbinsel und in andern arktischen Strichen Amerika's, ergießen sich Ströme 3 — 400 Fuß hoch unmittelbar ins Meer oder in kleine kluftartige Meeresbächen hinab und gewähren, nach den Schilderungen zu schließen, die Parry, Franklin und andere arktische Navigatoren davon entworfen haben, ganz ähnliche Szenen, wie der Katarakt von Montmorency. Es lässt dies auf sehr ähnliche und weit im Norden verbreitete geologische Bildungen und eine gleichartige geographische Ländereinrichtung schließen.

Der Wasserfall und die unglaubliche Kraft, die er den Menschen gewährt, seine „Wasserprivilegien“, wie man sich in Canada ausdrückt, gehörten sonst einem französischen Seigneur. Jetzt aber ist er, so wie denn auch die ganze Seigneurie, von der er einen Theil ausmacht, im Besitz eines Britten, der einen hübschen Theil des fallenden Wassers abgeleitet und damit ein großes Holzsägeetablissement in Bewegung gesetzt hat. Wir besahen dies Etablissement, in welchem nicht weniger als 1500 Leute mit Holz- und Brettersägen und mit gleich an Ort und Stelle daraus componirten Fensterrahmen, Thüren und andern Hausbaumaterialien, so wie auch mit der Verschiffung der großen hier in den weitläufigen sogenannten „Lumberyard“ (Holzhafen) einwandernden Holzmassen beschäftigt seyn sollen.

XV. Die Indianer von St. Lorette.

Wir fuhren nun querfeldein, vom grossen Wege seitwärts, durch mehrere kleine kanadische Dörfer, St. Pierre, St. Michel sc., um das Indianerdorf St. Lorette zu besuchen. In St. Pierre hatten sie kürzlich nahe bei den Häusern einen grossen Bären geschossen. In St. Michel begegneten wir einem Jäger, der aus den Gebirgen (aus jenen Laurentides) herabkam. Er hatte ein grosses Elenthier auf seinem Wagen und zwei von jenen kleinen kanadischen Hasen, welche die Bauern hier „châts de forêts“ (Waldfauen) nennen. Der Jäger hatte nur eine alte Steinschlossbüchse. Die französischen Bauernsnechte sahen wir in diesen schwerfälligen Holzschuhen (sabots), gerade so wie sie die Bauern in der Champagne und in Westphalen haben, und dicken wollnen Nachtmüzen, die lang über den Rücken herabhängen, sich um ihre Häuser herum bewegen; sogar die, welchen wir zu Wagen und zu Pferde begegneten, hatten ihre langen Nachtmüzen nicht abgethan. Und so ein benachtmüter und beholzschuhter Kanadier sieht denn allerdings nicht wie rapider amerikanischer Fortschritt aus. Die deutschen Bauern haben in Amerika überall weit mehr ihr altes europäisches Costüm abgelegt. Daraus, daß der Franzose sogar Sabots und Nachtmüzen nach der neuen Welt hinüberschaffte, sollte man schließen, daß er weit mehr an alten Gewohnheiten hängt, als irgend ein anderer nach Amerika hinüber gewanderter Europäer. Ich habe mehreremal die Ansicht aufgestellt, daß sehr viele indianische Gewohnheiten, Sitten und Dinge auch in das Haus und das Leben des kanadischen Franzosen übergegangen sind. Die Friedenspfeife, das Canoe und andere Sachen erwähnte ich schon. Hier entdeckte ich, daß auch jenes alte indianische Nationalgericht, das unter dem Namen „Sagaunité“ in den ersten Berichten der Jesuiten über Canada so oft erwähnt wird, noch ein Hauptgericht

beim kanadischen Bauern sev. Was das Wort „Sagamité“ für eine Etymologie habe, darüber habe ich oft vergebens geforscht; vielleicht ist es ein französisches Indianerwort. Es ist noch jetzt, wie das Gericht selbst, in Canada bekannt. Letzteres besteht in einer Art Brei aus Maisförmern, die in Milch gekocht werden. Für ihre Jesuitenwäter kochten es die armen Indianer vermutlich bloß im Wasser. Da es ein Jahrhundert hindurch das tägliche Brod so vieler frommen und in den Wildnissen reisender Missionäre war, kann man dies „Sagamité“ wohl ein historisches Gericht nennen. Auch in den bürgerlichen Haushaltungen der Städte Montreal und Quebec wird es noch häufig bereitet.

Die Bäume waren hier in den Quebecer Dörfern schon beinahe ganz kahl, während sie auf der Montrealer Insel noch viel schöngefärbtes Laub trugen. Auch in der minderen Größe und schwächeren Entwicklung der Obstbäume in den hiesigen Gärten zeigte sich ein ziemlich auffallender Einfluß des nördlicheren Klima's der Gegend. Das schöne Obst von Montreal geedeiht hier bei Quebec schon nicht mehr in der Güte, und von den herrlichen Apfeln, die dort auf der fruchtbaren Insel wachsen, und die man ihrer Vortrefflichkeit wegen „Fameuses“ nennt, hatten wir an Bord unseres Dampfers eine ganze Ladung mit nach Quebec hinabgebracht.

Als wir uns dem Dorfe St. Lorette näherten und der Wind etwas kälter vom Gebirge herabwehte, begegneten wir einem offenen Wagen, auf dem der Pferdeleiter und sein Begleiter eine höchst sonderbare Stellung eingenommen hatten. Beide Männer saßen mit dem Gesichte nach dem Hintertheile des Wagens gewendet und kehrten ihrem Pferde den Rücken zu. Sie streckten in eifriger Conversation ihre Köpfe zusammen und ihr kluges Pferdchen, um das sie sich nicht zu bestimmen schienen, fand keinen Weg für sich allein. „Das sind ja ein Paar sonderbare Pferdeleiter,“ bemerkte ich zu unserem französischen Kutscher. „Ja, Herr, es sind Iränder,“ erwiederte er

ganz kurz, als ob dies alles erklärte; „vermutlich ist ihnen der Wind von vorne zu kalt.“ Diese beiden Paddies kamen aus der Stadt und kehrten in ihr Dorf, eines jener „Irish Backsettlements“, die hier überall als zweite Ansiedlungsschicht sich hinter den alten französischen Ansiedlungen weiter im Innern des Landes gebildet haben, zurück.

Wir besuchten in St. Lorette zunächst den Schulmeister und trafen ihn eben bei der Arbeit, d. h. in der Mitte seiner kleinen braunen Indianerzöglinge, die er unterrichtete. Er selbst war auch ein Indianer, und zwar, wie er uns sagte, ein Hurone. Ich war ein wenig verwundert, daß er, ein geschulter Mann, uns diese seine barbarische Herkunft gleich so frank und frei offenbarte. Allein ich bemerkte bald in Canada, daß es ein ganz anderes Ding sey, von einem wilden Indianervölke, als z. B. von einer afrikanischen Race abzustammen. Ein Mulatte oder Quarteroon wird nur auf sein weißes Blut sich was zu gute thun. Sogar in den deutschen baltischen Provinzen Curland, Livland und Esthland verleugnet ein Lette oder Esthe, sobald er nur etwas Deutsch gelernt hat, bald seine lettische oder esthische Herkunft und rechnet sich lieber zu den „deutschen Leuten.“ Hier bekannte jeder ohne Weiteres: „Ich bin ein „Hurone“ oder „Irokoze“ oder „Mohawk“ ic., wenn er das Eine oder das Andere ist. Diese Völker wurden zwar von den Europäern vertrieben oder ausgerottet; sie wurden aber nie unterjocht oder zu Sklaven gemacht, und nur einzig und allein der Umstand, daß sie sich einmal unterjochen ließen, scheint überall in der Welt die Ehre der verschiedenen Nationalitäten zu verlegen und sie schamroth zu machen. Ob sie wild und barbarisch waren, kommt dabei gar nicht in Anschlag. Auch in dem civilisirten China rühmt sich der Adel seiner barbarischen Abkunft von den Mandschu-Tartaren.

Der Anblick der kleinen indianischen Schulkinder interessierte mich im höchsten Grade. Wir hatten hier vermutlich die verschiedensten

Grade von Mischung europäischen und indianischen Blutes vor uns. Obgleich sie sich alle Indianer nannten, waren doch einige so weiß und rosenwangig wie Europäer. Andere aber hatten so rabenschwarzes und struppiges Haar und so braune Gesichtsfarbe, wie der reinsten Irokeze. Die Knaben waren im Allgemeinen viel hübscher und wohlgebildeter als die Mädchen. Es wunderte mich sehr, daß sowohl der Schulmeister als auch die Knaben selbst noch genau anzugeben wußten, von welchem Volke sie abstammten. Die meisten waren Huronen, wie denn überhaupt die ganze Colonie von Lorette in der Hauptsache eine huronische ist. Aber einige waren Abenakis, andere Algonkins, andere Iroquois. Auch waren ein Paar Almalemites oder Miemaes aus Neubraunschweig da. Alle diese einst so mächtigen und gefürchteten Stämme sind von den Europäern jetzt fast zu Atomen zertrümmert. Ist es nicht merkwürdig, daß diese Atomen sogar sich noch ihres Namens und ihrer Herkunft so genau erinnern? Der Schulmeister sagte mir, daß zwischen den verschiedenen indianischen Dörfern in Canada, so wenige ihrer auch seien und auf so weiten Räumen sie verstreut liegen, doch immer noch ein ziemlich lebhafter Verkehr bestehé. Ein Indianer aus Obercanada, oder aus Neubraunschweig, oder Neuschottland, wenn etwa seine Geschäfte ihn einmal nach Quebec führen, versäume es dann selten, auch nach St. Lorette hinauszukommen und seinen Stammgenossen einen Besuch abzustatten. Daraus entstehen denn wohl Verheirathungen oder sonstige Verbindungen und Kameradschaften, und so sey es zu erklären, daß hier in dem Huronen-Dorfe auch Sproßlinge so vieler anderer Stämme zu finden wären.

Als alle diese kleinen Stammgenossen auf unsern Wunsch und auf des Schulmeisters Befehl einen Gesang erhoben, wurde uns angst und bange. Ich glaubte, sie wollten Krieg mit uns anfangen. Es war ein förmlicher Gesangsturm. Sie öffneten ihre kleinen Kehlen wie Blasbälge und ich gedachte der Schilderung,

welche frühere Reisende wohl von dem Effekte, den der indianische Warwhoop auf sie machte, entworfen haben. Bei alle dem war es nur ein französisches frommes Kirchenlied. Sie blieben übrigens vortrefflich im Takte. Auch war sonst der Vortrag, außer jener schwunghaften und durchschneidenden Kriegsgeschreiärbung, ganz tabellös. — Auch die freien und fecken Stellungen, welche die kleinen braunen Schwarzköpfe dabei annahmen, fielen mir sehr auf. Die meisten der Burschen standen mit untergeschlagenen Armen da, den Kopf recht in die Höhe geworfen, und trompeteten ihren Gesang weg wie Posaunenengel. Der ganze Unterricht ist natürlich in französischer Sprache, und die Lehr-, sowie die Schreibbücher der kleinen waren recht ordentlich und reinlich gehalten.

Der Schulmeister hatte die Güte, uns auch zu einigen Familien des Dorfs zu führen, und ich war nicht wenig erstaunt über die Ordnung und Rettigkeit, die wir in ihren Häusern fanden. In der That, es wäre sehr zu wünschen, wenn in England oder Frankreich jedes Bauernhaus nur halb so gut und reinlich gehalten wäre, wie die Häuser dieser Huronen. In Schottland und auch in Deutschland sind Gegenden genug, in denen man eine Straf- und Mahnpredigt an die Leute halten könnte, indem man dabei einen solchen Hurenenhaushalt, wie ich deren hier einige sah, zum Thema und Muster nähme.

Der sogenannte „First Chief“ (erste Häuptling) des Dorfs war nicht zu Hause. Wir besuchten aber den „Second Chief,“ der ein ganzes Haus voll Kinder hatte, und der uns dann auch zu seinem alten, aber noch sehr rüstigen Vater führte. Diesen fanden wir in seinem Garten mit Graben beschäftigt. — „Sie sind so fleißig in Ihrem Garten?“ sagten wir ihm, nachdem wir ihm vor gestellt waren. „Pah! Pah!“ sagte er, indem er seine Schaufel wegwarf, in etwas verächtlichem Tone, obwohl lächelnd. „Pah! pah! ja, jetzt muß ich wohl graben, jetzt muß ich wohl das Feld

bearbeiten. Ha! ehemals da ging ich auf die Jagd, schéß Moose-deer und Bären und dergleichen. Das war schöner! Mais v'là, à présent je fait le laboureur. Cest détestable! — Es scheint, diese Indianer denken nicht wie die Römer, welche den Ackerbau als das nobelste Geschäft, selbst für einen Welt eroberer preisen. — Ihr ganzer Genius ist innig mit dem Walde und dem Jagdleben verschwistert und verwachsen, und obgleich sie jetzt schon seit so vielen Jahren hier den Boden bauen, so sind ihre Träume und ihre Seele doch noch immer in der Wildnis. Unser Mann führte uns in sein Haus; und stellte uns da eine alte, in ein großes schwarzes Tuch tief verhüllte Person vor, die ernst und stumm auf einem Stuhl beim Feuer saß und da auch unbeweglich sitzen blieb. Es war seine Frau. Er nannte ihren Namen, ich habe ihn aber leider vergessen. Er nannte uns auch seinen eigenen indianischen Namen, der, wie er sagte, so viel bedeutet, als: „Jai une rivière dans ma bouche.“ Diesen Namen, sagte er, hätten ihm Schmeichler in seinen jungen Jahren gegeben, weil er damals einige Anzeichen von Veredtsamkeit verrathen habe. In ihrer Kleidung, wie an ihrem Körper und in ihrer ganzen Wirthschaft, waren die Leute so reinlich und ordentlich, daß man es gar nicht besser wünschen könnte. Sie zeigten uns eine Menge hübscher Stickereien mit Elenthierhaaren auf Elenthierleder, mit Stachelschweinmadeln auf Birkenuinde, die sehr zierlich und geschmackvoll waren und die sie uns zum Kauf anboten. „Jai-une-rivière-dans-ma-bouche“ schien sogar einen Handel en gros mit diesen Sachen zu betreiben. Denn er hatte ganze große Tonnen und Kisten voll von mit Blumen geschmückten Mocassins (indianischen Pantoffeln), Cigarrendosen, Geldbeuteln &c., die alle im Dorfe von den Weibern gefertigt waren und die, glaube ich, nach Montreal verschifft werden sollten, vermutlich um von da weiter nach Niagara oder Newyork zu gehen. Diese interessante kleine Industrie blüht in allen Indianercolonien Canadas.

Ganz haben sich diese angestiebelten, geschulten und civilisierten Indianer dem stillen und friedlichen Geschäft des Garten- und Ackerbaus noch nicht hingegessen. „Unsere jungen unruhigen Leute, so sagte mir Jai-une-rivière-dans-ma-bouche, „gehen noch alle Jahre auf vier oder fünf Wochen gen Norden, leben dort im Walde in Strauchhütten oder Zelten, jagen nach alter Weise, und kommen dann zu bestimmten Zeiten mit ihrer Beute ins Dorf zurück. Manche von ihnen stehen auch im Dienste der Hudsonsbay-Company und jagen weit hinten in den Ländern der Hudsonsbay, kommen nur sehr selten einmal, oder vielleicht gar erst in ihrem Alter ins Dorf zurück. — Von den Bewohnern des Dorfes St. Lorette sprach er meistens unter dem Namen „la Nation des Hurons,“ als wenn jetzt durch jene Paar hundert Menschen dieser ganze einst so mächtige Stamm vertreten würde. „Unsere Nation“ — so sprach er, und nicht etwa „unsere Dorfgemeinde,“ wie es wohl angemessen gewesen wäre — „unsere Nation empfängt noch jährlich von der Königin von England gewisse Geschenke von Waffen, Pulver und Provisionen, und sie von dem damit anlangenden Commissär zu empfangen, zieht mein Sohn und sein Mithelf in vollem alten indianischen Gewandcostüm aus, und verhandelt mit dem königlichen Commissär im Namen der „Nation des Hurons.“ — Der Alte zeigte uns dieses officielle Costüm seines Sohnes. Er selber war, wie überhaupt alle diese friedlichen Huronen, wie ein kanadischer Bauer gekleidet. Nur haben sie die Holzschuhe und die Schafsmütze dieser Bauern nicht adoptirt.

Gar nicht weit von St. Lorette, überhaupt ganz nahe an den Grenzen des cultivirten St. Lorenzothales, kaum 20 Lieues von Quebec hausen noch heutiges Tages ganz wilde und von der Cultur völlig unberührt gebliebene Indianer, welche die Franzosen von den ältesten Zeiten her mit dem Namen „Montagnois“ (Gebirgler) bezeichneten. Diese Montagnois sind ein armer, wenig zahlreicher

und civilisierten
Garten- und
ähnlichen Leute,
wen noch alle
ort im Walde
und kommen
tief. Manche
company und
kommen nur
i Alter ins
orette sprach
trons," als
anze einst so
so sprach er,
angemessen
von der Söd-
Pulver und
ommisär zu
ollem alten
dem könig-
" — Der
Er selber
ein cana-
e und die

he an den
neues von
der Gul-
zosen von
Gebirgler)
zahlreicher

und auf weitem Gebiete vertheilter Stamm. Sie leben von der Jagd und vom Fischfang und sind in einzelne kleine Familien in der Wald einsamkeit zerstreut. Sie kommen noch seltener als die Bären daraus hervor. Doch hatten, wie man mir erzählte, vor einigen Jahren einmal neun von diesen Montagnois den Mut gehabt, nach St. Lorette und Quebec hinabzukommen, das sie nie gesehen hatten. Sie schlügen bei den Huronen in St. Lorette, die sie doch noch wohl als eine Art Kameraden ansiehen möchten, ihr Lager auf, und besuchten dann von da aus Quebec. Man betrachtete sie dort beinahe als etwas eben so Neues und Curioses, wie man dies in unsern europäischen Städten gethan haben würde, obwohl, wie gesagt, diese Leute in einer Entfernung von nur 20 Liues ihre Heimath hatten.

Auf der Rückfahrt von St. Lorette nach Quebec, wobei einige der ausgezeichneten Naturforscher Nordamerikas in unserer Gesellschaft waren, erzählte mir einer derselben, da wir noch Manches über Weize und Nothhäute verhandelten, daß die amerikanischen wilden Pflanzen den europäischen Unkräutern fast eben so weichen, wie die Aborigines den Immigranten. Überall, sagte er mir, wo Europäer hinkämen, springe sogleich eine europäische Vegetation auf, die sehr energisch um sich greife, und die einheimische amerikanische verdränge und ausrotte. In vielen Fällen ist diese Erscheinung zwar sehr erklärtlich; z. B. wenn die Europäer ihre Acker mit Getreidearten aus der alten Welt besäen, so ist es sehr begreiflich, daß sie auch das Gefüme anderer Unkräuter damit ausstreuen und verbreiten. In vielen Fällen scheint aber fast etwas Geheimnisvolles bei dieser Erscheinung obzuwalten. So z. B. brauchen Europäer nur einmal durch einen Wald zu reisen, oder in irgend einer Gegend, wo bisher nur noch Indianer gehaust hatten, ihr Nachtquartier und Bivouakfeuer zu machen, sogleich wird dieser Platz dadurch für immer bezeichnet bleiben, daß europäische wilde

Pflanzen vom Boden ausschießen. Man hat Eisenbahnen durch ganz wilde, bisher noch unbetretene Gegendcn gemacht, und es dauerte nicht lange, so blühten rings längs der Eisenbahn hin statt der amerikanischen die neu eingewanderten europäischen Wiesenkräuter. Die Indianer, so sagte mein verehrter Freund, haben diese interessante Bemerkung auch schon längst gemacht, und sie nennen daher ein europäisches, schon häufig in dieser Weise erscheinendes Kraut: „des Weißen Fußstapfen,“ als wollten sie andeuten, daß wo der Weiße nur einmal seinen Fuß hinsetzte, dieses Kraut sogleich wie durch Zauber aus dem Boden hervorschieße. Es ist dies Kraut unser deutscher sogenannter „Wegebreit“ (englisch Plantain, botanisch *Plantago major*).

Schon die letzten Sonnenstrahlen waren im dämmrigen Abendroth verflossen, als wir in der unteren Stadt von Quebec ankamen. Ich fand hier jene Silberrefleire auf den verzierten Thürmen und Dächern der Stadt, von denen ich oben sagte, daß sie Montreal den Namen „Silberstadt“ verschafft haben, geradezu zauberische Effekte hervorbringen. Manche Thürme standen im Halbdunkel da, als wären sie aus lauter leuchtendem Glimmholze geformt. Ich bin überzeugt, wenn dies so ein alter spanischer Conquistador einmal sehen könnte, er würde sogleich die glühendsten Berichte über eine aus lauter Gold und Silber gebaute Stadt, die er am Lorenzo entdeckt, nach Spanien einsenden.

XVI. Das Quebecer Seminar.

Einen höchst angenehmen und interessanten Morgen verbrachten wir in der römisch-katholischen Hochschule von Quebec. Es ist eines der ältesten und merkwürdigsten Institute der Stadt und des ganzen

bahnen durch
cht, und es
ahn hin statt
Biesenkräuter.
diese interes-
rennen daher
ndes Kraut:
daß wo der
sogleich wie
Kraut unser
anisch Plan-

igen Abend-
ee anfamen.
ürmen und
e Montreal
zamberische
bbunkel da,
ormit. Ich
istador ein-
richte über
am Lorenzo

erbrachten
s ist eines
es ganzen

Landes, und hat seit 200 Jahren neben dem Seminar von Quebec an der Spitze der Erziehung der kanadischen Geistlichkeit und der katholischen Jugend überhaupt gestanden. Es wurde unter dem ersten Bischof von Quebec, Francois de Laval, Abbé de Montigny, évêque de Petrière in partibus insidelium, im Jahre 1663 gegründet. Seine anfängliche Bestimmung war, bloß Geistliche zu bilden, und es wurde dazu ungefähr eben so reichlich dotirt wie das Seminar von Montreal. Zuerst wurde zu seinen Gunsten im ganzen Bisthum eine Taxe von einem „Dreizehnten“ auf alles sowohl was die Erde von selbst erzeugt, als auch auf alles, was durch die Arbeit der Menschen erzeugt wird, gelegt. Da aber diese exorbitante Taxe große Unzufriedenheit im Lande hervorrief, so wurde sie nach einiger Zeit auf ein Sechsundzwanzigtheil herabgesetzt. Wie das Montrealer Seminar ist auch das Quebecer in ein sogenanntes Grand Séminaire und in ein Petit Séminaire abgetheilt. In dem erstenen studiren etwa 40 junge Leute Theologie, in dem zweiten erhalten beinahe 400 junge Leute eine allgemeine Bildung und Erziehung.

Die grössere Hälfte der „élèves“ für sogenannte „Pensionnaires“ und wohnen in dem Institute; die kleinere Hälfte sind „externes“ und genießen dort bloß den Schulunterricht. Man hatte die Güte, mir ein gedrucktes Verzeichniß aller Lehrer und Schüler zu geben, und daraus ersehe ich, daß zwar die bei weitem grössere Mehrzahl der Schüler französischer Herkunft ist, daß unter ihnen sich aber auch viele Britten, namentlich Irlander, und auch brittische Canadier und sogar Amerikaner aus den Vereinigten Staaten befinden. Die kleinere Zahl der Jöglinge ist aus Quebec selbst. Es ist also nicht etwa eine bloße Stadtschule, sondern ein großes Landesinstitut, ja im gewissen Grade eine bedeutungsvolle allgemeine amerikanische Hochschule. Ich finde allein aus Boston in Neu-England ein halbes Dutzend junger Leute hier. Viele sind

aus Obercanada und einige aus Nienbraunschweig. Auch unter den Geistlichen, Lehrern und Direktoren des Seminars befinden sich einige Britten. Im Ganzen finde ich unter Schülern und Lehrern zusammen ungefähr 60 von britischen Familien. Zum Theil mag auch die Billigkeit der guten Erziehung, die man hier erhält, es erklären, daß so viele Britten sich diesem alten französischen Etablissement anschließen. Man sagte mir, daß man alles in allem einen jungen Mann hier für 30 bis 40 Guineen unterhalten und schulen lassen könne. Die ganze Schule des kleinen Seminars ist in eine oberste Klasse für Rhetorik und Philosophie, in eine unterste Vorbereitungsklasse (*classe préparatoire*), und dann, was dazwischen liegt, in sechs andere Klassen (*classe seconde*, *classe troisième* etc.) eingeteilt.

Außerdem aber sind auch die Schüler in mehrere Privatklassen oder Privatgesellschaften vereinigt, welche neben und außer jenen offiziellen Schulklassen existieren, die unter Oberaufsicht der Lehrer von den Schülern selber präsidirt und geleitet werden, und in denen sie sich durch Wetteifer unter einander auszuziehen und freiwillig zu üben suchen. Solche Privatgesellschaften existieren dort jetzt unter den Schülern drei. Zuerst eine sogenannte „Académie de St. Denys.“ Sie wurde 1822 gegründet, „um Fortschritte und Fleiß zu belohnen und den Wetteifer aller zu spornen.“ Sie besteht 1) aus 20 sogenannten „Acdémiciens“, die aus der philosophischen und rhetorischen Klasse gewählt werden; 2) aus den sogenannten *Candidats*, die aus den oberen Klassen bis zur fünften herab genommen werden, und 3) aus den *Aspirants*, die aus allen Klassen, selbst den elementaren, sein können. Die Erfordernisse für die Mitgliedschaft dieser Akademie sind: 1) daß der *Candidat* sich einen Auszeichnungspreis ersten Grades (*un premier prix d'excellence*) erworben oder habituelle und notorische Erfolge in seiner Klasse erungen habe; 2) Frömmigkeit und tadelloses Vertragen.

Auch unter
befinden sich
und Lehrern
Theil mag
erhält, es
fischen Gta-
z in allem
halten und
seminars ist
ine unterste
was da-
elasse troi-

rivateklassen
aßer jenen
der Lehrer
d in denen
freiwillig
jezt unter
. Denys.“
zu lohnen
is 20 so-
und rhe-
ten Can-
b genom-
klassen,
die Mit-
ich einen
ellenee,
klasse er

Die zweite Privatgesellschaft unter den Schülern ist die seit 1851 begründete Société Laval, zu Ehren jenes Bischofs, des Stifters des Seminars, so genannt. Sie ist insbesondere für die mittleren Klassen des Instituts. Präsident, Vicepräsident und Sekretär derselben sind Schüler selbst. Ihre Sitzungen sind insbesondere der Mittheilung schriftlicher Arbeiten, der Declamation und der mündlichen Besprechung und Lösung grammatischer und literarischer Fragen gewidmet.

Die dritte Gesellschaft endlich ist die Société typographique, im Jahre 1848 gestiftet. Sie wählt aus den Schülern der oberen Klassen ihren Präsidenten, Vicepräsidenten, Sekretäre, Kassiere, Räthe und zwei Redakteure. Sie gibt ein Journal heraus, das wöchentlich einmal in klein Folio erscheint, und das die Schüler selbst nicht nur schreiben, sondern auch setzen, drucken und verkaufen. Man hatte die Güte, mir mehrere Nummern dieses interessanten kleinen Journals mitzuteilen, das nun schon seinen sechsten Jahrgang erlebt und sechs Bände gefüllt hat. — Es hat den Titel „l'abeille“ und das Motto: „Je suis chose légère et vais de fleur en fleur.“ Ich finde darin eine Reihe vortrefflicher und mützlicher Auszüge aus guten Schriften, z. B. etwas über „Conversation“ von Lord Bacon, „über die erste Erziehung“ aus dem Ami de la Religion; einen kleinen Kreuzzug „de la modeste abeille contre l'Ours du Nord et sa grisse meurtriére, qu'il étend vers Constantinople, einen hübschen kleinen Artikel, in welchem die Biene, „pareeque son foible bourdonnement ne pourra pas faire faire la guerre“, sich ziemlich prophetisch, schon lange vor den Schlachten bei Sebastopol, verbreitet: „à enregistrer de vraies batailles de Génants:“ ein kleines Lob auf Silvio Pellico; einige geographische und historische Aussäze; Erwiderungen auf Fragen, die innerhalb des Quebecer Seminars selber angeregt wurden, und endlich einen rührenden Necrolog über den Tod zweier

ausgezeichneten Schüler eines andern kanadischen Seminars, der Schule von St. Hyacinthe.¹ Zu diesem Collegium hatten die Schüler von Quebec kürzlich auf einer längeren Ferienreise einen Besuch abgestattet. Ihr Journal hatte auch von dieser Reise eine sehr hübsche und ausführliche Schilderung mitgetheilt; es war die Schilderung der Hälften Canada's von einem jungen kanadischen Patrioten. Dort in dem schönen Collegium an der Yamaska waren sie im Namen seiner Mitbrüder von einem der ausgezeichnetsten Schüler Monsieur Adolphe Jaques begrüßt worden, und ihm hatte im Namen der Gäste M. Marquet geantwortet. Letzterer war damals Redakteur der „Biene“, und jener wurde nachher einer ihrer eifrigsten „Correspondenten“. Und nun ereignete es sich, daß der Tod beide junge Leute, „tous deux chargés de la même mission, tous deux honorés et chéris de leurs confrères, tous deux doués de talens remarquables et couronnés de lauriers à la fin de chaque année scolaire“, fast zu derselben Zeit wogriffte. Beide starben plötzlich im Schoße ihrer Familien an dem Orte ihrer Geburt. „Leurs noms, inscrits sur les pierres de cet édifice, les sont aussi dans nos coeurs, et la mort seule pourra les en effacer.“

Was für unschätzbare Erinnerungen muß diese kleine Biene für das spätere Alter der Schüler verzeichnet enthalten! Es ist darin gleichsam die Geschichte ihrer jugendlichen Ideen und Erlebnisse enthalten. Um Ende dieses Jahrhunderts braucht sich ein hochbetagter Greis nur die Jahrgänge der „Biene“ aus der Mitte des Seculumis zu verschreiben, um sich die reizendste Lektüre zu verschaffen. Und welchen Genuss, welche mögliche und heilsame kleine Anregungen und Übungen mag nicht das Journal schon jetzt unter den daran arbeitenden Schülern verantaffen! Die Idee einer typographischen

¹ Hyacinth College liegt an der Yamaska, einem kleinen Nebenflusse des St. Lorenz, östlich von Montreal.

Schülergesellschaft allein, d. h. einer Gesellschaft für eine Kunst, die mit der Literatur und der Wissenschaft so nahe zusammenhängt, ist ganz vortrefflich und angemessen. Sollte nicht jeder gelehrt Schöler wenigstens in einem gewissen Grade eben so gut typographiren als schreiben lernen?

Ich möchte wohl wissen, was unsere Schullehrer in Deutschland zu diesen kanadischen Schuleinrichtungen sagen. Der Name Canada erweckt in uns mehr die Erinnerung an wilde Barbaren, als an stille Schulpflanzungen. Was kann von Canada Neues kommen? möchten sie wohl zu fragen geneigt seyn. Quebec, am äußersten Ende der civilisierten Welt gelegen, scheint wahrlich kein Centralpunkt für Ideenbewegung, geeignet zur Erzeugung reformender Gedanken. Auf die römisch-katholische Geistlichkeit, die dort die Hochschule leitet, blicken wir Protestantten in Sachsen und Preußen auch nicht hin, als auf eine Bringerin neuen Lichtes und Heiles. Allein haben wir Sachsen und Preußen bei unsfern vielgepriesenen Schul- und Unterrichtssystemen, die allerdings ihr Gutes haben mögen, auch schon den Hebel recht in Bewegung gesetzt, der bei den eben geschilderten Quebecer Einrichtungen besonders berücksichtigt zu seyn scheint, den Hebel eines privaten Wettkampfes der Schüler untereinander, den Hebel freier und selbstständiger Association für die herrlichen Zwecke der Erziehung, den Hebel freiwilliger Selbstthätigkeit und Auszeichnung und nicht offizieller Belohnung? Der Lohn, das Lob, die Preise, welche die obrigkeitlichen Lehrer austheilen für aufgegebene Leistungen, für angefohlene Aufgaben, sie sind gewiß gut, nothwendig und unvermeidlich; aber fordern sie nicht zum Theil auch Liebedienerei und Servilismus? Wie süß ist die Anerkennung, die uns unsere eignen Mitbürger, Standes- und Altersgenossen, unsere „Pairs“ spenden! Wie süß, wie anspornend und zur Anstrengung reizend ist dieselbe insbesondere für gewisse von Haus aus sehr unabhängige Charaktere,

die vielleicht mit der Schule und ihren Anforderungen eben deswegen in Zwiespalt gerathen, weil es etwas Gefordertes und Unbefohlenes ist, die dann in Folge dessen träge und zügellos werden, und die vielleicht für das Gute gerettet werden könnten, wenn es neben der Schule noch ein solches Feld für freiwillige und ungeforderte Privatauszeichnung gäbe, wie es in jener die Schulzwecke so sehr unterstützenden freien Association der Schüler gegeben werden kann! In diesen Gesellschaften mag schon mancher widerstreitige und allzu selbstständige Geist sich gerettet, sich anfänglich gerade dort hervorgethan, und dann auch am Ende mit dem offiziellen Schulwesen ausgeschönt haben. Da sie mögen sogar dem Lehrer selbst, der immer nach menschlicher Weise mehr oder weniger zur Despotie und zur Durchsetzung seiner eigenen Ansicht geneigt ist, zur heilsamen Opposition und zum Aufmerksam machen gedient haben. Manchesmal mag es vorkommen, daß er geneigt war, einen jungen Genius fallen zu lassen, daß aber eben dieser verworfene Genius, der sich nie unter seinen Altersgenossen hervorhat, von der allgemeinen Volksstimme erkoren und zum Lehrer zurückgeführt wurde, und daß auch nun dieser sich seinerseits mit ihm auszöhnte und ihm weiterhin die Hand bot. — Ich fühle, ich drücke mich unbeholfen aus, aber der Leser wird geschickter errathen, worauf ich, ungeschickt schreibend, hinziele, und was ich hier, wo ich zur weitläufigeren Auslassung nicht den Platz finde, nur andeuten kann. Er wird errathen, daß ich die Frage aufstellen will, ob wir Deutschen nicht gut hätten, nach dem Muster der römisch-katholischen Hochschule Canadas, auch zu solchen Privatassociationen der Schüler auf unseren Gymnasien anzuregen, welche Ehrenakademien unter ihnen zu stiften, sie in solchen declamatorischen und rhetorischen, von ihnen selbst präsidirten Verbrüderungen zu vereinen, und dergleichen typographische und journalistische Gesellschaften unter ihnen zu veranlassen, und wenn auch nicht genau nach dem dortigen Modell, doch

wenigstens in unserer eigenen Weise? — Ich sage, ich stelle dies als Frage auf. Ich kann und will auf diese Frage freilich keine entscheidende Antwort geben. Allein so viel bemerke ich, daß ich für mich selber den jungen Leuten und ihren Lehrern in Quebec meine volle Bewunderung und meinen Beifall gab, und daß sich mit diesem wohlthuenden Gefühl auch das minder wohlthuende des Bedauerns mischte, darüber, daß in der deutschen Schule, in der wir erzogen wurden, auch gar nichts Ähnliches von oben her gefördert wurde.

Die jungen Leute, die Gesellschaftspräsidenten und Sekretäre und die Redakteure der „Biene“, zeigten uns mit dem größten Eifer ihre typographischen Anstalten. Auch führten uns die Lehrer durch alle Räume des großen und massiven Gebäudes, in dem wir außer den angemessenen Zimmern für körperliche und geistige Übungen auch eine vortrefflich geordnete Bibliothek von 12,000 Bänden und ein so reichlich verschenes physikalisches Kabinett fanden, wie ich es jedem deutschen Gymnasium wünschen möchte. Viele der hiesigen Reformen sind noch ganz jung, wie dies der Leser zum Theil schon aus den oben gegebenen Stiftungsdaten der drei citirten Gesellschaften entnehmen kann. Allein man schreitet rasch vorwärts und es wird wohl nicht lange dauern, so werden wir uns sehr geneigt zeigen müssen, sowohl von Untercanada als auch, wie ich später merken lassen werde, von Obercanada her allerlei gute Lehren und Winke anzunehmen.

Ich fand in einer Gebäudeabtheilung dieses alten Seminars auch den Rest der vor kurzem großenteils verbrannten Bibliothek des kanadischen Parlaments. Feuersbrünste sind in ganz Amerika, in Canada, wie in den Vereinigten Staaten, eine Art abscheulicher Pestilenz, von welcher nicht nur die Waarenmagazine und Privatwohnungen leiden, sondern von welcher auch die literarischen Sammlungen und Schätze beständig bedroht und zerstört werden. Auch

das Quebecer Seminarium hatte schon zweimal große Feuersbrünste erlitten. Auf der Quebecer Parlamentsbibliothek verbrannten von 18,000 Bänden etwas mehr als 9000, darunter die vollständigste Sammlung der berühmten „Relations des Jesuites“, die man bisher irgendwo zusammengebracht hatte. In Montreal, wo auch das Parlamentshaus vor einigen Jahren abbrannte, gingen 30,000 Bände in den Flammen unter. Beides geschah nur kurze Zeit vor und nach dem Brände, der in Washington die Congresbibliothek zerstörte. Auch ein sehr vollständiges kanadisches Naturalienkabinett wurde in Quebec vom Feuer verzehrt. Ich sah einen kleinen Rest einiger zum Theil verbrannten oder ganz conservirten Thiere und sonstiger Naturgegenstände in einer kleinen Kammer, welche die Quebecer historische Gesellschaft hergegeben hatte, aufgehäuft. Die eigentliche Ursache dieser in Amerika so allgemein graffirenden Besessenheit, die auf alle Lust zum Sammeln von Schähen, welche ohne diese Motiven und Rost so sehr bedrohen, sehr dämpfend einwirken muß, begreife ich noch nicht recht.

Vergebens suchte ich in Quebecs Bibliotheken (ich besuchte auch die kleine Sammlung der dortigen historischen Gesellschaft) nach alten historisch interessanten Karten des Landes und nach sonstigen ursprünglichen Dokumenten, die für die älteste Geschichte Canada's von Interesse seyn konnten. Solche alten Dinge erstritten hier nicht. Alles Antiquarische, was man hat, ist Copie von Paris; meine Besuche waren in dieser Hinsicht daher ziemlich unergiebig. Allein es musste mich doch nicht wenig erfreuen zu bemerken, daß man auch hier, wie überhaupt in ganz Amerika, diesem Gegenstände neuerdings eine weit größere und allgemeinere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Noch kürzlich hatte das kanadische Gouvernement einen jungen Mann nach Paris gesandt, der mit einer Menge trefflicher Copien alter für Canada's Geschichte wichtiger Karten zurückgekehrt war. Den Columbus Canada's, den ersten Entdecker und Beschiffer des

feuersbrünste
kannten von
vollständigste
die man bis-
so auch das
gen 30,000
ze Zeit vor
ressbibliothef
calienkabinet
kleinen Rest
Thiere und
he die Due-
äuft. Die
renden Pe-
welche ohne-
d einwirken

suchte auch
nach alten
pristigen ur-
Canada's
hier nicht.
meine Be-
Allein es
man auch
de neuer-
ngewendet
en jungen
er Copien
ehrt war.
biffer des

großen St. Lorenzo, der dem Strom wie auch dem Lande den Namen gab, den alten Capitän von St. Malo, Jaques Cartier, fand ich überall — und zwar erst seit kurzem — allgemein geehrt. Um meiste mag dazu wohl die literarische und historische Gesellschaft von Quebec beigetragen haben. Unter ihrer Direction wurde schon 1843 ein neues kritisches Werk über die erste Ankunft der Europäer in Canada (*Voyages de découverte au Canada entre les années 1534 et 1542*) herausgegeben. Die trefflichen kanadischen Gelehrten und Historiker, die Herren Faribault und Garneau, förderten den historischen Sinn durch umfangreiche und ausgezeichnete Schriften.

In den Verhandlungen der genannten Gesellschaft und in zerstreuten Brochüren wurden mehrere einzelne kleine Punkte näher und kritischer als bisher beleuchtet, so z. B. an welchen Flussstellen Cartier zuerst gelandet sei, wo er zuerst überwintert habe u. c. Eine am oft genannten Fluss St. Charles nahe bei Quebec aufgefundene alte Kanone, die Ruder eines ebenfalls dort aus dem Schlamm gegrabenen alten Schiffes gaben zu interessanten o. viquarischen Untersuchungen Veranlassung. Ueber besagte Kanone wurde ein eigenes Memoire: „Le canon de bronze“, publicirt. Die alten fast vergessenen Namen: Cartier, Stadacone (alter indianischer Name für Quebec), Hochelaga (alter indianischer Name für Montreal), Donuacona (indianischer Gazik in der Nähe von Montreal), Algouhanna (Ghef bei Quebec) u. c. wurden dadurch so zu sagen aus dem Grabe wieder hervorgezogen, und am Ende selbst dem großen Publikum in Canada so geläufig, daß ein bekannter und geschätzter Autor sogar ein populäres Werk über Canada unter dem nun allgemein verständlichen Titel Hochelaga schreiben sonnte. — Man copirte die erste alte „ubitation“ welche die Franzosen auf der Stelle der jetzigen Citadelle von Quebec bauten, und die sich in einem der Werke Champlain's dargestellt findet, in vielen hundert Abdrücken. 1847

sandte die alte Stadt St. Malo in der Bretagne eine Copie des dort conservirten Portraits des alten manhaften Ritters Cartier nach Canada. Es wurde dort gestochen, gedruckt und in vielen Tausenden von Exemplaren verkauft. Ebenso erhielt man auch von Frankreich eine Zeichnung, welche den Ahnenſz oder die „habitation“ dieses merkwürdigen Mannes in der Bretagne, das Haus, in dem er lebte und am Ende auch starb, darstellte, und endlich die Nachzeichnung eines (ich glaube auch dort befindlichen) Bildes von der ersten Ankunft Cartiers in Canada. Seitdem ist denn nun Cartiers Name überall eingedrungen. Man hat in Montreal und Quebec Straßen und Plätze nach ihm benannt. Auch sah ich ein Dampfschiff, das den Namen „Jaques Cartier“ trug. — Eine gleich populäre und classische Biographie, wie sie Columbus von Washington Irving zu Theil wurde, hat indes dieser kanadische Conquistador noch nicht erhalten.

XVII. Miscellen.

Man hatte auch die Güte, mich zuweilen in das Parlament von Canada zu führen. Ich fand in dem Saale desselben fast zu allen Zeiten des Tages Leben, Bewegung und Gesellschaft. Mir kam es vor, als ständen seine Thüren den ganzen Tag offen, wie die Zugänge zum alten Forum Romanum, wo auch immer etwas verabredet und verhandelt wurde, auch wenn gerade Senatus populusque nicht versammelt waren. Schon des Morgens früh fand ich viele Mitglieder auf ihren Plätzen, mit Correspondiren, Correspondiren, Lesen und Blättern beschäftigt. Auch waren immer einige converſirende Gruppen vorhanden. — Ein großes Lesezimmer, in dem alle politischen Journale Canada's, Englands und der Vereinigten Staaten ausgelegt sind, ist mit dieser politischen Börse eben so vereint wie mit der commerciellen, die in einer andern Abtheilung

e Copie des
ters Cartier
d in vielen
n auch von
die „habili-
das Hand,
d endlich die
Bildes von
n nun Gar-
und Quebec
Dampfschiff,
populäre und
i Irving zu
ht erhalten.

Parlament
en fast zu
ast. Mir
offen, wie
ner etwas
atus po-
früh fand
en, Con-
er einige
r, in dem
reinigten
i so ver-
theilung

der Stadt liegt. Hier geht man den ganzen Tag ein und aus, trifft sich, hat Rendezvous und Commiteen, und endlich eines Abends gab es denn auch eine Sitzung, der ich beiwohnen konnte.

Ich bemerkte, daß sie hier auf dem Tische des Hauses eben eine solche „Mace“ (Keule, Scepter, Machtzeichen) wie in dem englischen Parlamente haben. Ob hier wohl einmal ein amerikanischer Cromwell kommen und wie jener englische sprechen wird: „Take away that Bauble?“ Die Parlamentsmitglieder verneigen sich auch eben so wie in England vor dem Speaker, der bei den Franzosen hier zu Lande l'Orateur genannt wird, wenn sie etwa vor seinem Tische einmal sich vorüber bewegen. Auch giebt es hier ungefähr dieselben Parlamentsbeamten wie dort, den Usher, den Sergeant at arms u. c. Nur fiel es mir als etwas Verschiedenes auf, daß junge halberwachsene Knaben die gewöhnlichen Handlangerdienste im Parlamente verrichteten, die Botschaften und Briefe der Mitglieder besorgten, der Wünke des Speakers oder Orateurs gewärtig waren, und die dann, wenn sie eben nichts zu thun hatten, sich mitten im Parlament auf den mit Teppichen bedeckten Stufen, die zum Sitz des Speakers führen, hinsetzten oder legten. Diese jungen schwarz costumierten Leute trugen zum malerischen Erscheinen der Scene einigermaßen etwas bei.

Von den theils in englischer, theils in französischer Sprache geführten Debatten des Abends verstand ich zwar nicht viel. Doch so viel begriff ich, daß ein gesallenes, abgetretenes Ministerium — in Canada eine sehr gewöhnliche Erscheinung — und ein siegreiches gegenwärtig waren, und daß jenes von einem merkwürdigen, äußerst eifriger und ungemein phantastischen Parlamentsmitgliede von der äußersten Linken höchst bitter angegriffen wurde. Das abgetretene Ministerium war einer nicht sehr sparjamen Handhabung gewisser Geldangelegenheiten beschuldigt, und man hatte, um darüber zu untersuchen, ein Committee ernannte. Dieses Committee und seine

Zusammensetzungswise schien aber jenem ultrademokratischen Mitgliede äußerst verdächtig. Er nannte dasselbe in einer langen und geschreibwollen Rede einmal über das anderemal ein white washing Committee (ein Weißwasche-Committee) und suchte zu beweisen, daß dasselbe absichtlich so zusammengesetzt sey, daß daraus die Lospröfung der angeklagten Minister erfolg. zu müsse. Er schleuderte ohne weiteres und mit der größten Ungenirtheit den anwesenden Herrn die größten Beschuldigungen über die Verwendung der Gelder zu ihrem eigenen Privatvortheil ins Angesicht, und schwärzte sie fehlrabenschwarz an. In den von ihm selbst erfundenen Ausdruck „white washing Committee“ schien er so verliebt, daß er ihn in zweistündiger Rede jede Minute einmal wiederholte. — Die Scene, die nach seiner Expectoration folgte, glich ganz der Scene, die den Besuchern des Schweizer Gartens bei Heidelberg wohl bekannt ist, wo auf eine arme Eule alle gegenwärtigen Vögel, Pfauen, Laren, Kraniche, Papagaien, Tauben und Nachtigallen das Wasser ausspeien. Der eifrigste kleine Herr, der, wie man mir ins Ohr raunte, schon aus verschiedenen kanadischen Parlamenten hatte austreten müssen, der aber immer wieder durch die Durchsetzung einer neuen Wahl hineingeschlüpft war, und der in der kanadischen Revolution als einer der eifrigsten Demagogen kaum der Hinrichtung entschlüpft war, — er bekam es, sage ich, wie die Eule von allen Seiten. Mit allerlei sehr pikanten Variationen gab man ihm zu verstehen, daß er ein Journalist sey, der in seinem Journal alle Menschen tadte und herabwürdige, außer einzigt und allein sich selbst, daß er mit Gott und der Welt in Feindschaft lebe und nur allein wie ein eingefleischter Egoist mit sich selber zufrieden sey, daß er mit seiner kleinen Stumpfnase überall etwas Faules zu spüren glaube, nur einzigt und allein bei sich selber nicht, wo er dessen am meisten finden möchte. Ich war erstaunt über die kräftigen und rücksichtslosen Phrasen, mit denen ihm der Kopf gewaschen wurde. Aber es

ben Mitglieder
igen und ge-
nnte washing
verweisen, daß
die Losspre-
leuderte ohne
senden Herren
er Gelder zu
irzte sie kohl-
druck „white
ihn in zwei-
e Scene, die
ne, die den
wohl bekannt
Pfauen, Ver-
das Wasser
nir ins Ohr
i hatte aus-
sezung einer
adischen Re-
Hinrichtung
e von allen
nan ihm zu
urnale alle
n sich selbst,
nur allein
dass er mit
ren glaube,
am meisten
rücksichts-
e. Aber es

schien ihn dies alles so wenig anzufechten wie jene Eule in Schwei-
gen das an ihren metallenen Flügeln ablaufende Wasser. Unbe-
kümmert um alles, was um ihn her vorging, saß er auf seinem
Platz, schrieb, blätterte in Schriften und schien wie Amor neue
Pfeile zu schnitzen. Nur zuweilen sah er einmal seinen von ernstem
und gerechtem Eifer glühenden Gegnern boshaft lächelnd über sein
Pult hinweg in die Augen. So weit Lavaters Physiognomik eine
unrichtige Überzeugung geben kann, so weit glaubte ich gewiß
zu fern, daß wenn dieser kleine Giftspiele schnitzende Parlaments-
amor noch einmal zu direkter Macht und Amtsstellung gelangen
sollte, er ein white washing Committee einmal viel nöthiger
haben möchte, als seine jetzigen Gegner.

Welch hübscher und anregender Contrast, wenn man nach einem
solchen Parlamentabende fogleich in eine geschmückte, muntere und
anmuthige Soirée dansante hinübereilt! Dort halten sich die Leute
„den Spiegel der Wahrheit“ vor Augen, den sie aber zuweilen
erst nach ihrer eigenen Weise gepuzt und geschliffen haben; hier
wird die garstige und fast schreckhafte Wahrheit von den Grazie-
auf mannigfache Weise ausgeschmückt. Dieselben Menschen, die sich
dort auf dem Schlachtfelde der Debatten Stirn gegen Stirn begegnen,
sehen sich hier wieder versöhnt, friedlich, artig wie Gentlemen, gleich-
sam schon halb verklärt, so wie es einst seyn wird in jener Welt,
nachdem wir alle irdischen Streitigkeiten und Feindschaften vergessen
haben. Es leben die Soireen!

„Sie flechten und weben
Duftende Blumen ins irdische Leben.“

Es war gerade die erste größere Gesellschaft des beginnenden
Winters, die Eröffnung so zu sagen der Saison, der ich beizuwohnen
das Glück hatte. Der größere Theil alles durch Schönheit und
Geist Glänzenden, was Quebec bieten kann, war, glaube ich, zu-
gegen. Es war auch hier wieder mein Hauptvergnügen, die beiden

ausgezeichneten westeuropäischen Nationalitäten, die jetzt vor Sébastopol so ritterlich für die Freiheit Europas kämpfen, so gefällig gemischt zu erblicken. Französische Grazie und anglosächsische Männlichkeit — ich wollte, ich könnte das Wort Gentlemännlichkeit gebrauchen — tanzten und schwägten, scherzten und schwelten vielfach ammuthig gruppiert von Zimmer zu Zimmer durcheinander, mitten unter ihnen jener treffliche, edle und hochgebildete Mann, der damals die Fügel der Landesregierung vom Lake Superior an bis nach Neufondland und Labrador hinab in Händen hielt. Die Gesellschaft von Quebec steht wahrlich in Bezug auf Beweglichkeit, Lebensfrische, Grazie und Geist der Gesellschaft keiner andern Weltstadt nach, und ich wollte, ich könnte zum Frommen und Mitgenüsse meiner solche Dinge schätzenden deutschen Leser alle die angenehmen Bewegungen, die gefälligen Zwiespräche, die hübschen und zum Theil auch äußerst lehrreichen Unterhaltungen, die dieser einzige kurze Abend mir brachte, wiedergeben. Allein wer schildert die Bewegungen der zahllosen kleinen Miniaturkugellons, die in einem Glase Champagner aufwirbeln und an der großen Atmosphäre des Erdalls zerspringen! Wer vermag es mit der Feder malend einem Tausendkünstler zu folgen, der hundert Blümchen und Bouquets aus demselben Füllhorn aufwirft! — Den Weisen sey es genug zu wissen, daß man von einer solchen Quebecer Winter-Saisons-Gründungs-Soirée die angenehmsten Erinnerungen nach Hause bringt, sehr gut darauf, selbst in solchen bretternen Verschlägen, wie sie unsere kleine Reisegesellschaft, die, wie ich schon einmal andeutete, außer mir noch aus einigen der vortrefflichsten Naturforscher Ober- und Unter-Canadas und der Vereinigten Staaten bestand, in dem ersten Quebecer Hotel erhielt, ganz ausgezeichnet ruht, und den andern Tag mit einem Gefühl von Dankbarkeit und Zufriedenheit den Steamer zur Abreise besteigt.

vor Seba-
so gefällig
ische Män-
nlichkeit ge-
rebeten viel-
rheinander,
de Mann,
uperior an
hielt. Die
ewigkeitheit,
idern Welt-
Mitgenüsse
ingenehm
n und zum
er einzige
hildert die
e in einem
phäre des
kend einem
quets aus
genug zu
ons-Größ-
se bringt,
, wie sie
andeutete,
her Ober-
, in dem
und den
riedenheit

XVIII. Auf der Rückfahrt von Quebec nach Montreal.

Auf der Fahrt den Strom aufwärts deckte nun die Nacht das
schöne Stück des Lorenzo, das wir vorher beim Tagesschimmer ge-
sehen hatten. Umgekehrt aber zeigte uns nachher die Sonne das
Stück, welches uns auf der Herfahrt das Dunkel verhüllt hatte.
Beide Fahrten zusammengefügt gaben uns daher einen recht guten
Ueberblick des gesamten berühmten und herrlichen Gewässers.

Den ganzen Abend hindurch sahen wir zu beiden Seiten die
Ufer des Flusses, erleuchtet von den Lichtern in jenen in Reihe und
Glied aufgestellten beiden Lorenzodörfern, von denen ich oben sprach.
Ein Licht nach dem andern tauchte auf und verschwand. Es war
wie eine hundert Meilen lange Straßenillumination. Ich fand mir
aus der Anzahl der Mützisenden und Gäste einen jungen Priester
heraus, mit dem ich, um mich Rückertsch auszudrücken, „den gol-
denen Doppelsabden des Zwiegesprächs zwirnte.“ Derselbe hatte
bisher eine kleine Christenheerde in der Nähe von Gaspé-Bai in
dem Lande Gaspésie geweitet. Es ist dies bekanntlich — wenig-
stens ist es den in der Geschichte und Geographie Canada's Wohl-
bewanderten bekannt, — die Vorgebirgsgegend im Süden des Aus-
gangsthores des Lorenzo. Er gab mir eine lebhafte und rührende
Schilderung des simplen Lebens der dortigen armen, aber ehrlichen
Gesetzleute und ihres Thuns und Treibens auf dem Festlande wie
auf dem Ocean, welcher letztere ihr Kornacker und ihre Brodkammer
ist. Ich muß auch nach dem Zeugniß dieses Mannes wiederum
schließen, daß ich das für einen Menschenfreund und Ethnographen
interessanteste Stück von Untercanada nicht gesehen habe. Es muß
jedenfalls das seyn, was unterhalb Quebec an beiden Seiten der
meerbogenartigen Strommündung bis zum Ocean sich hin erstreckt.

Doch da, wo wir selbix nicht sehen konnten, hören wir wenigstens gern. Wer unter günstigeren Verhältnissen als ich hier einmal reisen kann, der merke es sich aber, daß er sich bei Gaspéie ausschiffen, dann 200 Meilen längs der rauhen felsigen Südküste von Dorf zu Dorf bis Quebec und von da wieder auf der Nordküste abermals 500 Meilen längs der noch felsigeren Küste entlang bis nach der Straße von Bellisle, wo sich die allerleisten französischen Ansiedler in dem Lande der Esquimaux und Montagnois verlieren, wandern muß, wenn er sich rühmen will, daß er etwas von dem ächten Untercanada kenne.

Mein trefflicher Gefährte war jetzt aus der Mitte seiner Abteilung, unter denen er so lange als Seelenschiffer verweilt hatte, in eine andere Gegend von Canada versetzt. Er ging in die Nachbarschaft von Trois-Rivières in ein hinter den ersten Hügelkette liegendes Thal. Er erwartete dort eine aus Franzosen und Irlandern gemischte Gemeinde zu finden, und sagte mir, daß er ganz darauf vorbereitet sey, da er eben so gut englisch, wie französisch predige. Die englische Sprache ist namentlich wegen der Iränder den hiesigen französischen Geistlichen sehr von nöthen, da diese in Masse anlangen, ohne eine entsprechende Anzahl von Priestern aus ihrer eigenen Heimath mit herüberzubringen. Sie wird auf dem geistlichen Seminar in Quebec daher auch vorzugsweise vor allen andern Sprachen gelehrt. Indes fand ich noch französische Geistliche genug, die kein Wort englisch verstanden. Daß von den französischen Bauern die wenigsten englisch verstehen, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Mein Nachtgesprächsgenosse redete mit besonderer Theilnahme von den alten Liedern und Gesängen, welche die französischen Leute Canadas noch unter sich bewahrt hätten, und die sie noch beständig bei ihren geselligen Zusammenkünften vortragen und singen. Ich hatte selbst schon früher viel davon gehört, daß die Canadier

wir wenig-
lich hier ein-
aspéie aus-
küste von
er Nordküste
ste entlang
en französi-
agnois ver-
i er etwas

seiner Ka-
er verweilt
Er ging in
sten Hügel-
nzosen und
ir, daß er
wie fran-
gen der Br-
öthen, da
von. Prie-
Sie wird
rzugswise
h französi-
Dass von
, brauche

heilnahme
hen Land-
e sie noch
nd singen.
Canadier

noch alte Gedichte, Volkslyriken und Romanzen aus der Normandie, aus der Bretagne und aus der Vendée unter sich bewahrt hätten, die zum Theil selbst in Frankreich schon vergessen seien. Sogar die kanadischen Bootsführer in den oberen Quellengegenden des Mississippi wissen, wie ein Herr, der mitten unter ihnen wohnt, mich versichert hat, noch viele hübsche Strophen, „Chansons“, „Refrains“, „Chansonnettes“, „Mélodies“, „Bareuroles“ und „Rondes“, die sie eben so vortragen und Wort für Wort singen, wie ihre Vorfäder vor 300 Jahren. Ich gab mir nachher in Montreal die größte Mühe, einige dieser alten vielgepriesenen Lieder zu erhalten. Man empfahl mir mehrere gedruckte Sammlungen, und ich kaufte sie mir alle. Sie entsprachen aber meinen Erwartungen nicht ganz. Ich fand darin keineswegs, wie ich erwartete, einen reinen Schatz älter Volkspoesie. Vielmehr konnte ich nur sehr wenige Gedichte darin finden, die das ächte Gepräge des Alterthums und volkstümlichen Ursprungs an sich getragen hätten. Es waren leider Sammlungen äußerst gemischten Inhalts. Es kamen darin, selbst wenn sie z. B. „la Lyre Canadienne“ betitelt waren, gewöhnliche französische Gedichte heutiger Zeit, wie z. B. die „Parisienne“, die „Varsovienne“, etc. vor. Auch die Dichtungen, welche insbesondere als „Chansons Canadiens“ bezeichnet wurden, waren keineswegs lauter solche Nationalgedichte, wie ich sie erwartete. Vielmehr waren die meisten von ihnen nur etwa deswegen so genannt, weil irgend ein junger kanadischer Geistlicher oder Offiziant sie versiegt hatte, oder weil sie sich auf Canada bezogen. Indes wir mir nun auch freilich der Umstand, daß die Kanadier auch solche neuere Gesangsbüchlein, die auf dem Boden des alten Landes sprühten, sogleich an den Lorenzo verpflanzen, interessant genug. Sie stehen mit ihren Sympathien für das alte Mutterland Frankreich in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Deutschen in den baltisch-russischen Provinzen zu Deutschland.

Die Klasse von Canadiern, welche dem Gesange und der Poesie am meisten zu huldigen scheinen, sind die kanadischen Voyageurs, die Bootführer, Jäger und Pelzhändler, welche in den entferntesten Gegenden Canadas den größten Theil ihres Lebens mit Reisen und Wandern verbringen. Wenigstens finde ich in meinen Sammlungen bei jedem Gesange, der „Chant de voyageur canadien“ überschrieben ist, doch etwas Kern und Originalität, auch einen Anstrich von Alter und Volksähnlichkeit. Man erkennt diese Voyageurs-Gesänge leicht. Sie sangen fast alle in derselben Weise an mit dem Zurücklaufen der Gedanken zu dem Hause des Vaters, oder zu dem Blumengarten der Schwester, oder der Stube der Mutter. Ich habe hier drei vor mir liegen:

Par derriér' chez mon père
Vole mon coeur, vole, vole, vole;
Par derriér' chez mon père,
Il y a-t-un poumier doux etc.

So fängt das erste an. Das zweite beginnt so:

Par derriér' chez ma tante
Il y a un bois joli,
Le rossignol y chante
Et le jour et la nuit etc.

Und das dritte wieder in ganz ähnlicher Weise:

Derrière chez nous y'a un étang,
Derrière chez nous y'a un étang,
Trois beaux canards s'en vont baignant
Legèrement! legèrement! etc.

Ich denke mir dies „par derrière chez nous“ nicht etwa so: „hinter unserem Hause,“ vielmehr denke ich mir den im Innern des Nordwestens reisenden Voyageur sprechend und glaube, daß er mit dem „derrière“ rückwärts auf seine entfernte kanadische Heimat deutet: „Hinter uns im lieben Canada.“ — Ich werde übrigens jedenfalls, wenn ich nach dem oberen Mississippi gehe, meine

canadischen Ariensammlungen mitnehmen, um sie mit dem zu vergleichen, was die dortigen Voyageurs ungedruckt im Kopfe haben mögen. Vielleicht mag ihnen selbst dort auch manches von meinem Gedruckten interessant sein.

Zuletzt hätte ich mich beinahe noch mit meinem guten Canadier gezankt. Als wir aufstanden, um uns in unsere Staterooms zurückzuziehen, warf er die Bemerkung hin: „Lo nuict à bien noaere!“ Ich verstand dies nicht, und er wiederholte noch einmal: „Lo nuict à bien noaere!“ und da ich es wieder nicht verstand, so wiederholte er mir seine Phrase noch einmal mit sichtbaren Zeichen der Ungebildt. Er schien ganz erstaunt, daß ich zu taub oder zu unintelligent schien, um diese einfache Phrase zu begreifen, und er hatte keine Ahnung davon, daß seine Aussprache das Beste dabei that, mir seine Gedanken so dunkel wie diese Nacht selbst zu machen, von der er, wie der Leser wohl ahnt, bemerken wollte, daß sie sehr schwarz sey.

Wenn auch nicht so schwarz, so war doch der folgende Morgen auch nicht viel besser als dunkelgrau. Ein dicker Nebel hatte sich auf dem Flusse gebildet und zwang uns sechs Stunden lang zum Anfaren auf der Mitte des Stromes, in der Nähe der Stadt Trois-Rivières, die gerade die Mitte zwischen Quebec und Montreal einnimmt, an dem Auslässe des Sees St. Peter und an der Mündung des großen St. Mauriceflusses liegt, und an Bedeutung und Volkszahl die dritte in Untercanada ist. Auch hier hörte ich von einem in der Stadt angesiedelten Deutschen. Ich möchte sagen, daß dieser eine lebende Deutsche in den kleinen Ortschaften Niedercanadas eine eben so stehende Figur ist, wie der eine getötete Kosak in den russischen Kriegsbulletins. Nur in Quebec und Montreal ist allerdings die Anzahl unserer Landsleute etwas größer. In Quebec sind ihrer fünfzig, in Montreal vielleicht doppelt so viel. Doch sind es zum Theil nur deutsche



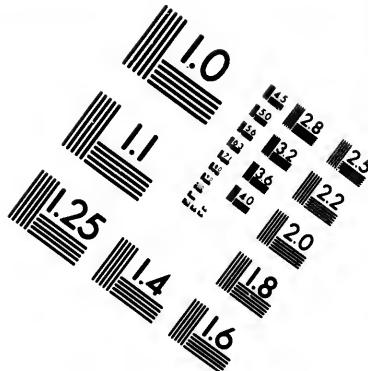
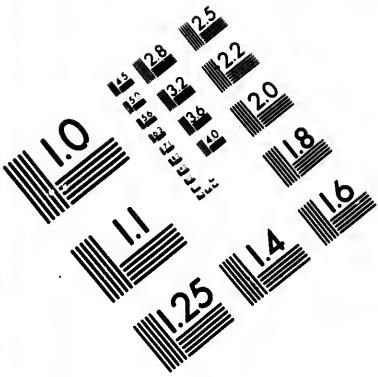
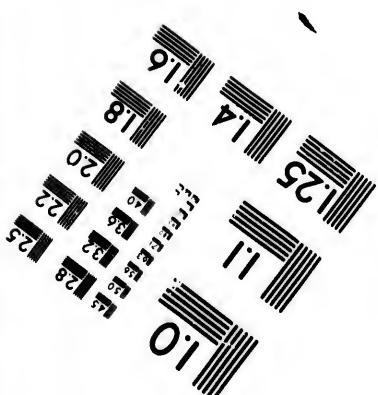
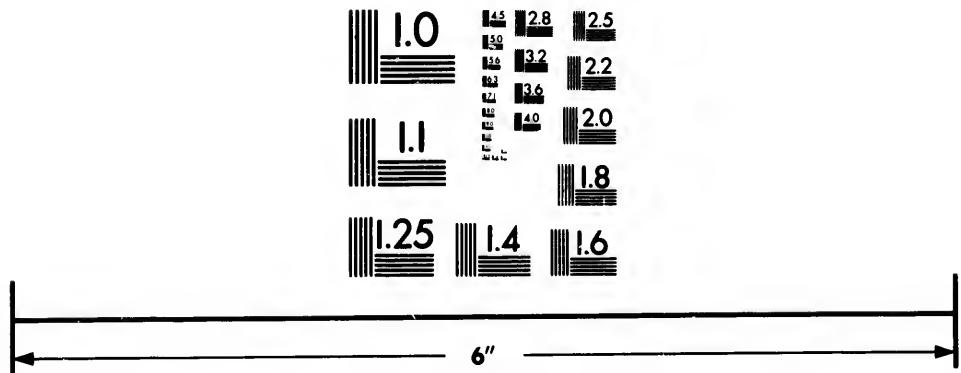
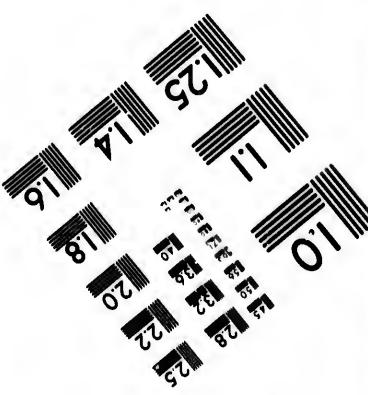


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



1.8
2.0
2.2
2.5
2.8
3.2
3.6
4.5

1.0
1.5
2.0
2.5
3.0
3.5

Israeliten, die dort vorzugsweise mit dem Pelzhandel beschäftigt sind. Ich besuchte in Montreal einige von ihnen, und fand zu meiner größten Verwunderung, daß es nicht sowohl kanadische, als vielmehr polnische, russische und sibirische Pelze waren, die sie hier verhandelten, und die sie von der Leipziger Messe einführten. Man sollte denken, Canada hätte an diesem Artikel selbst genug, und brauchte nicht noch von Deutschland und Russland zu beziehen. Allein auch in Russland war es mir schon früher aufgefallen, daß man dort vice versa eine ganze Menge kanadischer Pelze einführt und hochschlägt, und daß auch die Hudsonsbay-Company gerade in dem pelzreichen Russland ihre besten Kunden hat. Vielleicht erklärt man sich diese Erscheinung daraus, daß beim Pelztragen vieles zwar Nothwendigkeit, vieles aber auch Luxus und Geschmack ist, und daß, wo einmal der Geschmack für Pelzwerk erweckt ist, die Leute dann alle Gattungen seiner Ware zu schätzen verstehen und auch zu besitzen wünschen. Zwei pelzreiche Länder mögen demnach in Bezug auf Pelze eben so gegenseitig für einander die besten Kunden seyn, wie es zwei literatur- und kunstreiche Länder in Bezug auf Bücher und Kunstprodukte seyn werden.

Der Aufenthalt im Nebel verschaffte uns den Vortheil, daß wir nun den ganzen St. Lorenzo von Trois-Rivières aufwärts bei hellem Tage zu sehen bekamen. Um meistens interessirte mich auf dieser Strecke die Gegend, in welcher der St. Lorenzo in den See St. Peter ausmündet. Er thut dies in einem breiten Delta, indem er da eine zahllose Menge von Armen auszweigt und zwischen diesen eben so viele flache und längliche Inseln bildet. So wie die Inseln flach, so sind die Flussarme mitief. Es ist hier die flachste Gegend am ganzen St. Lorenzo. Daher ist hier auch im Winter eben der Punkt, wo sich das erste Eis im Flusse bildet. Um diese vielen Inseln legen sich Eisringe an, mehrere der kleineren Kanäle verstopfen sich, und allmählig friert das ganze Delta zu einer Masse

beschäftigte
d sand zu
dische, als
die sie hier
ten. Man
nug, und
beziehen.
allen, daß
e einführi
gerade in
cht erklärt
en vieles
chmack ist,
t ist, die
ehnen und
demnach
ie besten
r in Be-

eil, daß
ärts bei
nich auf
den See
sta, in-
zwischen
wie die
stachte
Winter
m diese
Kanäle
e Masse

zusammen, und gewöhnlich ist diese erste Lorenzo-Eisbrücke schon vor Weihnachten fertig. Wenn sie erst einmal fest begründet ist, wächst sie bald reißend, indem sie das den Fluss herabreibende Eis hemmt, aufstaut, zum Stehen und zum Frieren bringt. Dieser Proceß schreitet rückwärts bis nach Montreal hinauf, und gewöhnlich ist in wenigen Tagen das ganze Flußstück vom See St. Peter bis zu jener Hauptstadt hinauf zugefroren. Wer übrigens von den Winterphänomenen auf dem St. Lorenzo sich näher zu unterrichten wünscht, der consultire die Werke des vortrefflichen und berühmten kanadischen Geologen Herrn W. C. Logan. Auch die verschiedenen Berichte über den Bau der großen Montreal-Eisenbahnbrücke und über die diesem Bau vorausgehenden Untersuchungen des Flusses enthalten äußerst viele höchst interessante Bemerkungen und Resultate über die Naturbeschaffenheit des Lorenzo.

Es ist schwerlich ein Fluss in der Welt, der eine so große Mannigfaltigkeit von Wasserzuständen, von Flussformen und Strombettconfigurationen darbietet wie der St. Lorenzo. Der Mississippi, die Donau, die Wolga, ja die meisten Riesenflüsse der Welt scheinen in Vergleich mit ihm formenarm. Sie bilden überall etwas breitere oder etwas schmälere Fluscanäle, die hie und da mehr oder weniger tief sind oder etwas schneller oder langsamer fließen. Vergleicht man damit den St. Lorenzo, so findet man bei ihm kaum ein Flußstück von fünfzig Meilen, das einen gleichförmigen Charakter behauptete, und das sich nicht von allen andern Flusabschnitten wesentlich unterschiede. Bald breitet er sich in einen großen, bald in einen kleinen See aus, und dieser kleinen und großen Seen sind sehr viele. Sie sind in Bezug auf Abgrenzung und Tiefe alle verschieden. Einige gleichen großen und tiefen Erdlöchern und Schlünden, andere sind mehr nur wie weite Überfluthungen einer Niederung. In einigen schlüttet der Fluss sich über einen Katarakt hinweg, in andern schleicht er durch ein großes sumpfiges Deltaland hinaus.

Wie mannigfaltig sind auch die Zustände des Lorenzo da, wo er einen wirklichen Fluß darstellt, und wo er bald in einem tiefen Einschnitt gerade ausläuft, bald über meilenlange Felsenbänke wie ein Gebirgsbach hinschlämt! Armspaltungen wiederholen sich auf seinem ganzen Laufe mehrere male, und immer unter sehr verschiedenen Umständen, und am Ende ist auch seine lange trompetenartige Mündung, die halb Fluß- halb Meerarm scheint, sehr originell und wiederholt sich in der Weise bei keinem andern Flusse.

Was wir durch den Nebel an Zeit eingebüßt hatten, gewannen wir beinahe alles wieder durch ein lange dauerndes Racing (Wettrennen) zwischen unserem Dampfer und einem andern, dem wir über Lake St. Peter begegneten. Dies ist ein recht anregendes Schauspiel, und obgleich es gefährlich seyn mag, so nimmt doch selbst jeder Eingeschiffte so stark Theil daran und ergreift wunderbarer Weise fogleich so stark Partei für sein eigenes Dampfschiff, daß man meinen sollte, ein jeder, bis zum unbedeutendsten Passagier herab, sey dabei mit hundert Dollars interessirt. Im britischen Canada sind zwar, glaube ich, solche Wettrennen verboten und werden gelegentlich bestraft, und sie richten dort wohl nicht so viel Unheil an, wie in den Vereinigten Staaten; aber ganz verbannen lassen sie sich doch nun einmal so wenig wie Duelle. Man darf dabei nicht glauben, daß die beiden mit einander ringenden Schiffe etwa in gehöriger Entfernung von einander bleiben und sich hinreichenden Raum zur Bewegung lassen. Wenn sie dies thäten, so würde das Rennen dadurch außerordentlich verlängert, und manche gute Gelegenheit, dem Gegner den Weg abzuschneiden, würde verjämt. Sie rücken daher einander sehr bald nach dem Beginne des Racing ganz nahe auf den Leib, wie zwei Ritter, die sich einander aus dem Sattel heben wollen. Ihre beiden Schiffsschnäbel stehen fast unter einem spigen Winkel gegen einander, als wollten sie sich einander in die Flanke hauen. Die Schornsteine geben statt

des gewöhnlichen schwarzen Rauchs einen ganz dicken gelbgesärbten Dampf von sich. Dieß kommt daher, weil die Kapitäne befohlen haben, eine Portion pulverisierten Kolophoniums auf das Feuer zu streuen. Dieser Stoff, von dem die hiesigen Dampfschiffe für solche Gelegenheit immer eine gute Portion bei sich führen, verbreitet sich sehr schnell auf alle brennende Kohlen und gibt dem Feuer eine plötzliche Energie, so daß man dadurch auf der Stelle mehr Dampf und eine größere Bewegungskraft erzeugen kann.

Beide Schiffe dampfen so Seite an Seite, als wären sie an einander gefettet, meilenweit neben einander hin, ohne daß der Kampf sich entscheidet. Zuweilen erlahmt der eine ein wenig, zuweilen kommt der andere etwas zurück.* Das Fahrwasser ist nicht immer sehr breit und es kann daher wohl kommen, daß unser Gegner sich vielleicht ein wenig zur Seite drängen ließ, und daß er plötzlich, von Furcht und von Felsen oder Sandbänken ergriffen, ein bisschen anhält oder links einzulenken trachtet. Dieß benutzen wir nun selber sogleich, streuen noch ein wenig Kolophonium auf, lassen allen Dampf los, und machen so zu sagen einen Satz hart bei der Nase (dem Bugspriet) unseres zögernden Gegners vorbei. Er ist nun verloren. Denn aus Furcht vor einem Zusammenstoß mit uns muß er nun noch mehr Dampf beigeben. Wir schneiden ihm vorneweg das Fahrwasser ab, und wenn wir ihm einmal unsern Spiegel (der Hintertheil des Schiffes) gezeigt haben, dann ist er verloren und an ein Einholen darf er nicht mehr denken. Die Sache ist beendigt und wir fahren vor unserem bald weit zurückbleibenden Gegner triumphirend in den Hafen zu Montreal.

XIX. Der Ottawa.

Der Ottawa ist der größte Nebenfluss des St. Lawrence. Er ist auch durch seine geographische Stellung und Richtung der wichtigste. Die westöstliche Richtung des Hauptflusses wird durch den Ottawa fortgesetzt, während der obere Lawrence mehr südwärts abweicht. Zu den großen oberen Seen ist der Ottawa der kürzeste Wasserweg. Er hat daher auch seit den ältesten Zeiten, mehr als der St. Lawrence, als Hochstraße zum Vordringen nach dem Westen gedient. Der Lake Superior, die Georgianbay und der Huronensee wurden nicht längs der großen Lawrencestraße, sondern durch Vermittelung des Ottawathales entdeckt. Die meisten der ersten Jesuitenmissionäre wanderten und schifften dieses Thal hinauf und näherten sich dann durch westliche Nebenzweige jenen binnennördischen Meeren.

Die Canoeroute des Ottawa war schon im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts eine der am besten bekannten Schifffahrtslinien von Canada. Nichtsdestoweniger wurde später diese Verkehrsstraße aus verschiedenen Ursachen vernachlässigt, und zwar in so hohem Grade, daß noch heutzutage mehrere Theile des Stromes undnamlich sein ganzes Quellengebiet so gut als unbekannt sind. Dampfschiffe und Eisenbahnen sind aber jetzt eben dabei thätig, dem alten Ottawalande seine natürliche Bedeutung zurückzugeben. Es wird wieder, was es zu Anfang war, dann aber in einem viel höheren Grade, eine Hauptverkehrsstraße zum Westen werden.

Beide Verhältnisse, daß es ein Land der Gegenwart und Zukunft — „a new country“ — ist, und zugleich ein Schauplatz sehr alter und primitiver Unternehmungen war, geben dem Ottawalande einen doppelten Reiz, und ich beschloß daher noch einen kleinen Ausflug nach Bytown, der Hauptstadt des Landes, auszuführen.

Ich begab mich zunächst zu Land nach La Chine, dem Haupt-
hafen Montreals für alle nach oben abgehenden Fahrzeuge. Die
„Rapides de St. Louis“ unterbrechen gleich oberhalb Montreal die
Schiffahrt, wenigstens für die Ruffahrt. Man umgeht sie zu Lande,
um den Punkt La Chine zu erreichen, wo das Wasser ruhig und
tief wird. Auf direktestem Wege führen eine Eisenbahn und ein
Canal (der la Chine-Canal) dahin. Wir zogen es aber vor, in
einem kleinen Zweispänner auf der alten Straße längs des Wassers
zu fahren, um den Anblick der Wasserfälle zu genießen.

Der ganze mächtige Strom löst sich hier zwischen Felsen und
Inseln in eine Menge von wildschäumenden Armen auf. Bei hohem
Wasser gehen jetzt die abwärts fahrenden Dampfschiffe mitten durch
die wilde Scene hindurch. Es soll eine recht interessante Fahrt seyn.
In unserem kleinen Zweigespann waren wir aber auch beinah so gut
wie mitten drin. Die Straße war ganz einsam, und da sie hart
am Ufer hinlief, so hatten wir bei Vorgebirgen und Wendeplätzen
zuweilen, sowohl vor uns als hinter uns und rings umher, die
brausenden Wogen, die schwarzen, weiß umschäumten Felsen, die
waldigen Inseln, und hie und da Ausblicke auf entlegene Wasser-
partien, und am Ende auf den Kirchturm und die weißen Häus-
chen des Indianerdorfes Kofnawaga¹ oder St. Louis, das dem
französischen Dorfe La Chine gerade gegenüber liegt. Daß Indianer
sich so lange an diesem Punkte gehalten haben, daran mögen wohl
eben auch jene Katastrophen schuld seyn. Die indianischen Landeskinder
waren hier die ersten Führer der europäischen Schiffer durch das
gefährvolle Labyrinth, und sie sind hier noch jetzt die besten Piloten.
Sie kennen nicht nur alle Felsenköpfe, steichten Stellen und die ver-
schiedenen Flusszustände im Laufe des Jahres am besten, sondern
auch sie nur haben vorzugsweise das rasche Auge und die energische
Hand, die dazu gehören, um mitten im pfeilschnellen Laufe des

¹ Der anders geschrieben „Kauknawaja“.

Schiffes eine Gefahr, die vielleicht nur durch eine kleine dunklere Färbung im Wasser angedeutet ist, sogleich zu erkennen und ihr auch im selben Augenblicke auszuweichen. Sehr viele Lootsen auf dieser Partie des Flusses sind noch heutzutage Indianer von Kofnawaga.

La Chine, obwohl nur ein Dorf, ist doch einer der ältesten und berühmtesten Orte in Canada. Sein Name erinnert an die Zeiten, wo man noch hoffte, daß der St. Lawrence einer der nächsten Wege nach China wäre, und daß Montreal und Quebec die Hauptstapelpätze für die chinesischen Waaren werden würden. Der kleine Hafen La Chine im Westen sollte diese chinesischen Waaren zunächst aufnehmen. Und obgleich dies nicht in Erfüllung ging, so ist der sonderbare Name doch als ein Monument jener geographischen Irrthümer stehen geblieben. In den Zeiten der Blüthe des alten französischen Pelzhandels war La Chine der Sammelplatz der Voyageurs und der kanadischen Jäger und ihrer kleinen Canoeflotten, auf denen sie die Pelze aus dem fernen Nordwesten herabbrachten. Hier war das Ende ihrer Reise. Hier wurden ihre Waaren für Montreal ausgeladen. Hier wurden die Indianerhäfen bewillkommen und belohnt. Hierher kamen die „Ononthio's“ d. h. die französischen Gouverneure, um die Reden der Caziken anzuhören, ihnen etwas hübsches zu erwiedern und Handels- oder Friedensverträge mit ihnen abzuschließen. Und viel Aehnliches geht hier noch heutzutage vor.

Ein großer Theil der französischen Flößer auf dem Ottawa stammt aus La Chine und man sieht hier immer einige sich herumtreiben, dazu indianische Piloten aus Kofnawaga, sowie andere Voyageurs des Nordwesten, für die La Chine zum Theil die eigentliche Heimath oder Börse ist. Franklin und andere Erforscher des amerikanischen Nordwestens nahmen von La Chine ihre kanadischen Begleiter und Führer mit. Auch hat hier noch heutiges Tages ein großer „Ononthio“ seinen Sitz aufgeschlagen, nämlich der

Generalgouverneur der gesammten Hudsonsbailänder, Sir George Simpson. Man kann daher gewissermaßen sagen, daß die Angelegenheiten von ziemlich der einen Hälfte des ganzen Nordamerika's von diesem Dorfe aus geleitet werden.

Die Hudsonsbacompanie hat zwar jetzt nur noch einige wenige Etablissements oder „Forts“ am oberen Ottawa. Auch ist der Bezug von Pelzen und andern Jagdwaaren, die auf dem Lorenzo-system hieher herabkommen, äußerst unbedeutend. Denn sogar die ganze Ausbeute der Umgegend des Lake Superior wird nicht, wie man erwarten sollte, auf dem St. Lorenzo oder Ottawa herabgeschafft. Vielmehr transportiert man dies alles nach Norden, nach Moose-Factory und andern Hafenplätzen an der Hudsonsbay. Man hat dies so geordnet, weil die Waaren auf diese Weise, wenn auch auf einem großen Umwege, mit den eigenen Schiffen der Compagnie, die jährlich zu gewissen Zeiten in der Hudsonsbai alle Vorräthe auffammeln, versandt werden können. Ein eigenes Schiff zum St. Lorenzo abzufinden für die geringe Pelzausbeute, die er noch gewährt, mag sich wohl nicht lohnen.

Dass aber nichts destoweniger der Chef des ganzen riesenhaften Compagnieterritoriums am Lorenzo und, wie es scheint, fern von den Centralpunkten des Verkehrs in jenen Territorien wohnt, wurde mir dadurch erklärt, daß er hier Europa näher sey und ungefähr sich in der Mitte zwischen England und der Hauptmasse der Hudsonsbailänder befindet. Er kann von hier aus zu allen Seiten mit Europa communiciren, und schnell seine eigenen oder von dort empfangenen Befehle an alle verschiedenen Forts und Posten senden. Die früheren französischen und englischen Gouverneure, die an der Hudsonsbai selbst residirten, waren mit Ausnahme der drei oder vier Monate offenen Schiffsfahrt die ganze übrige Zeit des Jahres von Europa abgeschlossen.

Der berühmte und hochgeschätzte Sir George Simpson hat einen

großen Theil der neueren artischen Entdeckungsreisen geleitet oder gefördert. Er hat selbst die größte Reise, die ein Erdbewohner machen kann, eine Weltumsegelung ausgeführt und darüber ein höchst interessantes Werk publicirt. Ich kannte dies alles längst und nahm mir daher die Freiheit, diesem ausgezeichneten Mann meinen Besuch zu machen. Seine Residenz, „Hudsonsbaihouse“ genaunt, stellt sich als eine äußerst bescheidene kleine Wohnung dar, und steht vermutlich in dem größtmöglichen Contraste zu dem Palaste, den ein gewisser Generalgouverneur einer andern großen länderebesitzenden Compagnie Englands im Osten bewohnt.

Es interessirte mich, das Innere dieser kleinen Residenz, das Empfangszimmer, die Geschäftsstube, das Gehöft mit dem Pelzmagazin und dem Canoeschuppen zu besehen, weil ich mir darnach vermutlich — detractis detrahendis — eine Vorstellung von der Beschaffenheit von Cumberlandhouse, Northouse und den andern zahlreichen sogenannten „Houses“ machen konnte, mit denen die Hudsonsbacompany den ganzen Nordwesten Amerika's erfüllt hat und in denen ihre Untergouverneure, Chief-Traders und Agenten residiren.

Im Canoeschoppen in La Chine fand ich eine ganze Flotte von neuen, fertigen und frisch ausgepichteten Birkenrinden-canoes, und konnte hier den Bau dieses merkwürdigen Vehikels studiren. Ein Reisebeschreiber des Nordwestens müste demselben ein eben so langes Capitel widmen, wie ein arabischer Reisender dem Kameel; denn ohne die Birke und ohne die Erfindung des Rindencanoes wäre jener ganze weite Nordwesten weder entdeckt, noch benutzt worden. Die Birkenrinde ist ein äußerst leichter Stoff, und ein Schiff, das zwanzig Menschen fassen kann, wiegt doch nur wenige Centner und kann von drei oder vier Leuten getragen werden. Dabei ist sie elastisch und gibt daher bei heftigen Stößen zwischen den Felsen und Katarakten häufiger nach, als sie bricht. Sie ist stark

mit Öl getränkt und sorgt daher das Wasser nicht so leicht auf, wie die Holzfasern selbst. Nichts auch ist leichter, als ein solches Rindencanoe zu repariren. Man näht die Löcher mit Draht und Stopfnadel zu, wie bei einem Strumpf, man setzt Flicken auf, wie bei einem Stiefel, und pickt die Fugen und kleinen Deffnungen auf eine sehr schnelle und bequeme Weise aus. Nur mit einem so beschaffenen Werkzeug war es möglich, das Stromlabyrinth des amerikanischen Nordwestens zu befahren, wo alle Ströme und Flüschen von zahllosen Stromschnellen und Katastrophen unterbrochen werden, wo rauhe Behandlung auf Schritt und Tritt zu erwarten ist, wo der Bauch des Schiffes, zu Lappen zerrissen, schnell wieder zusammenwachsen muß, wo die Boote oft mehrmals an einem Tage aus dem Wasser gezogen, meilenweit fortgetragen und wieder flott gemacht werden müssen.

Einen Kiel haben diese Bearchbark-Canoes nicht; die Rindenstücke biegen sich zirkelrund herum, weil sie so gebaucht besseren Widerstand leisten; sie sehen daher fast wie lange Würste aus. Ihre Ladung und Ballast muß daher auch besonders gut balancirt und vertheilt seyn, sonst drehen sie sich im Wasser um, wie ein runder Baumstamm. Die Stäbe und Rippen, welche die Rinde auseinanderhalten, sind möglichst dünn und schmal.

Der Generalgouverneur der Hudsonsbai hatte auf seinem Tische ein kleines silbernes Canoe stehen, bei dem das Ganze und alles Zubehör aufs zierlichste in dem edlen Metalle nachgebildet war. — Ohne Zweifel war dies niedliche Monument für die besagte Erfindung, welche die gleitende und schwimmende Grundlage des ganzen Verkehrs des amerikanischen Nordens geworden ist, hier sehr angebracht.

Unser Steamer führte uns von La Chine zuerst auf den breiten Spiegel des Sees von St. Louis hinaus. Dieser See besteht noch ganz und gar aus dem grünlichen Wasser des St. Lawrence. Der

braungefärbte Ottawa wirft den Haupttheil seiner Gewässer in einem langen Arme im Norden der Montrealer Insel herum und hat unterhalb dieser Insel seine eigentliche und von den kanadischen Geographen als solche anerkannte Mündung. Die große fruchtbare Insel von Montreal kann man als ein im Punkte des Zusammenflusses beider Ströme entstandenes Land betrachten. Ihre flachen Felder wurden früher gewiß oft von beiden Strömen überschwemmt und mit Schlamm belegt. Sie sind zum Theil so fruchtbar wie ein Deltaland. Wenn die Insel in geologischer, so ist die Stadt Montreal selbst in politischer oder nationalökonomischer Beziehung als ein Produkt der Vereinigung beider Ströme anzusehen.

Aus dem See von St. Louis schlüpft man durch eine Wasserenge und Inselgruppe wieder in einen benachbarten See hinüber. Es ist merkwürdig genug, daß dieser große und mächtige St. Lorenz noch immer nicht seine Felsenstufe, über die er herab fällt, ganz ausgegraben, und seine Seebassins nicht ganz ausgeschliffen und zu einem regelmäßigen Flusskanale abgeschmälert hat, daß er vielmehr, wie alle andern Flüsse der nördlichen Hälfte Nordamerikas, aus einer endlosen Kette von Seen und zwischentretenenden Ratafanten und Flusungen besteht. — Dieser ganz allgemeine Charakterzug sämtlicher nördlichen Flüsse Nordamerikas hört sogleich im Mississippigebiet und in den Strömen der Alleghany's völlig auf.

Als wir weiter in unserem See hinaufkamen, in der Nähe des Endes der Insel von Montreal, sahen wir beide Ströme neben einander hinsleien, den grünlichen St. Lorenzo und den braunen oder rothbraunen Ottawa. Auf den ersten Anblick möchte man dem helleren Wasser des ersten den Vorzug geben vor der dunkelbraunen Welle des letzteren, die einem fast wie Lohgerberjauche erscheint. Allein in Montreal hat man ausgemacht, daß das Ottawawasser vorzüglicher sey. Der Lorenzo enthält kalkige Stoffe und aufgelöste Salze, die ihn für den Gebrauch in Haus und Küche nicht

in einem
hat unter-
den Geo-
fruchtbare
sammen-
e flachen
schwemmt
wie ein
t Mont-
als ein

Wasser-
hinüber.
t. Lorenz
z ausge-
u einem
wie alle
er end-
d Flus-
mlicher
iet und

r Nähe
neben
raunen
n dem
raunen
scheint.
wasser
gelöste
nicht

willkommen machen. Der Ottawa dagegen enthält nichts von diesen Stoffen. Er empfängt seine Farbe vermutlich von Pflanzenstoffen, die jedoch nicht so stark sind, daß sie seinen Geschmack affirieren. Im Glase ist sein Wasser krystall klar. Man hat daher auch beschlossen, die neuangelegten Wasserwerke in Montreal nicht aus dem Sankt Lorenzo, sondern vom Ottawa her zu speisen. Am Ende gefällt einem auch die Farbe des Ottawa. Sie sieht aus wie lauter geschmolzener Bernstein. Man glaubt, auf einem Strome von purem Kaffeeabsud zu schiffen. In den Wasserwirbeln und Katarakten machen die dunkelbrauen Wassermassen gegen den weißen Schnee des Schäumes einen ganz angenehmen und neuen Contrast.

Auf den weiten Flächen der Seen irte hier und da ein großes Holzfloß, das den Ottawa herabgekommen. Der Ottawa ist der größte Wald-, Planken- und Balkenfluß in ganz Canada, und der große Holzhandel zu Quebec wird meistentheils durch ihn gespeist. Wegen der mannigfaltigen Schwierigkeiten der Schiffahrt können die Flöße nicht so gebaut seyn, wie unsere Rhein- und Donauflöße, Sie bestehen aus einer Menge von ganz kleinen Flößen, sogenannten Eribs. Auf breiten Seen oder ruhigen diesen Flüßstrecken fährt die ganze Masse dahin. Wo aber Katarakte und Flüßschnellen die Schiffahrt unterbrechen, da wird sie verkleinert, je nach Bedürfniß, entweder zu zwei Hälften, oder zu Sechsttheilen, oder auch ganz in ihre Elemente — die Eribs — aufgelöst. Auf ein solches Erib setzen sich ein paar kühne Canoeleute und schießen mit ihm durch die offenen Kanäle in den Wasserfällen hinab. Unten werden dann alle Glieder wieder zum Ganzen zusammengesetzt, das sich dann eine Strecke weit den ruhigen Fluß langsam hinabbewegt, bis zum nächsten Katarakt, wo man es wieder zergliedern muß.

Die Piloten oder Flößer — raftsmen — sind eine abgehärtete und starke Klasse von Menschen. Sie müssen bei allen ihren

Berichtungen einen hohen Grad von Muth und Todesverachtung entwickeln. Die französischen Canadier wissen am besten mit den Flößen umzugehen und sind beinahe längs des ganzen Flusses im Besitz dieses Geschäftszweiges. Sie sind die Lehrer der Schotten und Irlander, die als Neulinge ins Land kommen. Doch sind diese gewöhnlich sehr gute Schüler, die zuweilen ihre Lehrer noch an Fühnheit und Geschick übertreffen. Nicht selten, so versicherte mich ein Kenner der Sache, muß man in kritischen Fällen, wo der Canadier selbst den Muth verliert, an einen Britten appelliren, der vielleicht erst seit zwei Jahren auf dem Ottawa schifft, und dann doch glücklich und energisch das durchführt, wobei sein canadischer Meister den Muth verlor.

Es gibt jetzt schon über ein Dutzend kleinere oder grössere Dampfschiffe auf dem Ottawa; doch befahren sie ihn nur stückweise. Zwischen je zwei Katarakten sind ein paar Dampfschiffe stationirt, die einen See oder eine klippenlose Flußpartie befahren: Dann geht man 10 oder 12 Meilen weit zu Lande, kommt aber bald wieder in ruhiges Wasser und findet eine zweite Dampfschiff-fahrt organisiert. Je weiter heraus, desto kleiner werden die Dampfer. Der unsreige war noch so gross und weitsichtig und so luxuriös eingerichtet, wie es die Flußdampfer in Amerika fast überall sind. Die Tafel bedeckte sich zu den bestimmten Stunden mit einer Fülle von allerlei Speisen und für die Nachtruhe boten sich hübsche und bequeme Zimmerchen dar. Ich konnte nicht umhin, indem ich so in einem schwimmenden Palaste den schönen Fluß rasch hinaufglitt, an die frommen Jesuitenwälder und ihre abenteuerlichen und entbehrungsreichen Canoefahrten auf dem Ottawa zu denken. Gerade auf diesem Flusse haben sie vergleichsweise häufiger als auf einem andern Flusse ausgeführt und wir zahlreiche Reisebeschreibungen hinterlassen. Ich hatte sie alle gelesen und mir schwelten beim Anblick der Ufer und dichten Wälder hundert Reminiscenzen vor: die

Katarakten, in denen Vater seine Bibel und alle seine Bücher verlor, die Insel, zu der Vater von Indianern verfolgt, sich flüchtete und im Gebete knieend den Todestreich empfing, die Seen, längs deren Ufern die Väter mit ihrem Gott allein unter die wilden Indianer hinaufzogen, das Evangelium in fernen Regionen zu verbreiten, die Vorsprünge und Landspitzen, bei denen sie landeten, um ihre Sagamité (Maissuppe), die einzige Speise, die sie oft Jahre lang genossen, zu kochen, und auf denen sie nachher ihre Gebete und frommen Gesänge in der Wildnis erschallen ließen, die Hügelgipfel, auf denen sie ihre hölzernen Kreuze und vielleicht eine Waldfkapelle errichteten, und die frommen Indianer in Andacht um sich her versammelten. — Wie gern hätte ich einige von diesen Männern, denen Chateaubriand ein so wohl verdientes Lob gesungen hat, bei mir gehabt, um ihnen ihren Lieblingsfluss zu zeigen, wie er sich heutzutage darstellt, die Städte, die in seinen Wäldern erscheinen, die Dampfer, die auf seinen braunen Wellen aufwärts brausen, die Brücken, die von Ufer zu Ufer führen!

Ein wahres Römerwerk ist die Brücke, unter deren großartigen Bögen wir zwischen dem See Sankt Louis und dem der beiden Berge wegführen. Sie ist aus großen, dunkelgrauen Kalksteinquadern gebaut, und macht den Eindruck großartigster Solidität. Sie ist bestimmt, die Grandtrunk-Eisenbahn, welche längs des ganzen Lorenzofsystems von Osten nach Westen fortgehen soll, hier über das Wasser zu führen. Ich wunderte mich nicht wenig, mitten in einer noch so wenig bewohnten Gegend ein solches Prachtwerk zu finden. Aber man baut hier in Canada, wie gesagt, eben alles für die Zukunft, und nach einem großartigen Zuschnitte. Die Menschen werden bald genug kommen, von solchen Dingen Gebrauch zu machen. Man gibt dem Kinde hier überall gleich einen weiten Rock. Es wird schnell genug hineinwachsen.

Auch nette, reine und civilisierte Indianerdörfer könnte man jenen alten Vätern der Indianer zeigen, zum Theil als ein Produkt ihrer eigenen Bemühungen. Aber leider gibt es deren nur gar zu wenige, weil die Indianer hier wie überall von der Civilisation mehr vernichtet als gerettet wurden. Die Trümmer von einem halben Dutzend verschiedener Stämme, die sonst über weite Landstriche schweiften, sind jetzt oft in einem Dorfe vereinigt und um einen und denselben Kirchthurm versammelt.

So sahen wir ein solches Dorf zum Beispiel gleich unweit jener Brücke an dem schon genannten See der beiden Berge. Es war die schon oben erwähnte „Mission du lac des deux montagnes.“ Sie ist von einem Häuslein Algonquin, einer Anzahl Profeßen und von den Resten von noch ein paar andern Stämmen bewohnt. Sie haben alle je nach ihren Nationalitäten bestimmte Theile des Dorfs inne und heirathen nicht unter einander, wie man mich versicherte. Ihre Sprachen, wenigstens das Algonquinische und Profeßische, sind so verschieden von einander, wie französisch und englisch. Sie haben daher auch zwar nur Eine Kirche, doch verschiedene Geistliche, die ihnen in ihren Landessprachen predigen.

Als wir uns diesem Indianerdörfchen näherten, bemerkte ich einen Mann, der mir durch seine Größe auffiel, und sich vorbereitete, bei dieser Station das Schiff zu verlassen. Er war sehr wohlgefleidet, wie etwa die wohlhabenden Bauern bei uns. Ich hielt ihn daher für einen canadischen Bauern und redete ihn französisch an. Aber er schüttelte den Kopf: „Not understand — un petit brin franquis.“ — „Ah, dann sind Sie also ein Britte?“ sagte ich ihm auf Englisch. „Nach Ihren rabschwarzen Haaren und Ihrem etwas gebräunten Teint hätte ich dies nicht gedacht.“ — Aber er schüttelte wieder den Kopf: „Not understand, — aussi un petit brin ungluis.“

„Gi, der Tausend, seyen Sie mir willkommen; dann sind Sie also ein Deutscher? Ich rede auch deutsch, und so können wir uns am besten verständigen. Herzlich willkommen, Herr Landsmann!“ Ich sprach dies deutsch und schüttelte meinem gebräumten Reisefährten die Hand. Ich hoffte irgend einen Schwarzwälder oder erzgebirgischen Gruß, z. B. „Glück auf!“ — oder „gehorsamster Diener, Herr Landsmann,“ oder etwa nach bayerischer Weise: „No, dann wünsch' ich guten Appetit, mein Herr,“ zu vernehmen. Aber zu meinem Erstaunen sah mich der gute Mann nun ganz verwundert an und verstummte völlig. — „Mensch, wer bist du denn?“ fragte ich ihn dann wieder auf französisch, auch meinerseits nicht wenig erstaunt, da ich bisher noch keine andere Sprache als die genannten drei auf den Lorenzschiffen vernommen hatte. „I Sawats,“ antwortete er, „Iroka.“ (Ich bin ein Wilder, ein Irokese.) Daß ich ihm näher in die Augen, und entdeckte dann auch bald die ernsten und eitigen Züge des Indianers. Da der Mann aber zugänglicher und gebildiger war als mancher Europäer, der unter seinen Vorfahren die Allothropophagen noch in weit höheren Regionen seines Stammbaums suchen muß, so hatte ich eine ganz interessante Unterredung mit ihm, bei der wir uns bald mit einem „Strohhälmlchen Englisch,“ bald mit einem „Strohhälmlchen Französisch“ forthalsen. Er erzählte mir, daß er aus einem kanadischen Indianerdorfe käme, das viele hundert Meilen westwärts liege, und daß er hierher gewandert sey, um dies Algonquin- und Irofesendorf am Lake of the two Mountains zu besuchen, wo er Verwandte habe. Er habe auch einige Geschäfte im Dorfe. Er wolle den Sonntag bei seinen Verwandten bleiben, mit ihnen in die Kirche gehen und dann am Montag zurückkehren. Da ich ihn über seine Sympathien für oder gegen die verschiedenen europäischen Völker befragte, so sagte er: „Of all white whut is, the Sawats like Scotch most.“ (Von allen Weißen, die da sind, gleichen Jeder

lieben? — die Schotten den Wilden am meisten.) „Scotch hanguage also like Suwats, they say. But I speuk them; I not understand them.“ (Auch die schottische Sprache ist der Sprache der Wilden am meisten ähnlich; so sagen sie wenigstens. Aber ich sprach zu ihnen; ich verstand sie nicht.)

Wie merkwürdig war es mir, einen Mann vor mir zu haben, der äußerlich so nett und proper aussah, wie irgend einer von uns, und auch ein gewisses freundliches und genteles Benehmen hatte, das auf eine gewisse innere Bildung schließen ließ, und der sich dennoch nicht schämte, sich für einen „Wilden“ auszugeben. Der Ausdruck „sauvage“ musste hier, ich sahe es wieder, gar nicht die levis notue macula mit sich führen, die er bei uns zu haben scheint. Die Ansicht meines Professors, daß die Schotten — Hochschotten — seinen Landsleuten am nächsten ständen, war mir damals auch noch neu. Allmählig erkannte ich, daß sie hier ziemlich allgemein verbreitet ist. Die französischen Kanadier nennen sogar die schottischen Highlanders, um sie von den andern anglosächsischen Schotten zu unterscheiden: „les Ecossais sauvages.“ Auch die Idee, daß die schottische Sprache der Hochschotten und Walliser der indianischen Sprache nahe verwandt sei, ist eine eben so verbreitete Idee. Schon in den frühesten Zeiten der amerikanischen Geschichte, und im Süden wie im Westen des Landes, haben die Leute aus Wales und Schottland bekannte Laute und Worte unter der indianischen Sprache zu entdecken geglaubt. So war mir aber interessant, auch hier am Ottawa wieder diesen Ideen zu begegnen. Ob es in Folge dieser supponirten oder einer wirklichen Affinität der Sprachen und des Wesens kommt, daß die Schotten sich mehr als alle anderen Briten den Indianern angeschlossen haben, weiß ich nicht. Ein Zufall aber ist es, daß fast alle Halfbreeds in Nordamerika, die nicht von Franzosen abstammen, Kinder von Schotten und Indianern sind, viel seltener von Engländern oder Irlandern und

Indianern. Ubrigens haben sich die Hochschotten im „alten Lande“ auch gar nicht darüber zu beschagen, wenn sie mit den heutigen Proleten und Algonquins Canada's verglichen werden. — Von der alten barbarischen Clanverfassung, von dem hochschottischen Costüm, das einem indianischen Gazellen vorzugsweise gesessen muß, und von andern Dingen ganz abgesehen, so ist in den Insel-, Berg- und Heidedörfern der schottischen Hochlande noch so viel Barbarisches, so viel Schmutz, Armutsligkeit, Rohheit und Unordnung, daß es ein wahrer Segen für das Königreich wäre, wenn man alle seine Dörfer auf den Standpunkt der Proletendörfer Canada's erheben, und ihnen denselben Anschein von Rettigkeit, Ordnung, Reinlichkeit und Humanität, den diese haben, verschaffen könnte.

Dass es unter den Wilden zuweilen reiche Erbinnen gibt, denen von Britten die Cour gemacht wird, so wie wohl bei uns in Deutschland ein junger Städter einer reichen Bauerndame die Cour macht, das sehe ich hier auch zum erstenmale. Am Lake of the two Mountains zeigte man mir einen hübschen Landstrich, wo die Herrin des Hauses eine „Squimlo“ (Indianerweib) war, das ihrem englischen Gemahl ein Vermögen von 20,000 Pfund Sterlingen in die Wirthschaft brachte.

Französische Seigneurien und französische Dörfer, diese jedoch sehr sparsam gesät, gehen an beiden Ufern des Ottawa noch ungefähr 70 Meilen weit hinauf. Weiter aufwärts sind alle Ansiedlungen neu und britisch.

Die Wälder längs dem Ufer des Ottawa sind endlos, sie zeigten sich noch vielfach im Schmucke des schön gesärbten Herbstlaubes. Zuweilen wurden sie und die Hügel, deren Seiten sie bekleideten, von einem Thale und Flusse, der von der Seite herbeiströmmt, unterbrochen. In die meisten dieser Seitenarme hatten wir etwas hineinzuschicken, entweder ein paar Personen, oder einen Haufen von Waaren, Ballen und Kisten. Ich erkundigte mich

überall nach der Beschaffenheit, insbesondere der Thäler und Flüsse aus Norden. An den Mündungen mancher dieser Flüsse gibt es schon ganz hübsche europäische Ansiedlungen, während ihre Quellen noch gar nicht bekannt sind und im Dunkel der kalten Wälder und Berge Labradors stecken.

Einer von diesen Flüssen heißt vorzugsweise „La Rivière du Nord“ (the North River). Sein Lauf ist so wenig bekannt, daß er auf jeder Karte anders verzeichnet steht. Aber an seiner Mündung liegt doch schon ein Ort, St. Andreas genannt, der nicht weniger als sechs verschiedene Kirchen, Religionen und Nationen hat. „Sind auch Deutsche darunter?“ fragte ich einen Bürger dieses Orts, den wir an Bord hatten. „O ja, einige,“ sagte er. „Meine Frau selbst ist eine Deutsche. Daher verstehe ich auch ein wenig deutsch, aber nur Low Dutch. Ich weiß z. B., daß Potatoes auf deutsch „Potaten“ heißen, oder auch „Crumbire.“ Oho! ja ja! die Deutschen, das sind industriöse Leute, die kommen hier sehr gut fort. Der reichste Mann in der Stadt ist ein Herr „Albrecht,“ wie wir Engländer ihn kurz nennen. Sein wahrer deutscher Name ist aber eigentlich Nollenbreesten (Albrecht?) Das ist der reichste Mann im Ort. Mich wundert nur, daß nicht mehr ins Land kommen. Wir haben auch noch immer einige Franzosen oder Kanadier im Orte.“ — „Wie finden Sie denn diese Kanadier?“ fragte ich meinen Mann, da ich begierig war, zu hören, ob diese guten Leute auch hier am Ottawa denselben guten Namen aufrecht erhalten haben, den sie sich überall verdienten.

„O those Canadians Sir, I assure you, they are a fine, honest and mannerly set of people. It is true, there are some among them, which are like others, but upon the whole the Canadian are most honest and genteel. There are no liyers, thieves, drunkards and backguards among them. When I came first here in the country, no Canadien would think

to shut his door, none would think about an oath or a paper, if you did buy from them a cow or a piece of land. Since the Revolution of 1837 the custom of shutting the doors is become more generally. But still their houses are always open for the poor and the stranger. If you ever, Sir, have lost your way, or feel tired, go to a Canadian house, if you can find one, and you will see, how they will receive you. They will make you so comfortable, as they possibly can. That is what the Canadians is, Sir! —

XX. Ein Portage.

Bis zu einem französischen Orte Garillon ging der erste Abschnitt unserer Dampffahrt. Hier erwartete uns ein ganzer Haufen vierspänniger kanadischer Postkutschen, die, wie auch die Pferde, ziemlich zerbrechlich und alterthümlich aussahen. Da es etwas regnete und auch ein kalter Wind ging, so war das männliche Dampfschiffpublikum sehr rasch bei der Hand, um die bequemsten Sitze im Innern der Wagen zu erstaunen. Aber bei jedem Carret stand als Wächter der Kutscher, hielt seinen Peitschenstock ohne weiteres quer vor die Thüre und stoppte die Fluth der andringenden Herren, indem er ihnen zurief: „Halt, meine Herren, die Damen haben sich ihre Plätze noch nicht gewählt.“ Respektvoll traten sie zurück und hielten ruhig im Regen aus, bis die Ladies langsam nachgefolgt waren, sich ihre Sitze ausge sucht und bequem placiert hatten. Dann schlüpften auch die Herren hinein und versteckten sich bescheiden in die ihnen gebliebenen Winkel.

Ich für meinen Theil hatte nach meiner alten durch Regen nicht gebrochenen Gewohnheit bereits „outside“ neben dem reutischen Platz

genommen, und da die Regenwolken bald wieder der Sonne wichen, so konnte ich die freie Aussicht über das Land und die Unterhaltung meiner Mitpassagiere mit Gemüthsruhe genießen. Es waren ihrer zwei, und sie lisen auf der Stelle die in Amerika gewöhnliche Batterie von Fragen gegen mich spielen. „Sie sind ein Fremder? — Woher kommen Sie? — Wie lange sind Sie im Lande? — Wie gefällt Ihnen das Land? — Wo wollen Sie sich ansiedeln?“ &c. Als ich ihnen alles gehörig beantwortet hatte, blieb der eine von ihnen bei dem Punkte meines Vaterlandes besonders stehen.

„Sie sagen, Sie seyen aus Deutschland?“ — „Ja.“

„Sagen Sie mir, haben Sie in Deutschland irgend eine herrschende Kirche?“ (an established Church?) — „Nein.“

„Haben Sie beides, Protestanten, wie Katholiken?“ — „Beides.“

„Überwiegen die Protestanten oder die Katholiken?“

„Ich denke mir, beide Parteien mögen im ganzen Lande ungefähr gleich stark seyn.“

„How many are there on each side?“

„Ich denke mir, vielleicht sechzehn oder siebzehn Millionen!“

„Siebzehn Millionen! Das ist viel! By Jesus! that would be a famous battle, if they were all going to fight with each other!“

„Yes and what a profitable job would it be for me,“ bemerkte darauf der andere, „if I could provide them all with Shellalduhs!“

Es war mir nun ohne weiteres Anfragen klar, daß ich in der Mitte von einem ächten Grinsohne und einem leibhaften Yankee saß. Nur eine isländische Phantasie konnte sich so schnell das Gemälde von einer Prügelei zwischen siebzehn Millionen Protestanten und Katholiken „on each side“ ausmalen. Und nur ein Yankee konnte mitten in dem kolossalnen Gefecht sich auf der Stelle zum Lieferanten der nötigen Prügelwerkzeuge anempfehlen.

Die Wege, auf denen wir fuhren, waren noch viel primitiver als unsere Wagen, und es gehörte alle Geschicklichkeit eines canadischen, auf schlechte Wege eingebüten Kutschers dazu, um uns doch noch verhältnismässig rasch und wohlbehalten durch alle die Löcher und Wassertümpel und über alle die Steinblöcke und Baumstämpe hinwegzuschaffen. Auch das canadische Pferd hat sich im Lauf der Jahrhunderte treffliche Eigenschaften für solche Wege angeeignet. Es ist ein äusserst geduldiges, ausdauerndes und unermüdbliches Thier, und ich wurde, wenn ich diese tapferen, willigen und vielgeplagten Geschöpfe im Moraste oder auf Felsengrund arbeiten sah, vielfach an die hartnäckigen und unverwüstlichen Pferde in Polen und Russland erinnert.

„In der That,“ sagte unser Deutscher. „Sie haben ganz Recht. Unser canadisches Pferd ist bewundernswürdig. It is the best horse for hardship and hunger, and easy to feed. They are in this respect next to the mule.“ — Sie haben in dieser und vielleicht auch in mancher andern Beziehung einige Ähnlichkeit mit ihren Herren, den canadischen Bauern, wie denn überall die Eigenschaften der gezähmten Thiere eine Abspiegelung der individuellen oder nationalen Anlagen ihrer Herren und Erzieher sind.

„Das amerikanische Pferd ist bei weitem nicht so,“ fuhr unser Rosselenker gegen mich gewandt fort. „Es kann nicht halb so viel ausdhalten. Es verlangt auch viel bessere Nahrung und Pflege. Es ist nicht ausdauernd. But it is very light on the feet and runs without a heavy load a great distance.“

Der Mann ging in das Detail dieser Sache noch näher und mit mehr Kennerhaft ein, als ich hier wiederzugeben vermog. Aber wenn ich ihm zuhörte, glaubte ich zuweilen, er spräche nicht von den vier-, sondern von den zweibeinigen Kindern des neuenglischen und canadischen Bodens.

Die canadischen Pferde sollen in der Hauptsache von dem

normannischen Rosse abstammen. Sie sind in dem ganzen Lorenzgebiete verbreitet und gehen auch weit in den Westen hinauf. Sie werden ihrer guten Eigenschaften wegen auch viel in den südlichen Staaten bis nach Virginien hinab gesucht, und ich traf sie später häufig selbst noch in Pennsylvanien an. Es ist wohl eine der am meisten verbreiteten, bestimmt ausgeprägten und scharf charakterisierten Pferderacen in Amerika. Nur die spanische Race, die von Merito aus nach Norden vordrang, übertrifft sie in hohem Grade. Diese spanischen oder meritanischen Pferde eroberten, indem sie sich reisend vermehrten, bald das ganze weite Prairienland weit nach Norden hinauf. Sie setzten sich in Besitz der großen Weideplätze selbst nordwestwärts vom Lake Superior, noch ehe einer ihrer weißen Herren selbst dahin gelangen konnte. Eine solche außerordentliche Verbreitung und schnelle Verwilderung hat bei dem normannischen oder französisch-canadischen Pferde nicht stattgefunden. Auch ist nirgends ein wilder Indianerstamm durch die Franzosen oder ihr Pferd beritten gemacht. Und die Ursache davon ist wohl ohne Zweifel die oben besprochene Beschaffenheit des Landes und der Flusssysteme, in denen die Franzosen sich verbreiteten, und die zur Fortbewegung das Canoe und Schiff nothwendiger machten als das Pferd. Alle französischen Reisen und Erexionen von Canada weiter waren Bootsfahrten, während alle spanischen Ausflüge und Entdeckungszüge ins Innere Reiterexpeditionen waren.

Die Landschaft um uns her bot einen fast eben so primitiven Anblick dar, wie der Weg selbst. Der Boden war zu beiden Seiten mit einer unsäglichen Masse von großen Felsblöcken und Rollsteinen (Bulderstones) bedeckt. Trümmer von Kalkstein, Gneiß, Granit und Thonschiefer sind hier weit und breit neben einander aufgespalten, wie dichtgedrängte Leichensteine. Die ganze Landschaft sieht wie ein weiter Kirchhof aus. Derselbe Anblick wiederholt sich in verschiedenen Gegenden des Ottawa, namentlich bei solchen

Lorenzo-
f. Sie
üdlichen
e später
der am
erisirten
Merito
Diese
reißend
Norden
e selbst
weisen
he Ver-
n oder
rgends
verb
ssel die
ne, in
ng das
Alle
waren
gezüge

rimiti-
beiden
und
Dneß,
ander
schaft
erholt
lchen

Vortagestellen, wo der Fluß eine Felsenschleuse zu durchbrechen hatte. Auch weit ins Innere von Canada und Labrador sollen solche große Leichenstein- und Trümmerfelder etwas gewöhnliches seyn.

Ich begriff zuweilen kaum, wie es hier noch der Mühe lohnen könne, sich anzusiedeln und anzubauen. Und doch waren alle Steinblockfelder mit großen Balkenzäunen sorgfältig eingehetzt. „Ja, mein Herr, eben aus diesen Einhegungen, mitten aus diesen Felsköpfen geht manches fette und besonders schmackhafte Rind hervor. Sehen Sie nur dort jenen Ochsen, seine Lenden, seine Wampe, sein breites Kreuz. Er scheint wahrlich nicht gedarbt zu haben. Diese Steine, die Ihnen ein Dorn im Auge zu seyn scheinen, sind unsern Wiesen besonders wohlthätig. Im Frühling kommt das erste junge zarte Gras an den Rändern der Blöcke hervor. Im heißen Sommer halten die Steine die Feuchtigkeit an sich und nähren eine stets frische Vegetation in ihrer Nachbarschaft, während steinlose Wiesen völlig verborren. Und jetzt im Spätherbst halten sie auch das Pflanzenleben um sich her viel länger frisch. Vergleichen Sie nur jenen steinlosen Fleck, wo alles längst tot ist, mit dieser Blockwiese, wo noch die Ochsen sich fattsam nähren.“

Ich mußte zugeben, daß allerdings in einer Gegend, wo man künstliche Wiesenbewässerung noch nicht kennt, diese Klöße ein natürlicher Nothbehelf seyn könnten. Für die Saaten und den Pflug hat man hier und da die Felder mit Schaufel, Hacke und Pulver gereinigt. Es muß eine Riesenarbeit seyn. Und ich kann mir nun denken, warum die deutschen Auswanderer, wenn sie auf der einen Seite hieven hören, und auf der andern Seite die ebenen, ganz steinlosen, reinen und fetten Acker von Iowa und Minnesota sie locken, gern bei der Mündung des Ottawa vorüberschlüpfen.

Nichts destoweniger aber, glaube ich, beklagen sich die Ottawa-farmer mit Recht, daß die deutsche Auswanderung diesem Lande noch so äußerst wenige Aufmerksamkeit gewidmet hat. Es gibt zwar

auch hier in jedem Orte einen oder zwei Deutsche; aber selbst in der großen Stadt Bytown lebt kaum ein halbes Dutzend hierher verschlagene Deutsche. Der große Zug der Auswanderer geht auf dem Lorenzo gerade nach Westen, wo allein ihnen Lohn und Glück zu wünschen scheinen. Das Ottawaland ist ihnen noch kaum dem Namen nach bekannt. Und doch scheint es dem Fleiß unserer Landsleute ein so weites Feld zu eröffnen, und außer den guten Felsblockweiden und den Ackerl, die sehr gut lohnen, wenn die Steine erst einmal abgelesen sind, noch viele andere ungewöhnliche Vortheile darzubieten.

Schöne flache, marschartige Inseln mit äußerst fruchtbarener Bodenkrume gibt es noch mehrere im Ottawathale. Sie sind oft sehr groß und ähneln in den Hauptzügen ganz der großen Insel von Montreal und der Isle d'Orléans bei Quebec, die ihrer Fruchtbarkeit wegen so berühmt sind. Das Verlangen nach Arbeit und Arbeitern fand ich hier eben so groß, wie irgendwo in Amerika. „500 Arbeiter werden bei einem Kanalbau im oberen Ottawa verlangt, $1\frac{1}{4}$ Dollar per Tag und Wohnung werden versprochen.“ „300 Arbeiter zu ähnlichen Bedingungen werden bei einem Brückenbau verlangt.“ Ankündigungen wie diese kamen mir überall vor, und in Bytown, der Hauptstadt des Ottawalandes, konnte ich in keinen Schneider-, Schuster-, Barbier- oder sonstigen Läden blicken, ohne am Fenster ein Zettelchen zu bemerken, auf dem drei oder vier oder sechs Handwerker verlangt wurden.

Unter den Floßleuten, den Wasserpiloten, den Forstmännern und Holzhackern des Ottawa sind gar keine Deutsche, und doch könnte gerade unser deutsches Vaterland so viele in diesem Hauptgeschäfte der Gegend geübte Individuen stellen. Können unsere Walbleute die Concurenz mit den hiesigen starken und abgehärteten Rassen nicht aushalten? Ober sind unsere Schwarzwaldlöcher und Holzhacker eine Klasse, die in der Heimath noch selbst genug zu schaffen und zu gewinnen hat?

Das Klima kann es kaum seyn, was die Deutschen vom Ottawa zurückhält. Es ist zwar rauh und kalt, aber dabei doch, wie alle Welt zugibt, sehr gesund, und jedenfalls unvergleichlich heilsamer als in den Thälern des Mississippi und Missouri.

„Ich will Ihnen sagen, was es ist, was unsere Landsleute hier am Ottawa und überhaupt in ganz Canada abschreckt, das ist die Königin Victoria von England.“ So sprach zu mir ein deutscher Colonist, der hier am Ottawa wohnte und sich in äußerst gute Verhältnisse gebracht hatte. „Ich habe, wie Sie, mir oft den Kopf darüber zerbrochen, daß es in ganz Canada selbst nach dem neuesten Census kaum 15,000 Deutsche gibt, da doch in einem einzigen Jahre eben so viele durch unser Land ziehen. Ich habe mit vielen von ihnen, wenn ich zum St. Lawrence hinab kam und sie auf den Dampfschiffen saß, gesprochen, und habe sie aufgefordert, bei uns zu bleiben. Aber sie haben mir fast alle einstimmig die Antwort gegeben: „Nein, wir sind nicht nach Amerika gekommen, um wieder einem gekrönten Hause unterthan zu werden, da wir eben der Fürsten wegen und um freie republikanische Bürger zu werden, Europa verlassen haben.“ Dieses ihr Vorurtheil gegen das Königthum, das ist die Hauptursache, weshalb die Deutschen hier schaarenweise durchziehen oder fast durchfließen. Sie wissen nicht, daß das Königthum bei uns nur ein Name ist, und daß wir in der That so frei, so uns selbst regierend wie die Amerikaner selbst leben, und daß wir vielleicht noch tatenloser sind als sie. Wenn Sie nach Hause kommen, sagen Sie doch unsren Landsleuten, daß sie nirgends in der Welt freier erstritten könnten, als am Ottawa. Aber sehr bald werden sie es schon selber einsehen. Es wird nicht lange mehr dauern, so wird der Strom der Auswanderer sich auch zu uns heraus abzweigen und uns viele Deutsche zuführen. Die Sache ist schon vorbereitet und im Gange, und wer dann zuerst kommen wird, der wird zuerst mahlen.“

Diese Ueberzeugung, daß die Auswanderer bald in Schaaren den Ottawa heraufziehen werden, daß das junge Ottawaland bald eine sehr große Rolle spielen müsse, fand ich hier so allgemein verbreitet, wie ehemel in Russland die Ansicht, daß das heilige Russija nur noch ein Riesenkind in der Wiege sey.

Um meisten werden vermutlich die Eisenbahnen, die sich hier jetzt verbreiten, dazu beitragen. Die Wege waren hier bisher theilweise noch so holprich und daher kostspielig, wie ich sie oben beschrieben habe. Doch wir sahen schon eine Locomotive neben uns im Walde und im Labyrinth der Felsblöcke pfeifen und schwirren. Sie machte Probefahrten auf einem eben beendigten Stücke der Ottawabahn, das schon in wenigen Tagen dem Verkehr übergeben werden sollte. Mit der Canoeschlepperei, wie die alten Jesuiten hier sie übten, und mit der Postkutschentortur, wie wir sie hier duldeten, ist es dann an diesem Portage völlig vorbei.

„Wird sich aber ein so kostspieliges Unternehmen, wie eine Eisenbahn, in einem unbesiedelten Lande lohnen?“ fragte ich nach der Weise meines Vaterlandes, wo man wenige neue Routen eröffnet, wenn nicht die nötige Anzahl von Passagieren gleich daneben steht, und wo man die Eisenbahn nicht auf Spekulation baut. „Wir hoffen und erwarten hier von der Eisenbahn, daß sie uns die Bevölkerung und die Passagiere, die einstweilen noch fehlen, bringen soll. Sie sollen schon kommen, wenn wir auch noch nicht wissen woher und wie. Sie werden wie verstecktes Unkraut aus dem Boden wachsen, den die Eisenbahn aufzählt und besuchtet. Die Eisenbahnen bei uns sind Wünschelruten, sind Zuhörer, mit denen wir den Menschenamen überall hin ausspreuen, und er quillt und strömt uns zu, so wie das Wasser in einem feuchten Lande bald den gegrabenen Kanal füllt.“

Da der Glaube an die Zauberkraft der Eisenbahnen hier viel verbreitet ist, so kommen die Leute der Eisenbahn vielfach entgegen

und machen ihren Bau leichter und billiger. Wir hatten unter unsren Reisegefährten einen wohlhabenden Landbesitzer, der mir erzählte, daß viele Farmer auf der ganzen Bahnstrecke sich beklagt hätten, daß nötige Land der Compagnie ohne alle Entschädigung anzubieten. Er selbst habe ihr nicht weniger als einen Strich von zwei Meilen Landes umsonst übergeben. Sein Grundstück werde ihm durch die Bahn zwar in zwei Hälften geschnitten, aber er habe sich als einzige Remuneration für sein Geschenk ausbedungen, daß ihm die Compagnie zwei Tunnel bante, die von einer Hälfte zur andern unter der Bahn weggingen. Zwei solche bequeme, zu allen Zeiten fahrbare Tunnels wären ihm für die Zukunft reichlich so viel werth, als die Geldentschädigung und dazu eine Bahn ohne Tunnel. Die Leute sind hier so begierig darnach, einen Rail-Road über ihr Land laufen zu haben, wie sie es in einer Wüste darnach seyn müssen, einen Wasserkanal zu sich heranzuleiten.

Man begreift es daher, daß man die Eisenbahnen billiger herstellen kann als bei uns, wo solche coulante Ansichten noch nicht sehr gäng und gäbe sind. Man begreift es auch, daß die Eisenbahncompagnien, von solchen Anerbietungen und von dem aufgeklärten Theile der Farmer gedeckt und ermuthigt, mit den einzelnen eigenfinnigen Leuten dann oft sehr kurzen und etwas despotischen Prozeß machen. Wir sahen auch davon ein Beispiel an unserem Wege. Die Bahn ging auf einem Punkte gerade über einen Bauplatz hinweg, auf dem ein Farmer eben eine großartige Scheuer zu construiren angefangen hatte, und setzte gerade mitten durch dieses Gebäude hindurch. Man hatte den Farmer aufgefordert, das Haus wegzunehmen. Dieser hatte erst eine vielleicht hohe Entschädigung dafür verlangt. Die etwas ungebärdige Eisenbahncompagnie hatte aber ohne weiteres ihre Leute mit Sägen und Aletten bewaffnet und das ganze Baugerüste weghauen lassen. Die großen Balken, Dachstühle und andere Gebäudetheile hatte man zu beiden Seiten

des Weges dem Farmer auss Land geworfen, wo er, wenn er Lust hatte, sie wegnehmen oder darüber processiren konnte.

Wie die starken Compagnien zuweilen eigenmächtig, so sind die Individuen hier mitunter heftig, rachlustig und dabei auf unbegreifliche Weise rücksichtslos. Davon las man z. B. kürzlich in einem Journal einen merkwürdigen Fall. Ein Farmer, der auch mit einer Eisenbahn wegen nicht erhaltener Entschädigung zerfallen war, hat alles Mögliche, um die Eisenbahn, so weit sie über sein unbezahltes Land ging, zu behindern. Da ihm dies nicht gleich gelingen wollte, so kam er endlich auf eine ganz höllische Idee. Er baute über Nacht eine Hütte oder Gerüst quer über die Schienen und stellte ein Fäss mit Pulver hinein, sich selbst mit einer Lunte daneben. Als am Morgen der Eisenbahnezug ankam, entdeckte der Zugführer noch bei guter Weile das Gerüst, hielt rechtzeitig an und fing mit dem Mann zu parlamentieren an. Dieser erklärte, hier sey die Grenze seines Grundes und Bodens und er habe das Recht, jedem den Uebergang zu verbieten. Wenn der Bahnezug sich zu nähern wage, so würde er sich selbst mit dem ganzen Zuge in die Luft sprengen. Man musste lange verzischen und Eist anwenden, um sich dieses bösen Tollkopfes zu bemächtigen. Während man ihn vorne durch weitere Unterhandlungen beschäftigte, schllichen sich einige von hinten in sein Haus, bemächtigten sich des Pulvers und entwaffneten ihn.

Carillon, am Anfange unseres zwölf Meilen breiten Isthmus, war das letzte französische Dorf. Von nun an waren alle Ansiedlungen britisch, d. h. aus Irlandern, Schotten u. gemischt. Diese neuen gemischten britischen Dörfer gewähren bei weitem nicht einen so ansprechenden und geregelten Anblick, als die alten französischen Dörfschaften. Das erste war Grenville, der andere Pol unserer Portage; lauter hölzerne Loghäuser zwischen Felsen und Baumstumpfen. Man möchte fast glauben, der Ort habe so viele Kirchen und Kirchenparteien als Familien. Da war eine kleine

presbyterianische Kirche mit zwei Fenstern, aus Stein gebaut, eine englische High-Church-Kirche, mit drei Fensterchen, eine Methodistenkapelle, aus großen Holzbalken aufgerichtet und nicht größer als eine Waldhütte; auch eine katholische Kirche mit einem Kreuze aus zwei über einander genagelten Latten auf dem Dache, vermutlich noch ganz nach dem Modell der ersten Kapellen, welche die Jesuiten hier im Lande zu Ehren Christi stifteten.

Bei Grenville, wo sich nach und nach alle unsere vierspannigen Wagen wieder zusammenfanden, ließen wir uns wie Schwäne in ein neues schönes ruhiges Stück Ottawafuß hinab. Der Fluss hatte hier wieder das Ansehen eines großen mächtigen Stromes, oder vielmehr eines fließenden Sees, ein Ansehen, das er bei den Zwischenplätzen völlig verliert. Wir blickten über einen langen breiten Kanal, zu beiden Seiten mit bewaldeten Bergen besetzt, dahin.

Dieser gerade gestreckten und regelmäßigen Kanalstücke oder Einschnitte hat der sonst gewöhnlich so gekrümmte und unregelmäßige Ottawa ausnahmsweise mehrere. Das merkwürdigste befindet sich in seinem mittleren Laufe oberhalb Bytown. Es hat bei den Canadiern einen besondern Namen, den ich leider vergessen habe. Es ist ein Flussabschnitt, wo die Strömungen gerade wie eine Kanonenfuge die Felsen durchschnitten zu haben scheinen. Es ist ein 30 bis 40 Meilen langer breiter Kanal, zu dessen beiden Seiten zwei gleich hohe und geradlinigte Felsenmauern aufgeführt sind. Mit einem Perspektiv kann man von einem Ende zum andern gerade hindurchsehen. Und dabei ist das Wasser durchweg gleich tief, und fließt durchweg äußerst ruhig. Alles Kanalgraben wäre überflüssig, wenn die Natur die Ströme in größerem Maßstabe so gebildet hätte, wie an jener Stelle den Ottawa.

Etwas ähnlich, sage ich, war der Einschnitt hier bei Grenville, und unser Steamer schoß recht munter auf dem glatten, blau-schinen, braunen Spiegel des breiten Stromes dahin. Die Berge zur

Seite waren hier größer und höher als weiter unten, auch waren ihre Gelände nicht ganz unbewohnt. Als es Nacht wurde, schimmerten hier und da Lichterchen aus den Waldungen hervor und zeigten uns schwache Umrisse von Fenstern und Häusern. War Carillon das letzte französische Dorf, so erreichten wir hier nun die letzte französische Seigneurie, die sogenannte „Seigneurie de la petite nation.“ Es wohnt in Zurückgezogenheit auf dieser letzten Seigneurie ein Canadier, der in anderer Hinsicht nicht einer der letzten seines Landes ist, in der Revolution von 1837 vielmehr der erste war, Hr. Papineau nämlich, den man den Mirabeau von Canada genannt hat. Ich sah die Habitation dieses interessanten Mannes, der einst von seinen Landsleuten so allgemein bewundert wurde und noch jetzt geschätzt wird, nur von weitem. Die Umstände erlaubten uns leider keinen Besuch.

Sägemühlen oder großartige Brett- und Balkenschneideetablissements, kleine Häfen oder Bäien, mit Flößen angefüllt, äußerst rohe aus kolossalen Baumstämmen gebaute und mit Felsklößen beschwerte Peers oder Landungsbrücken, dies waren die Scenen, die sich hier wie auf dem früheren Flußstück wiederholten. Die Peers oder Kais ragten oft mitten aus dem Wald in den Fluß hervor, ohne daß auch nur ein Weg oder eine Wohnung dabei zu entdecken gewesen wäre. Doch mußte es wohl vergleichsweise weiter im Innern geben; denn kleine einspännige Wagen waren unter den Bäumen angebunden, um die Waaren, aufzunehmen, die Salzsäcke, die Kisten mit Baumwollenwaaren, die Haufen von Schaufeln, Aerten, Hacken, die wir in aller Geschwindigkeit auf den Peers niederlegten und aufhäuften. Wohin das alles gehen und wer es benutzen sollte, das blieb uns, wie gesagt, durch den Wald verborgen. Aber es war offenbar, daß auch hier, wo ich mich so oft an der Grenze der Menschencultur glaubte, schon überall das alte deutsche Sprichwort: „Hinter dem Berge wohnen auch noch Leute,“ Geltung hat.

Lebendige Geschöpfe brachten wir zu meiner Verwunderung sehr wenige den Fluß hinauf. Ein einziges großes langvoliges Schaf war im Grunde genommen alles, was wir dieser Art an Bord hatten. Aber dieß gute Thier hatte dafür auch desto mehr Lobprüche und Kritiken auszustehen. Es war vorne auf unserem Schiffe angebunden und bildete während unserer ganzen Ottawa-Reise das Centrum für die Passagiere, die sich rauchend und schwatzend um das arme Thier versammelten und, da sonst auf dem Schiffe nicht viel zu thun war, seine Wolle, seine Zähne, seine Muskulatur und Fettentwicklung, seinen ganzen Bau in allen seinen Theilen untersuchten und besprachen. Alle zehn Minuten waren ein paar Herren da, die ihre Cigarre beendigt hatten und nicht wußten, was sie anfangen sollten. Dann segten sie sich um das arme blöckende Schaf herum, das nach allen Belastungen schon ganz außer Atem zu seyn schien, und führten ihm in die Wolle, ins Fett und Fleisch. Wenn je ein Schaf gründlich beurtheilt wurde, so muß es dieses gewesen seyn. Ich war aber recht froh, als ich es endlich am Abend plötzlich von einem der hohen Peers herabblöken hörte, und daraus entnahm, daß es am Ort seiner Bestimmung angelangt sey.

Endlich, freilich erst gegen Mitternacht, wurde auch uns selber dieß Glück zu Theil. Wir landeten bei einem hohen Ufer, wo die Schiffahrt wieder zu Ende ist, und befanden uns nach noch mancherlei Troubles und nach einem halbstündigen mitternächtlichen Wettkennen über Sumpf- und Bretterwege mitten in der Stadt Bytown, in einem der menschenwimmelnden Hotels, an denen selbst die jüngste Stadt Canadas keinen Mangel hat.

XXI. Bytown.

Es ist kaum 24 Jahre her, daß der erste Baum an der Stelle, wo jetzt Bytown steht, gefällt wurde. Als Stadt erfuhr der Ort erst seit wenigen Jahren. Und doch hat er schon einen so weitläufigen Umfang wie Boston, innerhalb desselben zwar nur erst 10,000 Einwohner, aber dabei schon so großartige Prätentionen wie Quebec oder Montreal. Bytown hat jetzt zwar nur noch den Titel einer „Town“ (oppidum). Sobald aber die Anzahl der 10,000 Einwohner überschritten seyn wird — und dies ist vielleicht jetzt schon der Fall — erhält sie das Recht, beim Parlamente darauf anzutragen, zu einer City (civitas) erklärt zu werden. Dadurch wird sie als Corporation mehr Unabhängigkeit und Selbstständigkeit erlangen. Damit soll dann zugleich auch eine Änderung des Namens vorgeschlagen werden. Der jetzige röhrt von einem englischen Obersten By her, und bedeutet so viel als „die Stadt By's“, klingt aber in anderer Hinsicht nicht sehr ansprechend, und schmeichelt durch die Ideenassocation, die er erregt, der Eitelkeit der Bürger nicht sehr. Den, der den historischen Ursprung des Namens nicht kennt, erinnert er an die buchstäbliche Bedeutung des Worts: „Beistadt,“ „Nebenort,“ „out of the way place.“ Und diese letztere wollen die Bytowner eben gar nicht seyn. Man hat bereits, wie ich höre, ein halbes Dutzend anderer Namen vorgeschlagen, darunter auch den von „Ottawa-City,“ der wohl lautend und für die Lage der Stadt bezeichnend ist. Bytown ist die „Metropole des jungen Ottawalandes.“ Auch andere kanadische Städte haben, indem sie aus dem Stadium einer Town in das einer City eintraten, ihren Namen geändert, z. B. Toronto, das vorher York hieß.

Die erste Veranlassung zur Entstehung der Stadt war diese. Beide Ufer des St. Lawrence sind bis etwas oberhalb der Mündung

des Ottawa hinauf kanadisch oder britisch. Von da an aufwärts ist aber nur die eine Seite britisch, die andere amerikanisch. Da ohnedem dieses Flusstück wegen der vielen Katarakte schwer zu beschiffen war, so wünschte das englische Gouvernement eine andere mehr binnendämmische Wasserleitung zwischen Ost- und Westcanada, auf der es bequemer und von den Amerikanern weniger beobachtet und gestört, seine militärischen Transporte fördern und andere Operationen vornehmen könne. Man ging daher den Ottawa bis zur Einmündung des Flusses Rideau bei dem jetzigen Bytown hinauf. Dieser kleine Fluss steht mit einer Reihe von Seen in Verbindung, und die ganze so sich darbietende Communikationslinie zielt in ziemlich gerader Richtung auf die wichtige Stadt und Festung Kingston am Ontariosee. Man beschloß diese Linie zu kanalisen und sie durchweg vom Ottawa bis Kingston schiffbar zu machen. Man konnte dann die Militäreffekten und Soldaten auf einer völlig beherrschten Operationslinie weit sicherer und bequemer, als auf dem St. Lawrence längs der Grenze, transportiren. Der Ingenieur Oberst By wurde mit dieser Arbeit beauftragt, und so entstand die Wasserkommunikation, die man den Rideaukanal nennt. Ebenso entstand daraus alsbald mitten im Walde bei der Mündung des Rideauflusses in den Ottawa, wo die Hauptschleusen zu machen waren, und wo man auf dem Ottawa die Hauptzufuhren empfing, eine kleine Ansiedlung von Arbeitern, Schiffern, Ingenieuren, und wie man in Canada nirgends einen Funken ausstreuen kann, ohne daß ein Waldbrand daraus entsteht, so erwuchs äußerst rasch aus diesem Hüttendorf die oft genannte Stadt, die sich nun mit zahlreichen Häusern, Magazinen, Kirchen, Volkschulen, Collegien und andern Gebäuden von verschiedener Größe und Geschmack über einen weiten Raum ausbreitet.

Der Mann, der dieser Stadt seinen Namen gab, lebt noch in the old County (in England). Der Zimmermann, der hier

den ersten Baum umhakte, lebt auch noch, und der Steinbrecher, der hier den ersten Quaderstein von seinen uralten Basamenten losbrach und abhob, lebt auch noch, und beider Leute Glück ist gewachsen im Parallelismus mit dem ihrer Stadt selbst. Sie sind reiche Besitzer, „Honourables,“ „Senators“ oder dergleichen. Ihre Stadt trägt aber noch überall die Spuren ihres Ursprungs aus dem Walde, und bietet einen höchst merkwürdigen Anblick dar.

Die Straßen zu pflastern hat man noch nicht Zeit gefunden und sie liegen bei schlechtem Wetter im Urgen. Neben den Häusern laufen, wie überall in den jungen Städten Canada's, sogenannte Plank-roads hin, d. h. Trottoirs aus Brettern und Balken. Gärten anzulegen, Blumen und Obstbäume zu pflanzen, hat man noch weniger Muße gehabt. Die alten rohen Rollsteine und Felsblöcke liegen noch überall in Fülle zwischen den Häusergruppen. Auch wachsen überall aus den Wurzeln die Tannen und andere Forstbäume wieder hervor. Hier und da stehen noch mitten zwischen den Kirchen und eleganten Collegien alte Trümmer des Urwaldes, hochgewipfelte Eichen und Föhren, in deren Unterholz sich auch noch jetzt wohl mitunter ein Bär verirrt. Viele von diesen mit bemoosten Felsen, Wurzelwerk und Baumstümpfen bedeckten Stadtplätze sind eingezäunt, um einem Stücke Vieh hier und da als Hürde zu dienen. Es werden aber wohl nach und nach Gärten daraus werden. Die ungebrochene Masse der Urwaldung dräut noch rings umher aus der Nachbarschaft in die Straßen der Stadt hinein, und wenn man einen hohen Platz ersteigt, so sieht man meilenweit nichts als ein Meer von Urforst, und die Stadt scheint mitten darin zu liegen, wie das Nest eines Birkhuhns.

Die großartigen Prätensionen Bytowns, auf die ich oben anspricht, zielen auf nichts mehr oder weniger, als darauf, daß die Stadt der Hauptort von ganz Canada, der Sitz des Gouvernements, Parlaments und Generalgouverneurs werde. Für diese Ehre gibt

es jetzt nicht weniger als vier concurrirende Städte. Zuerst Quebec an der Mündung des St. Lorenzo, wo jetzt das politische Lebenszentrum dieses großen Reiches sich befindet. Dem Buchstaben des Gesetzes nach soll das östliche Quebec diese Ehre mit dem westlichen Toronto theilen, und beide Städte, als Vororte so zu sagen, alle vier Jahre abwechseln. Aber einen solchen Wechsel findet man begreiflich sehr unbequem, und die Quebecer denken daher, daß die Regierung da, wo sie ist, bleiben und auch nie von da verlegt werden sollte. Sie haben auch keinen Zweifel, daß sie dies durchsetzen werden.

Montreal, die volkreichste und größte Stadt des Landes und dabei die reichste im Centrum des Verkehrs, und die — so zu sagen — metropolenartigste, war auch schon eine Zeit lang der Sitz des Gouvernements. Bei einem Volksaufruhr wurden aber die dortigen Regierungs- und Parlamentshäuser verbrannt und die Autoritäten verließen den Ort. Montreal hofft aber ganz bestimmt, daß sie zurückkehren werden, und daß der Stadt der Rang und die Würde, die ihr von Natur gebühren, auch werde bestätigt werden.

Toronto, die Hauptstadt des ganz britischen Westens, die auf Niedercanada, auf ein sehr alterthümliches, wenig progressives und halbfranzösisches Land hinsicht, will das Parlament und die Regierungsorgane aus dem Einfluß der französischen Atmosphäre Quebecks ganz und völlig hinaus haben und besteht darauf, daß die Regierung in seine Mitte, d. h. in das Centrum des zukunftsvoollen Westens, der überall voranschreitet, verlegt werde. Und daß dies geschehen werde, daran zweifelt man auch in Toronto so wenig, daß schon die Plätze für die zu errichtenden Regierungsgebäude bezeichnet wurden.

Endlich tritt auch Bytown, das junge, kaum zwanzig Jahre alte Bytown auf und wirft sein Schwert in die Wagschale und präsentiert, die Palme und die Metropoleneigenschaft gebühren ihm. Dies kam mir anfangs sehr sonderbar vor; allein bei näherer

Erwägung erschien mir doch die Forderung nicht so aus der Lust ge-
griffen. Erstlich haben die Bytowners ausgerechnet, daß in geogra-
phischer Hinsicht ihre Stadt die centralste Lage in ganz Canada
habe. Der canadische Meilenzeiger lehrt, daß Bytown allen übrigen
wichtigen Hauptplätzen des Landes im Durchschnitt näher ist, als
Quebec und Toronto und selbst auch als Montreal. Telegraphen-
linien, Kanäle, Eisenbahnen sind schon so viele hergestellt oder der
Vollendung nahe, daß Bytown auch schon als mit dem ganzen
canadischen Verkehrsnetze innig verwebt betrachtet werden kann.

Die an Kultur und Luxus gewöhnten Persönlichkeiten, die ein
Regierungszentrum versammeln, würden zwar in Bytown anjezt
noch wenige Genüsse der Civilisation, keine Theater, Concerte, Ge-
sellschaftssäle &c. finden; aber was schafft man in Amerika nicht
alles rasch herbei? Und dagegen finden sie auch nicht jene unge-
zügelte Volksmasse und jenen Parteidiewspalt unter den Bürgern
wie in Quebec und Montreal, und man hätte keinen Mob zu
fürchten, der die Parlamentshäuser in Brand steckte. Es ist daher
ja auch schon in den Vereinigten Staaten eine alte weise Sitte, die
Regierungszentren aus den großen volkfreichen Städten nach kleineren
und abseits gelegenen Orten zu versetzen, wo man ungestört für
das Wohl des Landes arbeiten kann. Bytown stände in dieser
Beziehung zu Montreal in einem Verhältniß wie Albany zu Newyork.

Endlich könnte Bytown auch, wenigstens Toronto und Montreal
gegenüber, den Umstand geltend machen, daß es wider einen äußeren
Feind mehr Sicherheit darbietet. Montreal ist der Grenze näher,
wie auch Toronto, und kann wie dieses nicht militärisch befestigt
werden. Sie sind einem Handstreich ausgesetzt. Bytown liegt
mehr im Innern und hat eine ganz vortheilhafte Naturvorrichtung
für eine Akropolis und Citadelle. Militärische Intentionen, die
Grenze zu vermeiden, waren ja auch, wie ich oben sagte, von vorn-
herein die Veranlassung zur Anlegung des Dries.

Luft ge-
geogra-
Canada
übrigen
ist, als
graphen-
oder der
ganzen
ann.

, die ein
anzeigt
erte, Ge-
ika nicht
ne unge-
Bürgern
Meb zu
ist daher
Sitte, die
kleineren
stört für
in dieser
Newyork.
Montreal
äußeren
je näher,
befestigt
von liegt
rrichtung
nen, die
on vorn-

Endlich hilft vielleicht auch die Rivalität zwischen den drei großen Städten Canada's den Bürgern der künftigen „Ottawa-City“ zur Erfüllung ihrer Wünsche. Man sagt, daß wirklich Bytown jetzt die meiste Aussicht haben soll, und es mag hier dann vielleicht am Ende so gehen, wie bei den Präsidentenwahlen in den Vereinigten Staaten, wo in Folge der Eifersucht der Mächtigen nicht die Webster, Scott und Clay, sondern die Fenimore und andere kleinere Talente auf den Stuhl erhoben wurden.

Die Wasserfälle des Ottawa.

Das bedeutsamste Naturverhältniß in der Nähe von Bytown sind die berühmten Katarakten des Ottawa, von den Jesuiten, ihren Entdeckern, „la Chaudière“ (die Kesselfälle) genannt. Sie sind es vorzugsweise auch, welche die Stadt an diesen Fleck gefesselt und so manche Ein- und Vorrichtung hier theils nöthig, theils möglich gemacht haben.

Es ist hier eine der vornehmsten Gliederungen oder Knoten des Ottawafusses, eine seiner plötzlichsten Depressionen oder Absätze, eine Vertiefung, ein Kessel, wenn man will. Drei Flüsse springen von mehr oder weniger hohen Felsenbänken in diesen Kessel hinein. Zuerst der Ottawa in dem langgestreckten Wasserfälle Chaudière, dann der Fluß Ribeau in dem höheren und schleierartigen Wasserfälle, der wie ein Vorhang (rideau) von den Felsen herabhängt, und auch dem Flusse selbst den Namen gab, und endlich aus Norden der Gatineau, der ebenfalls seine Katarakten und Saltomortales bildet.

Die ganze große Wassermasse des Ottawa stürzt sich über ein Felsenriff von etwa zwanzig Fuß Höhe auf einer Linie, die wohl eine halbe Meile lang ist, hinab. Die Scenerie läßt sich in mancher Hinsicht mit der von Niagara vergleichen. Die Höhe ist zwar hier

unendlich viel geringer, aber die Wassermasse ist — wenigstens zu Zeiten — ganz gleich. Man hat berechnet, daß im Niagarafälle in jeder Minute 500,000 Tons Flüssigkeit herabfließen. Diese Menge bleibt sich dort das ganze Jahr hindurch beinahe gleich, weil die oberen Seen, denen sie entfließt, ihren Stand wenig oder gar nicht verändern. Der Ottawa dagegen ist sehr variabel; hat im Frühling hohes, im Herbst niedriges Wasser. Man hat berechnet, daß er im Zustande seiner ganzen Fülle genau so viel Wasser wie der Niagara, nämlich 500,000 Tons in der Minute, liefert.

Die Katarakte liegen hart oberhalb der Stadt oder fast noch innerhalb derselben. Eine schöne und großartige Kettenbrücke führt im Angesichte der schäumenden Fälle von Ufer zu Ufer hinüber, und von dieser Brücke aus über sieht man die ganze Scene am besten. Das Felsenriff bildet eine vielfach gekrümmte Linie. Zahllose Vorsprünge und Nischen sind in der Linie eingeschnitten und eine Menge abgebrochener flacher Tafelfelsen ragen auf dieser Linie hervor. So niedrig wie das Wasser eben jetzt war, kann man es eigentlich nicht einen Wasserfall nennen. Es sind hundert neben einander arbeitende Katarakte in separirten Nischen. Hierdurch gewinnt die Chaudière in hohem Grade an origineller Mannigfaltigkeit. Manche Abtheilungen des Wasserfalls bilden ganz besondere Scenen für sich. Es ist wie ein Drama in fünf Akten. Auch sind die Schichthalte der verschiedenen Wasserarme sehr verschieden. Einige werden künstlich abgeleitet und zur Betreibung von Sägemühlen und andern Etablissements benutzt. Ein Arm stürzt sich in einen ganz separirten Felsenkessel hinab, wirbelt eine Zeit lang darin herum und verschwindet dann im Boden. Man hat noch nicht ausfindig machen können, wie und wo er sich durchgebohrt hat, und wo er wieder ans Tageslicht kommt.

Wie bei dem Hufeisenkatarakt des Niagara, so ist jedoch auch hier eine Stelle, wo die flüssigen Massen besonders tief eingeschnitten

haben, wo die Felsenwände sich am weitesten zurückziehen und die größere Hälfte des ganzen Flusses in einem einzigen Punkte zusammenstürzt. Leider ist diese Hauptscene zugleich auch die unzugänglichste, wie bei so vielen Dingen der wahre Kern der Sache. Hier ist eigentlich der Fleck, der in der That wie ein Kessel (chaudière) aussieht, und von dem das Ganze wohl den Namen erhielt. Von allen Seiten stürzen hier die braunen Fluthen, wie aus hundert Urnen gegossen, in ein und dasselbe Loch zusammen. Ihre dunkelbraunen und doch dabei klaren und transparenten Ergüsse siehen mitten im weißen Schaum wie dunkle Säulenstümpfe im Schneegestöber da. Mitten darin, gerade im Centrum, ragt eine ganz schwarze Felsentafel hervor, und diese Partie allein würde dem Landschäfer ein höchst malerisches Bild geben, wenn es, wie gesagt, nicht so schwer wäre, den geeigneten und hinreichend nahen Standpunkt dafür zu gewinnen. Oben an dem eigentlichen Anfange des Falls stecken in den Felsen verkeilt die halb versaulten Trümmer eines großen Holzhauses, der hier scheiterte und den man nicht wieder herauszuziehen vermochte.

Wenn man die Hängebrücke verläßt und auf beiden Seiten längs der bebüschteten Ufer des Flusses hinaufgeht, gewinnt man wieder überraschende Ansichten von einzelnen Partien des ganzen Schauspiels.

Was für ein großer Ahnherr einer zukünftig reichen Familie hätte einer der alten kanadischen Seigneurs werben können, wenn er sich bei Zeiten dieser malerischen und zugleich trautvollen Katastrophen bemächtigt hätte! Er könnte nun Mühlen-, Räder- und Maschinengewaltgerechtsame zu beliebigen Preisen austheilen. Aber diese alten Seigneurs, die, wie ich oben zeigte, bei la petite nation halt machten, träumten noch von keinem Bytown und keiner Ottawa-Metropole. Die ingenösen Vorrichtungen zur Ableitung und Benützung mancher Wasserstrahlen in den regsamsten Maschinenwerken,

die jetzt in der Nähe des Wasserfalls haufenweise aufgeschossen sind, tragen nicht wenig dazu bei, das Interesse der ganzen Gegend zu erhöhen.

Ehemals wurden die großen Holzmassen, welche den Ottawa herabkamen, in ihrem rohen Zustande bis Quebec, dem Stapelplatz des ganzen kanadischen Holzhandels, weiter geschafft, und dort wurden sie erst zu Brettern verschnitten und auch sonst für die Verschiffung nach Europa zubereitet. Seit dem Aufblühen von Bytown hat man angefangen, das gleich hier an Ort und Stelle zu thun, die Bäume auf Säge- und Hobelmühlen gleich in alle gewünschte Gestalten zu bringen und auf diese Weise am Transporte zu sparen.

Amerikanische Einwanderer aus Neuengland haben hierzu den Impuls gegeben, wie man denn diese merkwürdigen Neuengländer auch in Canada überall da, wo etwas Neues anzufangen ist, an der Spitze und in der ersten Reihe findet. Fast wie die Schwäne oder Schwalben dem Frühlinge, so ziehen sie der vorschreitenden Fluth der Kultur und Colonisation voraus. Und wenn man sie in Montreal, Quebec und andern alten Städten vermisst, so findet man sie gewiß an solchen eben ins Leben gerufenen Orten, wie Bytown. Amerikaner, die wahren Aussprücher Amerika's, haben hier kürzlich Eisen entdeckt und Minen angelegt. Auch gehörte das interessanteste Sägemühle- oder vielmehr das großartigste Holzgestaltungsetablissement einem Amerikaner.

Es gewährt ein wahres Vergnügen, ein solches nettes Etablissement zu besuchen. Die Amerikaner sind überall in ihren Einrichtungen nicht nur für Zweckmäßigkeit und Ordnung, sondern auch für Freundlichkeit und Eleganz. Sie haben selbst in eine Sägemühle Schmuck und Luxus hineinzubringen gewußt. Ihre Maschinen sogar sind zierlich und gefällig. Alles, was daran schneiden und arbeiten soll — die Meißel, die Hobel, die Sägen — glänzt wie Stahl. An den andern Partien ist die dunkle Farbe des Eisens durch einen

freundlichen Anstrich von Blau oder Roth verdeckt. Die Räume sind durchweg bequem und Luft, Licht und Wasser sind überall reichlich verteilt.

Am meisten verwunderte mich aber das Wohnhaus, das der amerikanische Besitzer dieser Mühle für seine Arbeiter gebaut hatte. Es war ein äußerst appetitliches Boardinghouse von sehr zierlicher Architektur. Im Innern herrschte eine so auffallende Reinlichkeit, wie auf dem Quarterdeck eines englischen Kriegsschiffes. Die Arbeiter hatten ihren gemeinsamen Speise- und Frühstückssaal, wie in den Hotels von Newyork oder Boston, und in ihren Schlafzimmern schien ein strenger Hauptmann Vorschriften für die Anordnung ihrer Wäsche und anderer Besitztheiten gegeben zu haben. Ich gestehe, ich pries bei mir das Land, wo Holzhacker und Sägemüller gehülfen sich einen so hohen Grad anständigen Comforts verschaffen können.

Vielleicht hatten die Amerikaner sich hier besonders zusammengetragen, um den Britten einmal zu zeigen, wie man ein solches Etablissement eigentlich einrichten müsse.

Ich fand hier bei Bytown auch endlich das Original eines interessanten Gemäldes wieder, das ich einmal, ich weiß nicht mehr wo, gesehen hatte, nämlich die merkwürdige Kunst- und Naturcene des Schleusenbaus des Rideaukanals. Ich sagte schon oben, daß der Rideaufluß selbst von einem sehr hohen Felsenplateau zum Ottawa herabsteigt. Es wird daher bei dem Kanal eine ganze Kette von Kastenschleusen, die über einander aufgestuft sind, nöthig. Sie bilden zusammen eine Wassertreppe, auf der die Schiffe von Stufe zu Stufe sich hinaufschwingen, und die in hohem Grade den berühmten Schleusenwerken des Trollhättakanals in Schweden gleicht. Es ist eine Scene, die wohl ein besseres Bild verdient hätte, als das war, welches meiner Erinnerung vorschwebte.

Nebenhaupt wenn ein deutscher Landschaftsmaler einmal seine

Ercursionen bis hicher ausdehnen wollte, er könnte sich und die Welt mit mancher hübschen Arbeit erfreuen.

XXII. Die Lumbermen.

Am Tage hatte mich ein werther Bewohner von Bytown gastfreundlich umhergeführt und am Abend überlieferte er mich einem andern nicht minder gesälligen Freunde. Ich verbrachte den Abend bei einem Herrn, der als „Crown-timber-agent“ (Krons-Holz-Agent) nicht weniger als circa 60,000 Quadratmeilen Waldland, das ganze baum- und forstreiche Ottawaland unter seiner Inspektion hatte. Er hatte eine große Karte dieses ganzen Landstrichs, seiner Flüsse und Wälder in seinem Office hängen, und die irischen und schottischen „Lumbermen,“ die Lust hatten, ein Stück Wald zu übernehmen, kamen zu ihm und ließen sich auf der Karte die Waldbabschnitte, für die sie licensirt seyn wollten, bei diesem oder jenem Creek, zwischen diesem oder jenem See anweisen und abstecken und zahlten dafür ihre Antrittstare.

Man hat jetzt die Wälder am Ottawa bis 150 Meilen weit aufwärts von Bytown schon stark in Angriff genommen. Weiter oberhalb sind dann weitere dichte große Waldbassen, die noch kaum von der Art berührt sind. Da gibt es noch Arbeit und Ausbeute für mindestens vier Jahrhunderte, selbst wenn man auch gar nicht in Anschlag bringt, was unterdessen in den niedergehauenen Distriften wieder aufwachsen könnte. Man hat dieß einigermassen genau berechnet. Unterhalb Bytown in der Nachbarschaft der Flüsse ist so ziemlich schon aller Urwald ausgehauen, und es ragen nur hie und da noch einige Urweltriesen aus dem wieder aufgeschossenen Gebüsch und Laubholz als Trümmer hervor. Aber selbst in diesen untern

und die

Gegenden, die im Ganzen als ausgenutzt betrachtet werden, macht man wieder neue Entdeckungen oder macht alte Schäze zugänglicher. Jeder neue Kanal oder Weg, jede Schiffsbarmachung eines Nebenflusses, den man bisher nicht zu befahren wagte, führt zu Holzschäzen, die man bisher zur Seite ließ, weil man sie nicht in Bewegung setzen konnte. Es geht hier in den Ottawanwäldern wie in den Bergwerken zu, wo man auch alte verlassene Metalladern von Neuem angreift oder in Stocken gerathene Stollen wieder aufnimmt, erweitert und tiefer ins Innere des Berges führt.

Die Lumbermen (die Holzleute) spüren in allen Nebenthälern und Beistäffeln des Ottawa umher und forschen aus, ob sie nicht unberührte Hochwaldpartien entdecken oder Wege zu ihnen ausfindig machen können. Da alle Wälder natürlich nicht dem Finder überlassen, sondern als Gemeingut der ganzen Provinz Canada betrachtet werden, so müssen sie dann vor allen Dingen vor dem Beginne der Arbeit sich eine „license“ verschaffen. Diese erlangen sie gegen die Errichtung einer gewissen jährlichen Rente (ground-rent) für den Acker. Sie fangen dann an umzuholzen, was ihnen beliebt, und zahlen dann noch, wenn sie das Holz zu Märkte bringen, an das Provinzialgouvernement einen halben Penny für jeden Kubikfuß Holz nach. Sie müssen aber von jedem Acker Wald jährlich eine gewisse Quantität Holz zu Märkte bringen und verzollen. Leisten sie dies Minimum nicht, so wird ihre Grundrente zur Strafe verdoppelt oder die ganze License ihnen entzogen. Durch dieses System hat man eine Sicherung aller Interessen zu bewirken gesucht. Die Grundrente ist eine Art Arches oder Antrittsgeld zur Consolidierung des Contrats. Der halbe Penny auf jeden Kubikfuß Holz bewirkt, daß jeder verhältnismäßig, je nachdem er auf seinem Strich eine gute oder schlechte Ernte findet, gerecht taxirt ist. Und die Pün ist nöthig, weil es sonst geschehen könnte, daß ein reicher Kapitalist ganze grosse Striche nähme und sie, wenn es ihm gutdünkte,

unausgebunet liegen ließe, die Preise des Holzes dadurch drückte und die Regierung dabei um ihre Einkünfte käme.

Wenn man von Lumbermen spricht, so bezeichnet man damit nicht etwa bloß die Arbeiter im Walde; auch die Kapitalisten und Spekulanten, die Besitzer der Sägemühlen und die großen Holzhändler in Bytown werden darunter begriffen. Zum Beispiel auch die Gilmors von Glasgow, die ihre 200 eigenen Schiffe auf See haben, die am ganzen Lorenzo und Ottawa hinauf, auch hier in und bei Bytown zahlreiche Holzhandelstablissements besitzen, sind eine Familie von Lumbermen.

Kapitalisten wie diese beschäftigen nun auf ihre Kosten eine Menge von Arbeitern, die sie die Flüsse hinauf in die Wälder schicken und dort Winter und Sommer hausen lassen. Diese Holzarbeiter werden im Allgemeinen mit einem alten französischen Namen: „Gens de Chantier“ bezeichnet. Chantier heißt im Französischen der Platz, auf dem die Zimmerleute arbeiten. Auch die kleinen Blockhäuser, die sie sich zum Wohnen mitten im Walde zurichten, heißen Chantiers. Die Engländer haben dieses Wort adoptirt und daraus „Shanty“ gemacht. Sie übersetzen das französische Gens de Chantier mit „the Shantymen.“ Das Wort ist auch nach den Vereinigten Staaten ausgewandert, wo auch jede provisorische Arbeiterwohnung oder ärmliche Hütte ein Shanty genannt wird, z. B. die Shanty's der Squatters. Doch sagt man zuweilen statt Shantymen auch wohl „the Axemen,“ die Arzteute.

Wenn ein Waldblock zur Entholzung ausgewählt ist, wird eine Partie von zehn oder zwanzig Shantymen hinaufgesandt. Sie schaffen sich irgendwo im Walde, wo Wasser und andere Vortheile in der Nähe zu haben sind, einen freien Platz und richten sich ihren Chantier ein, d. h. ein kleines Blockhaus; in den Ländern der Hudsonbai würde man sagen ein Fort. Es ist ohne Fenster und ziemlich nach Art der Esquimaughütten eingerichtet. In der

Mitte lobert das stets wohl unterhaltene Feuer, und der Rauch entflieht durch ein Loch im Dache. Rundherum sind die Schlafstellen der Arbeiter, wie die Kajütten in einem Schiff. In Nebenhütten werden ihre Vorräthe bewahrt und dazu die Bäume und Balken aufgestapelt. Im Winter schleppt man letztere über den Schnee herbei und lässt sie alsdann im Frühling vom Shanty aus mit dem Wasser weiter gehen.

Da die Arbeiter oft aus sehr verschiedenen Ländern sind, und da sie zuweilen ihre Hütten weit hinauf im Dickicht haben, hunderte von Meilen entfernt von aller Civilisation und Polizei, so dachte ich mir, diese Shantys möchten nicht selten die Schauplätze von Unordnungen und Ausschweifungen seyn. Allein überall lobte man mir die Ordnung und Rüchtigkeit, die unter diesen Waldleuten herrscht. Von Räubereien und ähnlichen Ereissen hat man nie gehört, und man ist mitten unter den Urmännern an den Grenzen Labradors und der Hudsonbai sicherer, als in den Straßen von Newyork. Es ist dies zum Theil wohl die Folge einer guten Organisation und Vertheilung der Arbeit, und zugleich einer strengen und gerechten Beaufsichtigung von Seiten der Arbeitgeber.

Jedes Shanty hat seinen „Foreman“ (Wormann), der jedem seine Geschäfte anweist und zugleich auch ihr Betragen überwacht. Die Franzosen nannten ihn „le Conducteur“, oder auch wohl „le Foreman.“ Er berichtet am Ende des Winters an den „Boorshaw.“ Was dieser „Boorshuw“, von dem mir zuerst ein englischer Artermann sprach, eigentlich für ein Wesen sey, konnte ich lange nicht ausfindig machen. Endlich lernte ich von einem Franzosen, daß es die Anglisirung von „Bourgeois“ sey. So, „le bourgeois“, nennen nämlich die französischen Gens de Chantier seit alten Zeiten ihren Auftraggeber oder Chef in der Stadt. — „Oui, oui, Monsieur, soyez sur. Le Foreman dans chaque chantier a son livre secret, dans lequel il note chaque manque de respect ou

d'amitié, chaque effronterie ou combat, aussi chaque jour de maladie ou d'oisiveté. A la fin de l'hiver il présente son livre au bourgeois. Et le bourgeois est juste, mais sevère et sans pitié. Il ne paye que les jours, où l'on a travaillé, et il dégage de son service à l'instant les personnes désagréables."

Daß diese rohen Forstleute gemeinlich so friedlich und „agréables“¹ sind, mag auch durch den Umstand gefördert werden, daß sie fast durchweg, freiwillig oder nothgedrungen, der Temperance huldigen. Spirituose Getränke kommen nie in ihre entlegenen Chantiers. Chemals tranken sie gewöhnlich nur ein Kaffeesurrogat von Mais. Erst seit einiger Zeit ist auch Kaffee und Thee eingeführt. Ihre Hauptnahrung ist gesalzenes Fleisch und „du loard.“ „Oui, Monsieur, du loard,² c'est très bon pour eux, ça leur donne beaucoup de force.“ Als einzigen Luxusartikel und zum Comfort und Vergnügen haben sie Tabak. Im Beginn des Frühlings, wenn die Hauptwinterarbeiten beendigt sind und der Schnee noch mit Schmelzen zaudert, verschaffen sie sich auch wohl etwas Süßigkeit, die sie den Ahornbäumen abzapfen und zu Zucker einkochen.

„Was machen denn eure Leute am Sonntage?“ — „Ja dann bessern sie wohl ihre Werkzeuge und Kleider oder ruhen auf ihren Büffelhäuten und rauchen und schwätzen. — „Haben sie keine Art von religiöser Erbauung?“ — „Nein, keine, wenn ihnen der Foreman nicht vielleicht einmal etwas vorliest.“

Mich wundert, daß noch keine wandernden Prediger und Missionäre daran gedacht haben, diese vielen tausende von Holzarbeitern, die in hunderten von kleinen Ansiedlungen in den Ottawa-Wäldern versteckt hausen, mit der Kirche in innigere Verbindung

¹ „Agréables“ soll hier nicht angenehm, sondern „friedfertig“ heißen, von „agréer“ = übereinstimmen.

² Canadisch für du lard = Speck.

que jour
esente son
uis sevère
travaillé,
nnes dés-

nd „agré-
rden, daß
mperance
entlegeren
fesurrogat
hee einge-
u loard.“
„, ea leur
und zum
des Früh-
er Schnee
ohl etwas
einkochen.
„Ja dann
auf ihren
keine Art
der Fore-

iger und
von Holz-
Ottawa-
erbindung
eisen, von

zu bringen und ihnen Seelenspeise zuguführen. Sie leben in dieser Beziehung so verwahrlost, wie in vielen Theilen der Alpen die Hirten und Sennere. Vielleicht ist es gut so. Denn es kann seyn, daß die katholischen Irlander und Franzosen, und die protestantischen Schotten und Engländer sich so als Schafe ohne Hirten besser unter einander verständigen und vertragen, als es der Fall seyn würde, wenn die Hirten kämen und vielleicht Zwiespalt brächten.

Die „Vormänner“ der Shantys sind gewöhnlich Schotten, wie denn überhaupt die Schotten bei allen „lumbering operations“ als „leading men“ an der Spitze stehen. Sie sind nicht nur die ersten auf den Börsen in Quebec und Montreal, sie sind nicht nur die Chefs der meisten großen Holzhandlungen in Bytown, sie sind auch die Aufführer in den Wäldern; und dies mag wohl zum Theil die gute Ordnung, die in jenen Regionen herrscht, erklären. Die Schotten sind sehr nüchterne, sehr überlegsame und berechnende Leute, und dabei sehr gute Advokaten und Richter. Sie verstehen sich darauf, Menschen zusammenzubringen, zu leiten und ihre Leidenschaften zu dämpfen. Auch das bewundernswürdige Regierungssystem in den vielen Hudsonbai-Territorien ist in der Hauptsache wohl nur eine schottische Erfindung, deren Maschinerie auch fast ausschließlich durch schottische Arme und Kopfstrafe in Thätigkeit erhalten wird. Man kann sagen, daß die Schotten den ganzen Norden von Nordamerika regieren, und zwar regieren ohne Soldaten und bewaffnete Macht, durch ein paar hundert kluger „Agents“ und „Traders“ und „Chieftaders“ (Haupthändler). Dieß sind die bescheidenen Titel sehr einflußreicher und respektirter Leute, die man in Russland Gouverneure oder Kriegsgouverneure nennen würde. Nicht durch Bajonette und Kanonen, sondern bloß durch Befolgung einer klugen Politik, die insbesondere auch Gerechtigkeit und Redlichkeit mit Strenge paart, hat diese — schottische? — Hudsonbai-Companie sich allgemach eine fast

unwiderstehliche Obergewalt, namentlich auch über den mannigfaltigen Indianerstamm verschafft. Sie schlichtet ihre Streitigkeiten, verbietet ihnen Kriege, bestimmt die Preise ihrer Waaren und leitet ihre ganzen Handelsgeschäfte. Ihre Allgewalt ist so groß, daß nicht ein Pelz in dem ganzen Norden von Amerika verkauft werden kann, ohne daß die Hudsonbai-Compagnie davon weiß. Ihr Privilegium des ausschließlichen Handels mit den Indianern weiß sie auf so ausgezeichnete Weise zu handhaben und aufrecht zu erhalten, daß es keiner ungestraft wagen darf, es zu verletzen. Wollte z. B. ein Spekulant, in der Meinung, die Hudsonbai-Territorien seyen groß, und die Polizeidienner und Gendarmen der Compagnie nicht eben zahlreich, ohne Paß landeinwärts reisen und auf eigene Hand mit den Indianern zu handeln probiren, es würde ihm, wenn die Compagnie ihm Feuer und Wasser versagte, äußerst schlecht gehen. Kein Indianer würde ihn bei sich aufnehmen, geschweige denn gar mit ihm handeln. Er müßte geradezu verhungern.

Hier am oberen Ottawa hat die Compagnie zwar kein solches ausschließliches Privilegium, obgleich sie de facto auch dort allein handelt und herrscht. An dem zweitgrößten Nebenflusse des St. Lorenzo, am Saguenay, hatte die Compagnie sonst einen weiten Strich Landes von dem Gouverneur der Provinz Canada gepachtet. Sie bezahlte jährlich 1500 Pfund für die Jagd, den Handel und weitere Benützung eines Distrikts, der größer als das Königreich Sachsen war. Dieser Pachtcontract ist in den letzten Jahren nicht erneuert und das darauf begründete ausschließliche Privilegium der Compagnie hat aufgehört. Seitdem sind nicht weniger als 10,000 Menschen in jenen Distrikt eingewandert und haben sich dort angesiedelt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch am Ottawa die Compagnie bald der Fluth der Einwanderung weichen wird. „Ja wir glauben schon die Zeit zu sehen,“ sagte mir ein Kanadier, „wo wir mit unseren Städten und Dörfern bis an die Ufer der Hudsonbai

selbst vordringen werden. Zwischen dem St. Lorenzo und der Da
mesbai gibt es noch überall ackerbare Land, und das wird alles
einmal ein Theil des großen kanadischen Reiches der Zukunft werden.“

XXIII. Besuch bei Indianern im Wald.

Im höchsten Grade delikat, wie ich oben sagte, sind die Wach-
teln von Canada. Eben so delikat und feinschmeckend in ihrer Art
sind die wilden Pfauen, die man in Canada in den Wäldern
erntet, im Herbst eingekocht und zukert, und die dann wohl einem
verirrten Gastfreunde von schöner Hand präsentiert werden, wie mir
dies in Btown geschah. — „Ich möchte diesen aromatischen Pfauen-
strauch kennen lernen. Er verdiente in der ganzen Welt berühmt
zu seyn.“ — „Es wachsen ihrer genug in einem Stücke Waldes, das
ich einige Meilen von der Stadt besitze. Und dort in eben
diesem Stücke Waldes campieren auch gerade jetzt mit meiner Er-
laubniß einige Indianer, und wenn es nicht so spät Abends wäre,
könnten wir einen ganz interessanten Spaziergang daraus machen,
und die wilden Geesträuche und Menschen besuchen.“

Leider konnte mein trefflicher Wirth eine solche Hindeutung
nicht ungestraft machen. Ich bat ihn, den Spaziergang wirklich zu
unternehmen, und wir hatten uns bald mit Stöcken und Laternen
bewaffnet und wanderten zum Thore hinaus, um einmal zu sehen,
was die Bäume und Indianer in dieser dunkeln Herbstnacht mach-
ten. Ueber einige Felder, Wiesen und Gizzäunungen hinweg hatten
wir bald den Wald erreicht. Es war ein Rest Urforst, der sich,
von unserer Laterne beleuchtet, wunderlich und interessant genug
ausnahm. Mein Freund ließ sein Licht dicht um die dicken Säulen
der Ulmen und Rüstern herum fahren, um mir ihren Umfang zu

zeigen, und blickten wir dann an dem langen Schafte hinauf, so sahen wir das mächtige Gezweige hoch zum Sternenhimmel sich ausschwingen. Es ist merkwürdig, welche leichte und schlanke Formen diese kanadischen Laubbäume entwickeln. Die Ulmen wie die Buchen und Pappeln steigen meistens wie Tannenbäume oder Palmen mit einem ungetheilt mächtigen Schafte in die Höhe, und bilden dann erst oben ein weites Zweigdach, meistens eine runde Kuppel. Bei uns nennt man die Eiche nur stark, knorrig; aber hier gibt es auch schlanke Eichen. Ich sah deren häufig, die ganz wie Palmhäuser gebaut waren, die man so gut wie Fichten gleich aus dem Walde als Masten ins Schiff hätte versetzen können.

Der Grund und Boden, auf dem wir uns forschafften, war ein äußerst malerischer Vorgrund. Alles mit bemoosten Steinen, ganz und halb verfaulten Bäumen, Gesträucheln, Unkräutern, aromatischen wilden Pfauenbüschchen &c. auf wunderbare Weise bedeckt, und hie und da von kleinen Brooks, durch die wir wateten, durchflossen. Wir waren etwas gespannt, ob wir unsere Indianer finden würden, denn mein Freund, der sie kürzlich nicht gesehen hatte, war nicht ganz sicher, ob sie nicht etwa schon fortgezogen. Aber nach einiger Zeit sahen wir einen Schimmer in der Ferne zwischen den Bäumen, und bald zeigte sich dies als das Nachfeuer der von uns gesuchten Leute, das immer heller in der dunkeln Umgebung flackerte und am Ende eine ganze Waldpartie vor unsern Augen erleuchtete.

Wir traten vorsichtig näher, weil wir fürchteten, die armen Leute zu erschrecken. Es war ein sehr lustiges Zelt, große Zeuglappen über Gesträuch und einige kreuzweis gesteckte Baumzweige ausgebreitet. Nur zwei Frauen waren zugegen, eine ältere und eine jüngere, Mutter und Tochter. Die ältere war mit Korbblechten beschäftigt, und die zweite schüerte das Feuer, das dieses Wurzelwerk und große Baumäste verzehrte. Beide hatten ihre nackten

Füße in der heißen Asche und ließen sie an der Gluth braten. Auch blieben sie ganz ungestört in ihrer Lage und emsig bei ihrer Arbeit, und da wir ihnen guten Abend wünschten, erwiederten sie dies ganz einfach, ohne irgend eine weitere Frage über unser Wollen und Kommen hinzuzufügen.

Wir drückten ihnen die Hoffnung aus, daß sie sich nicht über uns erschreckt hätten. Sie erwiederten uns, indem sie, ohne uns anzublicken, mit ihrer Arbeit fortfuhren, kurz: „Sie hätten uns schon von weitem gehört.“ Wir nahmen dann neben ihrem Feuer Platz und knüpften ein Zwiegespräch mit ihnen an, wobei ihre Antworten stets viel kürzer waren als unsere Fragen. Wir lernten von ihnen, daß sie Iroesen seyen aus dem Dorfe Lae des deux Montagnes, bei dem ich Tags zuvor vorübergekommen war. Ihre Männer, Vater und Schwiegersohn, seyen schon seit einigen Monaten weiter den Ottawa hinaufgegangen, um zu jagen. Sie hätten sie bis Bytown begleitet, um sie hier zu erwarten, und dann später zum Lae des deux Montagnes ins Dorf zurückzukehren. Währendweile aber ernährten sie sich hier durch Korbflechten. Am Abend und in der Nacht arbeiteten sie, und am Tage trage die Tochter das Gesetzigte zur Stadt. Die Mutter bewache dann das Lager, suche Beeren, kochte Mais und schaffe der Tochter bei der Rückkehr etwas zu essen. Die Alte sprach kein Wort englisch, aber die Tochter, die auch einige Worte französisch verstand, faßte unsere Fragen und gab uns freundlich Auskunft.

Hundert Schritt davon war noch ein anderes Lager. Es war freilich wie das vorige nur ein einziges Zeuglappenzelt; aber sie nannten es doch „a camp.“ Es war ein Algonquinlager. Über Felsen und andere Naturbarrikaden, die sie zwischen ihren beiden „Lagern“ gelassen hatten, arbeiteten wir uns auch zu ihnen hin. Die Einwohnerschaft war eben so zusammengesetzt wie bei den Iroesen; auch bloß eine alte und eine junge Frau, nur mit der

Variation, daß wir noch im Rasen unter einem Schafstelle verschiedene zarte Stimmen hören und winseln und schreien hörten, die von zwei Kindern der jüngeren Frau herrührten.

Auch hier war das hohe Alter stumm und taub, wenigstens für europäische Laute; die Jugend aber radebrechte englisch. Während wir mit ihr redeten, saß die grauhaarige Matrone unverrückt, und ohne uns eines Anblicks zu würdigen, da und ließ äußerst eifrig ihre zehn Finger um den großen Korb, den sie in Arbeit genommen hatte, herumspielen. Die elastischen Holzstreifen schoben sich hin und her und bogen sich um einander herum, und die überflüssigen Enden fielen unter ihrem Messer herab, alles mit einer Schnelligkeit wie in einer amerikanischen Dampfzägemühle. Wir fragten sie durch ihre dolmetschende Tochter, ob sie sich nicht einige Ruhe gönnen wolle, es sey schon spät in der Nacht, bereits nahe an zehn Uhr. „Die Körbe bringen wenig. Morgen müssen sie fertig seyn. Wir arbeiten alle Nächte.“ ließ sie uns in Kürze wieder sagen.

Als wir fragten, wie alt sie sey, ging der Tochter ihre englische Arithmetik aus. Sie konnte wohl bis fünf oder zehn zählen, aber die weiteren Zahlen wußte sie nicht auszudrücken, und geriet in Verlegenheit. Sie setzte dann der Mutter auf Algonquinisch auseinander, was wir zu wissen wünschten. Und diese, nachdem sie die Frage gefaßt hatte, setzte rasch ihren Korb bei Seite, zeigte uns ihre zehn Finger und fuhr nun mit beiden Händen taftmäßig und in geregelten gleichförmigen Absätzen siebenmal zusammen. Dann griff sie stracks wieder zu ihrem Eiser und flocht hastig weiter. Ich entnahm aus ihrer Eifer und ihrer Emsigkeit, daß vermutlich auch die Anklagen der Trägheit, welche so oft gegen die armen Indianer geschleudert werden, cum grano salis zu verstehen sind. Ich kann das Bild dieser siebenzigjährigen, grauhaarigen Alten, die so eifrig fingernd und dabei so ernsthaft mitten im

comfortlosen Walde auf dem nackten, feuchten Boden dasaß, gar nicht wieder vergessen. Ich wundere mich, daß uns die Maler noch so wenig solche Bilder aus den kanadischen Wäldern hervorgeholt haben.

Vor etwa siebenzig Jahren (um das Jahr 1780 herum) reiste ein Engländer, Alexander Henry, am Ottawa hinauf, da noch von keinem Bytown und keinen Dampfschiffen hier die Rede war. In seinem 1809 in Newyork publicirten Reiseberichte macht er die Bemerkung, er habe aus der Unterredung mit seinen Bootsleuten entnommen, daß die Algonquins vom Lac des deux montagnes das ganze Land am Ottawa so weit hinauf, als bis zum See Nipissing, als ihr Eigenthum in Anspruch nähmen, und daß diese Striche zwischen ihnen familienweise vertheilt seyen. „Sie werden,“ setzte er hinzu, „in ihren Familien vererbt. Und man sagte mir, sie seien ausgezeichnet genau und streng im Aufrechthalten dieser Eigenthumsrechte. Ein Uebergriff in dieselben würde als eine große Peleidigung angesehen, und die Uebergreifer als des Todes würdig betrachtet.“ Ich hätte wohl diese Stelle meiner alten Algonquinin übersetzen und vorlegen mögen, um ihre Gedanken darüber zu hören. Vielleicht war sie eine „große Erbin.“ Vielleicht betrachtete sie die sämtlichen Bytowner als invaders und des Todes würdig. Diese spärlichen Ueberreste der alten Herren des Landes profitiren doch gar zu wenig von der neuen segensreichen Blüthe. Sie machen einen tief melancholischen Eindruck, wenn man sie so dastzen sieht, abseits vom Wege im Walde, in der Ferne die Stadtthürme der Eindringlinge und am Rande des Horizontes hie und da ein Aufblitzen des großen Stromes, auf dem sonst ihre fühen Söhne das Canoe hin und her führten, und den nun der Dampf beherrscht. Da kann es wohl heißen wie in der Bibel: „Ich will dich hiauswerfen aus dem Lande deiner Väter, und du sollst ein Fremdling werden in deinem eigenen Lande.“

Ich bemerkte auch hier wieder, wie sehr diese schwachen

Ueberreste die Indianer selbst in dem Zustande fast völliger Stamm zertrümmerung, in denen sie sich befinden, doch noch die Namen, Sprachen und Eigenthümlichkeiten ihrer Stämme aufrecht erhalten. Auch die uralten Abneigungen und Feindseligkeiten eines Volks gegen das andere spielen noch in diesen Stammatomen fort, sowie das Herz des Störs noch in alter Weise sich regt, selbst wenn man das Blut und den ganzen Organismus schon zerstörte. Wir bemerkten dies in unserem Falle, als wir unsere Frauen beim Eintritt fragten: ob sie Mohawks seyen, und sie uns mit besonderem Eifer und Nachdruck antworteten: „O nein Herr! nein! nein! nicht Mohawks, Algonquinen!“

Mein Freund und Begleiter, der alle Theile Canada's bereist hatte, erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß insbesondere der Stamm der Mohawks noch heutiges Tages hier weit und breit Schrecken einflöße. Er habe dies namentlich unter anderem in Neubraunschweig beobachtet bei den dortigen armen Mickmacks. Bei ihnen scheucht man noch heutiges Tages die Kinder mit dem Namen „Mohawks“ zu Bette. Und einmal geriethen dort die Bewohner eines Mickmac-Dorfes in ernstlichen Aufruhr, ergriffen mit Weibern und Kindern die Flucht, und liefen zehn Meilen weit geradeaus, weil sich das Gerücht verbreiter hatte, Mohawks seyen im Anzuge.

Die Grausamkeiten, welche die Mohawks an allen ihren Nachbarn einst übtien, müssen wohl ganz entsetzlich gewesen seyn, oder ist die Phantasie der Indianer so impressionabel, ihr Gedächtniß so unverwüstlich, daß sie noch nach hundert Jahren gleichsam von dem Gespenste eines Volkes in Angst gesetzt werden, von einem Volke, das schon seit lange fast gar nicht existirt.

Man hat mich zuweilen in Canada ein wenig belächelt, daß ich so ängstlich — selbst in der Nacht mit der Laterne — die Trümmer der nun so völlig herabgekommenen Indianerstämme aufsuche. „Was lernen Sie bei diesen Leuten kennen? — Es ist

nicht der Mühe werth. Sie sehen in ihnen nichts als — so zu sagen — die wahre Canaille der Indianer. Gehen Sie nach dem weiten Westen, da werden Sie ausgezeichnete Stämme, stolze Leute finden, die selbst mit Verachtung auf ihre armeligen Landsleute in Canada herabsehen.“ — So sprach man zuweilen zu mir, und ohne Zweifel in vieler Hinsicht gewiß mit vollkommenem Rechte.

Doch es ließe sich manches darauf erwiedern. Ich gebe zwar zu, daß die wilden und noch rohen Urväter des Westens ihr eigenes, ganz besonderes Interesse gewähren, welches diese halbzahmen und selbst zuweilen in ihrem Blute gemischten Canadier nicht haben. Allein eben so bieten diese Mischlinge ihre höchst merkwürdigen Seiten und Anlässe zu Untersuchungen dar, die bei den Vollblütigen gar nicht in Rede kommen. In der Ethnographie, wie in der ganzen Natur sind die Zwitter- und Mischzustände für den Beobachter gerade vorzugsweise wichtig. Ueber eine Menge Fragen kann man nur eben bei den Indianern Aufschluß bekommen, die mit der Civilisation in mehr oder weniger innige Berührung kommen. Da kann man besser sehen, wie die Civilisation auf sie wirkt, welchen Grades von Culture sie fähig sind, welche moralische und physische Krankheiten sie annehmen, welche nicht. Auch liegen die Vergleiche und Contraste mit den Europäern viel näher und sind frappanter. Zugleich sind die Ergebnisse psychologischer Beobachtung oft viel überraschender. Daß bei den Barbaren des Westens ein Stamm den andern mit blutiger Nachsucht und in unverwüstlichem Hader verfolgt, darüber wird sich niemand wundern. Aber daß diese Gefühle des Hasses so unwertigbar sind, daß sie noch in den friedlichen und längst christlichen Dörfern des Ostens wie Träume wieder auftauchen, nachdem der Gegenstand des Hasses längst ins Grab gestiegen ist, dieß, sage ich, ist viel pittocker. Wenn man mir eine ganze Flasche mit Moschus zum Riechen gibt, so ist mir dies zu stark. Aber wenn irgendwo vor vier oder fünf Wochen

ein Tropfen Moschus hingefallen ist und man darüber wegsegte und wischte, und doch den Geruch nicht vertilgen konnte, so verweile ich gern dabei, die Naturkräfte bewundernd.

Ich werde mich daher nicht irre machen lassen, und fortfahren, wo ich nur kann, die Legten der Mohawks, der Algonquins, Micmacs und Iroesen aufzusuchen, und sie meinen Lesern, so gut ich es vermag, in kleinen Gemälden vorzuführen.

XXIV. Der Kasernenhügel.

Die Häusermasse von Bytowntheilt sich hauptsächlich in zwei große Gruppen. In der Mitte zwischen beiden erhebt sich ein breitköpfiger Felsen oder Hügel, von dessen Gipfel aus man den schönsten Ueberblick der ganzen Position erhält.

Das Gouvernement und namentlich die Militärgewalt hat von diesem Felsen Besitz ergriffen. Er gehört dem „Imperial Government“ Canada's, wie jener eben erwähnte militärische Rideau-Kanal. Man betrachtete nebst noch vielen andern Ländereien auch diesen Hügel als ein Zubehör des Kanals, den er vertheidigen helfen könnte. Das Provinzialgouvernement und in specie die Stadt Bytown möchten jenen Hügel, der mitten in ihrer Stadt liegt und auf dem die schönsten Stadtanlagen ausgeführt werden könnten, nun für sich haben. Das Provinzialgouvernement aber will zwar gerne den Rideau-Kanal der Provinz übergeben, nicht aber die Ländereien, Hügel, Felsen ic., die noch einmal für militärische Zwecke und namentlich für Befestigung der Stadt Bytown sehr bedeutend werden könnten.

Bisher standen bloß einige Kasernen auf dem Hügel, daher der Name: „the Barrucks Hill.“ Diese gewähren jetzt einen

sehr miserablen Anblick, da sie kürzlich zu Ruinen zusammengebrannt sind. Doch so ungewöhnlich auch der Standpunkt des Beschauers, so merkwürdig ist das ganze Panorama rings umher. Man sieht alles, was ich oben beschrieb, und mehr noch mit einem Blicke vor sich. Die lange Linie der Katarakten hat man gerade im Angesichte; zu beiden Seiten rechts und links die weitgestreckten Häusergruppen der wachsenden „Metropolitan City of the Ottawa;“ dazwischen die Schleusenarbeiten und die andern sich drängenden Etablissements, und das Ganze dann im Hintergrunde eingehüllt in eine unabsehbare Masse von Wald. Wenn man das so ansieht, so möchte man den Wald den Jupiter und die Stadt die Minerva nennen, die unerhörlich, fit und fertig, schön und gerüstet aus jenem hervorsprang.

Mehr als alles beschäftigte mich der Hinblick auf den breiten Silberstreifen des Ottawa, der sich oberhalb der Katarakte in die weite Ferne verlor. Wie gerne wäre ich ihm noch mit etwas mehr als mit dem bloßen Auge gefolgt! Es soll da eben noch so viele interessante Dinge geben, und es ist keineswegs sehr schwer zu ihnen zu gelangen.

Zuerst kommt noch oberhalb der Chaudière von Bytown eine ganze Reihe von freilich minder großartigen Katarakten, die erste, zweite u. Chaudière. Sie bilden eine Reihe von Rapiden, eine Portage, die eine schöne makadamisierte Chaussee durchschneidet. Darauf wird der Fluss wieder so ruhig und breit wie ein See, und du besteigst ein Dampfschiff, das dich rasch durch schöne Scenerien 30 oder 35 Meilen hinauf führt. Da ist die Wasserwelt wieder mit Felsen vernagelt; aber es ist schon eine kleine Pferde-Eisenbahn hingerichtet, die dich schnell wieder zu frischem Wasser hinüberführt. In der Nähe sind die berühmten Katarakten, „les Chats“ (die Katzen) genannt, oder vielmehr acht kanadisch „les Chouts,“ und auf gut britisch „the Shaws.“ Man besteigt dann noch einmal ein Dampfschiff, jedoch schon ein ganz kleines,

und noch einmal einen Wagen. Man passirt längs der beiden großen flachen und fruchtbaren Inseln: „Calumet-Insel“ und „Alumetteinsel“, die dermaleinst, wie die Insel von Montreal, zu Gärten verwandelt seyn werden, die aber jetzt mit ihren Namen nur noch an solche kleine Reiseabenteuer, wie die Jesuiten sie hatten, an eine Tabakspfeife (Calumet), die sie dort rauchten, oder an ein Schwefelhölzchen (Alumette), das ihnen vielleicht einmal rasch Licht und Rettung schaffte, erinnern.

Endlich eröffnete sich vor dir jener lang gestreckte Felsenkanal, jene Wasserröhre, von der ich oben sprach. Der Ottawa ist auch hier, 350 Meilen oberhalb seiner Mündung, noch immer ein mächtiger breiter Strom. Er bleibt es auch noch später für längere Zeit. Aber nach der „langen Straße“ gibt es dann kein anderes Vehikel mehr als das indianische Birkenrindenkanoe, und bald auch keine Bewohner mehr, als einige Agenten der Hudsonbai-Companie, und dann seitwärts in den Wäldern und an den Nebenflüssen hinauf die überall eindringenden Lumbermen. Aber Kaufleute, Handwerker und andere folgen ihnen rasch nach. Überall schon werben im Thale an den Ufern des Flusses kleine Stores aufgerichtet, aus denen sich die Nachbarschaft versorgen kann, und da ist kein Zweifel, daß manche dieser Stores, wo jetzt die Lumbermen sich ihren Tabak kaufen, ein Sämchen ist zu einer Ottawa-Stadt, die man noch vielleicht vor dem Schlusse dieses Jahrhunderts in unsere geographischen Handbücher eintragen wird.

Und daß dem so seyn wird, beruht auf jener geographischen Position und Richtung des Ottawa, auf die ich schon oben anspielte, vermöge deren es von Montreal und Quebec zu den oberen Partien des Huronensees, zum Eingange des Lake Michigan und zum Lake Superior keine kürzere Naturbahn gibt, als die Wasserader und das Thal des Ottawa. Es müssen und werden sich in Kürze sehr merkwürdige Eisenbahnen hier durcharbeiten. Sie

der beiden und „Allzu Gärten nur noch atten, an er an ein rasch Licht te Felsen- r Ottawa och immer später für es dann endenkanoe, der Hud- ad an den en. Aber Überall ie Stores ann, und die Lum- Ottawa- Jahrhun- raphischen oben an- den oben gan und Wässer- eden sich en. Sie werden an dem Ottawa bis zu der Einmündung des Nebenflusses Mattawan hinaufgehen, von da dem Thale dieses Flusses folgen und dann über den Lake Nipissing und längs des French-River den Huronensee erreichen. Diese Combinirung von Flüssen und Seen ist eine uralte Straße, welche die Indianer entdeckten, von unvor- denklichen Zeiten her benützen und den französischen Jesuiten zeigten. Von selbst hätten die Jesuiten sie sobald nicht gesunden. Sie wären natürlich dem großen Kanale des Ottawa aufwärts gefolgt. Wie hätten sie sogleich von vornherein auf die Idee kommen sollen, daß sie bei der Einmündung des kleinen Mattawan links abschwenken müßten, um durch ihn zu großen Seen und wichtigen Gegenständen und Völkern zu gelangen? Und wie hätten sie es gleich wissen können, daß der obere Hauptkanal sich in den kalten Wüste- nien der Hudsonbai-Länder mit seinen Quellen verliert? Ich wiederhole es, unsere europäischen Entdeckungen in Amerika be- ruhen fast überall auf lange vorhergegangenen uralten Entdeckungen und Explorationen der Indianer, die alles längs ausprobirt hatten und unseren Leuten die Wege wiesen.

Der obere Ottawa oberhalb der Einmündung des Mattawan ist noch heutzutage wenig bekannt, eben weil er gar keinen bedeu- tenden Verkehrsweg anbahnt. Bis zum Jahre 1846 war nur etwas mehr als die Hälfte des ganzen Flusses wirklich vermessen (surveyed) und darnach bis zum Fort William auf den Karten verzeichnet.

Das größte Verdienst um die weitere Vermessung und Dar- stellung dieses interessanten Stromes hat der berühmte canadische Staatsgeolog Hr. Logan in Montreal, der jahrelang auf Dampf- schiffen und Rindencanoes und zu Pferde längs vielen Branchen des Ottawa mit Messkette, Zisch und Magnetnadel u. a. auf und abgereist ist, die Physiognomie seiner Adern zu erkennen und zu porträtiiren. Dieser vortreffliche und liebenswürdige Gelehrte trieb

die Vermessung 300 Meilen höher hinauf bis zu dem großen See Temiscaming, den der Ottawa durchfließt, und bestimmte auch zugleich den Lauf mehrerer Nebenbranchen des ganzen Labradorths.

Über die entlegenen Quellen, zu denen er selbst nicht gelangen konnte, zog er Erforschungen ein, und ließ sich von Indianern, Halfbreeds und Lumbermen Karten einschicken, die sie nach ihren Erfahrungen und Kenntnissen entworfen hatten. So ist denn ein äußerst interessantes geographisches Material zur Darstellung des ganzen Ottawastrusses zu Stande gekommen. Ein Theil dieses Materials ist schon der bekannten und allgemein verbreiteten Labouchetischen Karte von Canada einverleibt. Allein bei Hr. Logan selbst und dann bei dem ausgezeichneten und liebenswürdigen Hrn. Russel in Bytown sah ich große Detail-Manuscriptkarten, die noch nicht publicirt sind.

Aus diesen Karten und den gütigen Auseinandersetzungen ihrer beiden Besitzer und Urheber ging mir dann hervor, was ich gar nicht erwartete, daß ein großer Theil des Ottawastrusses noch durchaus nicht vermessen und bekannt ist, noch heutiges Tages selbst, wo wir diesen Fluss auf so vielen Karten schon bestimmt und scharf in allen seinen Partien haben dargestellt gesehen. Oberhalb Lake Temiscaming ist alles nur den Gens de chantier bekannt. Man ist noch nicht ganz über die Quellen einig und welche Branche eigentlich als die Quellenbranche oder als der Main-Ottawa angesehen zu werden verdient. Der wahre Ottawa soll aus Grandlake kommen; aber dann oberhalb Grandlake fallen die Quellen noch 100 Meilen entfernt seyn.

Wie der Ottawa selbst, so stecken auch seine oft nicht unbedeutenden Nebenflüsse mit ihren Quellenhäuptern noch sehr im Dunkeln. Der große Gatineau ist zum Beispiel 300 Meilen weit aufwärts vermessen. Das Stück von da zu den Quellen (etwa

60 Meilen) ist unbekannt. Der Kopowasfluss wird eben jetzt erst vermessen.

Uebrigens sind die von Indianern, Halfbreeds und Jägern der Hudsonbay-Company entworfenen Karten durchaus nicht zu verachten. Hr. Logan in Montreal hatte später die Güte mir ein solche Karte zu zeigen, die er von einem Flusabschnitte vor der Vermessung empfangen hatte. Wenn wir sie mit dem Bilde, das die Vermessung selbst als Resultat geliefert hatte, verglichen, so fand sich, daß die Verengungen des Flusses, seine Winkel und Serpentinen, die Form und Zahl der Inseln, die feenartigen Erweiterungen &c. auf eine bewundernswürdig treue und gewissenhafte Weise angegeben waren. Wir werden indeß bald wieder sehr merkwürdige und großartige Karten über Canada erscheinen sehen. Und auf diesen Karten wird namentlich die ganze Geologie des Ottawa der Welt ganz neue von Hrn. Logan entdeckte Züge offenbaren, und es wird dies wieder eine Veranlassung seyn, den Ruhm und die Kenntniß dieses Landes weiter zu verbreiten und es der Welt mehr zu eröffnen.

XXV. Rauchfrost.

Ich war den Tag vorher schon um Mitternacht an Bord unseres Dampfers gegangen und hatte mich ruhig zu Bett gelegt, in der Hoffnung, daß wir noch während der Nacht ein gut Stück Reise zurücklegen würden. Spät am andern Morgen, da schon die Frühstücksglocke durch alle Räume des Schiffes ihr gewöhnliches Zetergeschrei erhob, erwachte ich, wunderte mich ein wenig, daß ich während der Reise so äußerst sanft und ungestört geschlafen hatte, was sonst gewöhnlich auf den lärmigen Dampfern nicht der Fall

ist, und fand dann am Ende, daß wir noch fest vor Ufer waren und die Ufer von Bytown noch vor unsern Fenstern lagen. „Was gibts?“ fragte ich einen unserer freundlichen kanadischen Wärter. Denn zur Freude des Reisenden ist auch auf dem ganzen Ottawa wie auf dem St. Lorenzo die Bedienung auf den Dampfschiffen französisch oder kanadisch, d. h. äußerst angenehm, gefällig, munter, heiter, höflich, mit einem Worte, vollkommen. „Nous nous sommes arrêtés toute la nuit, Monsieur, il fait un temps boueux, Monsieur, ce que nous appellons la brame. Voilà Bytown! Voilà les Chaudières, et tout ce que vous avez quitté hier au soir!“

Wenn ich bisher noch nicht wußte, was ein „temps boueux“ und „ce que nous appellons la brame“ sey, — denn in dem Lexikon der französischen Akademie finden sich diese Worte nicht — so lernte ich es doch bald, denn als ich auf unsere Schiffsgallerie hinaufstieg, um auszuschauen, da erblickte ich — nichts, oder doch nicht sehr viel mehr als nichts, einen dichten rauhen Nebel, der noch einige Zeit anhielt und endlich gegen zehn Uhr Morgens der immer zudringlicheren Sonne wich.

Ich war nicht unzufrieden mit dem Aufenthalte. Denn als wir uns endlich flußabwärts in Bewegung setzten, bekam ich nun manche Flusspartien bei Tage zu sehen, die mir auf der Herfahrt in Nacht versteckt geblieben waren. Ich glaubte zunächst durch einige noch herumschleichende Nebelstreifen hindurch den berühmten Wasserfall des Rideau zu erkennen. „Ist das nicht der Rideau-katarakt?“ fragte ich einen Engländer, der auch ins Freie hinausblickend neien mir stand. „No, Sir, that are Mr. Mackays water privileges.“ (Nein, Herr, das sind Herrn Mackays Wassermühlen.) „Ganz recht, nun ja! also doch die schönen Gardinen-katarakte! Ich habe schon gehört, Herr Mackay habe sie zum Theil zu Sägemühlen benutzt. Er spannt so zu sagen den Pegasus anstatt

eines Ochsen ins Dach. Aber Sie, mein Herr, sollten doch den
graziösen Wasserfall, der schon vor 200 Jahren die christlichen
Missionäre entzückte, nicht übersehen.“ Uebrigens hätte ich längst
bemerken sollen, daß man hier zu Lande das Wort privilege oder
water privilege in einem ganz besonderen Sinne nimmt. Man
meint damit keineswegs die Privilegien, die jemand vom Staate
erhalten hat, sondern vielmehr die Vortheile, welche die Natur irgend-
wo geschaffen hat, und die man zur Erlangung und Begründung
eines Privilegiums oder Rechtes benutzen konnte. So wird zum
Beispiel ein kanadischer Britte beim Anblick eines sehr vortheilhaft
gelegenen und leicht benutzbaren Wasserfalls ausrufen: „what a
fine water privilege!“ (Was für ein ausgezeichnetes Wasserpri-
vilegium!) In demselben Sinne sagen sie auch: „these water
privileges are become my property.“ (Diese Wasserprivilegien
(Wasserfälle), und damit verbundene Mühlenwerke sind mein Eigen-
thum geworden.)

Der Haarfrost oder „la brame“, der sich an die Bäume ge-
setzt hatte, verschönerte die Flüßiger und unsere Hinabfahrt auf eine
zauberische Weise. Wir waren zwar erst in der Mitte des Wein-
monats und die Bäume waren noch mehrfach mit Laub bedeckt, mit
schönem goldgelbem, hochrothem, dunkelbraunem und zum Theil sogar
auch noch mit grünlichem Laube. In alle diese Farben nun auf
einmal den Reif hineingestreut zu sehen, das gab Veranlassung zu
wirklich zauberischen Schauspielen und Scenen. Die Grundfarbe
der Blätter schimmerte stellenweise durch das weiße zarte Himmels-
mehl hindurch und erschien durch dasselbe äußerst zart gedämpft oder
nuancirt. Zuweilen, wenn man die Blätter näher ansah, war es,
als wenn Silberstaub auf Gold gestreut worden wäre. Da der Reif
sich äußerst ruhig und gleichmäßig überall angesezt hatte, — anders
als bei einem Schneefalle — so gab es äußerst genaue und scharfe
Linien und Umrisse, sehr zarte Schattirungen, als wenn ein fleißiger

Maler jede Partie seines Gemäldes sorgfältig anstüpfelte. Auf den Inseln des Flusses standen die gepuderten Bäume dicht gedrängt und ihre kristallisierten Zweige hingen tief auf den braunen Spiegel des Ottawa, der ihr Bild zurückwarf, herab. Auch an den Hängen der Ufergebirge bis auf die Gipfel hinauf waren alle Regenbogenfarben der verschiedenen Waldbestände mit zartem Weiß angezogen. Wir wurden es nicht satt, mitten durch diese reizenden Szenen dahinzusliegen. Gegen Mittag aber hatte die Sonne sich so lange an allen diesen Millionen reizender Krystalle ergötzt, daß dann am Ende das ganze Spielzeug abgenutzt und verschwunden war. Auch hatte sie dann völlig die kleinen Nebelpartien verjagt, die den Morgen über noch hie und da über dem Wasser schlummerten und aus denen, wenn unser Dampfer vorüberflog, Enten und anderes Gevögel schreiend hervorflögten.

Die Leute erzählten mir, sie hätten schon am 1. September dieses Jahres einen solchen Haar- oder Rauchfrost gehabt. Und überhaupt, sagten sie, wären in diesem Jahre nur zwei Monate ganz ohne Frost gewesen. Gewöhnlich, so sagte mir der Schiffskapitän, hörte die Schifffahrt etwas nach der Mitte Novembers auf, und meistens friere der Ottawa schon im Anfang Decembers zu, gewöhnlich, wenigstens in den scenartigen und ruhig liegenden Abschnitten, äußerst regelmäßig und glatt, so daß sich meistens eine schöne Schlittenbahn darauf eröffne. Der Transport des Holzes von oben herab höre dann freilich auf, aber von unten und von Bytown her kämen dann kleine Schlittenarawanen herauf, mit Provisionen, Werkzeugen, Manufakturwaren u., um die Ansiedlungen der Lumbermen in den Wäldern zu versorgen. Bier oder fünf Monate lang bleibt der Fluß steif und fest gefroren und löst sich meistens erst wieder im Anfang Aprils, nie vor dem 5. April. Er bleibt bis zum 1. Mai unbeweglich. Und dies alles unter demselben Breitengrade, unter welchem die Gironde in

selte. Auf
ht gedrängt
en Spiegel
n den Ge-
alle Regen-
Weiß ange-
reizenden
me sich so
dass dann
nden war.
t, die den
erten und
d anderes

September
abt. Und
nate ganz
fkapitän,
auf, und
zu, ge-
den Ab-
ens eine
Holzes
und von
uf, mit
die An-
. Bier
ren und
or dem
nd dies
onde in

Südfrankreich fließt! Man glaubt in Canada, daß mit dem beson-
ders kalten Klima des Landes auch die Jamesbai, dieser südlichste
Ausläufer oder Sack der Hudsonbai, etwas zu thun habe. In
diesen Sack, dessen Klima von den Zeiten des ersten Entdeckers im
übelsten Ruhe stand, werden seit den herrschenden Nord- und Nord-
westwinden große Eismassen aus der Hudsonbai tief nach Süden
hinabgetrieben. Sie fangen sich hier wie Fische in einem Rege,
und treiben sich den größten Theil des Jahres, ohne zu schmelzen,
herum, und die Jamesbai wirkt daher wie ein Stühlofen auf die
ganze Nachbarschaft.

Der nützlichste Waldbaum in Canada ist zugleich auch der schönste,
wenigstens im Herbst. Der zuckerhaltige Ahorn entwickelt auf seinen
Blättern die goldigsten Farben. Auch halten sich seine Farben und
Blätter länger als die der übrigen Bäume. Rothschimmernde Maple-
trees ragten noch überall aus dem schon gebräunten oder ganz zer-
störten Laube der übrigen Bäume hervor. Man zeigte mir im Vor-
überfahren und auf unsrer Anhalteplägen die beiden Hauptarten
dieser merkwürdigen Baumgattung. Die eine, und zwar die vorzüg-
lichste Gattung nennen sie: „the hard mapletree,“ die andere „the
soft“ (harter und weicher Ahorn). Aus beiden Gattungen wird
Zucker gemacht, vorzugsweise aber aus der ersten. Sie gibt auch
das nachhaltigste Brennholz in Canada, sowie auch das zierlichste
Holz zu Tischlerarbeiten, hat überhaupt einen so mannigfaltigen
Nutzen, daß wahrscheinlich Minerva ihn ganz expreß für die Cana-
dier ebenso aussuchte, wie einst den Delbaum für die Athener. Von
dem „soft mapletree,“ im Lande gemeinlich (aber falschlich) „plane“
(Platanus) genannt, gewinnt man eine geringere Sorte von Zucker.
Der Zuckersaft ist schwärzer und kristallisiert nicht so leicht.

Es gibt noch einen dritten Baum in Canada, aus dem man
Zucker gewinnt, nämlich den „merisier“. Es ist dies ein wilder
Kirschenbaum, der kirschenartige Früchte (merises) trägt. Vielleicht

etwas Ähnliches wie die Marasken in Dalmatien, aus denen der berühmte dalmatische Kirschbranntwein Marasquino bereitet wird. Der Zucker von diesem viel selteneren Merisier wird aber nur in kleinen Quantitäten gewonnen und zu medicinischen Zwecken in den Apotheken verbraucht. Die „planes“ oder weichen Ahornbäume haben eine weiße Rinde mit einer sehr feinen seidenartigen Hautbekleidung, viel feiner als die Haut der Birkenrinde. Sie wachsen in sumpfigen Gegenden und am Wasser, während der harte Ahorn gewöhnlich hohen und trockenen Grund vorzieht.

Ich hatte einen ganzen Rath von Ahornzuckerfundigen um mich, deren Bemerkungen immer noch viel Belohnendes für mich enthielten, so oft ich auch über den Gegenstand gelesen hatte, was Hr. Talbot, Hall, Buckingham und andere canadische Reisende schon davon erzählt haben. Ich will nicht alles wiederholen. Der canadische Zucker wird — ganz anders als der westindische Zucker, bei dessen Erinnerung die armen Neger vor Heize erstickten — am Ende des Winters auf dem Schnee geerntet. Am Ende März, im Beginn des April wird die Sonne schon einige Stunden des Tages brennend heiß, setzt den Saft in den Bäumen in Bewegung und leckt in ihnen den Zuckerstoff. Sollte diese canadische Märzsonne, die schon auf dem Schnee zuweilen so heiße Stiche entsendet, nicht wohl etwas mit dem Umstand zu thun haben, daß derselbe Baum, der bei uns bloß Wasser führt, dort Zucker enthält?

Die ärmeren Bauernfamilien ziehen dann mit Näpfen, Kesseln und Schöpfstellen in den Wald hinaus, bauen sich Hütten und beginnen die Bäume zu bohren. Zuweilen machen sie auch wohl bloß mit der Art einen Schnitt in den Baum, der sogleich blutet und weint. In kleine Näpfe aus Birkenrinde fangen sie den Saft auf und kochen ihn nachher auf eine sehr einfache Weise zu einem dicken Syrup ein, der sich dann bei fortgesetzter Operation zu einer festen braunen Masse kristallisiert und zusammenfestet. Da Frauen

denen der
eitet wird.
aber nur
n Zwecken
en Ahorn-
idenartigen
nde. Sie
der harte
um mich,
enthielten,
r. Talbot,
davon er-
canadische
bei dessen
Ende des
n Beginn
ges bren-
und kocht
onne, die
icht wohl
um, der
Kesseln
und be-
ich wohl
h blutet
en Saft
u einem
Frauen

und Kinder, Jung und Alt bei dieser süßen Ernte eine angemessene Beschäftigung finden können, so gibt es dabei recht muntere und anmutige Szenen. Man sieht diese Szenen in Quebec und Montreal zuweilen auf Gemälden und Kupferstichen dargestellt. Ich erinnerte mich dabei der tartarischen Familien in der Krim, die auch so ins Freie ziehen, um ihren Zucker- und Syrupbedarf aus ihren Apfeln zu gewinnen. Ich gedachte auch der Kinder und Töchter der Letten in Curland, die auch im März in den Wald laufen, um die Birken anzusägen und den gährenden Saft für ihre kleinen Wirtschaften zu nutzen. Auch der Terpentinerüter in den Wäldern der Lombardie und Tirols erinnerte ich mich, die ebenso mit Bohrern, Kerten, Kesseln und Näpfen in den Wald ziehen, um die Fichtenbäume anzusägen.

Man zieht in Canada oft aus einem Baum 50 und mehr Gallonen Saft. Man sagt aber, es schade dies dem Gewächse gar nicht. Im Gegenteil wachse der Baum nach einer solchen Entladung noch munterer und das Holz werde darnach besser und härter. Freilich mag es auch wohl übertrieben werden können. Je älter und stärker die Bäume werden, desto mehr Saft und Zucker geben sie. Ganz junge Bäume haben einen wässrigen Saft und man bohrt sie auch nicht eher an, als bis sie wenigstens $\frac{3}{4}$ Fuß im Durchmesser haben. Wie die meisten Entdeckungen, so haben die Europäer auch den Zucker im Ahorn mit Hülfe und nach dem Vorgange der Indianer entdeckt. Man sieht noch jetzt zuweilen in den Sammlungen indianischer Antiquitäten die steinernen Werkzeuge, welche die alten Wilden zur Zuckergewinnung benutzten. Ich sah zum Beispiel einen ziemlich langen Stein, der der Länge nach ausgehöhlt und an einem Ende angespitzt war, so daß er in den Baum hineingeschlagen werden konnte. Ich hatte die Vorstellung, diese Ahornzuckerfabrikation wäre bloß ein alterthümlicher indianisch-französisch-canadischer Industriezweig, der jetzt nicht viel

zu bedeuten habe. Dies scheint aber keineswegs der Fall zu seyn. Vielmehr nimmt diese Beschäftigung noch immer an Ausdehnung zu, wird immer zweckmässiger betrieben, und stellt ein jährlich grösseres Resultat heraus. Es kommen große Quantitäten dieses Ahornzuckers in den Handel, und viel (so sagte man mir in Canada) wird nach den Vereinigten Staaten ausgeführt, wo man ihn mit dem westindischen Zucker mischt und mit ihm zusammen raffiniert. In Canada raffiniert man aber den Ahornzucker nicht. „Ca ne se paye pas!“ Man findet ihn in seinem braunen Naturzustande, in dem er noch immer etwas holz- oder walbartigen Beigeschmack hat, in jeder Bauernhütte. Auch in den wohlhabenden Familien genießt man ihn wohl als eine Art Confect oder gebraucht ihn auch, wie man mir gesagt hat, zum Einkochen von Früchten.

Da ich diesmal den Isthmus bei Grenville und Carillon nicht mit der Stage-coach, sondern mit einem eigenen kleinen Wägelchen durchfuhr, so hatte ich Gelegenheit, die Bäume der Waldbungen mir etwas näher anzuschauen und auch zum Flußufer selbst vorzudringen; um die Rapiden in Augenschein zu nehmen. Uns begegnete ein ganzer Haufen kanadischer „raftsmen“ (Flößer). Sie zogen im Walde den Fluss aufwärts, um wieder neue Flöße den Fluss abwärts zu führen, ihren „foreman“, einen großen, baumstarken Mann, an der Spitze. Es waren lauter französische Canadier, gar keine „old countryfolks“ (alten Landleute) dazwischen. „The ould contry“ heißt hier Europa und namentlich England. Die Leute sahen äußerst wohl und munter aus, zeigten volle, wohlge-nährte und heitere Gesichter, und pfeifend, schwatzend, laut- und vielstimmig zog der Haufen im Geschwindschritt an uns vorüber.

Man sagt, diese Leute lieben ihr gefährliches Handwerk bis zur Leidenschaft, und ebenso sollen die Lumbermen in den Wäldern ihr Geschäft und ihre Lebensweise allen andern Geschäften der Welt vorziehen. Die Neulinge finden wohl anfänglich manches Unbequeme

darin; aber wenn sie erst einmal „zur Art naturalisiert sind“ (naturalized to the ax), dann wollen sie auch nichts anderes als „axmen“ seyn. Daher ist es denn auch zum Theil so schwer, in diesen Gegenden Arbeiter für andere Geschäfte, namentlich für Kanal-, Eisenbahn-, Straßenbauten zu finden. Denn kaum sind die Irlander oder Schotten eine Zeit lang im Lande, so sangen sie an in die Wälder zu gehen, um als Mitglieder einer Bande von Lumbermen die Art zu schwingen, und vielleicht etwas Ahnliches zu singen und zu empfinden wie die Räuber Schillers:

„Ein freies Leben führen wir,
Der Wald ist unser Nachtquartier!“ &c.

Zwischen den Felsen der Rapiden sahen wir die Trümmer eines Floßes stecken, und Leute dabei beschäftigt, sie wieder hervorzuholen. Sie erzählten uns, es wäre ihnen hier eine ganze „Bande“ aus 20 Eribs bestehend, stecken geblieben. Eine „Bande“ nennen sie eine solche Floßabtheilung, wie sie sie auf einmal einen Katastroph herabschießen lassen. Nach dem, was ich oben sagte, kann also eine „Bande“ oft aus einem halben Floße, oft aus nur wenig Eribs bestehen. Diese Eribs hatte ich auch hier Gelegenheit etwas näher in Augenschein zu nehmen. Sie bestanden aus einem länglich vierseitigen Rahmen (frame), der dann mit Brettern und Holzmassen gefüllt war. Die Rahmen setzen die Lumbermen auf dem Lande oder Schnee zusammen, lassen sie dann ins Wasser, wenn die Flüsse aufgehen, und füllen sie aus. Mit Stricken, aus Rüthen geslochten, werden die Eribs dann aneinander befestigt.

Unsere Reise war eigentlich mehr eine Land- als eine Wasserfahrt, denn wir fanden vielfache Gelegenheit zu kleinen Fußpartien, sahen auch gegen Abend bald wieder im Nebel fest und übernachteten in der Nähe der alten französischen Seigneurie Baudreuil am lac des deux montagnes. Ich benützte diese treffliche Gelegenheit darum, um einen deutschen Farmer am Ufer zu besuchen. Da, wie ich

schon sagte, deutsche Farmer hier eine große Seltenheit sind, so war ich begierig, das Etablissement des Hrn. Xmeier zu besuchen.

Ich fand in ihm einen vortrefflichen alten, sehr gesprächigen Gentleman, der, wie ich bald abnahm, in seiner Nachbarschaft sehr beliebt war und Ansehen genoß. Denn den Hrn. Xmeier schien jeder zu kennen und gerne: „mein lieber Herr Xmeier!“ anzureden.

Er erzählte mir, daß er der Sohn eines deutschen Soldaten sei, der mit den Britten ins Land gekommen, und der wie viele andere Soldaten hier ein Stück Land bekommen habe. Er zeigte mir sein geräumiges und schönes Haus und seine zahlreiche und blühende Familie. Sein Schwiegersohn, ebenfalls ein großer, wohlgewachsener und intelligenter Mann, war auch ein Deutscher, der erst später ins Land gekommen. Derselbe hatte erst kürzlich seine alte Mutter aus dem Schwarzwalde nachkommen lassen und mit ihr seinen jüngsten Bruder. Beide waren erst ein Jahr im Lande, und mich interessirten die Contraste zwischen ihnen und den schon ganz amerikanischen Familienmitgliedern, die auch anwesend waren.

Der junge Bruder — wenn auch nicht ganz, doch halb das, was die Amerikaner ein „Greenhorn“ nennen — sah aus wie ein noch nicht völlig gefiederter Vogel, etwas pflaumfederig, recht großaugig und gar nicht so ernst und selbstbewußt, wie ein alter Erfahrener, sondern etwas scheu, bescheiden und jedesmal recht freundlich lächelnd, wenn man ihn anredete. Er zwitscherte aber doch schon ein wenig englisch. Und gar kein Zweifel, nach zehn Jahren wird er sich so gut herausgemeistert haben, wie sein Bruder.

Die alte gute Mutter vom Schwarzwalde, schon nahe an siebzig und doch noch eine Auswandererin nach der neuen Welt, sprach noch gar kein Wort englisch, und saß etwas abseits in einem Winkel strickend. Sie war die einzige im Zimmer, die arbeitete. Ich fragte sie, ob sie nicht doch das Vaterland recht bedauere und vermisste. — Ach ja, sagte sie seufzend, es wäre ihr wohl recht leid drum. Aber so

sind, so war suchen.

gesprächigen barschaft sehr Emeier schien " anzureden. en Soldaten ber wie viele . Er zeigte albreiche und roßer, wohl- euscher, der kürzlich seine und mit ihr Lande, und i schon ganz waren.

ch halb das, aus wie ein recht groß in alter Er recht freund aber doch ehn Jahren uder.

e an siebzig sprach noch im Winkel Ich fragte iße. — Ach . Aber se

gut wie hier in dem schönen weitläufigen hellen Hause ihres Sohnes hätte sie es doch dort in ihrer Hütte nicht gehabt. — „Ja, Mutter,“ fiel der Sohn ein, „und dann gellen euch doch auch hier die Thren nicht so, wie in Deutschland, von dem ewigen Schellen und Klingeln der Tareneinsforderer.“

„Ja des isch wohr, des war schier halt nicht zum Aushalten. Manchesmal har's wohl dreimal an der Thür geschellt, der Polizediener, der Dorfgendarm, der Kirchenküster, der Amtshofschreiber. I weiß halt nit, immer hot's halt ebbes g'habt. Ja, des ist wohr, vor dem da habe ich jetzt Ruhe!“

„Wir zahlen hier in Canada, mein Herr, so gut wie gar keine Tare,“ setzte mir der Sohn auseinander, „weniger als in den Vereinigten Staaten. Unser Seigneur erhält von 90 Arpents $2\frac{1}{2}$ Achtel Weizen und dann noch 4 Schilling und 6 Pence. Dann haben wir noch jährlich ein paar Schillinge Schulgeld zu zahlen. Das ist alles! Nun, das drückt uns nicht.“

Fern von der guten alten deutschen Mutter, in „rockingchairs“ sich schaukeln, saßen zwei junge Damen, die liebenwürdigen Entlein des Chefs der Familie. Sie waren mit seidenen Kleidern und Bändern geschmückt und hatten die Arme übereinander geschlagen. Ein paar junge Amerikaner, die auch von unserem Dampfschiffe herübergekommen waren, machten ihnen die Cour. Ich hörte französische und englische Worte gemischt: „You always talk with a double entendre, Mister . . . ! Vous êtes un humbug, Monsieur!“ — „Kinder! Kinder! wie könnt ihr nur so schwatzen? Habt ihr denn gar nichts zu schaffen! Da sitzt ihr angeputzt, wie die lieben Engel, und röhrt die Hände den ganzen Abend nicht!“ So hätte wohl gern die alte Großmutter aus Deutschland, die mir immer wie das personifizierte „ould country“ dazusitten schien, aus ihrem Winkel hervorgekeift. Aber, lieber Gott, sie war hier ja ganz fremd, fast wie die Henne, deren Küklein Enten geworden und auss

Wasser gegangen sind, sie mußte wohl schweigen und sich ganz in der Stille verwundern. Manchmal sah sie mich ganz schüchtern von der Seite an, als wollte sie sagen: „Was denken denn Sie von dieser lieben, ausgearteten und verschwenderischen Jugend?“ Nun ja, ich dachte und gab's ihr auch durch Zeichen und Worte zu verstehen: „Ja ja, es ist a so! Ländlich, sittlich! Hier ist eben eine Farmerstochter ein anderes Wesen als eine Bauerndirne bei uns. Es geht halt so auf die eine Weise, und es geht auch auf die andere. Vortheile und Nachtheile sind halt auf beiden Seiten. Da die hübschen, allerliebsten, aber müßigen, ganz lady-likem Landmädchen, hier der etwas dümmlicher, aber handfeste und gesunde Bauernbube, nebst der fleißigen, sparsamen und forgsamen alten Mutter. Drüben aber wieder die zwar etwas mageren, aber doch noch sehr rüstigen und ungebeugten Vater und Großvater, die ganz das Ansehen unabhängiger Siedler haben. Und dann hier wieder gar keine Spur von dem dreimal am Tage schellenden Polizeidienner. Da neigt sich meine Vernunft doch am Ende nach Canada hinüber, wenn auch meine Sympathien und mein Herz bei dem guten „ould country“ bleiben.“

Ich sah mich nachher auch noch ein wenig im Hause selber um. Die Zimmer waren mit Geweihen von Hirschen, Elennthieren und Rennthieren sehr stattlich ausgeschmückt. Bei uns sieht man dergleichen Hochwildtrophäen nur auf den Sägen der Edelleute oder Fürsten. Wehe dem armen Bauern, bei dem man sie findet! Hier kennt die Flinte des Siedlers nicht den Unterschied zwischen Edelwild und niederer Jagd. „Chemals, da ich hier mit meinem Vater zu leben anfing, war hier noch alles Wald und voll von Wild. Wir kauften 160 Arpents Land sehr billig und „klärten“ den Wald im Laufe der Jahre. Jetzt ist längst alles ringsumher „ klar,“ weit und breit ist Ackerland, und der Wald ist sehr entfernt. Well, Sir, schanen's, des isch a difference! Aber schauen's auch hin, des

sich ganz in
hüchtern von
nn Sie von
end?" Nun
borte zu ver-
ist eben eine
ne bei uns.
f die andere.
Da die hü-
andmädchen,
Bauernbube,
er. Drüben
ehr rüstigen
Insehen un-
keine Spur
a neigt sich
wenn auch
country"

pausen selber
leumthieren
sieht man
lleute oder
det! Hier
chen Edel-
nem Vater
on Wild.
den Wald
ar," weit
Vell, Sir,
hin, des

isch auch a difference." Er zeigte mir ein Bild von Montreal, wie es im Jahre 1803 gewesen war. Die Stadt sah wirklich so bescheiden und kümmerlich aus, wie jetzt kaum eine ihrer Vorstädte. Und Mr. Xmeier zeigte mir mehrere Stellen, wo er an sumpfigen Orten mit seinem Vater Schneysen gejagt hatte, während jetzt dort schöne Häuser und Kirchen aufgeschossen waren.

Ich ließ mich auch noch, so spät es auch schon in der Nacht war, auf das Feld führen, wo man mir von einem dicken wilden Weinstock erzählt hatte. Wir fanden ihn. Es war ein alter, rauher, etwa drei bis vier Zoll dicker Stamm, der in zwei Nesten auseinander ging und mit dem einen in einen Birnbaum, mit dem andern in einen Ahornbaum verschlungen und verwachsen war. Es mußte schon ein ziemlich alter Stock sein. Mein Freund meinte, er sei hundert Jahre alt, und sie hätten ihn daher auch, obgleich er wenig Früchte trage, immer respektirt. Wilde Weinreben wachsen hier nicht nur überall in den Wäldern, sondern sie ranken auch namentlich viel in den Hecken und Umzäunungen, wie bei uns in Norddeutschland die Brombeersträuche. Der Weinstock soll auch in den Wäldern am ganzen Ottawa hinaufgehen, d. h. an einem Flusse, der fünf Monate im Jahre gefroren ist. Es sieht fast aus, als ob der Weinstock sich des Breitengrades des Landes erinnere, während Luft und Wasser ihn vergessen haben. Es scheint übrigens, als ob es auch die ersten Entdecker dieses Landes besonders erfreut und verwundert habe, Wein in diesem Lande zu finden. Sie widmeten im ersten Jubel eine der großen Flussinseln dem Bacchus (l'île de Bacchus). Auf den alten Landkarten des Flusses St. Lorenz sind recht häufig längs der Ufer Weingärten und Weinberge sehr zierlich gezeichnet. Gerade über eben diese wilden Trauben in so rauhen Gegenden hatten sich auch schon 800 Jahre vor den Franzosen die Normannen vor allen Dingen verwundert, und hatten das von ihnen gefundene amerikanische Land nach dem Produkte, das sie hier am wenigsten

zu finden erwarteten, „Weinland“ genannt. Diejenigen, welche noch immer nicht so recht an die normannischen Entdeckungen in Amerika glauben wollen, sollten doch einmal in den alten dänischen Berichten die Stelle nachlesen, wo der alte Deutsche Tüteker, der einzige Deutsche, der die ersten Normannen in Neutengland begleitete, ganz entzückt aus dem Walde, mit einem großen Bündel Früchte in den Händen, hervortritt, und mit dem Ausrufe: „O Trauben, Trauben, wie ich sie in meinem Vaterlande sah!“ zu seinen Gefährten am Ufer eilt. Sie würden dann wahrnehmen, wie sehr diese Erzählung mit den späteren Berichten der Franzosen am Lorenzo stimmt, die auch mit freudiger Verwunderung reife Trauben aus den Wäldern hervorschleppten und, wie gesagt, gleich den Normannen das Land dem Bacchus weihten.

Nebenher kann ich aber bemerken, daß in den kalten canadischen Wäldern auch noch sonst weit weniger Mangel an alterlei Früchten ist, als in unsern Wäldern. Von wilden Pfirsichen- und Kirschbäumen sprach ich schon. Die Stachelbeeren sind hier ebenfalls einheimisch und in allen Wäldern verbreitet; ebenso die Johannisbeeren, Erd-, Kron-, Brom-, Heidel- und noch andere Beeren, alle in großer Fülle und dabei fast alle viel schmackhafter und größer als bei uns.

„Dieser alte Weinstock erinnert mich daran, daß ich Ihnen noch gar kein Glas Wein angeboten habe. Treten Sie herein, mein Herr, und genießen Sie ein Gläschen Rheinwein, wie es so zuweilen hier zu uns nach Canada her verschlagen wird.“ So sprach mein alter Halblandsmann. „Die Deutschen, ich versichere Sie, haben einen hohen Namen in diesem Lande. Man nimmt sie überall gern und heißt sie überall willkommen. Es leben alle Deutschen, die noch einmal in unser Ottawaland einwandern werden! Ich wünsche ihnen, daß sie so zufrieden fern mögen, wie ich es geworden bin!“

„Wie steht es denn mit der Temperatur hier zu Lande, mein werther Landsmann?“

welche noch
in Amerika
en Berichten
ige Deutsche,
ganz entzückt
den Händen,
ben, wie ich
n Ufer eilt.
mit den spä-
mit freudiger
eppten und,
us weihten,
alten cana-
an allerlei
umen- und
hier eben-
so die Zo-
noch andere
hmacshafter

Ihnen noch
mein Herr,
veilen hier
mein alter
aben einen
gern und
die noch
sche ihnen,
!“
ide, mein

„Ach ja, mit der Temperance! An einigen Stellen im Lande ist es gar arg damit. Aber sehen Sie, ich bin halt kein Temperanzmann, ich denke halt, Jeder sollte sein eigener Meischter seyn. Ich bin zwar nur ein deutscher Canadier, aber das macht nichts, ich liebe mir doch zu Zeiten ein Gläschen Rheinwein!“

Ich nahm dann Abschied von meinen guten Leuten und kam spät in der Nacht zu meinem Dampfschiff zurück, das sich gegen Morgen wieder in Bewegung setzte und uns endlich glücklich nach la Chine zurückführte, von wo aus wir dann bald Montreal wieder erreichten.

XXVI. Der Cataragui.

Der Name „St. Laurent“ wurde von dem ersten französischen Entdecker Cartier zunächst bloß einer kleinen Bai oder einem Hafen in der Nähe der Mündung des großen Flusses gegeben. Der Fluss selbst wurde anfänglich bloß „der große Fluss von Neufrankreich“ (*la grande rivière de la nouvelle France*) oder „*la grande rivière de Canada*“ genannt, so wie der große Mündungsbogen des Flusses zwischen Canada und Neufoundland in ältesten Zeiten „Golfo quadrado“ (der Quadratgolf), oder dann: „*la grande baie de la nouvelle France*“ hieß. Allmählig wurde der Name des heiligen St. Lorenz weiter ausgebreitet, zuerst über die besagte Bai, die wir jetzt „the Gulf of St. Lawrence“ nennen, und dann auch auf den großen Fluss von Canada. Dies geschah aber erst zur Zeit Champlains am Anfange des 17. Jahrhunderts.

Während des 16. Jahrhunderts wurde der St. Lorenz gemeinlich nur bis Montreal auf den Karten dargestellt, weil man ihn nur bis dahin sicher kannte. Der Name blieb daher auch

vorzugswise diesem Stücke des Flusses, der auch nur bis zu diesem Punkte eine solche einige und ungetheilte Wasserader darbot, wie sie nöthig zu seyn scheint, um sie einem einzigen Namen unterordnen zu können.

Bei der Insel Montreal zerfällt sich die Wassermasse. Es ließen hier eine Menge Arme zusammen. Es dauerte wohl eine Zeit lang, bis die Entdecker sich hier zurechtfanden und erkannten, daß diese Arme Theile von zwei großen Hauptflüssen seyen, von denen der eine aus Nordwesten und der andere aus Südwesten herabkommt. Beide Flüsse waren beinahe gleich mächtig, und es war daher ziemlich natürlich, daß man annahm, keiner von ihnen sei der eigentliche Fluß St. Lorenz, und daß man in Folge dessen zwei ganz neue Namen erfand. Den nordwestlichen Fluß nannte man „la grande rivière des Ottomais“ (Ottawa) und den südwestlichen fürzern, der einem See (dem Ontario) entfloß, den Fluß von Cataroui oder Cataragui, nach einem Indianerdorfe und Stammie.

Wir sehen während des 17. Jahrhunderts daher lange die Idee vorwalten, daß der St. Lorenz erst aus der Vereinigung des Ottawa und Cataragui bei Montreal entstehe. Später erkannte man, daß dieser Cataragui das ganze Jahr hindurch weit gleichmäßiger groß und mächtig blieb, als der Ottawa, und eigentlich eine Fortsetzung des Hauptkörpers des St. Lorenz selber sey. Man trug daher allmählig den Namen der untern Hauptader auch auf diese obere Hauptader über, und jetzt ist der Name Cataragui fast völlig vergessen und der St. Lorenz herrscht bis zum Ontario. Der Kürze halber kann es indeß wohl erlaubt seyn, ihn noch einmal zu gebrauchen für die Umschreibung: das St. Lorenzstück von Montreal bis zum See Ontario.

Es ist einer der interessantesten Abschnitte des großen Flusses, berühmt durch seine zahlreichen Stromschnellen, durch die anmutigen Landschaften seiner „tausend Inseln,“ und ausgezeichnet durch

gänäle und andere merkwürdige Kunstarbeiten. Wie bei der Fahrt zum Ottawa führte mich die Lokomotive zuerst nach dem alten Hafenorte La Salle's, dem oft genannten La Chine. So sehr sich La Salle auch in dem Namen irrite, den er seiner Colonie gab, so richtig war doch sein Blick in Bezug auf die Wahl der Localität und die Fixierung des Punktes. Denn noch heutiges Tages wie vor 200 Jahren schifft sich Alles,¹ was von Montreal in irgend einer Richtung aufwärts geht, an eben diesem Punkte ein. Auch die Eisenbahnen aus dem Süden und Westen kommen zu diesem einen Wegelnetspunkte und sezen von hieraus in Booten über den Fluß.

Auf einem hübschen Dampfer — einem „pretty fast running boat“ — saßen wir durch den See St. Louis seiner ganzen Länge nach und erreichten am Nachmittage die Katarakte, mit denen der Cataragui sich in diesen See ergießt. Es ist wieder eine ganze Reihe von rauschenden Wirbeln und Stromschnellen, meilenlang, wie an manchen Stellen des Ottawa. An vielen Felsenrissen löst sich der Fluß fast in Schaum auf, indem er nur schmale Kanäle läßt für die Absfahrt der Schiffe. — Die alten französischen Colonisten haben drei Hauptfelsenrisse zu erkennen geglaubt und haben sie den „Lochsprung“ (saut du trou) den „Dickichtsprung“ (saut du buisson) und die „Eberschnelle“ (rapides des cèdres) genannt. „Sauts“ und „rapides“ sind im ganzen Lorenzofystem die gewöhnlichen Namen für Katarakte oder Stromschnellen.

Auch diese Rapiden beförderten eben so wie die oben erwähnte Aemspaltung die Ansicht, daß der St. Lorenz hier am Ende sey. In einer solchen Reihe von Kaskaden scheint der Fluß und seine Bedeutung sich völlig aufzulösen, und es scheint dann, wenn er sich wieder sammelt, etwas Neues geboren. Nach derselben Idee nannten die Römer den Fluß Donau unterhalb der großen Katarakte des eisernen Thores nicht Danubius, sondern Ister.

¹ Nur die Waaren gehen durch den schon erwähnten La Chine-Kanal.

Die Loch-, Busch- und Gedenksprünge haben lange genug die Schiffahrt völlig unterbrochen und haben nur den Transport kleiner Ruderboote möglich gemacht. Bei der Aufsahrt muß man sie noch jetzt in künstlichen Kanälen umgehen. Bei der Abfahrt wagt man sich oft mitten in die Schaum- und Felsenlabyrinth hinein. Namlich thun dies jetzt immer die Dampfschiffe, mit denen wir viel leichter, als mit irgend einer andern schiffbewegenden Kraft vor- und rückschreitende sowohl als Seitenbewegungen ausführen können. — Aber selbst den Dampfern ist diese Passage erst seit einigen Jahren möglich geworden. Jedes Jahr nimmt wohl einige Felsköpfe weg und erweitert einige Thore. Und wir hören auch jetzt bei unserer Reise es überall aus den Gebüschen und von den Flussufern her schreien und donnern, zum Zeichen, daß die Steinmeisen und Ingeneure nicht aufhören, der eignissmäßigen Natur hier eine langjährige Schlacht zu liefern, die sie aber am Ende doch noch gewinnen werden.

Die Aufsahrt durch die Kanäle ist bei den Reisenden als etwas langweilig verschrien. Der Dampfer wird dabei fast ein Dutzend mal in Schleusen eingekerkert, und erhebt sich dann nach der Füllung seines Gefängnisses allmählig wieder auf eine freie Höhe, wo er aber bis zum nächsten Gefängniß nur eine kurze Strecke zu laufen hat. Ich fand aber diese Operationen an sich interessant. Es schien mir, als würden sie verhältnismäßig mit bewundernswertner Schnelle ausgeführt; besonders wenn ich die Menge von Schiffen bedachte, die hin und her passirten und denen wir auf unserer Fahrt begegneten. Freilich erlaubt es die Wasserfülle in dem St. Lorenz, daß diese Kanäle stets reichlich gespeist werden können. Man kann, so oft ein Schiff kommt, ohne Erschöpfung zu fürchten, gleich die ganze Reihe von Kastenschleusen wieder voll machen. Auch haben diese St. Lorenzkanäle und Schleusen den Vortheil, daß sie nie gereinigt zu werden brauchen. Das Wasser

des Flusses ist in den Seen so abgeklärt, daß es fast gar keinen Schmutz und Schlamm hinterläßt.

Wenn die Distanz zwischen zwei Schleusen nicht sehr groß war, hatten wir Passagiere zuweilen Zeit, die Strecke zur Abwechslung zu Fuß zu machen. Wir sahen dann oft ganz in unserer Nähe Abschnitte des alten wilden, breiten und waldigen Flusskanals, in dem die Natur ihre tausendjährige Arbeit noch nicht beendet hat.

Man sagte mir, daß diese Kanäle jetzt Schiffe von 10 Fuß Tiefe zuließen, und daß mithin ziemlich große Seeschiffe und auch Seeschiffe jetzt hier durchpassieren könnten. Da ähnlich tiefe Kanäle auch weiter oberhalb die Wasserfälle von Niagara und St. Marie umgeben, so können jetzt Seeschiffe von nicht allzumassenhafter Größe und Ladung von Chicago und von den entlegensten Punkten des Lake Superior nach Montreal und Quebec zum atlantischen Ocean herabkommen. Man hat seit einiger Zeit Schiffe in Montreal ankommen sehen, die einen Binnenlandwasserweg von 1400 Meilen zurücklegten. Man hat am Ontario Schiffe für Australien gebaut und sie direkt aus den inneren Häfen dieses Sees um die Welt segeln lassen.

Dies alles ist schon außerordentlich, wenn wir es mit dem vergleichen, was nur noch vor einigen Jahren hier möglich war. Aber man denkt schon auf neue und noch großartigere Erweiterungen. Die Kinder in Alm. ista wachsen außerordentlich schnell, und kaum hat man ihnen einen Rock machen lassen, so wird er schon zu eng gefunden und man muß wieder auf ein größeres Kleid denken. Der Eriekanal war kaum fertig, so fing man schon an, seine Erweiterung und die Befestigung seiner alten engen Schleusen zu betreiben. Eben so geht es hier. Man will die Lorenzokanäle auf 14 Fuß Tiefe und doppelte Breite erheben, und hofft dies in kurzem auszuführen. Dann können auch die größeren Seeschiffe, was die kleinen schon jetzt thun, in Liverpool oder andern noch entfernteren Häfen ihre

Ladung einnehmen und sie den Indianern und den westlichsten Woodsman so zu sagen vor die Thür bringen.

Wie zu einer Unterbrechung des Handels, so gaben diese Rapiden und Katarakten auch zu einem Abschnitt in der Colonisation und politischen Abtheilung des Landes Veranlassung. Es endigt mit und bei ihnen das alte französische Canada, die jetzige Provinz Niedercanada. Die letzten Seigneurien und französischen Dörfer liegen längs dieser Katarakten und längs unseres Kanales. Die Gegend ist durchaus nicht unfruchtbar. Vielmehr sahen wir oft Meilen weit einen Acker sich an den andern reihen. Auf der Nordseite des Flusses hört die alte französische Wirtschaft ein wenig früher auf. Auf der Südseite erstreckt sie sich noch etwas weiter aufwärts. Coteau du Lac und Longreuil sind die letzten französischen Dörfer. Darauf fangen die britischen Colonien und mit ihnen Obercanada an.

Die Franzosen hatten freilich in Canada noch viele kleine Forts und damit verbundene Ansiedlungen viele hundert Meilen tief im Innern, und es möchten auch noch hie und da Acker von ihnen bestellt werden. Aber das eigentlich zusammenhängende, bewohnte Canada der französischen Bauern hörte immer hier in der Nähe von Montreal und bei diesen Rapiden auf. Weiter hinten war das Canada der Militärs und Voyageurs.

Gegen Abend kamen wir in den See St. Francis hinaus. Es ist ein ähnliches breites Gewässer, halb Fluss, halb See, wie ich deren beim Ottawa näher beschrieb. Die Nacht fügte diesem imposanten Stromsee noch manche Reize hinzu. Sein dunkles Gewässer lag langgestreckt vor uns. Seine Uferlinie war in der Ferne durch Leuchtturm und andere Lichter bezeichnet. Manchmal irrte ein hochschwebendes Licht, als wäre es ein Irrlicht, aus der Wolfsschlucht neben uns vorüber. Es hing in dem Tauwerke eines Schiffes, vor dessen Rumpfe wir in der rabenschwarzen Finsterniß nichts sahen.

Zu der Ferne hatte der Horizont einige helle weitleuchtende Flecke. Man sagte mir, es seyen Brände in Wälfern, 30 Meilen entfernt. Wir mußten um Mitternacht noch einmal wieder in einen Kanal einschlüpfen. Ich werde diese interessante Mitternachtskanalseene nicht so leicht vergessen. Die Schleusen waren hell wie am Tage erleuchtet, und auf den Quais, so wie im Wasser ein solches Geztreibe, ein solches Hin- und Hersfahren, wie in einem Elbehafen kaum am Tage.

Der Mund des Kanals steckte voll Schiffe. Einige drängten sich mit uns in die Schleusen hinein. Ein Paar Dampfer schossen eben daraus hervor, und suchten das dunkle Weite auf dem Lake St. Francis. Trotzdem daß wir alle mit gelben, blauen und rothen Lampen illuminiert waren, wären wir doch bald gegen einander gefahren. Aber es ging gut, und da wir endlich fuhren, daß die langwierige, aber gefahrlose Kanalsfahrt und das Auf- und Abtanzen in den Schleusen wieder anfing, so wurden wir endlich müde und zogen uns in unsere Schlafcajütten, oder wie die Amerikaner sagen, in unsere Staterooms zurück.

Warum diese kleinen, meistens zweischläfrigen, nett eingerichteten Cajütten „Staatszimmer“ heißen, das weiß ich nicht. Es ist aber ein allgemein adoptirter Amerikanismus, den man sogar in Bartlett's Dictionary of Americanism's aufgenommen und behandelt findet.

„Da hatten wir eben einen rechten „narrow escape,“ sagte ich beim Eintreten in mein Stateroom zu meinem Schlaftameraden, den ich in einem der beiden Betten vorfand. „Wir wären bald mit einem andern Dampfer Kopf gegen Kopf zusammengerannt, und es ist ein wahres Wunder, daß wir entschlüpften.“

„O yes, Sir, ja wohl, ja wohl,“ sagte er gähnend. „Das ist nichts Seltenes hier zu Lande. Die Schiffe rennen sich gegenseitig in den Grund, oder sie sprengen sich selbst in die Lust. So geht es hier her. Bin schon gewöhnt daran!“

„Ich kann mich gar nicht recht daran gewöhnen,“ bemerkte ich, indem ich in meine Kaje kroch, zu meinem Reisegesährten, der ein blühender langgewachsener junger Amerikaner war.

„Ach, lieber Himmel,“ sagte er von oben herab, denn er hatte die obere Kaje. „Trösten Sie sich. Hier in Canada geht alles noch so ziemlich vorsichtig und schrecklich langsam. Ich kann dies Land nicht ausstehen. Sie gehen mir hier gar nicht über Kopf genug (they do not go a'head enough). Da kommen Sie erst einmal nach dem Mississippi. Da geht es ganz anders her. Da liegt man keinen Augenblick in seiner Kaje sicher. Die Schiffe sind sehr flach und dünn gebaut, und solche alte Baumäste oder Snags, wie es deren so viele im Mississippi gibt, gehen oft geradewegs durch den Körper des Schiffes und erdolchen einen mitten im Bette. Dann ereignet es sich, daß so ein Schiff Feuer fängt, besonders im heißen Sommer, wo alles Holzwerk so trocken wie Zunder ist, oder in der Zeit des Baumwollentransports, wo alle Schiffe mit diesem entzündbaren Stoffe überladen sind. So kommt es alle Tage vor, daß so ein Schiff in wenig Augenblicken mit allem Lebendigen und Todten, was es enthält, bis auf den Rand des Wassers herabbrennt. Oft bei kurzen Wendungen oder sonst läuft das Wasser aus dem einen Boiler in den andern über. Dieser wird leer und versteht dann, „and up you go in the air!“ — Das schlimmste Uebel aber ist auf dem Mississippi das „racing,“ diese frankhaften und unwiderstehlichen Leidenschaft, von der die Kapitäne und Schiffsmannschaften sowohl als auch das ganze Publikum infiziert sind. So wie ein paar Schiffe, die den gleichen Goures halten, sich begegnen, ist es als wenn sie von der Mastspitze bis zum Kiel von Eifersucht und Kampflust, gleich zwei Puterhähnen, ergriffen würden. Sie drängen sich nahe an einander, sie schneiden sich einander den Weg ab und schieben den Gegner wo möglich aus dem Fahrwasser hinaus. Das Publikum hilft den Kapitänen, regt sie noch mehr auf und

applaudirt ihnen. Selbst der ängstlichste fühlt sich excited, und wenn er auch den Tod vor sich sieht, kann er doch nicht umhin, Partei zu nehmen. Bei diesem Unsug gehen die meisten Schiffe zu Grund, sinken, steigen auf, verbrennen oder kommen sonst wie um."

"Ach, mein Gott, Sie entwerfen ja eine entsetzliche Schilderung. Ich werde in meinem Leben keine Mississippireise machen."

"Ja nun, ist man dort, so vergibt man es wohl, wenn man sich hütet, daran zu denken und seine Phantasie fieberhaft aufzuregen (except your imagination works yourself up to a fever), und Sie schlafen dann selbst an Bord eines solchen Mississippi-Steamers ... first rate."

Hier auf den Kanälen des St. Lorenzo schließen wir diesmal wirklich so. Und als ich am andern Morgen zufällig nach dem Namen unseres Schiffes fragte, vernahm ich, daß es Phönir hieß. In der Mitte des Schiffes, vor dem Eingange der Damencajüte, hing auch ein großes Bild des Vogels Phönir, wie er in Flammen aufgeht, und daneben das Portrait des Dampfschiffes. Es war als hätten der Maler und Schiffsbaumeister den in Flammen und Wellen untergehenden Passagieren zurufen wollen: „Tröstet euch. Wie der Vogel Phönir sein Nest, so bauen wir schnell ein neues Dampfschiff wieder, und ihr selber transformirt euch ja in der andern Welt auch phönirartig!“

XVII. Die Geschichte eines Stückes Land.

Am andern Morgen schwammen wir nun immer mitten zwischen Canada und den Vereinigten Staaten dahin. Wir hatten während der Nacht die äußerste Gränze von Canada überschritten, die gerade längs des 45. Breitegrades läuft. Dieser

grad scheidet die Staaten von Newyork, Vermont, Newhampshire auf der einen Seite und Untercanada auf der andern. Man kann diesen Parallelkreis gewissermaßen mit den Händen greifen und mit den Augen sehen. Denn es sind hie und da zur Bezeichnung der Grenze die Wälder strichweise ausgehauen. Auch hatte mir mitten in der Nacht ein Herr, indem er mir einige Lichter und Ortschaften bezeichnete, die auf ihr lagen, diese Linie so zu sagen wirklich gezeigt.

Dieser ganze Landstrich vom See Ontario längs des St. Lorenzo bis zu jenem 45. Grade wurde einmal im vorigen Jahrhundert an ein einzelnes Individuum verkauft und bildete einen zusammenhängenden Ländereibesitz von drei Millionen Acres, d. h. beinahe 5000 englischen Quadratmeilen Landes. Da man in Deutschland die Geschichte der Ausparzellierung und allmäßlichen Behandlung grosser amerikanischer Ländereien selten vernimmt, so wird es vielleicht manchem Leser interessant seyn, wenn ich ihm hier beispielsweise eine solche Geschichte erzähle, deren Details mir durch den Nachkommen jenes ersten Besitzers selbst mitgetheilt wurden.

Ein gewisser Hr. Macomb machte mit noch ein paar andern Gefährten kurz vor oder kurz nach der Zeit der amerikanischen Revolution — ich weiß nicht mehr genau das Jahr — eine Jagd- und Kanotreise auf dem Lorenzo oder vielmehr Cataragui. Er lernte dabei auch namentlich diese grossen Landstriche, die uns jetzt vor Augen lagen, die nördlichen Partien des Staates Newyork, näher kennen. Dieselben standen nicht eben im besten Rufe. Früher bildeten sie einen Theil des Landes der sechs Nationen oder Iroesen. Sie waren daher weder von Franzosen, noch von Engländern je recht unterjocht worden. Sie stellten, wie das übrige Irosenland, so zu sagen ein wüstes Schlachtfeld zwischen Engländern und Franzosen vor.

Auch zur Zeit der Jagdreise des besagten Macomb lebten dort

hampshire
Man kann
n und mit
hnung der
mir mitten
Ortschaften
en wirklich

St. Lorenzo
zahrhundert
zusammen-
h. beinah
Deutschland
Behandlung
iend es viel-
er beispiels-
durch den
en.

aar anbern
nischen Re-
Jagd- und
Er lernte
s jetzt vor
vork, näher
Früher bil-
er Prokessen.
gländern je
rekenland,
und Fran-
lebten dor

bloß Indianer, freilich jetzt nur noch kümmerliche Überreste der alten tapferen Prokessen. Auf den Landkarten jener Zeit ist diese ganze Gegend ein völlig weißer Fleck. Der Hudsonfluß wurde mit seiner unbekannten Quelle zuweilen auf sehr verschiedene Weise hineingemalt. Ich habe schon oben gesagt, daß es hier, selbst jetzt noch namentlich in den östlichen Theilen, Gegenden gibt, die noch keineswegs gut bekannt sind, obgleich man sagt, daß der Staat Newyork hier seine wahre, seef- und bergbereiche Newyorker Schweiz besitze.

Jener jagende Hr. Macomb nun, sage ich, entdeckte und erblickte schon um das Jahr 1796 herum ganz andere Dinge. Er sah schöne Wälder, nutzbare Bäume und fruchtbare Acker, und spürte manche schöne Localitäten zu Bauplätzen für künftige Städte und Dörfer aus. Er assossierte sich mit einem andern Mann und beide brachten ein Capital von circa 200,000 Dollars zusammen, von dem sie glaubten, daß sie damit etwas ausrichten könnten.

Die finanziellen Zustände des Staates Newyork, sowie die aller Unionsstaaten waren in dem ersten Jahrzehent der Revolution depokabel. Die Summe, welche Hr. Macomb und sein Genosse baar darbieten konnten, war daher den Leitern des Staates sehr willkommen, und sie gaben dafür gern eine ganze Partie ihrer unzähligen Ländereien, wie gesagt, nicht weniger als drei Millionen Acres hin, jeden Acres zu $8\frac{1}{2}$ Cent, d. h. eine Quadratmeile zu circa 50 Dollars. Es wurde darüber ein Contrakt aufgesetzt, und ich habe das Original dieses merkwürdigen Contraktes selber gesehen.

Da das weite Land noch unberührt und völlig unvermessen dalag und niemand wußte, wie weit ein oder zwei oder drei Millionen Acres gehen würden, so war vor allen Dingen eine Vermessung des Landes nöthig. So wie man die erste Million Acres richtig herausgemessen hatte, wurde den Käufern ein Grant gegeben, und sie damit durch den Staat Newyork belehnt. Tasselbe geschah bei der Vermessung der zweiten und dritten Million.

Diese Grants erschienen mir wieder als sehr interessante Dokumente in diesem dokumentenarmen Lande. Sie waren auf Pergament geschrieben, und ein großes wachsernes Wappen des Staates Newyork angehängt. Es zeigte dasselbe auf der einen Seite eine zwischen Bergen aufgehende Sonne, und auf der andern einen Felsen in der Meeresbrandung, mit dem Motto „Frustra!“ Dieser erste Wappenbild des Staates Newyork ist längst durch ein anderes ersetzt worden.

Mit diesem so gewonnenen Territorium zwischen Ontariosee und Montreal fingen die Käufer nun einen Ländereienausverkauf ein gros an, wie er selbst in den Vereinigten Staaten nur selten vorgekommen seyn mag. Sie ließen natürlich ihren Landsrath auf alte Weise beschreiben und bekannt machen. Sie reisten nach Europa, um Mitarbeiter, Abnehmer und Colonisten zu finden. In Holland, in England und Frankreich bildeten sich kleine Compagnien, denen sie einzelne Striche verkaufen; z. B. eine holländische Compagnie nahm allein eine halbe Million Acres auf eigene Rechnung, eine französische, glaube ich, auch ein paarmal hundert tausend. Kleine Parzellen von mannigfaltiger Größe wurden von einzelnen Individuen gekauft.

Der ursprüngliche Anreger des ganzen Projektes geriet, während diese Operationen fortgingen, ich weiß nicht wie, in Schwierigkeiten, und da er vom Schauplatze abtrat, so wurde sein Compagnon, der Verfahr einer geachteten Familie in Newyork, alleiniger Eigentümer und Disponent des ganzen nicht ausparcellirten Restes, der sich noch auf eine Million Acres belief. Er widmete sich selbst dem Geschäft, diese Ländereien zu bevölkernd durch Farmers anzubauen. Da diese von ihm berufenen Farmers allmählig selbst Eigentümer wurden, so hat sich denn im Laufe der Jahre jene eine Million Acres wieder vermindert, und jetzt sind im Besitz seiner Nachkommen nur noch 200,000. Nur — d. h. immer noch 300

Quadratmeilen, d. h. immer noch so viel als das Territorium des Großherzogthums Weimar.

Ich denke mir, es müßte unsren großen Gutsherren in Europa recht interessant seyn, zu wissen, wie und nach welchen Prinzipien ein amerikanischer großer Ländereienbesitzer bei der Verwaltung seines immobilen Vermögens verfährt. Ich hörte ihn darüber ungefähr so sprechen: „Ich gebe meine Acker an die Liebhaber im Ganzen unter sehr leichten und einladenden Bedingungen ab. Ich sehe nicht darauf, ob einer Capital hat oder nicht. Ich wünsche nur, daß er kräftig, arbeitsfähig, willig und von unrechtmäßigem Charakter sey. Und nach diesen Instruktionen haben meine Agenten die sich meldenden Leute abzuweisen oder zuzulassen. Ich lasse den Ansiedlern Zeit, sich in dem Stücke Wildnis, das ihnen gegeben wird, zurechtzufinden und allmählig etwas zu ernten, womit sie zahler und den bedungenen Kaufpreis allmählig abtragen können. Wann und wie sie dies thun wollen, lasse ich ganz von ihrem Willen abhängen. Ich verlange auch keine Verzinsung des Capitals und keinerlei Rente für das Land. Die Rente, die sie mir zahlen, ist die Arbeit, durch die sie das Land, das, so lange der Kaufpreis noch nicht bezahlt ist, mein Eigenthum bleibt, verbessern und täglich mehr werth machen. Diese Arbeit wird von meinen Agenten etwas controlirt und geleitet, und wenn sie weder zahlen noch fleißig sind, so verlangen wir z. B. von ihnen, daß sie dieses oder jenes Stück Land vom Walde reinigen, oder daß sie ein paar Brücken oder vielleicht eine neue Scheune bauen. Zuweilen zieht wohl der Ansiedler weg, nachdem er zehn Jahre die Früchte seiner Arbeit genossen hat, ohne mir einen Pfennig bezahlt zu haben. Da er mir aber statt Sumpfe Wiesen, statt Wälder Felder, statt Dicke Häuser und Stallungen zurückläßt, so finde ich doch noch meine Rechnung dabei und kann nun einen höhern Preis für denselben Acker bekommen.“

Ich sah eine höchst merkwürdige Kartensammlung über diese

weitläufigen Ländereien. Jede Township, jede Section hatte auf diesen Karten ihre eigene detaillierte Darstellung, und jeder einzelne Ansiedler war mit der Größe und Ausdehnung seines Besitzthums darauf bezeichnet. Beim Durchblättern dieses interessanten Buchs, in dem ein Theil amerikanischer Ansiedlungsgeschichte dargestellt war, fielen mir einige Gegenden auf, in denen die Ansiedlungen sehr gedrängt, die Besitzthümer sehr klein, andere, in denen umgekehrt beide weitläufig und groß waren.

Diese verschiedene Vertheilung, belehrte man mich, beruht auf einem Unterschied der Nationalitäten. Die kleinen dicht gedrängten Besitzthümer sind die deutscher Bauern, die großen und weitläufigen röhren von Amerikanern, von Yankees, her. Der Deutsche tritt in diesem unbekannten Lande etwas schüchtern und bescheiden auf. Auch ist er schon in seinem Vaterlande gar nicht daran gewöhnt, so mit beiden Händen zuzugreifen, wie der Yankee. Endlich hat er immer die Idee, wo er auch sey, ein kleines Deutschland, eine neue Heimath zu stiften. Er wünscht Nachbarn und besonders deutsche Landsleute rings um sich her zu haben. Daher sehen Sie, wie er sich einen solchen kleinen Strich Landes von zwanzig oder dreißig Acres oder etwas mehr aussucht, so viel er glaubt, gewissenhaft bestreiten und auch einmal bezahlen zu können. Bei solchen kleinen Parzellen kann er auch Nachbarn, Umgang und Beihilfe ganz in der Nähe haben. Sie sehen daher hier die Herren Meier, Müller und Comp. und ihre kleinen Acker alle wie Bienen und Bienenzellen dicht an einander gruppiert.

Der Yankee dagegen, der sich hier und überall zu Hause findet, und der gewohnt ist, alles nach einer langen Elle zu messen, tritt hinaus ins Feld und den Wald, wie der Herr der Schöpfung. Er hat keine Furcht vor Sümpfen und Wäldern, und denkt nach seinem go-a-head-Prinzip, er werde schon durchkommen. Er nimmt sich daher oft eine ganze Quadratmeile oder, wenn er es haben kann,

lieber drei Meilen lang und zwei in die Quere. Da baut er zunächst für seine Frau und Kinder ein kleines möglichst gemästliches Blockhaus, und hat er diese im warmen Neste, so quält er sich selbst Tag und Nacht drausen ab — erst allein, schreitet er fort, mit Knechten — um einen Acker nach dem andern auszuroden. Um Nachbarn bekümmert er sich gar nicht. Er verläßt sich auf sich selbst, und da er auch nicht social ist, so kann er Jahre lang ganz allein im Walde stecken, ohne, es sey denn „für Business“, einmal daraus hervorzukommen. Er haßt vielmehr die Nachbarschaft, und kommen ihm zu viele Nachbarn nahe, so wandert er bald nach dem weiten Westen aus, um den Nachbarn zu entfliehen. „Hills,“ sagt er, „are the best neighbours“ (die wilden Hügel sind die besten Nachbarn). Es ist ein ächtes Yankee-Sprichwort. Sollten Sie einmal nach dem Westen kommen, so werden Sie selbst in den sparsam bevölkerten Staaten Missouri, Arkansas u. c. nicht selten alte Leute finden, selbst siebenzigjährige Greise, die eines Tages plötzlich ihre Habeligkeiten zusammenpacken, ihre Farm verlassen, westwärts ziehen, und die, wenn Sie sie um die Ursache fragen, Ihnen antworten: „Ich gehe fort, weil es mir hier zu geräuschvoll und zu beböltet wird.“

Die deutschen Ansiedler sind mir die willkommensten. Sie sind fleißig und ausharrend, und sie wollen ein Land nicht nur ausbeuten, sondern es zu einer bleibenden Wohnstätte für sich organisieren. Sie sind sparsam und pünktlich. Sie lieben es, einen Zehnpfennig, einen Heckthaler oder ein kleines Kapital baar im Koffer zu haben. Sie haßen aber vor allen Dingen Schulden, und tragen daher ihre Zinsen, Renten oder Kaufpreisraten äußerst pünktlich ab, so eifrig, daß man wohl sieht, wie bei jedem bezahlten Thaler ihnen ein Stein vom Gewissen fällt. Der Yankee empfindet minder zart und kann eine ziemliche Menge Schulden ertragen. Er borgt, er spekulirt auf Credit und steckt, so lange er kann, sein

Geld immer wieder in neue Improvements, bis er am Ende ein reicher Mann wird und dann seine ganze Schuld und seinen Kaufpreis auf einmal abträgt, den der Deutsche Bischöfchen für Bischöfchen tilgte.

XXVIII. Emigranten.

Ich wollte, ich hätte diese Herren und die Geschichte und Verhältnisse des Landstriches, an dem wir vorüberrauchten, schon damals gekannt, denn unser Dampfer war voll von deutschen Auswanderern, die alle dem weiten Westen zuströmten, und die vielleicht auch hier ein noch näheres Unterkommen hätten finden können. Es wimmelte geradezu an Bord von Auswanderern aller Gattung, und man sagte mir, es sei dies im Laufe dieses Sommers fast mit jedem Lorenzodampfer der Fall gewesen. Die Auswanderung über Quebec und den Lorenzo ist seit einigen Jahren in noch lebhafterem Zunehmen begriffen, als die über Newyork und Philadelphia. Es ist dies aber für Canada keineswegs eine Einwanderung, sondern nur ein Durchmarsch. Die fruchtbaren Prärienstaaten um den See Michigan und um den oberen Mississippi herum sind jetzt das Hauptziel dieser Völkerfluth. Wie wenig Canada selbst davon profitiert, kann man daraus sehen, daß selbst noch in diesem Jahre (1854) die ganze Summe der deutschen Bevölkerung beider Canada's nicht 20,000 übersteigt.

Die Vermehrung der Transportmittel, der Eisenbahnen, der Dampfschiffe &c. auf der Lorenzolinie ist wohl die Hauptache jenes Wachstums. Man beeifert sich jetzt auch in Quebec und Montreal, die kanadischen Transportmittel vom Lorenzbusen nach Europa zu vermehren, und eben in diesem Jahre hatte sich wieder eine Gesellschaft begründet, um vier neue Seedampfer zu bauen,

und sie auf der Linie zwischen Quebec und Europa zu stationiren. Die Seefahrt zwischen Quebec und England ist etwas billiger als die Fahrt von Newyork nach Liverpool. Sehr bald werden die Auswandererschiffe alle direkt bis Montreal, ohne auszupacken, hinauffahren können, einige haben dies schon jetzt ausgeführt; und wenn man will, so kann man auf dem Lorenzostrome ohne Benützung von Eisenbahnen bis Chicago, dem großen Centralhafen des Westens, beständig zu Schiff gelangen. Diese Flusß- und Seefahrt mag auch vielen weit einladender erscheinen, als die langen Eisenbahnfahrten, die von Philadelphia und Newyork ins Innere auszweigen.

Kurz, der Glaube, daß die Einwanderung über den Lorenzo in den nächsten Jahren noch ganz unerhört zunehmen werde, ist in Canada ganz allgemein verbreitet, und eben so, daß man nun auch bald nicht nur den bloßen Transito Lohn dabei profitiren, sondern auch Arbeitskräfte selbst im Lande zurück behalten werde.

Die Auswanderer, die wir an Bord hatten, zu beobachten und mit ihnen zu conversiren, war natürlich mein Hauptgeschäft. Ich sage natürlich, denn welch großes Feld für Ausblicke in die Zukunft solche 300 nach Amerika einwandernde Europäer darbieten, wie sie Phantasie, Verstand und Herz mannigfaltig aufzeigen, brauche ich wohl nicht zu detailliren. Es waren darunter 193 Deutsche, 32 Schweden, 30 Holländer und der Rest waren Briten.

Die armen Leute, von welcher Nationalität sie auch seyn möchten, sahen kümmerlich genug aus, höchst angegriffen und elend von den Reisestrapazen und zum Theil sehr düstig gekleidet, und ein paar sehr vollständig, sehr warm und ganz geschmackvoll gekleidete Indianerinnen, die wir an Bord hatten, wurden von unsren deutschen Bauernjungen so angeglost, daß ich glaube, sie würden diese Personen, wenn sie überhaupt zu ihnen zu sprechen gewagt hätten, „Frau oder Mamsell Indianerin“ angeredet haben.

Den Mangel an Kämmen und Haarbürsten in Skandinavien
sieh. Reisen in Kanada.

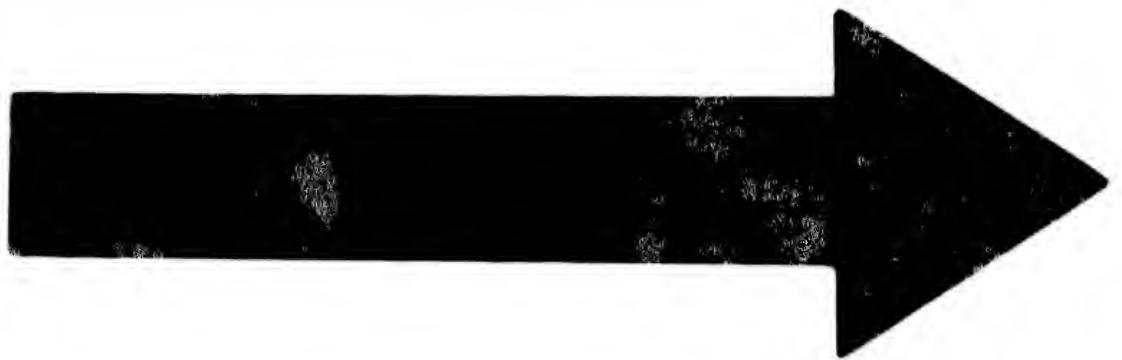
und Germanien machten die gelben Flachsperrücken auffallend bemerkbar, und die kleinen Babies, die der Mutter im Schoße lagen, werden in Zukunft auch mehr Seife gebrauchen, als bis jetzt an ihnen verwandt wurden. Alle kamen mir in dieser Beziehung ganz gleich vor, Deutsche, Schweden oder Holländer, alle wie Brüder. Doch hatten die Schweden in ihrem Wesen und Angesicht viel mehr Markirtes und Charakteristisches. Einige unter ihnen von kräftiger Physiognomie sah ich besonders gern, denn wenn sie auch etwas dämmерlich dreinschauten, so war doch ein Ausdruck darin, und es sah aus, als könne man aus dem Holze etwas schnitzen. Ich glaube, daß man dies überhaupt von dem meisten Auswanderer-Holze, das aus Europa kommt, sagen kann. Es wird hier etwas aus diesem Holze gestaltet, es bekommt Form, Schick und Politur. Aber die eigentlichen soliden Grund- und Ureigenschaften muß es doch von dort mit herüberbringen. Eine rechte ernste Emsigkeit, ein Stück natürlicher Ehrlichkeit, eine Wurzel guten Nachdenkens und das Gesäume erfinderischen und originellen Geistes, das kommt doch alles aus Europa nach Amerika, das immer dem old country wie ein nach Milch begieriger Säugling am Busen liegt.

Die Schweden sind jetzt wieder ein ganz neues Element in der Einwanderung. Sie kommen erst seit wenigen Jahren wieder, obgleich schon ihr großer Gustavus Adolphus einmal ihrer viele zur neuen Welt hinüberschickte. Manche von unsfern skandinavischen Reisegesährten hatten noch ihr schwedisches Knäckebrot nicht alles verbraucht, und ich sah eine große nornenhafte schwedische Mutter zum Frühstück wie zum Mittagessen jedesmal ein großes Papier mit einer nicht sehr großen Sammlung von Knäckebrodstückchen entfalten und davon spärlich ihren Kindern austheilen. Dabei wurden denn jedesmal die trockenen Krümchen sehr sorgfältig wieder zusammengelesen und verpact. Ich hoffe, sie essen jetzt alle längst gutes amerikanisches Weiß- und Weizenbrot.

Wenn ich dasselbe nur auch von einer guten armen deutschen Familie denken könnte, mit der ich auch hier auf dem Lerenzo reiste! Ich entdeckte sie eines Tages früh nach dem luxuriösen Frühstück, das die ersten Majutenpassagiere auf den amerikanischen Dampfschiffen Morgens einzunehmen pflegten. Ich hörte, daß noch eine zweite Frühstücksglocke erschallte, und daß dazu ein Diener, der auf dem zweiten Deck herumging, laut ausrief: „Welche von den Passagieren aus dem Zwischendeck zu frühstücken wünschen, belieben sich in die Hinterkajüte zu begeben.“ Der Mann schrie dies einmal nach dem andern aus, und ich folgte ihm, weil ich neugierig war, zu sehen, welchen Effekt eine solche freundliche Einladung auf alle die armen Auswanderer haben würde. Allein zu meiner Verwunderung regte sich fast keiner. Ich hatte einen Augenblick vergessen, daß man der Einladung wohl folgen könne, aber sie thener bezahlen müsse. Meine Schweden blieben bei ihrem Knäckebrot, daß sie in Theewasser anfeuchteten, und meine Holländer bei ihren Käsebrocken. Mitten in dem Gedränge sah ich auf Waarenballen und Kisten eine Familiengruppe, die ich auf den ersten Blick als Landsleute vom Schwarzwald erkannte. Es war eine Mutter mit fünf Kindern.

Sie hatten nichts zum Frühstück als einen Kessel mit Thee und beklagten sich ein wenig, daß sie dies müchterne Getränk nun schon so lange ohne Zucker, ohne Milch und Butterbrot trinken müßten. Ich war so glücklich, ihnen, wenn auch nicht alle diese Dinge, doch einige verschaffen zu können, und kam so mit ihnen ins Gespräch. Ich fragte sie nach dem Orte ihrer Bestimmung. „Mutter, wie heißt denn der Ort, wo wir hinziehen?“ fragte darauf eine halberwachsene Tochter, an die ich mich zunächst gewandt hatte. „Ja, i woß es halt nit! Der Vater wird's wohl wissen. He! Vater! wie heißt denn der Ort, wo wir eigentlich hinziehen?“

Bei diesen Worten trat, in einem langen wollenen kittelartigen Ueberrock gekleidet, ein bereits älterer, sehr ernster Mann hervor.



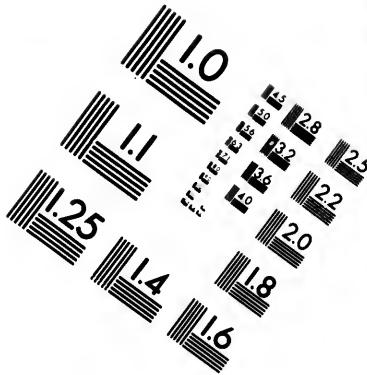
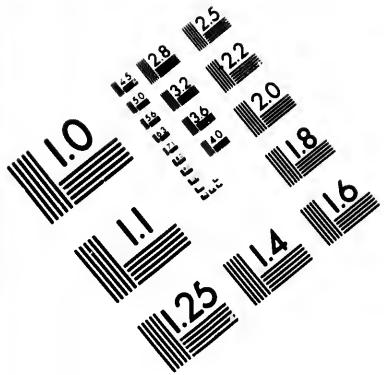
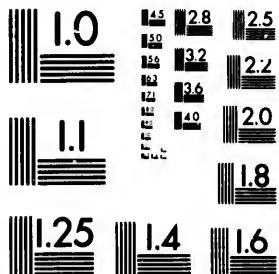
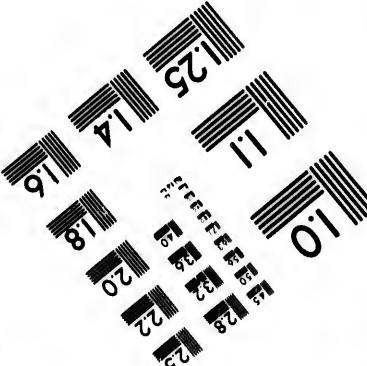
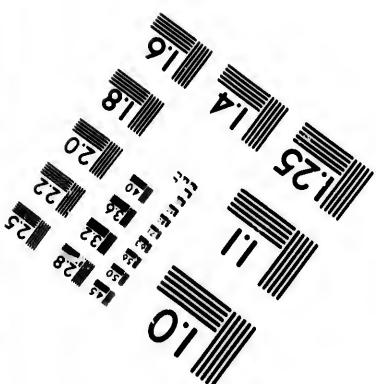


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



6"



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

1.8
2.0
2.2
2.5
2.8
3.2
3.6

1.0
1.2
1.4
1.6
1.8

der mir schon vorher auf dem Überdeck aufgefallen war. Die Frage seiner Frau schien ihn auch etwas in Verlegenheit zu setzen. „Ja! wie heißt der Ort denn gleich? So viel weiß i g'wiss: es wird da im Westen ein Kanal gebaut, und der Herr Agent hat mir gesagt, an dem sollen wir erst arbeiten und so etwas Geld verdienen, bis wir dann weiter schaffen können. Aber, warten Sie nur, mein Herr, ich habe es ja auf einem Zettel geschrieben, auf dem Empfehlungsbriebe, den mir der Herr Agent mitgegeben hat. Sehen Sie, hier steht es: Hamilton heißt der Ort, mein Herr.“

Der gute Mann gab mir darauf einen kleinen, aus einem Tagebuche gerissenen Zettel, auf welchem eine kurze Empfehlung der ganzen Familie an einen Bewohner von Hamilton mit Bleistift geschrieben stand. Die Leute schienen große Dinge von diesem bleistiften Empfehlungszettel zu erwarten, und das Vertrauen auf dieses Papier allein führte sie nach Hamilton.

„Ja, sehen Sie, mein Herr, eigentlich waren wir von Haus aus nach dem Westen, nach Westconsin (er meinte Wisconsin), bestimmt, und wollten daher zunächst nach Chicago gehen, wo so viele unsrer Landsleute sind. Nun hat uns aber die See reise weit mehr gefestet, als wir erwarteten. Statt unsre Nahrung, wie uns versprochen war, reichlich und ohne weitere Vergütung zu bekommen, haben wir sie immer thener bezahlen müssen, und doch kaum so viel erhalten, als zur Lebensfristung nöthig war. Ich habe fast täglich für die bloße Erlaubnis, daß meine Frau uns aus unsren eigenen Vorräthen selbst etwas Warmes kochen dürfe, einen Schilling an den Schiffskoch bezahlen müssen. Die Folge ist gewesen, daß mir nun nicht mehr als fünf Dollars geblieben sind, und leider kostet die Reise nach Chicago für mich und meine Familie noch dreimal so viel.“ — Er präsentierte mir sein Fünfdollarpapier, das er als seinen einzigen Schatz sorgfältig versteckt hatte. — „Glauben Sie wohl, daß wir hiemit so lange werden haushalten können, bis ich etwas

Die Frage
n. „Ja!
es wird
t mir ge-
verdienen,
nur, mein
dem Em-
z. Sehen
“
aus einem
ehlung der
Steifstift ge-
iesem blei-
rauen auf

von Hans
onßn), be-
vo so viele
weit mehr
e und ver-
bekommen,
um so viel
fast täglich
ern eigenen
Schilling an
, daß mir
er kostet die
dreimal so
als seinen
wohl, daß
ich etwas

verdiene? Sehen Sie, ich bin eigentlich ein Arzt, ein Dorfarzt aus dem Schwarzwalde, wo ich dreißig Jahre meines Lebens in einem kleinen Dertchen bei Neustadt praktiziert habe. Es wollte aber zu-
lebt gar nicht mehr gehen. Meine Familie wurde zahlreicher, meine
Praxis geringer. Meine Haare sind, wie Sie sehen, vor der Zeit
ergraut. (Er hatte in der That einen langen, schon ziemlich bereisten
Part.) Das allgemeine Elend ist überall im Schwarzwalde seit den
letzten Ereignissen sehr groß geworden, und in unserem Dorfe war
es gar nicht auszuhalten, da verkümmerte und verhungerte schier
alles.“

„Ja, wahrlich, mein Herr, es verkümmerte und verhungerte da
schier alles, und wer das nicht selbst mit angesehen hat, der würde
es wohl kaum glauben wollen, was ich ihm davon erzählen könnte,“
so beteuerte die Frau.

Dann kramte der Mann eine ganze Tasche voll von Papieren
aus, um mir die Wahrheit seiner Aussagen zu dokumentieren.
Darunter waren seine dreißig Jahre alten Studienzeugnisse, von
dem damaligen Rektor der Universität Freiburg ausgestellt, auch die
verschiedenen Zeugnisse seiner Lehrer in der Medicin; der Auswan-
dererschein von den Behörden seines Dorfes, worin diese ihm be-
zeugten, daß weder Schulden noch andere Pflichten seiner Auswan-
derung entgegenstanden, und worin sie ihm zugleich ein besseres
Loos in der neuen Welt wünschten, und endlich sein Paß, und
dann seine Beschreibung von Kopf zu Fuß. Den Paß hatte er noch
ganz besonders eingewickelt, und obgleich ihm das Papier seit seiner
Einschiffung in Rotterdam ziemlich bedeutungslos geworden war, so
schien er doch vor allem große Stücke darauf zu halten. Die euro-
päische Polizei hat uns Deutschen von Rindheit auf einen solchen
Respekt vor Pässen eingesetzt, daß wir sie gewissermaßen als Theile
unseres Ich schwer loslassen und sie selbst in den Wüsteneien des
westlichen Amerika's noch eine Zeit lang mit herumschleppen.

Haarsträubend waren die Schilderungen, welche diese armen Leute mir von ihrer Seereise entwarfen. Sie hatten vom Hafen von Liverpool aus bis Quebec nicht weniger als neun Wochen auf dem Wasser zugebracht und hatten in dieser Zeit unsägliche Notn und Drangsalé gelitten. Kältes Wetter und Stürme brachten sie mehrerermaß an den Rand des Verderbens. Aber noch weit mehr wurden sie von den Menschen mißhandelt. Die englischen Matrosen und ihr Capitän waren über die Maßen hart, ungerecht, unmenschlich. Contraktmäßig sollte jeder Passagier seine tägliche gute Nahrung erhalten. Allein von vornherein lag man noch vierzehn Tage im Hafen von Liverpool, auf gutes Wetter wartend, und in dieser Zeit, sagte der Capitän, müsse sich jeder auf seine eigenen Kosten nähren. Seine Verpflichtung zur Belöftigung begann erst auf der hohen See. In den ersten Tagen der Fahrt ging es noch. Man erhielt wohl etwas zur Stillung des Hungers; bald aber gab es bei dem Abholen der Speisen Zankereien mit den Irländern, und es stellte sich sehr bald die Abneigung und Eifersucht, die von Natur zwischen Irländern und Deutschen zu bestehen scheint, scharf heraus. Die britischen Matrosen, Köche und Speisevertheiler nahmen dabei natürlich immer die Partei ihrer Landsleute, und die Deutschen kamen schlecht dabei weg. Oft blieb nichts für sie übrig. Am Ende wurde ihnen, so wie sie nur zur Küche kamen, statt des Suppentopfs die Faust gezeigt. Dabei ging es den Schweden, den Norwegern, den Holländern um kein Haar besser als den Deutschen. (Dies zu hören, war meinem Patriotismus wenigstens ein kleiner Trost.) Einige hatten noch „ein Fäßle Butter“ oder „Schlackwürste“, Edamer käse, Knäckebrot und dergleichen bei sich und halsen sich damit etwas durch. Andere, die Geld hatten, sahen sich gezwungen, oft ihren letzten Heller daran zu sezen, um dem Koch oder den Matrosen Nahrungsmittel abzukaufen. Und die endlich, die weder das Eine noch das Andere besaßen, die — starben und wurden über Bord geworfen.

„Ja wohl, mein Herr, die starben! Wir haben unterwegs
27 Leute, Kinder, Frauen, alte und schwache Leute, welche den
Mühseligkeiten nicht gewachsen waren, in die Wellen versenkt, und
zwar ohne Cholera oder sonst eine Epidemie an Bord zu haben.“

„Ja well, myn Heer, dat it ganz wahr; so gebreken,
elen, honger un dirst sinner unnerwegs siven un twentig
von uns nungekommen!“ betheuerte ein Holländer.

„Konnten Sie sich denn nicht mit Klagen an den Kapitän wen-
den?“ — „Ach, der Kapitän, der war eben der schlimmste von allen.
Er hatte nicht das geringste Erbarmen mit uns und drohte oft,
er wolle uns lebendig über Bord werfen lassen, wenn wir ihm noch
einmal mit Klagen kämen. Er und seine Leute behandelten uns
wie Sklaven. Er ließ es geschehen oder befahl es, daß wir zuweilen
zur Arbeit mit Prügeln gezwungen wurden. Die Matrosen kamen
mit Tauenden in unsere Schlafräume und trieben selbst die Kranken
zu den Pumpen oder zu andern Arbeiten. Zuweilen überschütteten
sie die Halberstrotzen mit kaltem Wasser, um sie, wie sie sagten,
auf die Beine zu bringen. Einen von uns, der in der That sehr
schwach und elend war, den sie aber für gesund hielten, haben sie,
wie wir glauben, geradezu gemordet. Sie schlepppten ihn aufs Deck,
mißhandelten ihn da, übergossen ihn, obgleich er seufzte und stöhnte,
mit Wasser, um ihn, wie sie sagten, arbeitsfähig zu machen. Am
Abend blieb er erschöpft auf dem Verdecke liegen und am Morgen
war er nicht mehr da. Wir glauben, sie haben ihn über Nacht
ins Wasser geworfen, um ihn aus dem Wege zu schaffen. Es ist
geradezu ein Wunder, daß wir nicht alle umgekommen sind.“

„Haben Sie denn nachher Ihren Kapitän nicht verklagt?“

„Ja allerdings, und die Gesundheitsbehörden, als sie an Bord
kamen und unsern Zustand sahen und vernahmen, daß so viele Leute
ohne hinreichende Ursache gestorben seyen, haben wohl selbst etwas
Arges vermuthet, und haben den Kapitän zur Rechenschaft gezogen.“

Er sitzt jetzt in Quebec gefangen, und man hat uns gesagt, daß es ihm sehr schlimm ergehen wird."

"Vielleicht später in der Hölle," flüsterte mir ein Kenner dieser Angelegenheiten ins Ohr, "aber in Quebec schwerlich. Ich glaube, der Mann sitzt gar nicht gefangen; dergleichen wird den armen Leuten nachher vorgefspiegelt, damit sie sich etwas beruhigen, und die Kapitäne ihnen hintendrein wieder, wozu sie Lust haben."

Wenn man denkt, was für vorhergängige langjährige Noth diese armen deutschen Auswanderer in ihren Schwarzwaldöfern durchmachen, durch welches Fegefeuer die Liverpoller Schiffskapitäne sie dann führen, so sollte man wohl wünschen, daß sie in Amerika zur Belohnung sich gleich warm bilden könnten; allein hier ist dann noch eine dritte Elenz- und Prüfungsperiode in den Backwoods oder bei den Kanalarbeiten oder bei den Wegebauten zu bestehen. Da verkümmern und sterben ihrer dann auch noch viele. Aber freilich, wer diese letzte Prüfung einige Jahre lang besteht, der kann dann, selbst wenn er nichts als eine Art und eine gute Faust mitbrachte, bald zu etwas gelangen.

"Nur ein klein wenig Geld, ein bißchen Landeckenntniß, mein Herr, und ein junger Mensch macht hier ohne Fehl seine Carrrière. Ich weiß es jetzt, wie ich es anzufangen habe. Sehen Sie, ich habe hier jetzt eine kleine Anstellung am Dampfschiffe und sechs Jahre bin ich im Lände. Ich kann mir jährlich etwas erübrigen und habe mir schon ein Capital von 5—600 Dollars gebildet. Ich gehe immer b, u, b (peu à peu?) vor. Da im Westen, an dessen Grenzen meine Geschäfte mich zuweilen führen, habe ich schon längst eine kleine, recht gute Farm ausgespürt und habe schon etwas darauf geboten, werde sie auch wohl nächstens so bekommen, wie ich sie haben will. Für 7 oder 800 Dollars kann ich das schönste Stück Land bekommen, das mich und auch meine Familie ernährt. Und dann, wenn ich es nehme, so bezahle ich es nicht einmal

oder nur zum Theil. Mit dem Reste des Capitals richte ich mich ein und wirthschaftet weiter. Das erste, was ich thue, ist, ich nehme mir eine Hausfrau, d. h. in dem wahren Sinn, was das Wort eigentlich meint, eine ächte deutsche Hausfrau, d. h. nicht hübsch, aber eine gute Arbeiterin. Dann gehe ich wieder b, a, b weiter, vergrößere die Wirthschaft, kaufe mehr Vieh. Bald bin ich im Stande, meinen Raufschilling ganz abzutragen, und nach wenigen Jahren, darauf wette ich, bin ich ein geachteter Mann und bin im Stande, meine Söhne in die besten Schulen zu schicken, und meine Töchter, wie Sie es am Ottawa gesehen haben, so zu halten und zu kleiden, daß es ihnen gar nicht an einem Liebhaber fehlen wird. Dann lege ich am Ende mit meiner guten Alten die Hände in den Schoß und lassen die Kinder für uns wirthschaften. Da haben Sie, mein Herr, meine Biographie im voraus; ich bin ganz gewiß, daß ich sie zu einer Wahrheit machen werde."

Ich sammelte mir noch von vielen Deutschen an Bord die Biographien, sowohl die anticiptirten als auch die bereits durchgemachten, unter anderem von einem deutschen Handwerker. Es scheint mir, daß diese Leute ihre Wanderlust und ihre Gewohnheit, herumzuziehen, auch noch in Amerika eine Zeit lang fortsetzen. Die deutschen Handwerker sind sehr wissbegierig, und ich sprach viele, die mir sagten, sie wollten, ehe sie sich finaliter festsetzten, noch diesen oder jenen Theil von Amerika besuchen. Mein Mann war ein Töpfer, und wenn auch ohne Felleisen und Wanderbuch, so schien er im Uebrigen doch schon seit Jahren in Amerika, eben so wie einst in Deutschland, gewandert zu haben. In New-Orleans, sagte er, sey er gelandet, doch habe er es der Hitze und des gelben Fiebers wegen vorsichtiger gefunden, diesen Ort bald zu verlassen. Sein Schicksal habe ihn nach Pittsburg am Ohio geführt. Dies sey aber verhältnismäßig ein kleiner Ort. Er sey mehr an große Städte gewöhnt. Er habe sich daher bald nach Philadelphia eingeschifft.

„Die Töpfermeister sind in Philadelphia meistens Engländer. Ich vertrage mich besser mit Deutschen, und da ich von einem Landsmann in Newyork eine Aufforderung erhielt, bei ihm zu arbeiten, so ging ich nach Newyork. In dieser großen Handelsstadt, wo alles von Menschen und Geschäften wimmelt, muß man arbeiten wie eine Dampfmaschine, um sich nur über dem Wasser zu halten. Ich ging daher zu meiner Erholung nach Albany, wo man nicht zu übertriebene Ansprüche macht. Doch zahlt man hier einem Töpfer nur sechs Dollars wöchentlich. Dieser erbärmliche Lohn, den meine Tasche auf die Dauer nicht ertragen konnte, bewog mich, Albany mit Quebec zu vertauschen. Im Sommer lebte ich dort auch gerne, aber ich hatte nicht auf einen so unbarmherzigen Winter gerechnet, wie er die Menschheit dort überfällt. Die Kälte war mir unerträglich, und ich reise daher jetzt südwestwärts, um mein Glück in Chicago, wo so viele deutsche Landsleute seyn sollen, zu versuchen; und wenn es mir dort nicht gefällt, so habe ich schon einige vor treffliche Orte am oberen Mississippi im Sinne, wo es ein ausgezeichnetes Leben seyn soll, und die ich der Reihe nach probiren will.“

Noch mancher anderer Abenteurer kam zu mir und theilte mir die Erzählung seiner Leiden, oder seine Pläne und Hoffnungen mit. Keiner aber beschäftigte mich mehr als jener gute alte Arzt aus dem Schwarzwalde mit seiner zahlreichen Familie, mit seinem Passe, seinem bleifüstenen Empfehlungsschreiben und seiner dürfstigen Reisekasse. Leider war unsere deutsche Landsmannschaft in der ersten Kälte zu schwach vertreten, als daß man ihm gründlich hätte helfen können. Weiß der Himmel, was aus diesen armen Leuten geworden seyn mag!

XXIX. Die Tausend Inseln.

Ungefähr in der Mitte des St. Lorenz-Stückes, das ehemals, wie ich sagte, Gataragui hieß, scheint, ich weiß nicht genau in Folge welcher Verhältnisse, ein Hauptknotenpunkt des Verkehrs entstanden zu seyn. Es liegen sich hier die beiden bedeutendsten Städte der Gegend einander gegenüber, auf der canadischen Seite Prescott, auf der amerikanischen Ogdensburg. Zu beiden Orten kommen Eisenbahnen aus dem Innern, und es ist hier daher besonders viel Leben und Ueberfahrt auf dem Wasser. Der St. Lorenz ist hier etwas verengt, und nirgends liegt ein canadischer Ort einem amerikanischen zu bequemer Vergleichung so nahe. Der Anblick beider ist auffallend verschieden. Prescott hat viel dunklere Farben als Ogdensburg, wo alles weit heller und freundlicher aussieht. In Prescott sind die Häuser auf sehr solide Weise gebaut, von dem grauen Stein, der auch in Montreal als Baumaterial gedient hat. Die Amerikaner haben eine Leidenschaft für weiß angestrichene und grün eingekantete Häuser, und pflanzen gern schlanke Trauerweiden und andere elegante Bäume dazwischen. Es ist schwer und vielleicht überflüssig, dergleichen umständlich zu beschreiben und in die verschiedenen Ursachen einer solchen Erscheinung einzugehen. Aber ein Faktum ist es, daß wer Prescott ansieht und dann schnell auf Ogdensburg hinblickt, glaubt, er habe ein Stück von dem „old country“ und e. Stück ganz jugendlichen Landes vor sich.

Ogdensburg ist die Hauptstadt jenes großen Ländereienstrichs, dessen Geschichte ich oben gab. Einige Meilen unterhalb kommt ein anderer hübscher Flughafen, Brockville, und dann wieder einige Meilen weiter beginnt der berühmte See der tausend Inseln (Lake of the thousand Islands). Um sich von der Entstehung und

Geuiguration dieses Sees eine deutliche Vorstellung zu machen, muß man bei dem See Ontario beginnen.

Der Ontario ist in seiner westlichen Hälfte ein sehr regelmäßig gezeichnetes Oval mit glatt herausgeschnittenen Ufern, ohne bedeckende Anhängsel und Inseln. In seinem nordöstlichen Zipfel aber, da wo seine Gewässer sich anschicken, auszubrechen, zerbröckelt sich so zu sagen sein bisher breiter und einiger Wasserspiegel zwischen einer Menge von Inseln und Halbinseln. Zuerst kommt die große Halbinsel Prince Edward, dann Duck-Island und mehrere andere. Mehrere lange Seearme, Bäien und Buchten dringen rechts und links ins Land. Dann kommt bei Kingston die große Wolfinsel, Amherst-Island und andere. Es sind lauter mehrfach zerrißene Landabschnitte, die das Wasser nicht hat unterjochen können, oder die als von Haus aus höher wieder über die Oberfläche des Wassers hervorgetaucht sind, nachdem der Ontario sich in seine jetzigen Grenzen zusammengezogen hat. Endlich hinter Wolf-Island zieht sich der See auf eine Breite von sieben bis fünf Meilen zusammen, und hier beginnt dann, was man den „Lake of the thousand Islands“ nennt.

Die Inseln werden kleiner, außerordentlich zahlreich, und ebenso wird die Zersplitterung der Wasserarme größer, obwohl sie zusammenommen in einem schmalern Kanale beisammen sind. Nach und nach entwickelt sich aus diesem Labyrinth der Fluß. Auf einer Strecke von dreißig Meilen, von Kingston an gerechnet, ziehen sich die Gewässer immer mehr zusammen, indem sie ihr Bett tief ausarbeiten und die Inseln mehr und mehr weg schaffen. Diese werden minder zahlreich und hören am Ende einige Meilen oberhalb Brockville ganz auf. Die Bewegung in der Strömung wird größer, man sieht nahe vor sich beide Ufer, der See verschwindet, und es ist das, was man einen Fluß nennen kann, hergestellt.

So gehen die Dinge zu, wenn man vom See aus hinab

kommt. Wir auf unserer Reise verfolgten die Reihe der Erscheinungen von unten aufwärts. Der Name der Lokalität, „Tausend Inseln“ „Mille Isles,“ röhrt vermutlich entweder von den Jesuiten oder von dem berühmten kanadischen Reisenden Champlain her. Er war der erste Entdecker des Sees Ontario. Natürlich muß der Name nur in Bausch und Bogen genommen werden. Manche sagen, es seien viel mehr als tausend Inseln, und behaupten, sie hätten ihrer 1500 oder gar 3000 gezählt. Vielleicht kann man noch mehr herauszählen, wenn man jeden kleinen aus dem Wasser hervorragenden Felsblock mitrechnen will. Manchesmal fällt es schwer zu sagen, ob ein Stück Land eine Insel, oder eine bloße Sandbank, oder ein Riff unter dem Wasser sey.

Ein Theil dieser Tausend Inseln liegt längs der amerikanischen Ufer, die andere Hälfte nähert sich Canada mehr. Man hat die Grenzen beider Länder mitten durch das Labyrinth hindurch gezogen. Die amerikanische bildete auch einen Theil jenes Länderei-Traktes, von dessen Ankäuf und Geschichte ich oben etwas erzählte. Das Fahrwasser für die Dampfschiffe geht jetzt ungefähr immer auf den Grenzlinien hin. Die ganze Partie ist in Amerika wie in Canada als ein Naturwunder und als eine pittoreske und interessante Scenerie berühmt. Von Kingston, am Lake Ontario, und von Brockville am Lorenzo, so wie von andern Orten aus machen die wohlhabenden Städter häufig kleine Vergnügungstouren, Picknickpartien und Jagdausflüge dahin. Sie nehmen eine der eleganten Jachten oder Zellen, die in Kingston so vortrefflich gebaut werden, und segeln mit ihren Freunden von Insel zu Insel herum, dinieren, campieren unter den Bäumen, jagen das Wassergestüngel, fischen und vergnügen sich auf mannigfache Weise. Viele bleiben zuweilen wohl Tage lang aus; denn diese Touren zwischen so vielfach gestalteten Inseln haben den Reiz von Entdeckungsreisen. Der eine weiß eine Insel, die noch niemand kennt; der andere verräth der Gesellschaft

einen baumumschatteten Hafen, in dem das Wasser tief, klar und ruhig schlummert, und in welchem noch kein Schiffer vorher zu anker versuchte.

Wir erreichten die ersten Inseln ein wenig oberhalb Brockville, und bald kamen wir recht in das dichte Gedränge hinein. Zuweilen liegt eine ganze Partie von ihnen in einer Reihe, wie eine Perlenkette. Dann wieder liegen sie durcheinander gewürfelt, wie Wurzeln und Rüben. Einige sind groß und mit dichten Wäldern bedeckt. Bäume haben sie fast alle, selbst die kleinsten, und es gibt deren, die gerade für einen Baum oder Busch Platz haben. Die Gruppierung dieser Bäume, die sich manchmal als Einsiedler, manchmal in hübscher Gesellschaft auf das Trockene gerettet haben, ist unglaublich mannigfaltig, und stets mit neuen Combinationen überraschend. Zuweilen ist ein Inselchen bloß mit einem Anflug von Vegetation, von Moos oder niedrigen Ranken überzogen. Und wie gesagt, manche fahle Steinköpfe tauchen ganz unter das Wasser hinunter und man sieht den kristallenen Fluss über die durchschimmernde Steinfläche hinwegwirbeln.

Bin ich recht, so ist der Kern dieser Inseln Granit, der gewöhnlich nicht sehr hoch hervorsteht. Doch hier und da gibt es Felsenriffe, die einige zwanzig Fuß hoch sind, und die den Bäumen allerlei malerische Postamente unterschieben und sie in mannigfaltigen Attituden zeigen. Die größern Inseln haben auch Hügel und Thäler, und auf ihnen ist auch wohl so viel Ackerraum, daß die Bebauung sich lehnt. Doch sind sie bisher noch nicht auf viel mehr als auf Wild, Fische und Holz ausgebaut. Dorfer gibt es nicht, wohl hier und da zerstreute Wohnungen (Shantys) von Jägern, Holzhackern und Lumbermen, und zuweilen sieht man auch, wie am Ottawa, Vorrichtungen zur Beförderung und Ansammlung des gefällten Holzes, Baumrutschen, Holzfänge, Bretterhäfen und dergleichen.

Die Inseln alle haben zwar schon ihre Eigenthümer; dennoch haben sich, wie in Amerika überall, wo noch Land, Wald oder Wasser unbewohnt versteckt liegt, auch in diesen Verstecken „Squatters“ eingerichtet, freilich nur spärlich. Wir sahen hier und da ihre Hütten am Ufer zerstreut. Die Eigenthümer der Inseln dulden sie da leicht, nicht selten ohne alles Entgelt, weil sie ihnen die Inseln einwohnen, und dem Boden hier und da einen Anfang von Kultur geben.

Im Frühling und im Anfang des Sommers ist die wahre Zeit, diese Inseln zu besuchen. Dann duften die Bäume von allen Kelippen herab. Die Wälder sind voll von Gevögel und Thieren, und wenn die Lust recht heiß ist, so gibt das frische, klare Wasser, in das man sich mit Begierde hineinstürzt, die schönste Labung. Bei der kalt-schmeckten Herbstluft, die wir jetzt hatten, besaß das Wasser weniger Anziehungskraft. Gewiß, nur an einem heißen Sommerabend konnte Goethe's Fischer von der Nixe bezaubert werden.

Aber auch jetzt im Herbst hatte die Tausend Inseln ihre sehr großen Reize. Das Laub war grünlich, gelblich, goldig, röthlich, braun, ja tausendfarbig, und spiegelte sich höchst anmutig in dem klaren Wasser wieder. Manche Inseln, wenn die Sonnenstrahlen sie von der rechten Seite fästten, sahen aus, als ständen sie in Flammen. Zuweilen gerathen sie wirklich in Brand, und diese Inselwaldbrände sollten dann einen höchst merkwürdigen Anblick gewähren. Wenn man mit den Dampfschiffen in der Nacht hindurchfährt, kann man dies interessante Schauspiel dann zwischen jenen Inseln bequemer und in größerer Nähe genießen als sonst irgendwo. Das Wasser hält alle Gefahr und Furcht vor dem Feuer fern. Man fährt dicht vorüber und sieht deutlich die verschiedenen Ereignisse in den brennenden Wäldern, in die man tief und sicher hineinblickt. Ein Herr erzählte mir, daß er diesen Anblick einmal gehabt habe.

Ein anderer Passagier, ein Bürger von Brockville, der mein

Interesse für die Tausend Inseln mit Genugthuung wahrnahm, theilte mir noch interessantere Geschichten mit. In seiner Jugend, sagte er, sey dieß Inselreich noch von Indianern bewohnt gewesen, und zwar von Ueberresten der Irokesen oder Fünf Nationen, denen der ganze Norden des Staates Newyork gehörte. „Massassoga,“¹ sagte er, so hätte sich dieser Inselstamm der Irokesen genannt. Auf einer der Hauptinseln hatten sie ihren Chief. Sie wohnten auf verschiedenen andern Inseln zerstreut in Hütten oder Zelten, aus breiten Birkenzindenlappen construirt. Ihre Canoës waren aus demselben Materiale. Mit diesen glitten sie sanft und leicht über das Wasser dahin und überlisteten in den Flussarmen und Buchten die Fische, die, damals noch nicht von lärmenden Dampffschiffen gestört, in reichlicher Fülle vorhanden waren. Wie die Fische, so waren auch die Vögel in der Luft und das Wild im Walde noch zahlreicher. Jetzt, nachdem so viele gierige Squatters und mit Pulver bewaffnete Jäger die Gegend ausgebeutet haben, erscheinen die Inseln verhältnismäßig leblos und öde.

Zu gewissen Zeiten des Jahres verließen die jungen Leute der Massassoga ihre Inseln und unternahmen große Jagdzüge ins Innere des Landes, entweder nordwärts in das Innere von Canada, oder südwärts in das nördliche Newyork. Mein Freund von Brockville besuchte sie einmal in seiner Jugend, und da er gastfreundlich von ihnen aufgenommen wurde, so wiederholte er seine Besuche, gewann Bekannte und Freunde unter ihnen, lebte mit ihnen ganze Wochen lang, und theilte ihre Freuden und Leiden bei Fischfang und Jagd. Als er einmal auf einer Reise zum Westen nach Niagara und weiter längerer Zeit abwesend war, und nach seiner Waterstadt Brockville zurückkehrend, seine Tausend Inseln passierte, konnte er nicht umhin, im Vorbeifahren seine Massassoga-Freunde zu besuchen. Sie erkannten

¹ Dieser Name kommt noch heute in verschiedenen Varietäten des Vereinigten Staates vor.

ihm sogleich wieder, nahmen ihn hoch auf, und trugen ihn auf ihren Schultern zum Chief. Dieser gab ihm zu Ehren ein großes Fest, und von allen Inseln schossen sie in Canoes herbei, ihn zu sehen und zu begrüßen. Er musste bei ihnen übernachten. Die „Squaws“ (Weiber) bereiteten ihm sein Nachtlager, und zwei von ihnen ließen es sich nicht nehmen, die ganze Nacht hindurch als Ehrenwache vor der Thür seines Zeltes zu campiren und das Wachtfeuer zu schützen. „Oh, mein Herr, auch ich war beim Wiedersehn meiner guten halbwilden Freunde fast zu Thränen gerührt. Believe me, it is a race, very susceptible to kindness, but it is true in the same time very revengeful for injuries. They never forget their friends, but they are terrible and even treacherous against their ennemis. Wir haben sehr verkehrte Vorstellungen von den Indianern. Wir nennen sie arm, miserabel. Sie selbst erscheinen sich ganz anders. They are proud of their prowess and animal daring, and of the performances of their forefathers. In fact they think themselves the first race in creation.“

„Wo sind diese stolzen Leute jetzt geblieben? Gibt es noch einige Überreste von ihnen auf den Inseln?“ — „Nein, sie sind alle verflogen und zerstöben, wie Spreu. Ihre Fischereien wurden immer schlechter, die Jagd immer spärlicher. Dörfer und Städte der Weißen wuchsen rings um sie herum auf. Sie fingen an zu darben und zu leiden. Ihr Stamm schmolz zusammen, wie die Fischrauen im Wasser. Der kleine Überrest von Massassagös war daher endlich gezwungen eine Proposition der Regierung zum Austausch ihrer alten Wehnstube gegen andere anzunehmen, und sie sind daher seit fünfzehn Jahren in eine entlegene Gegend versezt worden; ich weiß selbst nicht recht anzugeben in welche.“

Das einzige lebendige Wesen, das wir jetzt zwischen diesen Inseln recht häufig sahen, war der Vogel, den die Engländer „loon“

nennen. Es ist ein Wassergeflügel, so groß wie eine Gans, äußerst dickköpfig und langschäblich, schwarzgefärbt und auf den Flügeln weißgefleckt. Dieses große Thier schwamm überall zerstreut zwischen den Tausend Inseln umher. Es war mir sehr interessant zu sehen, wie gleichförmig die Impulse des Instinkts waren bei allen den verschiedenen Exemplaren dieses Vogels, denen wir im Laufe von dreißig Meilen begegneten, und wie das Benehmen von allen bei unserer Annäherung so genau dasselbe war, als wären sie lauter Zwillingsschwestern. So lange unser Schiff noch ziemlich entfernt war, schwammen sie ruhig auf dem Wasserpiegel umher, mit ihren eigenen Angelegenheiten, mit Insekten- und Fischfangen beschäftigt, und ohne von uns Notiz zu nehmen. Sobald wir uns auf dreihundert Yards näherten, hörten sie mit dieser Beschäftigung auf, schossen mit ihrem langen Halse in die Höhe und warfen ihren noch längeren Kopf und Schnabel hin und her, indem sie uns bald mit dem rechten, bald mit dem linken Auge furchtsam anluden. Im zweiten Stadium der Furcht theilten sich diese ängstlichen Bewegungen des Kopfes dem ganzen Körper mit, und sie ruberten bald etwas zur Linken, bald zur Rechten heraus. Am Ende machten sie, wenn wir uns noch mehr näherten, völlig kehrt, und schossen fliehend in gerader Linie vor uns her. Wenn sie aber merkten, daß dies nicht anschlug, und daß unser von Dampf besetztes Riesenmonstrum doch bald auf hundert Yards nahe kam, so gaben sie das Ding auf, hielten einen Augenblick an, warfen noch einmal ihren Kopf hin und her, und tauchten dann husch! unter die Oberfläche und verschwanden plötzlich. Dieser Ideengang, diese Reihe von Stadien der Angst und Furcht, und auch jene Entfernungen von hundert und zweihundert Yards waren, sage ich, bei allen Individuen so genau dieselben, als hätten sie sich darüber verabredet.

Wenn ich außer diesen Loons dann noch des „Wintergreens,“ und endlich der zahlreichen Leuchttürme zwischen den Inseln

erwähne, so habe ich ungefähr alles genannt, was meine Aufmerksamkeit bei der Passage zwischen den Tausend Inseln fesselte. Das sogenannte „Wintergreen“ (botanisch Pyrola) ist ein niedriges Kraut oder Gebüsch, das zwar diesen Namen hat, jetzt aber im Herbst wenigstens seinem Namen gar nicht entsprach. Es sah blutroth aus und bedeckte den Boden mancher Inseln unter den Bäumen mit einem rothen Teppiche. Zuweilen lief es bloß am Rande einer Insel herum, und es schien dann, als sey die Baumgruppe wie in einem englischen Park mit einem Kranze rother Blumen eingefaßt. Auch die Leuchthüreme trugen viel dazu bei, uns glauben zu machen, daß wir nicht auf dem großen mächtigen Lorenzo, sondern auf reizenden Kunstkanälen zwischen lieblichen Parkanlagen dahinglitten. Es waren weiße zierliche Gebäude, wie Lustpavillons oder Kiosks, halb in den Gebüschen versteckt und auf kleinen Inselvorsprüngen errichtet. Es sind ihrer natürlich viele nöthig, da der kraus geschlängelte Wasserweg in dem großen Inselirrgarten Schritt auf Schritt seine Richtung ändert.

Allmählig, nachdem man einmal gefrühstückt und einmal zu Mittag gegessen hat, nimmt dieser Garten ein Ende, und man kommt wieder ins freie, offene Feld, d. h. hier auf breites Gewässer hinaus. Die Annäherung des Ontario und der Stadt Kingston wird verkündet. Um canadischen Ufer im Norden, längs dem wir ganz dicht hinfahren, werden die Häuser, Farmerwohnungen und Dörfer wieder zahlreicher. Und wenn ich nun diese Wohnungen näher ansche, was entdecke ich da freudig? — Eine sehr auffallende Ähnlichkeit mit den Wohnungen meiner guten Franzosen in Untercanada. Sie liegen eben so nahe an einander wie dort, eben so längs des Flusses wie dort, und dazwischen eine Kirche, in Gestalt und Form offenbar eine katholische. „Ohne Zweifel, mein Herr, das sind französische Canadier, die dort angestiedelt sind?“ so wandte ich mich an einen der Passagiere, einen ehrlichen Landmann, der auch wie

ich am Geländer des Schiffes stand und aufmerksam auf die Häuser am Ufer hinklickte. „Oui, Monsieur, c'est moi et mes confrères et mes voisins. Nous démeurons là depuis dix, vingt ou trente ans. Nous sommes tous originaires du bas Canada. Mais nous avons suivi le cours de l'émigration anglaise.“

Der Mann, mit dem ich sprach, war ein einfacher, sehr nett und reinlich gekleideter Bauer, von sehr ansprechendem und offenem Wesen und bescheidenem, aber ganz unbefangenem Benehmen. Sein Gesicht war ein wahrer Aus- und Abdruck von Gütherzigkeit. Er hatte eine sehr wohlgefällige, abgerundete und blühend gesunde Physiognomie. Obwohl schon vierzig Jahre passirt, hatte er noch sehr viel Jugendliches, und in seiner Weise zu sprechen, so wie in dem Ausdruck der Augen, der sein Gespräch begleitete, lag etwas äußerst Naives, ich möchte sagen Unschuldiges. Zuweilen nahm er Anstand sich über etwas auszusprechen, und manchmal schien es mir, als ob er rasch und leicht erröthete. Ich dachte mir, daß wird wohl der letzte französische Canadier seyn, dem du am Lorenzo begegnet. Und so war es auch. Ich habe nachher nie wieder einen gesehen. Ich wollte, ich könnte die ganze Unterhaltung, die ich mit diesem Manne hatte, hierher setzen. Alles, was dieses einzige Individuum äußerte, und mir als die Richtschnur seines Vertragens und seiner Lebensansicht gab, war für die ganze Nation äußerst charakteristisch, und ich erkannte darin recht genau den ganzen Typus des kanadischen Nationalgenius.

„Das dort ist wohl Ihre katholische Kirche?“

„Oui, Monsieur, c'est notre petite Chapelle française. Elle est assez grande pour nous. Nous ne sommes que vingt familles ici. — Sehen Sie, da gleich hinter der Kapelle zur Rechten, das ist meine bescheidene Wohnung, und alle Felder rückwärts gehören mir. — Vla cette maison là, c'est Monsieur Jacquelain. Il a quarante arpents d'excellentes terres. Et voici au hant

de la colline, c'est Monsieur George. Il possède trente cinq arpents. Jetzt ist das alles hübsch gereinigt und gepflzt, steinlose Aecker und die Wälder weit zurückgetrieben. Als wir vor zwanzig Jahren hier ankamen, da waren hier lauter Bäume. Rien, que des bouleaux, bouleaux, bouleaux! Wir hatten anfangs viel zu schaffen. Aber jetzt befinden wir uns alle wohl und mein Wesen ist seitdem fortschreitend gewachsen. Ich habe ein gutes Weib, eine Tochter und zwei Söhne. Mein Mädchen arbeitet schon seit Jahren an ihrem Trouseau, und ich fürchte nicht, daß sie ihren Weg nicht finden wird. Meine beiden Söhne sind auch schon fast erwachsen, und sind jetzt von Haus, beide auf Dampfschiffen employiert."

"Sind sie fleißig und gut?"

"O mein Herr, beide sind excellente Burschen! Alle halbe Jahre bringen sie mir pünktlich, was sie verdient und erübrigt haben. Aber welche gute Erziehung habe ich ihnen auch geben lassen! Moi j'en ai reçu peu! A peine que j'ai appris à lire et à écrire. Ah, das war nicht die Mode damals in Untercanada. Aber hier in Obercanada haben wir sehr gute Schulen, und ich habe besonders darauf gesehen, daß meine Kinder beide Sprachen lernen. L'Anglais et le Français, ees deux langues il faut les savoir. Il n'y a pas de commerce sans ees deux langues. Ich habe mich genugsam über mich geärgert, daß ich weiter nichts als bloß mein canadisch sprechen kann. Verschiedene Sprachen zu lernen, ist in der Welt so schön. Man macht sich den Leuten dadurch angenehm. Sehen Sie doch, welche Freude bereiten Sie mir, indem Sie meine eigene Sprache mit mir so gut und rein reden, als wären Sie in Canada geboren. Et comme je suis honteux, que je ne peux pas vous rendre cette politesse. Das soll meinen Kindern nicht passiren. Darum habe ich Ihnen eine gute Erziehung geben lassen."

"Wie verfügen Sie über die Gelder, welche Ihre Söhne Ihnen bringen?"

„Je leur ramasse tout ça dans un coffre bien solide, à poart les goges de l'ainé, et à poart ce que son jeune frère à gogné. Das Capital wächst jedes Jahr, und der ältere hat schon 700 Piaster. Er kann bald aufhören zu reisen, denn er wird bald im Stande seyn, sich anzukaufen und zu verheirathen. Ich habe schon seit langer Zeit eine kleine Farm für ihn im Sinne, das Stück Land dort drüben, ganz dicht bei meinem Hause; 600 Piaster habe ich schon darauf geboten, und wenn wir noch etwas zulegen können, so werden wir es wohl bekommen. Dann wird mein Sohn herumfahren, sich eine Frau nehmen und bei mir wohnen. Und mein zweiter wird es mit der Zeit auch so machen. Kann ich für ihn nichts Passendes kaufen, so theile ich ihm ein Stück von meinem eigenen Lande ab.“

„Da sind Ihre Kinder wohl nicht denen der Amerikaner gleich, die ihre Eltern verlassen, sich auf eigene Hand in der Farm etablieren, und jene oft nie wieder sehen.“ — „Ah, Dieu préserve, Monsieur! Je déteste ce système là. Non, non Monsieur, j'aime avoir mes enfants autour de moi, tout près de moi, comme une poule ses petits!“

Alles dies, sage ich, was mein braver Canadier vorbrachte, kann man als generell bedeutungsvoll, als typisch und symbolisch für die ganze kanadische Nation annehmen. Sie handeln und fühlen alle wie mein guter Reisegesährte, der uns bis Kingston begleitete und dann von da aus, ein wenig rückwärts reisend, seinem Dorfe zueilte.

XXX. See Ontario.

In Kingston kamen wir gegen Abend an. Es war ein äußerst heller, warmer und farbenreicher Herbstabend, und die stattliche

Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen, City-Halls und andern Gebäuden machte im Sonnenuntergange einen recht imposanten Eindruck auf uns. Sie ist der größte und volkreichste Stapelplatz im Dzitipfel des Ontario, wie Toronto und Hamilton dasselbe im Westende des Sees sind. Alle diese drei größten Küstenstädte des Ontario sind kanadisch oder britisch. Die Vereinigten Staaten haben nur zwei große Ontario-Städte: Oswego und Rochester. Auch hat Großbritannien seine Grenze um die größere Hälfte des Sees geschlossen, so daß er mehr in das britische, als in das amerikanische Gebiet hineintritt. In Folge dessen ist auch die britische Flagge auf dem Ontario sehr dominirend. Der Ontario ist aber auch der einzige der Lorenzoseen, auf dem England rewiegt. Gleich auf dem folgenden, dem Erie, ist alles so ziemlich umgedreht. Die Haupthäfen am Erie, Buffalo, Erie, Cleveland, Fort Clinton, Toledo, Lankasky, Detroit, sie gehören alle nach Amerika hinüber. England hat zwar beinahe die Hälfte des ganzen Küstenovals des Sees, aber wenige oder keine bedeutende Häfen. Daher prävalirt hier die amerikanische Flagge in außerordentlichem Maße. Der ganze See kann ein amerikanisches Gewässer genannt werden. Ueberhaupt ist der Erie ein so viel befahrener, so außerordentlich belebtes Gewässer, daß der Ontario und noch mehr die andern St. Lorenzseen fast tott dagegen erscheinen. Der Erie ist ohne Zweifel schon jetzt der schiffreichste See in der Welt. Die Stadt Buffalo allein, die vor zwanzig Jahren ein kleines Dampfschiff besaß, hat jetzt beinahe hundert große Steamer auf dem Erie. Wenn die Dinge auf diesem merkwürdigen Gewässer noch fernerhin in derselben Proportion wachsen, so werden die Schiffe sich nach hundert Jahren hier drängen und stoßen, wie einst die Häringe in der Bay of Fundy.

In Kingston am Ontario verbrachten wir ein paar Stündchen, die Zwischenzeit zwischen unserer Ankunft und dem Abgang eines

neuen Dampfers, sehr angenehm. Ich hatte gerade Zeit genug, mir von einer Höhe die ganze Situation der Stadt und Umgegend so gut anzusehen, daß ich sie nicht wieder vergessen werde. Es ist jedenfalls die malerischste Ortslage am ganzen Ontario. Weder Toronto noch Hamilton lassen sich in dieser Hinsicht mit Kingston vergleichen. Die Hauptmasse der Stadtgebäude liegt auf einer Halbinsel zwischen dem St. Lorenz und dem Rideaukanale. Diese Halbinsel ist ein wenig gewölbt und die Stadt zieht sich vom Ufer zum Rücken heraus. Auf der andern Seite des Rideaukanals liegt das Fort Henry auf einer sehr dominirenden und steilen Höhe. Es ist eine sehr substantielle und stark armirte Festung, die nächste nach der Festung von Quebec und dem Grade nach die zweite in ganz Canada. Auf andern kleinen Landzungen zwischen Stadt und Festung liegen noch andere Gebäude, die durch lange Brücken mit der Stadt verbunden sind. Inseln zeigen sich in der Nähe und Ferne vor dem Hafen. Auf der einen Seite sieht man zwischen diesen Inseln die sogenannte Bay of Quinté, einen langen und, wie man sagt, äußerst interessanten und malerischen Wasserarm, der sich im Rücken der Halbinsel Prince Edward achtzig Meilen weit im Zickzack hinschlängelt. Nach Süden zeigt sich zwischen andern Inseln in der Entfernung das freie Wasser und der Hauptspiegel des Ontario selbst.

Kingston ist die älteste Stadt am Ontario. Schon die Franzosen hatten hier eine Befestigung und einen kleinen Ort, Fort Frontenac genannt, der in den Iroquesiskriegen, so wie in den Angelegenheiten der Pelzhändler und Voyageurs eine große Rolle spielte. Als die Engländer 1759 das Land übernahmen, wurde dieser alte berühmte Name Frontenac in Kingston verwandelt. Die Stadt hat jetzt mehr als 20,000 Einwohner. Von dem Schicksale der wenigen französischen Familien, die hier wohnen möchten, habe ich nichts erfahren können. Aber in andern alten, ehemals

französischen und jetzt zu großen Städten umgewandelten Pelzhändlerorts, z. B. in Detroit, findet man noch die Nachkommen dieser ersten französischen Platzbewohner.

Die meisten Häuser von Kingston sind übrigens größtentheils, wie auch die von Montreal, Quebec, Prescott, von jenem blau-gräulichen Kalksteine gebaut, der im Lorenzogebiete so häufig zu sehn scheint, und die Stadt hat daher ebenso wie die andern kanadischen Städte einen gewissen Anstrich von ungraziöser und etwas melancholischer Solidität und Alterthümlichkeit. Wenn ich mich so ausdrücke, sehe ich natürlich voraus, daß man amerikanische Augen mitbringe. Denn diese gehören allerdings dazu, um den Grab von Melancholie und Alterthümlichkeit, von dem ich in Kingston rede, zu entdecken. Wie die Häuser, so hatten sonst auch die Dampfschiffe der britischen Kanadier auf dem Lake Ontario im Vergleich mit den amerikanischen etwas minder Strahlendes. Ein amerikanisches Fluß- oder Seen-Dampfschiff sieht immer aus wie lauter Lust und Freude, als wären sie alle für die Königin Cleopatra gebaut, um den Nil damit hinaufzufahren. Die englischen waren sonst auswärts alle schwarz gefärbt, und im Innern hatten sie immer, wie die Amerikaner behaupten, etwas Bestäubtes, Alterthümliches, Malproptes. Jetzt haben sie fast alle die schwarze Trauersfarbe abgelegt, das weiße, grünverbrämte, goldige und glitzernde Festtagsgewand der amerikanischen Schiffe angelegt, und sich auch sonst in anderer Hinsicht bedeutend amerikanisiert. Ein Amerikaner selbst rümpft auch hier noch die Nase, wo ein Deutscher beide Augen vor Verwunderung aufthut, und weiß allerlei zu kritisiren. „Auch die Schnelligkeit der britischen Seen-Dampfer ist noch immer viel geringer, als die der unsrigen,“ bemerkte mir ein Amerikaner, mit dem ich ein Gespräch angeknüpft hatte, während wir in den See hinausfuhren. „Sie haben hier noch gewisse, höchst alterthümliche Instruktionen, nach denen sie eine gewisse Zeit einhalten müssen, und denen zufolge

sie bestraft werden, wenn sie schneller fahren oder früher ankommen, als es gesetzmäßig ist. In unserem Lande, da dürfen die Leute so schnell fahren, als es ihr Dampf erlaubt, und dürfen miteinander um die Wette segeln. Freilich, freilich kostet das manches Schiff und manches Leben. Ach ja, sehen sie nur hier in der Zeitung. Da schreiben sie noch gestern vom Griesee, daß wieder auf einem Dampfer der Kessel sprang und daß das Schiff in Brand gerieth. Es brannnte bis aufs Wasser herab. Nicht weniger als sieben und zwanzig Leben sind dabei verloren, zwei oder drei ganze Familien. Ein Vater mit seiner Tochter ertrank, und viele andere melancholische Vorfälle ereigneten sich dabei. Es ist erschrecklich. Es macht einen förmlich traurig, es zu lesen!"

Es schien mir fast, als ob mein Yankee sentimental werden wollte. Er schien, verstumzend, sich ganz traurigen und ernsten Betrachtungen hingeben zu wollen. Ein anderer amerikanischer Landsmann, der auch den „entsetzlichen und haarsträubenden“ Bericht gelesen hatte, schien auch einen Augenblick geneigt, auf die tollen und gottlosen amerikanischen Capitäne zu schelten, jedoch nur einen Augenblick. Und nach einem Augenblick erholt sich auch der andere aus der tiefen Melancholie, in die er versunken schien. „Es ist traurig! ja, das ist wahr!“ sagte er, indem er das Zeitungspapier bei Seite warf. „However I dislike slow ships. If I travel, I like, that she jumps in the water.“ — „So am I,“ sagte der andere. „If I travel, I do not care, how quick she goes.“

Wir hatten diesmal wirklich eine äußerst glückliche, muntere und angenehme, ja unvergesslich schöne Nachtfahrt über den See. Das letzte Abendrot glühte und schimmerte noch über alle Inseln und weit hinaus über dem schrankenlosen Gewässer. Denn so wie ein Meer erscheint einem dieser breite See, wenn man ganz auf seine Höhe hinauskommt. Wir passirten die Wolfsinsel, die Tauben-, die

ankommen, die Leute so miteinander rches Schiff der Zeitung, auf einem Land geriet. Sieben und zige Familien. re melanc Es macht ental werden und ernsten ischer Lands en“ Bericht auf die tollen ich nur einen h der andere n. „Es ist eitungspapier If I travel, am I,“ sagte quick she

che, muntere ber den See. er alle Inseln Denn so wie anz auf seine Tauben-, die

Enteninsel, und da war es völlige Nacht geworden, so daß wir diese letzte Insel nur noch an einigen Lichtern erkannten, und dann als einen dunkeln Schatten bei uns vorüberschwimmen sahen.

Die Nacht war äußerst lieblich, heiter und sternenhell, und dabei warm, so daß wir fast immer auf dem Verdeck spazieren und alles genießen konnten. Zwischen den Inseln und dann nachher längs der ganzen Küste der großen Peninsula Prince Edward war die ganze Nacht hindurch das regste Leben. Es war gerade die beste Zeit für den Fang der Lachsforellen, an denen der Ontario einen großen Überflusß hat. Sie fangen diese Fische in der Nacht beim Schimmer von Kienholzfeuern, die sie, wie dies auch in anderen Weltgegenden geschieht, vorne in ihren kleinen Booten in eisernen Körben befestigen. Wir sahen hunderte von solchen Feuern auf dem weiten Wasser sich hin und her bewegen wie Glühwürmchen. Stellenweise hatten wir fast einen solchen Anblick, wie wenn man in Newyork spät Abends Broadway entlang blickt und noch meilenweit die Wagenlichter eines hinter dem andern hervorblimmen sieht. Unser Capitän hatte ein vortreffliches Fernrohr, und wir konnten uns damit einige Feuer und Schiffe so nahe bringen, daß wir die beleuchteten Figuren der Fischer, ihre Bewegungen und Stellungen deutlich erkannten und uns so aus der Dunkelheit der Nacht gewissermaßen kleine van der Neer'sche Landschaftsbilder herüberholten.

Auch Lachs gibt es noch im Ontario. Es ist dies aber von allen großen kanadischen Seen der erste und letzte, der dieses delicate Seethier in seinem Becken aufnimmt. Die unübersteiglichen Niagara-Wasserfälle zwischen Ontario und Erie machen der Wanderrung des Lachses ein Ende, und er erscheint schon im Eriesee nicht mehr, noch viel weniger in den oberen großen Süßwasserbassins. Einiges ganz Besonderes bei der Erscheinung des Lachses in dem Ontario ist aber noch ein Umstand, den mir ein Kenner des Sees

erzählt hat, und an dessen Wahrheit ich nicht zweifle, da man mir später am Niagara die Sache bestätigte. Es ist folgendes. Der Lachs verbreitet sich in dem ganzen Becken des Ontario. Er geht auch in alle Bächen und Flüsse, die in diesen See ausmünden, hinein, um dort zu laichen, nur in einen einzigen Fluss, und zwar in den größten, den Niagara nicht. Obgleich man noch ganz bequem 10 bis 12 Meilen in diesem Fluss hinausschwimmen kann, ehe die Wirbel und Wasserfälle beginnen, und obgleich man glauben sollte, der Lachs müßte dies als eine sehr bequeme und einladende Fahrt ansehen, bis ihm die unüberwindlichen Wasserfälle auf den Kopf tröpfelten und deutlich die Umkehr anriethen; ich sage, obgleich man denken sollte, daß jeder einzelne Lachs diese Erfahrung machen müßte, so ist dies doch nicht der Fall. Die wandernden Lachse gehen gar nicht in den Niagara hinein, sie mühen sich bei den Wasserfällen durchaus nicht mit vergeblichen Versuchen, die Katarakte in der Weise durch Sprünge zu überwinden, wie sie dies wohl bei niedrigen Flussabsätzen thun. Ihre Züge wandern alle bei der Niagaramündung vorüber, als wüßten sie schon, daß da nicht durchzukommen sey. Ja, es scheint beinahe gewiß, daß sie es wissen. Ihre Vorfahren, dies muß man denken, versuchten es wirklich und rannten sich die Köpfe wund, und durch eine wunderbare, unbegreifliche Tradition erlangten dann die Nachkommen Kenntniß davon. Es scheint hier etwas Aehnliches unter den Fischen stattzufinden, wie unter den Vögeln bei ihren Durchzügen durch die Gebirgspassagen, z. B. durch die Alpenpässe. Die Zugvögel aus dem Norden haben in den Alpen eben so gut wie die von Menschen geleiteten Maultiere ihre uralten regelmäßigen Pfade, und wissen sich genau in den Thälerelabyrinthen zurecht zu finden, so daß sie, ohne zu probiren oder ohne sich zu irren, gleich die Bergseeschnitte wählen, welche richtig nach Italien führen, und diejenigen vermeiden, die sich in einen cul de sac verlaufen.

da man mir
s. Der Lachs
geht auch in
, hinein, um
zwar in den
ganz bequem
kann, ehe die
man glauben
arme und ein-
lichen Wasser-
ehr anriethen;
ne Lachs diese
er Fall. Die
a hinein, sie
t vergeblichen
üngie zu über-
n thun. Ihre
, als wüteten
scheint beinahe
ß man denken,
id, und durch
ann die Nach-
hes unter den
en Durchzügen
se. Die Zug-
so gut wie die
näßigen Psade,
echt zu finden,
gleich die Ge-
hren, und die-
aufen.

Man kann vom Ontario gewissermaßen sagen, daß seine Natur noch eine kleine oceanische Färbung habe. Außer dem Lachs kommen auch noch andere Seethiere zu ihm hinauf, nämlich die See- hunde. Da ich dies Faktum eben so wenig wie das, was ich von den Lachsen erzählte, in einem Werke über Canada erwähnt fand, sondern nur durch meine Unterredung mit den Leuten davon Kunde erhielt, so will ich hierüber das Nothige beibringen. Sogar unser Kapitän, ein sehr unterrichteter und aufmerksamer Mann, wußte es nicht, daß Seehunde zuweilen im Ontario erscheinen. Ein Ufer- bewohner des Sees war der erste, der diese Behauptung in unserer Nachgesellschaft machte. Wir bezweifelten anfangs die Sache. Allein bald nahm ein anderer Sceanwohner die Partei des ersten, und er- zählte uns, daß sie einmal im Winter mehrere Seehunde auf dem Eise erschlagen hätten. Gewöhnlich oder häufig sey dieser Thier freilich keineswegs. Als in dem Dorfe der erste Alarm zur Jagd gegeben worden sey, hätten sie daher auch gar nicht recht gewußt, welchem Geschöpf es eigentlich gelte. Einige Übergläubische brachten das Gerücht herum, die Seeschlange hätte ihren Kopf aus dem Eise gesteckt, und man bereite sich, sie todtzuschlagen. Genug, sie seyen alle bewaffnet aufs Eis hinausgezogen, hätten geschossen, gedolcht und erschlagen, und am Ende hatte sich herausgestellt, daß die Aus- heute der Jagd einige leibhafte Meerrobben waren.

Aehnliche Erzählungen wie diese kamen dann im Laufe der Unter- haltung so viele zum Vorschein, daß mein Kapitän und ich am Ende unsern Zweifel aufgaben und das Faktum gelten ließen, daß die Meer- robbe zuweilen sich durch den ganzen Lorenzo, und auch durch die vielen Wassersprünge und Rapiden des Cataragui hinaufarbeitet und dann in dem Süßwasserbassin des Ontario eben so sporadisch er- scheint, wie, nach dem was ich oben bemerkte, in dem des Lake Champlain. Es ist sehr wohl möglich, daß dieser in früheren dampf- schifflosen Zeiten noch viel häufiger der Fall war, und daß auch schon

Champlain und die ersten Entdecker des Ontario von diesem Faktum Kenntniß hatten. Und eben dies mochte denn auch die alte ursprüngliche Idee befördern, daß Lake Ontario nicht ein See, sondern ein Busen des Westmeers, der St. Lorenz nicht ein Fluß, sondern, als ein Meereshobben- und Wallfischweg, eine fließende Meerenge sey.

Mit der Unterhaltung über diese und ähnliche Gegenstände verbrachten wir so ziemlich die ganze Nacht, die überdies noch durch eine aurora borealis verherrlicht wurde. Bis Mitternacht beleuchtete ihr schöner, stets blitzender und fackelnder Bogen unsern dunklen Wasserpfad. Fast reizender aber noch als diese hellen Fackeln und Blitze erschienen mir am andern Morgen die äußerst zarten Farben, mit denen die aurora orientalis die ganze Seeatmosphäre erfüllte. Es hatte sich gegen Sonnenaufgang ein zarter Nebel darin verbreitet, und die Sonne benutzte diese duftigen Schleier, um die feinsten Farbenbilder darauf zu sticken. Ich begreife es vollkommen, daß vorzugsweise in einem Reblande sich ein recht empfindlicher Farbensinn entwickelt. In einem solchen Lande findet man auf der Farbenpalette der Natur eine lange Skala der allerzartesten Nuancen. Da wird das Auge geschärft; in den tropischen Gegenden sind die Hauptfarben zwar ausgeprägter, aber weniger Zwischenstufen; der Sinn wird geblendet.

Als die Sonne allmählig aufging und schon ziemlich hoch stand, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß die Morgenröthe dennoch nicht vom Horizonte des Sees gewichen war. Die Morgenröthe, die sonst überall der Sonne nur voranläuft, war, so schien es in der That, hinter die Sonne getreten, und blieb als ein sehr entschieden roth gefärbtes Kreissegment am Horizonte hängen. Je höher die Sonne stieg, desto größer wuchs dieses röthliche Kreissegment und nahm gegen 11 Uhr Morgens fast mehr als die Hälfte des Horizonts ein. Die entgegengesetzte Seite des Horizonts war lichter oder graulicher

diesem Faktum
alte ursprüng-
, sondern ein
luß, sondern,
esende Meer-

egenstände ver-
ß noch durch
nacht beleuch-
unsern dunklen
n Fackeln und
garten Farben,
atmosphäre er-
r Nebel darin
leier, um die
s vollkommen,
empfindlicher
t man auf der
esten Nuancen.
enden sind die
henstufen; der

lich hoch stand,
e dennoch nicht
köthe, die sonst
in der That,
ntschieden roth
her die Sonne
ent und nahm
Horizonts ein.
oder graulicher

gefärbt und verlor immer mehr an Terrain. Um Mittag endlich schien die Sonne als strahlender Focus in dem Centrum einer Lichtatmosphäre zu stecken, die mit verschiedenen Umwandlungen und Nuancen sich endlich am Horizonte überall in Noth verlor. Ich sah hier dieses merkwürdige Phänomen zum erstenmal, erblickte es später aber öfter und hörte, daß es hauptsächlich im indianischen Sommer häufig sei, und daß man wohl unter dem Namen „pink haze“ („blaßrother Nebelduft“) davon spräche.

Bei uns zu Lande haben die Mythendichter nur eine dem Apollowagen vorausstanzende und blumenstreunende Aurora erfunden. Hier im amerikanischen Norden müssen sie dem Gesagten nach noch eine Schleppträgerin Apollo's einführen, welche die von ihrer Schwester ausgestreuten Rosen wieder aufliest und sich selber damit schmückt.

Manche Schriftsteller haben den Lake Ontario und die andern Lorenzseen „Wunder der Natur“ genannt. Ja, ein Kanadier oder Nordamerikaner spricht selten von diesen großen Bassins, ohne ihnen mit Nachdruck die Attribute von „beautiful, quite admirable sheets of water“ zu geben. Und ich, der ich den See die ganze Nacht hindurch in seiner vollsten Pracht gesehen hatte, und dessen Augen er noch jetzt äußerst reizende Gemälde darbot, ein weites, breites Wasserfeld, unter dem Nebeldusche hinweg noch aus großer Ferne mit tausend flimmernden Wellen hindurchblinzeln, wie das silbergestickte Gewand, das französische Künstler jetzt wohl ihren Darstellungen von Wassernixen zu geben pflegen, dazu die blaßrothe Aurora rings am Rande herum, aus diesem zuweilen plötzlich waldreiche Ufer und Vorgebirge hervortretend, bald hier bald da große und kleine Schiffe, Segel- und Dampfschiffe, die mitunter, wo man das Seewasser nicht sah, in der Luft zu schwimmen schienen, — ich, sage ich, der ich dies alles mit Aufrichtigkeit bewunderte, war gewiß nicht geneigt, diesem See etwas von seinem

Verdienste, besonders seinem ästhetischen Verdienste, zu schmälern. Wenn aber auch Schiffer, Handelsleute und Nationalökonomen diesen Seen als den wunderbarsten Erfindungen der Natur, als wahren Meisterwerken der Schöpfung und als unschätzbares Geschenken, die ihrem Lande vom Schöpfer gemacht wurden, nicht Lob genug glauben spenden zu können, so scheint mir dies unbedacht.

Jemand, der diese Seen zu $\frac{9}{10}$ mit Erde zuwürfe und vertilgte, könnte dem Lande ein ganz anderes Geschenk machen. Faute de mieux, das gebe ich zu, können diese Seen als ganz nützliche Veranstaltungen betrachtet werden; aber aus nationalökonomischem Gesichtspunkte ist ein See, als eine weite Wüste, als eine ganz überflüssig breite Verkehrsstraße, eine wahrhaft verschwenderische Vorrichtung. Schön und sparsam eingerichtete Systeme von zusammenlaufenden Flüssen sind in dieser Hinsicht unendlich viel bewundernswürdigere Naturprodukte, als solche große, plumpe, ich möchte sagen cyclopisch organisierte Seensysteme, wie das des Lorenzo.

Man denke sich nun einmal den Erie, den Ontario ic. von unübersehbar breiten Bassins zu langen Kanälen von einer mäßigen Breite umgebildet, mit Beibehaltung der Seentiefe. Zu beiden Seiten denke man sich das Land in Aecker verwandelt und nur hie und da, etwa alle 20 Meilen, von dem See ein so großes Stück übrig bleibend, daß es einen rechtwinklig eingefügten Seitenkanal für den Hauptkanal bildet. Hätte die Natur eine solche Vertheilung der Gewässer, oder doch eine diesem Ideale nahe kommende geliefert, so würde ich dies viel bewundernswürdiger finden, als diese plumpe Bassinform, die wir nach richtigen Ansichten überall zu vernichten oder umzugestalten trachten sollten. In der Schweiz, in Holland, Dänemark und andern Ländern hat man auch schon längst diese Seenbeschränkung angefangen. Freilich wird es hier im Lorenzogebiet wohl stets unmöglich bleiben, den Umwandlungsprozeß aus dem rohen plumpen Seensystem zu einem zierlichen, sparsamen,

verständigen Flusssysteme, zu dem alle fließenden Süßgewässer der Welt eine natürliche Tendenz haben, irgendwie auf künstliche Weise durch Menschenhand zu fördern.

XXXI. Toronto.

Wir kamen endlich in der Nähe der Königin des Seenbassins, der weitgepriesenen Hauptstadt von Westcanada an. Man erblickt zunächst eine schmale und langgestreckte Halbinsel, die vom Festlande in den See einige Meilen weit hinausragt. Sie ist mit Bäumen, mit einigen Häusern und einem Leuchtturm besetzt und sieht aus wie eine in den See hinausgebauten Baumallee. Es ist, was man an der Ostsee eine „Nehrung“ nennen würde, und sie umschließt einen kleinen Hafen, den sogenannten Toronto Harbor, in dessen innerstem Winkel die Stadt liegt. Man schlüpft durch einen nicht sehr weiten und bequemen Eingang hinein.

Schon die Indianer schlüpften hier aus und ein und hatten da, wo jetzt die große Stadt liegt, eines ihrer Hauptdörfer. Sie nannten entweder dies Dorf oder die Bai, an der es lag, vielleicht beides: Toronto, was so viel bedeuten soll als „ein Ort, wo entwurzelte Baumstämme sich im Wasser herumtreiben.“ Auch die Franzosen hatten hier schon eine kleine Befestigung, in der einige den See bewachende Soldaten und Schiffer mitten unter den Indianern lebten. Diese letzteren waren auch dann noch zahlreich, als die Engländer hier die Stadt York begründeten, und es gibt noch jetzt in Toronto viele Bewohner, die sich sehr wohl der zahlreichen Rindencanoes und kleinen „Skiffs“ (ausgehöhlte Baumstämme) erinnern, mit denen die Indianer aus der Nachbarschaft Fische und andere Dinge für die Bürger zu Märkte brachten. Sie kämpften

meistens auf jener langen sandigen Halbinsel. Jetzt sind diese Indianer vollständig wie ein Nebel verschwunden, und nichts ist von ihnen geblieben, oder vielmehr wieder erweckt, als der von ihnen erfundene wohltönende alte Name der Lokalität: Toronto.

Die amerikanischen schnellwachsenden Städte schämen sich zu weilen, wie es scheint, der ersten europäischen Namen, die sie erhielten, da sie noch im Embryo oder in den Windeln lagen, und mit denen sich daher allerlei Assoziationen und Erinnerungen verknüpfen, die nachher der reich und vornehm gewordenen City nicht mehr angenehm sind. So hieß z. B. York, da es anfänglich äußerst klein und, wie man sagt, auch sehr schmutzig und kothig war, meistens „little York“ oder auch wohl gar: „dirty little York.“ Als die Stadt etwa 10,000 Einwohner und gute ordentliche Straßen erhielt, etwa im Jahre 1837, trug sie auch auf eine Namensveränderung an, und durch eine besondere kanadische Parlamentsakte wurde denn der alte, ehrenhafte und wohltönende Name Toronto für den von York substituiert. Ich sage durch eine besondere Parlamentsakte, die noch in Toronto aufbewahrt wird, die ich aber dennoch leider nicht zu sehen und zu lesen bekam. Ich weiß nicht, warum man in diesem Falle von Toronto das Parlament zu Hülfe rief. Sonst geschehen die meisten der hier zu Lande so häufigen Umtauungen oder Wiedertaufen von Orten bloß mit Hülfe und Berathung des Generalpostmeisters. Aber dieser muß in jedem solchen Falle seine Einwilligung geben und kann seine Ausstellungen machen, weil er am besten beurtheilen kann, wie ein neuer Name in die ganze geographische Nomenklatur des Landes paßt.

Vor zwanzig Jahren (1832) sagte Hr. Vouchette in seinem trefflichen Werke über Canada: „Die Stadt York blieb lange Zeit sehr klein, aber seit fünf oder sechs Jahren hat sie begonnen rapid zu wachsen und sich auf ihre jetzige Bedeutung und Höhe zu erheben. Sie enthält nun 4000 Seelen.“

Zehn Jahre später (1843) sagte Hr. Buckingham in seinem Werke über Canada: „Die Stadt blieb lange klein, vor zehn Jahren hatte sie erst 4000 Einwohner. Seit sechs Jahren erst hat sie angefangen rapid zu zunehmen, an Umfang wie an Bevölkerung. Sie zählt jetzt nicht weniger als 13,000 Einwohner und mehr als 200 Ziegelsteinhäuser.“

Jetzt, zehn Jahre später (1854), kann ein Autor wieder wie seine beiden genannten Vorgänger beginnen: „Bis vor kurzem war die Stadt noch sehr unbedeutend. Sie hatte nur 13,000 Einwohner. Seit fünf Jahren aber hat sie begonnen sich rascher und rascher einzupanzschwingen. Sie hat jetzt nahe an 50,000 Einwohner.“ Der Census (von 1851) gibt ihr zwar nur noch 40,000. „Aber allein im vorigen Jahre, 1853, haben wir um 9000 avanciert,“ so hauptete man mir in der Stadt selbst von mehreren Seiten.

Toronto ist groß und bevölkert, aber wie fast alle amerikanischen Städte ist es noch viel größer und weitläufiger gebaut, als es für eine Bevölkerung von 50,000 Seelen nötig wäre. Man hat bei manchen Besuchen meilenweit zu fahren, und viele städtische Institute liegen weit ins Feld hinaus. Die Bürger sind in einem großen Umkreise zerstreut und ihre Wohnungen oft durch große städtische Wüsten von einander getrennt. Da dies erstaunlich viel Unbequemlichkeiten im Verlehr hervorbringt und natürlich ihn auch außerordentlich kostspielig macht, weil eine Stadt ja wesentlich auf enges Zusammenhalten der Bürger und auf nahe Hülfeleistung aller Glieder der Commune berechnet ist, so begreift man es nicht recht, warum diese amerikanischen Städte nicht allmählicher und regelmäßiger wachsen, warum sie nicht dicht neben dem ersten Hause das zweite bauen und daneben den dritten Nachbar, und so fort. Es scheint unsinnig, daß sie das ganze städtische Gewebe anlegen, wie eine leichtfertige Arbeiterin wohl ihren Teppich anlegt, indem sie hier ein Stückchen vollendet und dann wieder am andern Ende

eines, daß sie endlose Straßen abstecken, die sie erst vielleicht nach fünfzig Jahren pflastern können, daß die Schule hier im Westen der Stadt ist, und der Schulmeister vielleicht im Osten, daß man eine Meile zum Schneider, zwei zum Schuster und drei zu dem guten Freunde, der dich zur Soirée eingeladen hat, zu laufen oder zu reiten hat. Es müssen aber wohl irgend welche haltbare Gründe dafür erütteln, da sich die Erscheinung bei allen amerikanischen Städten wiederholt. Ich habe mir folgende ausgedacht.

Von vornherein werden die Städte gleich mit der Idee angelegt, daß sie sehr schnell wachsen werden. Da müssen denn gleich freie Plätze für die Zukunft offen gelassen und andere für Kirchen und öffentliche Gebäude reservirt werden. Die Straßen müssen breiter werden, als es sonst wohl für die ersten Bedürfnisse eines anfangenden Städtchens nöthig wäre. Da kommen denn die Häuserstellen gleich von Anfang an weiter voneinander, als es bei unsfern alten langsam wachsenden Ortschaften der Fall ist. Weiterhin, wenn sich ein Centrum des Verkehrs und Lebens herausgebildet hat, halten die Grundbesitzer vermutlich die Preise sehr hoch für solche Parzellen, die diesem Centrum nahe sind. Schulen, Collegien und andere solche Institute, die einer großen Areal bedürfen, erlangen diese daher zu billigen Preisen in entlegeneren Gegenden. Ebenso wählen sich die Armen oder die, welche ihres Geschäfts wegen nicht gerade nothwendig auf das Centrum der Stadt verwiesen sind, lieber entfernte und billigere Stellen. Sie mögen auch denken, daß die Uebelstände, die mit einer solchen Entfernung verbunden sind, nicht lange dauern, daß die Lücken sich rasch ausfüllen, und daß sich ein inniger Zusammenhang bald herstellen werde. Endlich erscheinen auch in Amerika, wo nur irgendwo eine Stadt aus dem Boden hervorzusprossen anfängt, alsbald Omnibusse und andere Hülfsmittel rascher Bewegung, welche die Entfernungen etwas abkürzen. Ich gebe aber zu, daß dies alles doch noch nicht genügend erklärt,

warum im Vergleich mit unsren Städten, in denen eine überstarke Centripetalkraft alles dicht aufeinander häufte, die amerikanischen so aussiehen, als ob die Centrifugalkraft mehr in ihnen gewirkt hätte und alles auseinanderstäubte.

Obgleich alle Häuser in Toronto ganz jung aussiehen, obwohl man überall ganz neue frisch wie Pilze aus dem Boden schießen sieht, so hat man doch die größte Noth, sich unter Dach und Fach zu bringen, und man versicherte mich, die Hausmiethe sey außerordentlich hoch. Ja, oft sey es kaum für schweres Geld möglich, eine gute und ordentliche Familienwohnung zu erhalten. Ein großer Theil der Stadt besteht noch aus einer zahllosen Menge in Reihe und Glied gestellter Bretterschuppen oder hölzernen Hüttschen, in denen Arbeiter, Handwerker und die Armen wohnen. In diesem Quartiere der Stadt sieht man kleine umzimmerte und bedachte Wohnräume bis zu einem oder zwei Fenstern herab. Aber obwohl nur von Brettern, sehen sie doch meistens gefällig aus, und sind im Innern äußerst freundlich eingerichtet und auf überraschend schnelle Weise mit guten Möbeln und mit dem einen Anglosachsen durchaus nöthigen Grade von Komfort erfüllt.

Dies alles erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung in einem Jahre um 9000 Seelen anwächst. Aber wunderbarer erscheint, daß auch die Arbeit so schwer zu erlangen, der Taglohn so hoch ist. Einem gewöhnlichen Handarbeiter zahlt man gewöhnlich bis $1\frac{1}{2}$ Dollar per Tag, und oft ist ein Holzhacker nicht für 2 Dollars zu bekommen. Ja, auch über Holztheuerung klage man mir, obwohl gleich hinter der Stadt die endlosen Wälder des Nordens beginnen und in ihnen zuweilen in einer Nacht die Waldbrände mehr Holz verzehren, als die ganze Stadt im Laufe eines Winters in ihren Oesen nöthig hat. Das letztere mag sich übrigens aus dem Preise des Taglohns erklären. Das Holz ist wohl in Fülle da, aber nicht so die Aerte, Sägen und Hände, es

zu fällen, zu zersplittern und zum Ofen zu schaffen. Wären die Holzfäller so billig und willig wie die geduldigen „Wurzelstockklauber“ in Sachsen, so könnte Toronto schon allein bei den Baumstumpfen und dicken Wurzelnesten, die noch in einigen seiner Straßen herumstehen und liegen, manchen Suppentopf kochen.

XXXI. Bibliothekenstiftung.

Einige werthe Freunde hatten die Güte, mich durch die Räume ihrer Stadt zu führen und mir einige ihrer merkwürdigen Institute zu zeigen. Von allen gefiel mir keines besser und keines machte auf mich einen bleibenderen Eindruck, als die sogenannte Normalschule mit ihren Baulichkeiten, die so großartig als zweckmäßig erscheinen, und mit ihren Einrichtungen und Tendenzen, die so wohlthätig als eignethämmlich sind.

Es ist ein ganz neues Etablissement, erst im Jahre 1852 vollendet. Die Hauptidee bei seiner Begründung war, in ihm gleichsam den Central- und Herzpunkt der ganzen populären Erziehung und des Volksunterrichts in Obercanada zu gewinnen. Das ganze große Gebäude mit seinen Nebengebäuden, für das vom Provincialparlamente nicht weniger als 25,000 Pfund Sterling bewilligt wurden, macht ungefähr den Eindruck eines reichen und weitläufigen Klosters. Es ist aber ein Kloster, von einem Ende zum andern dem Lichte und reger Thätigkeit gewidmet.

Zuerst hat daselbst der Hauptsuperintendent der Schulen von Obercanada (Minister der Volksaufklärung) seinen Sitz, und mit ihm seine verschiedenen Offizianten und Bureau. Jetzt ist dieser Posten von einem Manne besetzt, den man auch in andern Weltgegenden besser kennen sollte, von dem ehewürdigen Dr. Egerten

Nyerson. Dieser hochgebildete und aufgeklärte Mann ist der eigentliche Begründer jenes merkwürdigen Instituts und überhaupt die lebendige Seele der canadischen Volkserziehung. Er wurde in der Mitte der vierziger Jahre an die Spitze dieses canadischen Verwaltungsparteiges gestellt, und hielt es für nöthig, ehe er seinen Posten antrat, eine Reise durch die gebildetsten Länder Europa's zu machen, um ihre Schul- und Erziehungssysteme zu untersuchen und darnach sich ein System, das für Canada das passendste und wirksamste seyn möchte, zu bilden. Nach seiner Rückfahrt publicirte er einen meisterhaft geschriebenen Bericht über seine Reise. Er ließ darin alle die verschiedenen in Deutschland, Frankreich, Schweden, Schweiz, England u. adoptierten Systeme und bewunderten Vorrichtungen in kurzer und klarer Uebersicht Revue passiren, und stellte darnach dann am Ende sein eigenes canadisches System hin, das effektiv das Beste und Passendste aus allem an den Lake Ontario versezten sollte.

Ich hatte nicht das Glück, diesen trefflichen Mann persönlich an Ort und Stelle zu finden, aber seine Werke rings umher, die ich sah und las, sangen hinreichend sein Lob, und allerdings, man muß dies hinzugeben, das Lob der beiden canadischen Generalgouverneure, Lord Metcalfe und Lord Elgin, die das Werk energisch förderten, und der canadischen Parlamente, die es am Gelde nicht fehlen ließen. Die verschiedenen Zimmer und Hallen des Gebäudes fand ich überall mit einer so verschwenderischen Fülle von anziehenden Unterrichtsgegenständen geschmückt, daß mir selbst die Londoner „educational exhibition,“ die ich kürzlich gesehen hatte, dagegen zurückzustehen schien. Man scheint hier alles versammelt zu haben, was in England sowohl als in Canada und den Vereinigten Staaten Lithographen, Kartenmacher, Zeichenlehrer, Kalligraphen für Schulzwecke erfunden, gezeichnet und gemalt haben.

Bilderwerke, geographische und geologische Darstellungen, naturhistorische Gemälde und Schulbücher aller Art fließen hier reichlich

ein, und man bildet daraus ein „öffentliche Schuldepositorium“ (public school depository). Ich habe nie eine besser assortirte Sammlung dieser Art gesehen. Die Volkschulen von ganz Ober-canada können aus diesem Depositorium ihre Bedürfnisse beziehen. Das Hauptbedürfnis der Schulen sind Lehrer, und dieses Central-erziehungsinstitut ist daher vorzugsweise auf die Erlangung und Ausbildung solcher bedacht. Es sind in seinen Räumen zu diesem Zwecke zwei verschiedene Institute begründet, eine Normalschule und eine sogenannte Musterschule (model school). Nach der ersten Schule, als dem Hauptelemente des ganzen Etablissements, wird dasselbe auch gemeiniglich bloß die „Normalschule von Toronto“ genannt, obwohl ein anderer umfassenderer Name für das großartige Bildungsinstitut, wie ich schon ange deutet habe, viel passender seyn würde.

Die Normalschule ist eine Art Seminar, in welchem angehenden Volkslehrern beider Geschlechter Vorlesungen über ihren Beruf gehalten werden, und in der Musterschule beginnen sie ihren Beruf praktisch auszuüben. Ich fand unter den Lehrern sowohl Canadier als auch Amerikaner, und zu meiner Verwunderung auch einige Mulatten und dunkel gefärbte Mädchen. Man sagte mir, daß sich auch einige Indianer darunter befänden.

Andere kleine Institute, die man noch außerdem mit dem Ganzen sehr zweckmäßig verbunden hat, z. B. ein Provinzialmuseum, eine Provinzialbibliothek, kann ich hier nur dem Namen nach erwähnen, obgleich ich glaube, daß jedem gebildeten Leser ein etwas umständlicher Bericht darüber eben so interessant seyn würde, wie mir ihre nähere Beschreibung. Aber ein ganz eigenthümlicher und erst kürzlich hier eröffneter Zweig der Volksaufklärung scheint mir ein zu wesentliches Element des ganzen Instituts zu seyn, als daß ich nicht ein paar weitere Worte darüber zu verlieren wünschte. Ich habe die merkwürdige, hier getroffene Veranstaltung zur

Verbreitung von möglichen Büchern und zur Begründung öffentlicher Bibliotheken im Sinne.

Für dieses Centralbücherverteilungs- oder Bibliotheksinstitut¹³ des Departement hat man zunächst eine große Centralbibliothek oder, wie sie es nennen, „a public library book depository“ gebildet. Dieses Depositorium enthält in mehreren großen Räumen circa 100,000 Bände. Es sind lauter als gut und möglich anerkannte populäre Werke über Astronomie, Erdkunde, Geschichte, Naturgeschichte, alte und neue Literatur, bei denen das utile cum dulci auf zweckmäßigste Weise gemischt wurde. Viele besonders beliebte Werke sind in zehn oder mehreren Exemplaren vorhanden, um sogleich die Wünsche nach verschiedenen Seiten erfüllen zu können.

Wenn nun in einem Dorfe oder in einer Stadt Canada's ein Verlangen nach dem Besitze einer öffentlichen Dorf- oder Stadtbibliothek entsteht, so bietet sich dieses Institut mit seinem reichlich verschenen Depositorium als der billigste und großmuthigste Buchhändler dar, und die Sache tritt gewöhnlich auf folgende Weise ins Leben. Ein Prediger, ein Lehrer, ein Farmer oder sonst ein paar nach Belehrung und Aufklärung verlangende Männer regen die Sache an und bringen unter ihren Freunden eine Subscription zu Wege. Zuweilen sind auch schon Clubs oder sogenannte „Associationen der jungen Männer“ (young men's association) vorhanden, die durch Journallektüre oder Vorlesungen unter sich Bildung befördern, und die nun auch noch außerdem schnell zum Besitze einer Bibliothek für ihre Gesellschaft zu gelangen wünschen. Sie bringen dann unter sich eine Subscription von 200 oder 300 Pfund und mehr zu Wege und berathen sich über die Anfertigung einer Liste von Büchern, wie sie ihnen wünschenswerth erscheinen. Sie geben darauf der „normal school“ in Toronto Nachricht von dem Geschehenen, schicken ihr die Liste der gewünschten Bücher ein und constatiren den Belang der bei ihnen zu Stande gekommenen Subscription.

Bermöge seiner reichlichen Dotirungen sieht sich dieses Institut nun im Stande, darauf Folgendes zu thun. Zunächst bringt es die verlangten Bücher aus seinem Depositorium zusammen und gewährt je nach dem Belange der eingesandten Subscription mehr oder weniger. Die Preise der Bücher werden dabei um 25 Prozent billiger angerechnet, als sie im Buchhandel zu haben sind. Sodann aber thut das Institut auch noch dies: es setzt der Subscriptionssumme des Dorfs aus eigenen Mitteln eine gleich hohe Summe entgegen, 200 Pfund, wenn jene 200 Pfund betrug u. s. f., und macht ihm dann ein Geschenk mit den dafür erlangbaren Büchern; doch behält sie dabei die Wahl dieser hinzu geschenkten Bücher ihrem eigenen Ermessen vor. Hierdurch reservirt und erhält sie sich selbst einen Einfluss auf die Bildung des Landes, auf die Läuterung des Geschmacks und auf die Verbreitung derjenigen Kenntnisse und Aufklärung, die ihr als die besten erscheinen. Beide so zusammengebrachten Sammlungen werden in Kisten verpakt und dann dem Dorfe zugeschickt.

Dieses merkwürdige Bibliothekenstiftungsinstitut war erst, wie man mir sagte, seit Ende 1853 in Wirklichkeit und hatte — allerdings bei der Ausübung so liberaler Grundsätze kein Wunder! — einen äußerst raschen Fortgang gehabt. Man hatte von Ende November 1853 bis Ende August 1854 (in neun Monaten) nicht weniger als 62,000 Bände vertheilt, und ungefähr an jedem Tag dieses Zeitraums eine neue kleine Stadt- oder Dorfbibliothek formirt und ins Land hinaus gesandt.

Man hatte die Güte, mir einen gedruckten statistischen Bericht über diese Operationen mitzuteilen, und es mag dem deutschen Leser zur Beurtheilung des in Canada vorwaltenden Geschmacks nicht uninteressant seyn, einige Data aus diesem Berichte in Erfahrung zu bringen. Von der ganzen Summe gewünschter und vertheilter Bände handelten über Geschichte 11,030, über Biographie 7096,

über Reisen 3798. Faßt man diese drei Rubriken unter dem Capitel „Historisch“ zusammen, so waren demnach circa 22,000 Bände oder mehr als ein Drittel des Ganzen historischen Inhalts.

Zoologie war mit der Summe von 5232 vertreten, Botanik mit 882, Geologie mit 629, Chemie mit 518, Physik mit 1412 u. s. w. überhaupt alle Naturwissenschaften zusammengenommen mit 11,000 Bänden oder einem Sechstel des Ganzen.

Über Manufakturen handelten 2600 Bände, über Agricultur 3000, über beides zusammen 5600, oder etwa ein Zwölftel des Ganzen.

Folgende Rubriken mochten sich vorzugsweise auf Poësie, Künste und allgemeine Literatur beziehen: „tales and sketches“ 16,200 Bände, „modern literature“ 5900, „ancient literature“ 603. Zusammen also alles, was man schöne und leichte Literatur nennen könnte, 22,000 Bände oder etwas mehr als ein Drittel des Ganzen.

Ich sage, diese Zahlen mögen einigermaßen als Fingerzeige und Maßstäbe bei der Beurtheilung des am Lake Ontario herrschenden Geschmacks dienen. Aber freilich nur einigermaßen, denn um recht dahinter zu kommen, müßte man doch im Innern des Landes selbst einmal wieder nachsehen, in welchem Departement, ob im historischen oder naturhistorischen oder in dem der „tales and sketches“, die meisten goldigen und neit gebundenen Bücher unter den jüngern begieriger Leser oder unter dem allmählig ruhig niederschlagenden Bibliothekstaub ergrauten und schmutzig wurden.

Man hatte die Güte, mir die umständlichsten Berichte über den Zustand der Schulen in Obercanada mitzutheilen. Ich werde aber hier aus der außerordentlichen Masse von interessanten Fakten, die darin enthalten waren, nur einige wiedergeben, welche im Stande sind, den raschen Fortschritt des dortigen Schulwesens in helles Licht zu stellen.

Im Jahre 1844 gab es in Kanada eine Schulbevölkerung von 183,000 Kindern zwischen 5 bis 16 Jahren, und nur 46,700 darunter genossen Unterricht. Beinahe $\frac{3}{4}$ aller Kinder blieben damals also ganz ungeschult.

Im Jahre 1853 dagegen belief sich die Schulbevölkerung auf 282,000, und die der wirklichen Schulbesucher auf 194,000, d. h. mehr als zwei Drittel der schulpflichtigen Kinder besuchten wirklich die Schulen.

Es hatte sich also in zehn Jahren der Schulbesuch verzehnfacht, während die Schulbevölkerung sich noch nicht einmal verdoppelt hatte.

Man sieht indes zugleich, daß das Feld für fernere Entwicklung des Schulwesens noch immer groß bleibt, da selbst jetzt noch 79,000 Kinder, oder etwa ein Drittel des Ganzen, der Segnungen einer Schulerziehung nichttheilhaftig werden.

Etwas steht diesen Bestrebungen die Mannigfaltigkeit der Nationalitäten im Wege, mehr aber noch die Verschiedenheiten der Glaubensbekennnisse. Es gibt Striche in Obercanada, in denen die Grundbevölkerung kein Wort Englisch versteht. In einigen Gegendten haben sich so viele Hochschotten, in einer andern so viele Welsche nachbarlich zusammengethan, daß man dort nur diese keltischen Idiome vernimmt. In einigen Strichen sind auch, von der britischen Völkerstuth nach Westen mit fortgerissen, so viele kanadische Franzosen angehäuft, daß daselbst dann die kanadische Sprache vorherrscht. Wiederum gibt es, namentlich im Innern jener großen merkwürdigen Halbinsel zwischen den drei Seen Ontario, Erie und Huron, einige ganz deutsche Striche, namentlich da, wo man auf der Karte die deutschen Städtenamen Berlin, Straßburg, Petersburg erscheinen sieht. Es gibt in diesen übrigens verhältnismäßig nur kleinen Distrikten überall mehr oder weniger Abneigung und Widerstand gegen das herrschende Erziehungssystem,

in dem doch nun einmal eine Sprache, und zwar keine andere als die englische, vorherrschen muß.¹

¹ Ich sehe hier das Bild der verschiedenen Nationalitäten in den beiden Canada's, wie es in dem Census von 1851 gegeben ist, her. In jenem Jahre waren im alten Untercanada zusammen 880,000 Seelen, im jungen Obercanada 952,000.

Es befanden sich unter der Masse	dort:	hier:
In England Geborene	11,200.	82,000.
In Schottland Geborene	14,500.	75,000.
In Irland Geborene	51,400.	176,000.
Bon britischen Eltern in Canada Geborene, oder sogenannte britische Canadier (British Canadianus)	125,280.	526,000.
französische Canadier	669,000.	26,000.
Amerikaner, d. h. aus den Verein. Staaten eingewanderte	12,480.	43,000.
In Nova-Scotia Geborene	474.	3,700.
In Neu-Braunschweig Geborene	480.	2,600.
In New-Foundland Geborene	51.	79.
In Westindien Geborene	47.	345.
In Deutschland und Holland Geborene	159.	9,957.
In Frankreich Geborene	359.	1,007.
In Italien Geborene	28.	15.
In Spanien Geborene	18.	57.
In Schweden Geborene	12.	29.
In England, Polen und Preußen Geborene	8.	188.
In der Schweiz Geborene	38.	209.
In Österreich und Ungarn Geborene	2.	11.
In Guernsey Geborene	118.	11.
In andern Ländern Geborene	830.	1,351.
Geborene Neger	18.	2,095.
Geborene Indianer	4,058.	3,065.
Auf See Geborene	10.	168.

Aus dieser Übersicht geht hervor, daß im Untercanada die Nationalität der französischen Canadier der Art vorherrscht, daß die aller andern Völker zusammen genommen der Anzahl nach — freilich nicht dem Einfluße nach — fast unbedeutend erscheint. Jene machen fast $\frac{1}{2}$ der ganzen Bevölkerung aus, diese nur $\frac{1}{2}\%$.

In Obercanada dagegen herrschen die britischen Canadier vor, aber nicht in demselben Maße wie die französischen im Untercanada. Sie machen etwas mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung aus, alle andern Nationalitäten zusammen genommen etwas weniger als die Hälfte.

Wie in Obercanada den ersten Platz, so nehmen die britischen Canadier in Untercanada den zweiten ein. Sie machen $\frac{1}{7}$ des Ganzen aus.

Die im Lande Geborenen — französische wie britische Canadier — machen ohne

Schlimmer aber wirken gegen den Fortschritt eines gedeihlichen Schul- und Erziehungswesens, wie gesagt, die religiösen Verschieden-

Zweifel den eigentlichen Kern der Bevölkerung aus. Faßt man sie in jeder Provinz zusammen und contrastirt sie mit den in fremden Ländern Geborenen oder den Eingewanderten, so erhält man für Untereanada die runde Summe von 800,000 eingeborenen Landeskindern französischer und britischer Herkunft und dagegen die Summe von 90,000 Eingewanderten, in Obercanada dagegen 550,000 Eingeborene und 400,000 Eingewanderte.

In Untereanada verhält sich demnach die eingeborene zur fremden Bevölkerung wie 8 : 1. In Obercanada halten sich beide beinahe das Gleichgewicht. Alle Einwanderer aus Europa soweit als auch die aus der amerikanischen Nachbarschaft, aus Neu-Flandern, Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, den Vereinigten Staaten u. überhaupt das ältere, weniger fruchtbare, mehr katholische und französische Untereanada, lassen dort nur wenige Ansiedler zurück und eilen dem westlicheren, milieueren, fruchtbaren und mehr britischen oder germanischen Obercanada zu. Ich ging einmal mit einem britischen Canadier über einen Brücke, die Ober- und Untereanada verband. Wir trugten nur sehr einige Augenblicke in Untereanada binein und kehrten dann nach Obercanada, von wo wir ausgegangen waren, zurück. „Ah,“ sagte mein Freund, Gott sei Dank, da sind wir wieder in Obercanada. Ich fühlte mich nie heimlich drüben in Untereanada. Ich bin nur hier in Obercanada zu Hause. Dies ist unsere eigentliche britische Heimat. Drüben ist mir alles so fremd!“

In beiden Canada's zusammengenommen verhält sich das einheimische kanadische Provinzialelement gegen das nichtkanadische etwa wie $2\frac{1}{2}$ zu 1.

Faßt man die Unterschiede von kanadisch oder nichtkanadisch aus dem Spiele und faßt auf der einen Seite alles französische, auf der andern alles britische, d. h. alle von britischen Eltern, sei es in Großbritannien, in Canada oder sonst irgendwo Geborenen zusammen, so stellt sich heraus, daß in Untereanada 670,000 Yente französischer Herkunft und dagegen 217,000 Briten leben, in Obercanada 27,000 Franzosen und etwas mehr als 900,000 Briten. Dort verhält sich das französische zum britischen Elemente wie 3 : 1, hier wie 1 : 30. In beiden Canada's zusammen genommen gibt es 700,000 Franzosen und 1,000,000 Briten, oder beinahe doppelt so viele von diesen als von jenen.

Die Ausländer in beiden Canada's belaufen sich auf ungefähr 500,000. Faßt man sie in ihre Elemente auf, so stellt sich zunächst heraus, daß die bei weitem überwiegende Mehrzahl derselben Briten und Angloachsen sind. Sämtliche nicht in diese Kategorie gehörige machen nur etwa ein Zehntel der ganzen Einwanderung aus.

Faßt man wiederum die britische Einwanderung besonders ins Auge und zerlegt sie in ihre Elemente, so zeigen sich die Irlander bedeutend vorwiegend. Sie bilden für sich allein die größere Hälfte der ganzen britischen Einwanderung, etwa 230,000, und übertreffen überhaupt auch die Einwanderung aus jedem andern

gedeihlichen
Verschieden-
heit und Zwistigkeiten im Lande, bei denen die gegen einander
aufstretenden Parteien nahe gleich stark sind. Der Katholizismus ist in

Land. Wie von allen Einwanderern, so ging auch von den irischen die Mehrzahl nach Obercanada. Doch blieb auch eine verhältnismäßig sehr bedeutende Anzahl von ihnen in Niedercanada, etwa ein Viertel vom Ganzen. Die ganze Einwanderung in Niedercanada ist der Haupttheile nach irisch. Unter hundert in diese Provinz eingewanderten waren sechzig aus Irland und vierzig aus England, Schottland, den Vereinigten Staaten und allen andern Ländern der Welt.

Die Einwanderungen aus dem kleinen Schottland und aus dem grossen England waren beinahe gleich stark. Die schottische übertraf die letztere um etwas. Auch standen sie sowohl im ganzen Canada, als in beiden Provinzen bedeutend genannt, in gleichem Verhältniss zu einander und zum Ganzen. Unter den nicht-brüttischen Einwanderern sind die Amerikaner aus den Vereinigten Staaten die hervorragendsten. Sie gingen sowohl nach Ober- als nach Untercanada, wie alle übrigen, aber dorthin zahlreicher als hierher. Ihre Anzahl betrug 55,000, d. h. etwas mehr als ein Zehntel der Gesamteinwanderung. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese amerikanische Einwanderung sehr im Zunehmen begriffen ist. Eine sichtbar zunehmende Amerikanisierung Canadas in den Sitten, in den Gebäu-
den, Einrichtungen, Erfindungen und in dem äussern Ausstrich des Landes und der Leute ist eine Folge davon. Dass aber auch die Gesinnung mehr amerikanisch werde, längnen die meisten Canadier. Sie glauben vielmehr, daß die eingewanderten Amerikaner sehr bald zur kanadischen Gesinnung bekehrt werden und sich als be-
sonders gute und eifrige Untertanen der Königin von England beweisen. Ueber-
gens ist die Einwanderung aus dem Gebiete der Vereinigten Staaten nach Ober-
canada die älteste von allen, wenn wir die freilich noch ältere, aber höchst unbedeutende französische annehmen. Bekanntlich wurde die Provinz Obercanada so zu sagen geschaffen und ins Leben gerufen durch eine Auswanderung zahlreicher Conservativen und Königlich Gesinnten aus den alten britischen Colonien, als diese sich independent erklärt. Es ist wohl möglich, daß diese Gesinnung noch jetzt bei jener Einwanderung fortwirkt und manchen Amerikaner, der mit der Republik nicht zufrieden ist, ins Königreich treibt.

Von allen nichtanglo-sächsischen Einwanderern in Canada sind, wie in den Vereinigten Staaten, die Deutschen die zahlreichsten. Ihre Anzahl beträgt 10,000. Doch wird gewiß jeden Deutschen die Geringfügigkeit dieser Summe überraschen. In Untercanada bleiben fast gar keine Deutschen: 159. Nach dem westlichen Obercanada wanderten fast sechzigmal so viel; und noch viel mehr, wie ich schon sagte, wandern auch hier bloß durch und suchen eine neue Heimath in dem fernen Westen der Vereinigten Staaten.

Vor allen übrigen Nationalitäten will ich mit ein paar Bemerkungen nur noch auf die französische hindeuten. Man wird gewiß erstaunt seyn, zu hören, daß Frankreich in seinen ehemaligen alten noch heutigen Tagen in Sitten und Sprache vorwiegenden französischen Colonien nur 359 Repräsentanten hat. Dies deutet ohne

Obercanada zwar nicht so zahlreich vertreten, wie in Untercanada, aber doch sehr mächtig, da ihm außer den eingewanderten Franzosen

Zweifel auf einen sehr schwachen Zusammenhang der 700,000 französischen Canadier und ihrer Beziehungen mit dem alten Mutterlande. Die 1007 Franzosen, die sich in Obercanada befinden sollen, sind wohl nur so genannte Franzosen, vermutlich eigentlich deutsche Colonisten aus Elsass.

Eine ganz neue und sehr interessante Einwanderung in Canada ist die der Neger. Sie sind im Census nur zu 2100 Seelen angegeben. Davon sollen achtzehn auf Untercanada kommen. Eine flüchtige Reise durch Canada und eine sehr oberflächliche Beobachtung der Haushalte genügt zu der Überzeugung, daß diese Zahl zu gering ist. In Montreal sind allein zwei- oder dreimal so viel. So weiter nach Norden, desto seltener werden sie, und in Quebec ist Afrika vielleicht schwächer vertreten, als in irgend einer andern Stadt des amerikanischen Continents. Das Wahre an jener Censusangabe ist aber, daß die ganze gefärbte Bevölkerung von Untercanada äußerst geringfügig ist.

Die einzige bedeutende Einwanderung von Negern findet nach Obercanada statt; sie ist auf 2095 im Census angegeben. Diese Zahl ist aber ohne allen Zweifel viel zu gering. Der mir unbekannte Berichterstatter über die Censusresultate von 1851 macht dagegen in einer Randnote die Bemerkung: „Dies Capitel über die Aufnahme der Negerbevölkerung Canada's hat viele Lücken. Es sind jetzt (1851) ungefähr 8000 „gefärbte Personen“ (coloured persons) in Obercanada.“ Da diese Branche der Einwanderung in den letzten Jahren stets in rapider Zunahme begriffen gewesen ist, da in Folge der verhängten und ausgedehnten Flüchtlingsgesetze beständig eine Menge Neger nach dem freien Canada hinüberschliefen, so kann man jetzt (1854) ohne Zweifel wohl die Negerbevölkerung Obercanada's auf 10,000 Seelen aufsehen und demnach annehmen, daß unter zehn Bewohnern ein Schwarzer sei. Obercanada hat darnach schon jetzt eine stärkere Negerbevölkerung als die südlichen Staaten der Union, namentlich als Neu-England, und es ist merkwürdig, daß demnach durch die Verhältnisse und die Gesetze eine so starke Kolonie tropischer Völker so weit nach dem Norden hinauf getrieben wurde.

Von den alten Ureinwohnern des Landes gibt es in West- und in Obercanada zusammen noch ungefähr 8000 Seelen, und diese Zahl ist zwischen beiden Provinzen so ziemlich gleich verteilt. Es ist dies ein größerer Überrest indianischen Elements, als wir ihn in irgend einem der benachbarten Nordoststaaten der Union finden. Wenn man mit dem jetzigen Zustande der kanadischen Bevölkerung frühere Zeiten vergleicht, so stellen sich viele interessante Resultate heraus, von denen ich nur folgende hervorheben will.

Als Untercanada an England abgetreten wurde, vor etwa hundert Jahren, betrug die ganze Bevölkerung des Landes nur ungefähr 60,000 Seelen. Sie hat sich in einem Jahrhundert an heimliche 2 Millionen (für 1855 gewiß nicht zu hoch) gehoben, also ungefähr verdreifacht.

Am rapidesten ist in dem letzten halben Jahrhundert der Fortschritt von

auch noch die vielen ins Land gestromten Irlander anhaengen. Es ist ein sehr bemerkenswertes Faktum, daß die Anhaenger seiner andern Kirche in Obercanada so stark an Zahl zugenommen haben, als die der romischen. Sie nahm in den neun Jahren von 1842 bis 1851 um 114 Prozent zu, während keine der protestantischen Denominationen um mehr als 73 Prozent stieg. Außer dem Gegenjahr zwischen Katholiken und Protestanten eristiren noch die zahlreichen Spaltungen unter den letzteren selbst, die mit ihren verschiedenen Religionssystemen und Erziehungsansichten unter einander oft in eben so groÙe Disharmonien treten, als im Verhaltnis zu den Katholiken.¹

Obercanada gewesen. Im Jahre 1811 hatte das Land 77,000 Einwohner, 1824: 151,000, 1832: 261,000, 1840: 427,000, 1851, 952,000. Es hat seine Einwohnerzahl also in vierzig Jahren mehr als verdreizehnfacht, und selbst noch in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt. Seht im Jahre 1855 beträgt dieselbe vermutlich mehr als 1,200,000.

Ein Ueberblick der letzten sieben Jahre zeigt, daß in Untercanada der Fortschritt der britisch-canadischen Bevölkerung am stärksten war. Sie vermehrte sich um 46 Prozent.

Auch der Fortschritt der französischen Canadier war außerordentlich: 27 Prozent. Die Einwanderung der Irlander war nicht nur an sich die stärkste aller Einwanderungen, sondern auch die am meisten zunehmende: 27 Prozent. Die Schotten nahmen nur um 8 Prozent und die Amerikaner um 4 Prozent zu.

Auch in Obercanada schritten die britischen Canadier und neben ihnen die Irlander am raschesten vor. Beide vermehrten sich in den sieben letzten Jahren um mehr als 100 Prozent. Die französischen Canadier, die Schotten, die Engländer vermehrten sich ungefähr in gleicher Proportion, jede Klasse um ungefähr 80 bis 90 Prozent. Der Fortschritt der Amerikaner war dagegen verhältnismäßig unbedeutend: 25 Prozent.

¹ Die kirchliche Statistik Canada's gibt der Census von 1851 wie folgt:

	Untercanada.	Obercanada.
Katholiken	746,000.	167,000.
Anglikanische Kirche (Church of England) . .	45,000.	223,000.
Church of Scotland	4027.	57,000.
Free Church Presbyterians	267.	65,000.
Andere Presbyterianer	29,221.	80,000.
Juden	348.	103.
Mormonen	—	247.

Ein allgemeines alle christlichen Glaubensbekennisse umfassendes Schulsystem, sogenannte „mixed schools“ (gemischte Schulen), mußte demnach auf große Schwierigkeiten stoßen.

Eine lange Reihe von Jahren stand ein äußerst gemäßigter und verständiger Prälat, der Bischof Power, ein Britte, an der Spitze der römischen Kirche Obercanada's. Und so lange dieser treffliche und vielfach verehrte Mann lebte, traten jene befürchteten Schwierigkeiten nicht hervor. Die katholischen Kinder gingen vereinigt mit den protestantischen in dieselben Schulen, gebrauchten mit ihnen dieselben Schulbücher und Lehrer, und die letzteren waren zuweilen Protestant, zuweilen Katholiken. Natürlich war der religiöse Unterricht von dem übrigen Unterrichte ganz geschieden, und natürlich wählte man auch für diesen übrigen, sogenannten weltlichen oder wissenschaftlichen Unterricht immer Lehrer und Bücher, die keiner Religionsekte einen Anstoß geben möchte. Auch versäumte man

Hierans geht hervor, daß in ganz Canada die römische Kirche den größten, zahlreichsten und mächtigsten Körper bildet. Ungefähr die Hälfte der ganzen kanadischen Bevölkerung, etwa 1 Million, hängt ihr an. In Untercanada ist sie natürlich ganz überwiegend; aber auch in Obercanada bildet sie eine Masse, die nur von der anglikanischen Kirche übertroffen wird.

Nach ihr hat die Kirche von England die zahlreichsten Anhänger, vorzugsweise in Untercanada, wo sie alle andern protestantischen Sekten zusammengekommen bei weitem überflügelt. In Obercanada ist sie auch bei weitem mächtiger als jede der andern Denominationen für sich einzeln genommen. Zählt man die verschiedenen Gattungen von Presbyterianern zusammen, so kommen sie beinahe der anglikanischen Kirche an Anzahl gleich.

Während die Kirche Rom in Untercanada in sieben Jahren (1844—1851) um 30 Prozent wuchs, wuchs ebendaselbst die Kirche von England in demselben Zeitraum um 4 Prozent, und die Kirche von Schottland nahm in Folge des Austretens der sogenannten Free Church um 85 Prozent ab.

Während die Kirche Rom in Obercanada in den 9 Jahren von 1842—1851 um 114 Prozent zunahm, nahm die Kirche von England ebendaselbst in derselben Zeit nur um 73 Prozent zu, und die Kirche von Schottland nahm in Folge des Austretens der Free Church um 38 Prozent ab.

Dies, sage ich, möchten die allgemein wichtigsten und interessantesten Data aus der kanadischen Kirchenstatistik seyn. Ich muß aber dabei bemerken, daß diese Statistik ungemein lückhaft und ungenügend erscheint.

nicht, die Klagen und Einwürfe anzuhören, welche Eltern etwa gegen gewisse Bücher oder Lehrstunden, als mit der Religion zu nahe verwandt und als ihrer Religionsansicht zu sehr zuwider, machten, und erlaubte ihnen in solchen Fällen Ausnahmen, gestattete ihnen, ihre Kinder bei solchen anstößigen Unterrichtsgegenständen nicht erscheinen zu lassen. Endlich erlaubte man auch in solchen Orten, wo Katholiken die Mehrzahl bildeten, die Einrichtung von besondern katholischen Schulen (*separate schools*).

So lange der besagte treffliche Bischof Power lebte, ging auch alles sehr gut, und das System der gemischten Schulen schien wohl zu gedeihen. Es kamen äußerst selten Klagen vor, und die Anzahl der separirten katholischen Schulen verminderte sich jährlich, indem sich immer mehrere dem allgemeinen Schulsysteme anschlossen, um auch von den für dasselbe vom Parlament bewilligten Geldern und andern großartigen Hülfsmitteln zu vorteilen. Im Jahre 1847 gab es 41 separirte katholische Schulen, 1848 32, 1849 31, 1850 21, 1851 16.

Der Bischof Power starb, und es kam nun vor zwei Jahren ein anderer eifrigerer Prälat, ein Franzose, Dr. de Charbonnel, an die Spitze der katholischen Kirche Obercanada's. Sein Amtsantritt fiel ungefähr in dieselbe Zeit, in welcher überall in Nordamerika sich in den katholischen Gemeinden eine besondere Aufregung bemerkbar machte, eine Aufregung, die durch einen damals in Amerika reisenden päpstlichen Abgesandten angefacht oder gefördert wurde. Auch war mittlerweile, wie ich oben sagte, die Zahl der Katholiken in Obercanada beständig gewachsen. Jener Bischof machte in seiner Diözese eine Rundreise und sandte dann eine Beschwerdeschrift an das Schuldepartement, in welcher er eine Reihe von Klagen über verschiedene Punkte erhob. Er denuncirte ein Buch: „Goldsmiths Geschichte von England,“ das in allen gemischten Schulen adoptirt sey, und das die katholischen Kinder zu lesen gezwungen würden,

obwohl es ganz antikatholisch und gottlos sei. Er bezeichnete eine
Ortschaft in Canada, in welcher die Neger besser behandelt würden,
als die Katholiken, da man jene aus dem allgemeinen Schulfonds
zur Errichtung einer besonderen Schule reichlich dotirt habe, während
man diesen für denselben Zweck so gut wie nichts habe zugestehen
wollen. Er verlangte, oder wenn er es nicht ausdrücklich verlangte,
so zielte er doch mit seinen Beschwerdeerhebungen darauf hin, daß
alle katholischen Kinder den gemischten Schulen entnommen, und
daß für sie separate Schulen aus dem allgemeinen Schulfonds, d. h.
mit andern Worten auf Staatskosten errichtet würden.

Es entspann sich daraus zwischen dem katholischen Bischofe und
dem Rev. Dr. Ryerson, dem Hauptsuperintendenten der Schulen
Obercanadas, eine merkwürdige Correspondenz, die nachher auch
gesammelt und gedruckt worden ist, und die als ein sehr offener
Ideenauftausch zwischen einem höchst gebildeten, freisinnigen, viel-
erfahrenen und wohlwollenden Manne von äußerst vorurtheilslosem
und tolerantem Geist auf der einen Seite, und einem römischen
Prälaten von ächtem Schrot und Korn auf der andern Seite eine
höchst merkwürdige und interessante Dokumentensammlung bildet.
Wer sich die Mühe gibt, diese interessanten Briefe durchzulesen, wird,
selbst wenn er im Allgemeinen für den Katholizismus und gegen
den Protestantismus disponirt ist, sich des Eindrucks nicht er-
wehren können, daß sie ganz in derselben Weise, wie einst
vor dreihundert Jahren Rom und Luther mit einander schauten.
Der Prälat zeigt sich von Anfang hier in hohem Grade ge-
reizt, aufgereggt und streitet wie ein Jesuit. Er ruft die Freiheit
des Gewissens und der religiösen Überzeugung an, er beschwört,
da er doch selbst der Aufreger zur Zwietracht ist, seinen Gegner,
„in Gottes Namen“ zum Heil des Landes alle Kräfte in Har-
monie und Freundschaft zu vereinen. Er beschlägt sich über Unter-
drückung seiner Glaubensgenossen. Er denuncirt die jetzt erschreckenden

Schulen, in denen Goldsmiths Geschichte von England adoptirt sey, als „Pflanzschulen aller Sünden und Verbrechen,“ und das ganze kanadische Schulsystem als „den Ruin aller Religion und als eine gemeinsame hypokritische und versteckte Verfolgung der Katholiken.“ Ja er behauptet, daß Christus und seine Lehre in Canada so wenig bekannt sey, als einst in Athen. Er bricht endlich, nachdem man allen seinen Einwürfen auf das behutsamste begegnet ist, nachdem man sich die Mühe gegeben hat, ihn durch umständliche Entwicklung des Buchstabens und Sinnes der Gesetze und durch eine ruhige Darstellung dessen, was Willigkeit und Berücksichtigung der Umstände verlangt, zu beruhigen, die ganze Correspondenz damit ab, daß er sagt, seine und seiner Gegner Meinungen über separate und gemischte Schulen seien und bleiben verschieden, indem er die umständlichen Darstellungen seines Gegners, ohne sie einer Antwort zu würdigen, „23 Folios Seiten voll Invectiven, persönlichen Beleidigungen und Insinuationen, die sowohl des Verfassers als auch des Empfängers der Briefe unwürdig wären,“ nennt. Zugleich droht er, „er werde in Zukunft von allen constitutionellen Mitteln Gebrauch machen, um der katholischen Kirche „ihre Recht“ zu verschaffen, ohne dadurch das Gouvernement von Canada und seine Institutionen umzustürzen.“

Man sieht hieraus wieder und weiß es längst, wie schwer es hält, eisernde Priester zu einer andern, auch noch so vernünftigen Meinung zu beföhren, und wir werden daher in Zukunft leider wohl noch mehr über den von dieser Seite angeregten Zwiespalt zu vernehmen haben.

Uebrigens habe ich in Canada keineswegs die Ueberzeugung gewonnen, daß der Geist und die Stimmung der Protestanten dort so versöhnlich, so aufgeklärt, so nachgiebig und tolerant sey, wie sie es seyn sollten. Auch ihnen gegenüber hat, glaube ich, das wohlwollende, mitten zwischen den Parteien stehende allgemeine Landesschulen- und Erziehungsdepartement manche Schwierigkeiten

zu bekämpfen. Der Geist der Puritaner ist sehr stark in Ober-canada, und „popery“ mit seinen oft imaginären Gespenstern spukt dort in vielen Köpfen. Die sehr zahlreichen Presbyterianer haben eine unüberlegte Abneigung, fast eine natürliche Abscheu gegen alle Katholiken. Auch sind sie keineswegs wieder unter einander so einig, wie man wünschen sollte, oft vielmehr so feindselig, daß sie zuweilen wohl von dem „gemischten Schulsystem“, das alle vereinigen soll, Gedanken haben mögen, wie jener oben genannte katholische Bischof, wenn er in einem seiner Briefe sagt: „Was soll ich von euren gemischten Schulen halten, in denen eben so wie die antikatholische Geschichte Englands von Goldsmith auch ein Quäkerbuch, das die Grundsätze der Baptisten bespöttelt, ein Baptistenbuch, das die Kindertaufe bespöttelt, ein Methodistenbuch, das die Hochkirche herabsetzt, ein Presbyterianerbuch, das die bischöfliche Kirche verachten lehrt, ein Unitarierbuch, das die Trinität läugnet, ein Socinianerbuch, das alle Mysterien lächerlich macht u., gelesen werden kann.“

Es haben sich daher auch in der letzten Zeit in Bezug auf Erziehung und Unterricht unter den Protestanten selbst Spaltungen hervorgerufen. Seit 1850 haben sich mehrere separierte protestantische Schulen gebildet, und seit ein paar Jahren hat sich leider auch die protestantische Universität von Toronto gespalten. Wie in den allgemeinen Volksschulen alle christlichen Glaubensbekenntnisse, so waren auch an dieser Hochschule bisher wenigstens alle protestantischen Confessionen zugelassen und vereinigt. Seit ein paar Jahren aber nahm die Hochkirche ein Alergerniß daran. Ein einflußreiches Mitglied derselben faßte den Plan, für die Mitglieder und Kinder dieser Kirche eine eigene Hochschule zu stiften, und suchte die Gemüther dafür anzuregen. Es wurden Gelder dafür gesammelt, namentlich auch in England, wo jenes Mitglied Reisen machte und die Herzen und Börsen einiger reicher „High-church-men“ erweichte und in Fluß brachte. Es kam eine Summe, ich glaube von 20,000 oder

30,000 Pfund Sterling, zusammen, und die Hochkirche feierte den Triumph, nun eine eigene Universität für sich errichten zu können. Sie stifteten dieselbe nach dem Modell der alten strengen Oxford-Grundsätze unter dem Namen von Trinity-College, schufen dafür ein eigenes weitläufiges Gebäude, ein besonderes Corps von Professoren, einen besondern Code von Grundsätzen über die Lehrgegenstände, das Glaubensbekenntniß, Disciplin und Uniform der Studenten und setzten dieses engherzige Institut der älteren, liberalen, allen offenen Universität, die noch unter dem Namen King's-College fort existirt, gegenüber. Ein Fremder, der in Toronto anlangt, und der, um sich über die öffentlichen Institute dieser Stadt zu unterrichten, in ihren „Schematismus“ blickt, findet darin zu seinem Erstaunen ein ganzes Capitel „Universitäten“ (universities), neben den beiden genannten auch noch drei theologische Institute der Katholiken, der Congregationalisten und der uniten presbyterianischen Kirchen (united presbyterian bodies). Daß eine solche Zersplitterung der Kräfte auf die Tüchtigkeit des Unterrichts, auf die Vollständigkeit der vielen ihm so nöthigen Sammlungen und Anstalten, auf den für die Wissenschaften so förderlichen Geist des Wettkampfes der Jünglinge nicht heilsam einwirken möge, ist sehr zu fürchten. Ist es nicht sehr merkwürdig oder vielmehr traurig, daß, während in England in der letzten Zeit große wissenschaftliche Anstalten — Universitäten — zu Stande kamen, in Folge des Verlangens nach liberalen Institutionen, und während dort eben jetzt selbst die altmodischen strengen Universitäten Oxford und Cambridge ihre Thore immer etwas weiter öffnen, in der entlegenen Provinz Ober-canada gerade die entgegengesetzte Tendenz neue Anstalten ins Leben gerufen zu haben scheint, und daß hier aus dem Schoße liberaler Institute engherzige Collegien hervorgingen? Und vergleichen nennt man universitas literarum!

XXXIII. Seen und Wälder.

Alle Leser des interessanten Berichts, den der englische Geolog Ewell über diese Gegenden veröffentlichte, wissen, daß sich im Norden von Toronto das Land allmählig in mehreren terrassenartigen Absätzen erhebt, und daß Ewell und mit ihm andere Geologen glauben, diese verschiedenen Terrassen und ihre schroffen Abhänge bezeichnen eben so viele ehemalige alte Ufer des Sees Ontario, der zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Ausdehnung gehabt und sich erst allmählig und so zu sagen rückweise in seine jetzigen Ufer zurückgezogen haben soll.

Die ganze Masse dieser Absätze, von denen der höchste ungefähr 700 Fuß über dem jetzigen Spiegel des Sees erhaben fern soll, erblickte man schon vom Dampfschiffe aus, als man sich der Stadt näherte. Sie erscheint im Hintergrunde derselben als ein hohes waldbedecktes und hier und da zerrissen Plateau. Wenn man von der Stadt aus landeinwärts reist, erkennt man die einzelnen Theile und Stufen dieses Plateau's und die Art seiner Bearbeitung und Umgestaltung durch den Regen und die Flüsse. Die erste Stufe, ich glaube etwas mehr als 100 Fuß über dem See erhaben, ist schon von den äußersten Vorstadthäusern Toronto's erreicht, und es war mein angenehmes Los, in einem dieser hübschen Häuser, die auf dem Lande des Plateau's an der Grenze des Waldbandes hingereicht liegen, einige schöne und unvergessliche Tage zu verleben und daselbst einige anmuthige Spaziergänge zu unternehmen.

Die Wälder auf jenen Terrassen sind, wie auch anderswo in Canada, aus den verschiedenartigsten Laub- und Nadelbäumen zusammengesetzt. Buchen, Eichen, Ulmen, Birken, mannigfaltige Nutzbäume, wilde Kirschen, Cedern, Fichten und Tannen von allerlei Gattungen sind in den gesäßligsten Gruppen durch einander gewürfelt. Hier und da scheint strichweise eine Gattung zu dominiren.

Auf der obersten, weiter ins Innere zurückliegenden Terrassenstufe herrscht z. B. die Eiche vor; und diese Stufe, die eben jene höchste Höhe von 700 Fuß erreichen soll, wird daher auch vorzugsweise die „Eichenfirsche“ (the oak ridge) genannt, obwohl man auch wohl allgemein alle jene Stufen, alle jene sogenannten alten verlassenen Seeküsten „the oak ridges“ nennt.

Die Bäume standen hier zum Theil noch in schönster Fülle und Farbe des Laubes, da ich doch schon vor zwei Wochen in Quebec die Vegetation völlig kahl und winterlich verlassen hatte. Wie überall in Canada, machte sich vor allem der elegante Ahorn, der vielgepriesene Maple-Tree bemerklich. Seine Blätter zeigten so viele Röthaneen von goldgelb und purpurroth, wie ein Pastellmaler sie kaum in seinem bestverschöneten Kasten findet. Selbst wenn man an dunkeln nebligen Tagen in diesen Wäldern spaziert, glaubt man, es sey klarer Sonnenschein, so helle Farben streuen diese freundlichen Bäume umher. Es kommt einem vor, als wenn man so recht mitten in der wunderwollen Abendröthe des Abschied nehmenden Jahres lustwandelt. Aber die Canadier thun dafür auch ihrem „maple leaf“, ihrem so zierlich zugeschnittenen, so farbenbegabten Ahornblatt viel Ehre an, fast so viel, wie die Irlander ihrem berühmten „three leaf.“ Sie werden gesammelt, gepreßt und aufbewahrt. Die Damen suchen sich die schönsten aus und winden sie sich beim Tanze als eine natürliche Quirlande um ihre Ballkleider. Zuweilen sieht man Tische und andere Möbeln in Canada, die mit Bouquets und Gewinden von geschnittenen Ahornblättern eingelegt sind. Man bezeichnet Dampfschiffen, denen als ihr Taufname das Wort „the maple leaf“ groß auf den Rumpf gemalt ist. Zuweilen, wenn die Canadier in ihren herrlichen Wäldern mich fragten, ob ich je etwas Ähnliches gesehen hätte, ob es in Europa irgend etwas so Prachtvolles gäbe, und wenn ich dann antwortete: ich finde ihre Wälder ausgezeichnet, aber ich hätte auch wohl anderswo gelbe und

rothe Herbstblätter gesehen, und wenn sie dann zweifelnd den Kopf schüttelten, dann, sage ich, schien es mir zuweilen, als schügen sie den Werth ihrer mable leaf fast so hoch an, wie die welken Blätter, die Rübezahl im Gold verwandelte, und als wollten sie mir zu verstehen geben, daß ein Fremder gar nicht im Stande sei, die Schönheit eines in goldenen Farbenflammen dahinsterbenden canadischen Waldes zu ermessen, eben so wie die in den Schweizer Alpen Geborenen und Erzogenen auch wohl auf den Enthusiasmus der Fremden für ihre Gebirgsreize lächelnd hinblicken, als auf einen wahren Strohfeuerenthusiasmus, und im Grunde genommen meinen, daß nur sie die ganze Tiefe des Naturgeistes ihres Landes fühlen und seine versteckten Reize völlig würdigen könnten.

Am schönsten ist die Farbenpracht auf den Bäumen, bei welchen die Vergoldung erst eben begonnen hat. Grün, gelb und roth mischen sich da oft in den zartesten Übergängen. Zuweilen ist es, als ob die Natur sich an graciösen Spielereien ergöze. Man sieht grüne Bäume, die mit einer geschlängelten Guirlande von feuerrothen Blättern wie mit einem Rosengewinde umkränzt sind. Man sieht auch rothe Bäume, bei denen das Grüne in einem solchen Kranze unverlebt geblieben ist. Aber ich verfolgte auch mit z'cht geringerem Entzücken die ganzen Farbenabwandlungen vom Purpur zum dunkelsten Ponceauroth, zum kraftvollsten Rothbraun und bis zum letzten verglimmenden Farbenschimmer, bis er endlich in dem fahlen Grau des Wintergewandes unterging. Es scheint mir klar, daß, wie der Sonne dieses Himmelsstrichs ein strahlender effektvoller Glanz eigenbüdlich ist, so auch die schwächste Farbnuance des Herbstlaubes noch eine Intensität und Lazur hat, wie man sie bei uns nicht wahnen kann. Vielleicht sehen wir in diesen hellen Herbstlaubfarben Canada's eine Abspiegelung der Klima- und Landesnatur. Die heftige Abwechselung der Hitze und der zwischendurch rasch eindringenden Kälte bringt hier vielleicht solche grellen Kontraste hervor.

den Kopf
schügen sie
die welken
wollten sie
tande sey,
enden ea-
Schweizer
husiaßmus
auf einen
en meinen,
des fühlten

bei welchen
und roth
ilien ist es,
Man sieht
feuerrothen
Man sieht
hen Kranze
geringerem
um dunkel-
zum letzten
hßen Grau
ß, wie der
lanz eigen-
herbstlaubes
uns nicht
laubfarben
atur. Die
einfallenden

Der Frost, der am Ende des Jahres zuweilen plötzlich mitten zwischen den heißen Tagen einschlägt, soll der vornehmste Farbenkünstler in den amerikanischen Wäldern seyn. Wo er die Bäume plötzlich streift und zupft, da erröthen sie auf einmal. Man warnte mich aber, nicht dasjenige, was ich dieses Jahr vor mir sahe, als das non plus ultra von dem zu betrachten, was dieser Maler überhaupt leisten könne. Der Frost war dieses Jahr sehr allmählig gekommen. Die Sommerhitze hatte sehr lange gedauert. Die Trockenheit war außerordentlich gewesen. Das Laub sey dadurch, so sagte man mir, vor der Zeit zum Theil verwelkt und dörr geworden, und der Frost habe die Blätter nicht in der Fülle ihres Sastes getroffen, wie dieß zu einer brillanten Farbenerzeugung nöthig sey.

Jenseits der höchsten First, jenseits der sogenannten Eichenfirst liegt sich das Plateau im Norden des Ontario noch eine Zeit lang fort, und mitten auf diesem Plateau, mitten in der klosfalen Waldmasse, ungefähr 60 Meilen vom Ufer des Ontario, eröffnet sich das Bassin eines andern kleineren Sees, der nach einem kanadischen Generalgouverneur Lake Simcoe genannt wurde. Dieser See ist dem östlichen Zipfel des Huronsees, der sogenannten Georgianbay, ganz nahe, und von dieser, so wie vom Lake Simcoe führte schon in frühesten Zeiten quer über den zwischenliegenden Ländereishimus ein alter Indianerweg zum Ontario, zum Hafen von Toronto hinüber. Es mußte ein Hauptverbindungsweg zwischen den drei Wasserbassins seyn. Als die Europäer kamen, veränderte sich wohl die Beschaffenheit, aber nicht die Richtung dieser Verbindungswege, welche letztere von der unveränderlichen Natur und Configuration der Seen- und Ländereabschnitte vorgezeichnet war.

Ein Europäer Namens Yong arbeitete in derselben Richtung des alten Indianerpades eine Fahrstraße nach Norden zum Lake Simcoe und zur Georgianbay aus. Sie hieß nach ihm „Yong street,” und jetzt führt eben wieder in dieser selben Richtung eine

seit einigen Jahren zu Stande gebrachte Eisenbahn. Da trog dieser Eisenbahn Lake Simcoe noch ziemlich tief in den Wäldern steckt, und — mit dem einen Ende wenigstens — noch etwas ins Indianerland hinein- und aus den Grenzen europäischer Kultur und Bevölkerung hinausragt, so dachte ich mir einen kleinen Ausflug dahin recht interessant und schiffte mich demnach auf der jetzt mit glatten Schienen belegten Linie des alten Indianerpades ein. Im Zickzack hoben wir uns von einer „Eichenfirs“ zur andern und sehr bald hatten uns die dichten Wälder verschlungen, die noch mit wenigen Unterbrechungen durch eingestreute Colonien den ganzen Raum zwischen Georgianbay und Ontariosee bedecken. Auf den Bildern von Canada, welche Landkartenmaler entworfen haben, ist zwar dieser Strich, so wie auch die ganze Umgegend des Sees Simcoe mit Namen, mit Grafschafts-, Townships- und Sektionsgrenzen und mit solchen mannigfaltigen Farben bedeckt, mit denen sie bewohntes und unter den Pfeil gebrachtes Land anzeigen. Allein auf amerikanischen Landkarten bedeuten viele solche politische Abgrenzungen nicht viel mehr, als daß einmal die Meßkette des Landvermessers durch den Wald geführt wurde, und daß dabei das von ihr umschlungene Stück Wüste einen Namen bekam. Diese Grafschaftsbilder haben, eben so wie die weitläufigen Pläne amerikanischer Städte mit langen Straßen ohne Häuser und mit öffentlichen Plätzen ohne Kirchen, nur eine Bedeutung für die Zukunft.

Als wir von Toronto ausfuhren und so lange wir in der Nachbarschaft des Sees blieben, deckte ein dichter Nebel die Landschaft, und als ich einige Tage später wieder zurückkam, vernahm ich, daß dieser Nebel die ganze Zeit über nicht gewichen war, während ich indessen oben auf dem Plateau des Lake Simcoe das herrlichste Wetter genossen hatte. Ich erlebte hier dasselbe Wetterphänomen, wie ich es auch zuweilen im Spätherbst in der Schweiz gefunden hatte, wo auch nicht selten wochenlang in den Niederungen

troß dieser steckt, und Indianer- und Bevölkerung dahin mit glatten am Zickzack sehr bald in wenigen Raum zwölfern von war dieser imcoe mit enzen und bewohntes auf ameri- grenzungen overmessers n ihre um- haftsbilder der Städte ägen ohne
sie in der die Land- vernahm war, wäh- imcoe das he Wetter- er Schweiz iederungen

und Thälern finstere und kalte Nebel herrschen, während auf den Höhen der wärmste und heiterste Sonnenschein den Sommer verlängert. Freilich geschieht dies nur ausnahmsweise, denn im Ganzen genommen ist während des Laufs des Jahres das Klima am niedrigen Ontario viel gelinder, als am hochgelegenen Simcoe, wo noch Schnee und tiefer Winter herrscht, wenn an jenem sich schon Frühlingsleben schaffend regt.

Das Rebeltor bezeichnete die alten Grenzen, die Lyell dem Wasser des vorhistorischen Ontario gibt. Es ging bis an die lezte Eichenfirst hinauf. Hier, wo die dichtere Bevölkerung und zahlreichen freundlichen Farmen aufhörten, brach die Sonne durch und schien hell in die schwarzen Fichten- und Tannenforsten hinein, die nur spärlich mit Laubholz und freien Plänen untermischt auf dem Plateau selber beginnen. Es waren wunderbar wilde und oft äußerst malerische Waldseenen, die sie beschien. Die erst kürzlich hindurchgebrochene Eisenbahn hatte die Pflanzenriesen zu Tausenden vor sich hingemäht, und ihre faulenden Leichname und Gliederrümpfe lagen zu beiden Seiten des Weges aufgehäuft. Stellenweise erschien der Urwald rechts und links wie ein vollkommen finstres Keller gewölbe, und war mitunter so dicht durchwachsen mit Gestrüpp, Wurzelwerk und Stumpfen, daß selbst ein Bär seine Reise daselbst vermutlich sehr mühselig finden müßte. Wie empfanden, indem wir so leicht auf den glatten Schienen durch alle diese Wildnis dahin glitten, den willkommenen Kontrast auf sehr angenehme Weise.

Überall war das Feuer thätig gewesen und ganze Striche der Waldungen waren zu beiden Seiten niedergebrannt. Manche dieser Waldbrände waren vielleicht zufällig gewesen; zuweilen aber ließen sie wohl eine Meile weit ganz regelmäßig mit der Eisenbahn parallel und bleiben in gleicher Entfernung zu beiden Seiten des Weges, so daß es offenbar war, daß man sie absichtlich für den Weg veranstaltet und in ihrer Ausdehnung begrenzt, geleitet und beaufsichtigt

hatte. Die Art arbeitet diesen amerikanischen Eisenbahnbauern zu langsam, sie brennen ihre Linien durch, und um zwei, drei Zoll breite Metallstreifen neben einander zu legen, zerstören sie die langsam gebildeten Werke der Natur en gros auf unabsehbar langen und breiten Strichen. Für unsere Maler, die zuweilen wohl amerikanische Waldbrände malen, ohne sie und ihre Effekte gesehen zu haben, macht ich die Beobachtung, daß die verschiedenen Bäume auf sehr verschiedene Weise im Feuer untergehen und nachher im ausgebrannten und abgestorbenen Zustande sehr verschiedene Figuren bilden. Bei den Fichten und Tannen sah ich zum Beispiel, daß sie oft nicht von außen einwärts, sondern von innen heraus gebrannt waren. Das innere Holz war verzehrt und der Bast mit der Rinde stand als ein halb geöffneter und freilich mehrfach lückenhaft zerrissener Tubus da. Dies war so häufig, daß ich es fast gewöhnlich nennen möchte. Hunderte von solchen ausgebrannten Baumröhren standen wie lange Schornsteine da. In den meisten Fällen schien die Aushöhlung des Gewächses geradezu von der Wurzel angefangen zu haben. Hätte dies bloß bei den schon vorher durch Alter und Krankheit hohlen Bäumen stattgefunden, so wäre die Sache sehr begreiflich; bei der Häufigkeit der Erscheinung mußte man aber glauben, daß auch ganz gesunde Bäume diesen wunderlichen Ausbrennungsprozeß erlitten hatten. Die Ursache mußte wohl sein, daß in der Rinde und dem Bast immer mehr Saft und grünes Holz als in der Mitte war. Zuweilen waren die Bäume alle bloß von einer und derselben Seite vom Feuer geöffnet und auf der andern Seite hoch hinauf unzerstört. Da mochten Wind und Regen die Seite, an die sie anschlugen, geschützt haben. Ich glaube nicht, daß ein Künstler alle diese Dinge richtig und auch wild, reich und phantastisch genug darstellen kann, wenn er nicht selbst einmal in eine solche unglaublich bunte amerikanische Waldwirtschaft einen Blick geworfen hat.

Von Thieren gewahrten wir leider überall äußerst wenig, nur zuweilen das schöne, große und in dieser Jahreszeit recht fette amerikanische Eichhörnchen mit glänzendem und dichtem schwarzem Pelze, an den Bäumen. Sonst sind zu Zeiten diese Waldungen mit Thieren und namentlich mit Vögeln überfüllt. Die Zeit war leider vorüber, aber im September ist eben hier in diesen obercanadischen Wäldern einer der Hauptshaupläze für die Wanderungen jener unermesslichen Taubenschäaren, die im Herbst aus dem Norden austreichen und dann südwärts ziehen. Sie finden gerade hier in den Wäldern zwischen Ontario, Erie und Huron eine Menge wilder Kirschen, Beeren und Früchte mannigfaltigster Art, die weiter westlich an den oberen Seen und dann weiter in den Prairien des Mississippi nicht mehr zu finden sind. Ein Jäger erzählte mir unterwegs, daß er hier einmal an einer freien Waldstelle von einem Taubenschwarm zu seinem nicht geringen Schrecken überrascht worden sey. Die Thierwolke hing in unermesslicher Fülle bis dicht über dem Boden herab. Die Atmosphäre war von ihnen vollständig verfinstert, und es wimmelte von heranschlagenden achtlosen Vögeln wie in einem Heuschreckenheer. Der Jäger bückte sich, um seine Augen zu retten, er schoss rechts und links herum, um sich Lust zu verschaffen. Aber obwohl tote Körper niedersanken, so hielt dies doch die tausend nachfolgenden nicht ab, den Raum augenblicklich wieder zu füllen. Er kauerte am Boden, vermeidend, die matt auf ihn niederschlagenden Vögel würden ihn erdrücken und ersticken, und er atmete erst wieder freier, als er die Sonne allmählig durchdringen und den Nachtrab des glücklich vorübergezogenen Heeres beleuchteten sah.

Ich war begierig zu wissen, welche Politik die Taubenschärme verfolgen, wenn sie am Ufer des Ontario anlangen, ob sie quer hinüber fliegen oder ob sie den Weg über den Isthmus, der wie eine lange Brücke zwischen Ontario und Erie liegt, wählen. Die Eingeborenen, die ich fragte, entschieden sich für das letztere.

Sie glaubten, die Tauben flögen alle über jene Länderbrücke nach Süden. Auch, sagten sie mir, empfingen sie im Frühlinge alle ihre kleinen Wandervögel vom Niagara-Isthmus her. Dieselben zögern rings um das Westende des Seebeckens herum und kamen so nach Toronto und weiterhin.

Hie und da in diesen Wäldern haben auch die Flüsse, die dem See Simcoe zuflossen, aufgeräumt, und haben, indem sie die Bäume entweder vernichteten oder von Anfang herein nicht zuließen, weite Durchschnitte geschaffen. Es sind meistens flache, marschige Gründe, die mit Gräsern und Kräutern bestanden sind und den Wald zu beiden Seiten haben. Wir passirten eine dieser Marschen, in der ich auch zum erstenmale die merkwürdige Pflanze sah, die so oft in den ältesten Berichten der französischen Missionäre und Entdecker des Huronenlandes unter dem Namen solle avoine (toller oder wilder Hafer) erwähnt ist. Die Engländer nennen sie „wild rice“ (wilden Reis). Ich war sehr überrascht, diese Pflanze schon hier im Norden des Ontario in großer Proportion zu finden.

Um Lake Ontario selbst, so sagte man mir, käme der wilde Reis noch nicht vor. Der Ontario hat mehr hohe und scharf abgeschnittene Küsten. Um Erie dagegen, der viele niedere Ufer und marschige Gründe hat, ist sie schon sehr häufig, und je weiter man nach Westen geht, desto häufiger findet man sie. Die Franzosen, als sie zuerst ins Land kamen, fanden diesen wilden Reis schon bei den wilden Eingeborenen bekannt und seiner nahrhaften Nörner wegen geschägt. Die Jesuiten beobachteten, wie in gewissen Jahreszeiten die Indianer in ihren Canoes zu den Gegenden, in welchen der wilde Reis wuchs, zahlreich herankamen, um ihre Ernte zu halten. Da die Pflanze sehr tief im Sumpfe oder im Wasser an den Ufern der Seen wurzelt, — man sagte mir, oft 6 bis 7 Fuß tief — so kann man sie nicht wohl wie unser Getreide schneiden oder mähen. Ich hatte mir gedacht, man könnte damit wohl bis

zum Winter warten, wenn das Wasser überfroren ist, und dann die reifen Achren auf dem Eis abschneiden, wie dies die Leute wohl auf einigen Alpenseen bei uns mit mehreren Schissarten thun, die ihnen nützlich sind und die sie bequem im Winter auf dem überfrorenen Sumpfe oder See abernten. Allein auch dies ist bei diesem Reis nicht anwendbar. Seine Körner, sobald sie reifen, werden sehr lese und fallen, indem die Hülsen ausspringen, ins Wasser, wo sie vermöge ihrer Schwere zu Boden gehen. Dies geschieht schon lange bevor das Eis sich festsetzt. Da die ganze Pflanze verwittert und löst sich noch vor dem Winter auf, so daß dann nichts mehr von ihr aus der Eisdecke hervorragt. Sie ist nicht perennirend und schiesst im Frühling aus dem verstreuten Samen ganz von neuem wieder hervor.

Die alten Indianer, welche die Jesuiten entdeckten, hatten daher eine Überentungweise dieses Getreides erfunden, bei der sie sozusagen gleich mit dem Tresschen auf dem Wasser selbst die Ernte begannen. Sie fuhren mit ihren Canoes in die Reisfelder hinein, bogen die vollen und lockeren Achren über den Rand des Boots herüber und schlugen mit Hölzern oder Schlegeln den Körnerseggen heraus, der gleich genießbar ins Schiffchen fiel. Noch heutiges Tages kann der Reis auf keine andere Weise geerntet werden.

Die Jesuiten fanden den Haushalt einzelner Indianerstämme so wesentlich auf diese Nährpflanze begründet, daß sie ihnen daran den Namen gaben. So hieß z. B. lange Zeit das Volk, das man im Westen des Michigans entdeckte: „les folles avoines“ (die Wildheasermänner). Auch haben die Engländer später eine Menge von kleinen Seen so häufig mit dieser Pflanze erfüllt gefunden, daß sie ihnen den Namen „rice-lake“ (Reissee) gaben. Auch hier in Obercanada, nördlich vom Ontario, östlich vom Simcoe, gibt es einen solchen „rice-lake.“

Die Engländer nennen eine mit Reis bestandene Wasserpastie
Rebt. Reisen in Kanada.

„a wild rice bed“ (ein wildes Reisbett). An der Georgianbay und am Lake Huron sind diese Reisbetten außerordentlich groß und ziehen sich oft viele Meilen weit am Ufer hin. Aber auch hier sehen gewahrten wir ziemlich ausgedehnte und schöne Schwünzungen dieser Art. Die Körner dieses Reises sind auswendig schwärzlich, innen weiß. Man lobte mir außerordentlich ihre Nahrhaftigkeit und behauptete, er stünde in dieser Beziehung weit über dem cultivirten ostindischen Reis. Auch behaupteten Einige, er sey schmackhafter als dieser, und wer einmal sich an seinem Genuss gewöhnt, habe ihn lieber als alles andere Getreide. Die umständliche und mühevolle Art der Überwinterung bewirkt aber wohl, daß so viele Vetter bloß von Thieren benutzt werden, oder ganz ungenügt im Wasser sich selbst überlassen bleiben. Ich habe nicht davon gehört, daß der Mensch es hier irgendwo versucht hätte, sich der Fortpflanzung und Cultur dieses Gewächses zu bemächtigen, obwohl man denken sollte, daß der Mensch ihn ebenso gut wie die Natur im Wasser ausstrecken und noch besser als die Natur sein Terrain ausdehnen könnte. Vielleicht mag es schwer sein, den ihm gütiglichen Boden vom unzähligen zu unterscheiden, da beide in gleicher Weise mit Wasser bedeckt sind. Indes kommt auch jetzt schon dieser wilde Reis in den Handel und hat seine Marktpreise. Man verkauft ihn eben jetzt zu $1\frac{1}{2}$ bis 2 Dolar den Scheffel (bushel).

So wie die Sachen indessen noch jetzt stehen, hat einweilen das wilde Leben mehr Vortheile von dem Reis, als die Civilisation: außer den wilden Indianern vorzugsweise die Vögel, die auf ihren Wanderungen zahlreich und begierig in die „Reisbetten“ hineinfallen, ihren Hunger zu stillen. Doch auch selbst diesen ist die Ernte nicht leicht. Die schwanken Reishalme tragen keine schweren Vogeltörper und im Fluge läßt sich die Sache nicht gut abmachen. Was kein Schwimmvogel ist, leidet selbst mitten in diesem Reichthum Tantalus qualen. Am meisten von allen vortheilen die Enten von diesem

Georgianisch
entlich groß
er auch hier
Schwefelungen
schwarzlich,
astigkeit und
i cultivirten
Schmachhafter
vöhnt, habe
und mübe
viele Reiter
t im Wasser
öt, dass der
Stamung und
denken sollte,
er ausstreuen
önne. Viel
vom untaug
t Wasser be
Reis in den
hū eben iegi

at einswieiten
Civilisation:
die auf ihren
hineinfallen.
e Einte nicht
i Vogelkörper
. Was sein
im Tantaku
i von diesem

Natureprodukte. Man sieht sie beständig in den Reisbetten beschäftigt, doch halten auch sie ihre Hauptmahlzeiten nur, wenn die Rörner schon ins Wasser gefallen sind und auf dem Boden liegen, wo sie dann darnach tauchen müssen. Viele dieser Reiserten können unglaublich lange unter dem Wasser bleiben und laufen streckenweit auf dem Seegrunde hin, indem sie die Rörner aufsteuern.

Hie und da sahen wir auch auf geliebten Waldstellen, ich kann nicht sagen die Thürme, aber doch die Baumstumpfen von einigen sogenannten kanadischen Städten, z. B. von Bradford, das keine andern hochragenden Thurm spitzen und Zinnen hat, als einige ausgebrannte Baumreinen, die mitten zwischen den zerstreuten Häusern stehen geblieben sind und die zuweilen als Flaggenstäbe, als Hochwarten und zu andern Zwecken, für welche sonst Thürme errichtet werden, dienen. Und endlich kamen wir denn zur Stadt „Bell-Ewart“ an der südlichsten Spize des Sees Simcoe.

„Diese Stadt Bell-Ewart ist ein außeroordentlich blühender und vorschreitender Ort. Sie ist die Hauptstation am See Simcoe und wird sich bald als ein Markt erster Größe darstellen.“ Das Grund-eigenthum ist dort schon sehr werthyoll und steigt tagtäglich im Preise. Jeder Baulustige sollte sich beeilen, sich dort einige Baupläne, die bald sehr rar seyn werden, zu verschaffen.“ So hatte ich eben in einer Zeitung gelesen, als der Wald sich öffnete, eine schöne Seebahn sich zeigte und unser Bahnhof anhielt, um uns für die Weiterfahrt einem kleinen Dampfschiffe zu übergeben. In dem ganzen engen, kleinen Loche, das man in dem hohen Urwalde ausgeteilt hatte, sah ich nichts als Baumstumpf bei Baumstumpf. Hie und da war die Lichtung offenbar durch kaum erloschenes Feuer erweitert, und zahllose angebrannte Reste und halbzerstörte Bäume ragten aus der hohen Mauer des Urwaldes hervor. In der Nähe unserer Station entdeckte ich ein kleines niedriges Blockhaus, recht mitten im Walde wie ein Verchenest gelegen. Das Sonnenlicht fiel nur

dürftig durch ein hohes Waldloch auf die Hütte herab und beleuchtete sie sehr malerisch, wie wenn es durch einen langen Schornstein fiele. Das waldige fühlte Halbdunkel war aber doch licht genug, um mich ein paar Männer erkennen zu lassen, die auf ihre Aerte gelehnt vor der niedrigen Thüre standen. Ich wandte mich an sie und fragte, wo denn die Stadt Bell-Ewart sey. „Hier ist Bell Ewart, mein Herr,“ antworteten sie freundlich. „Sie stehen ja mitten drin!“ Ein hübsches Städtchen das, für schwarze Eichhörnchen und Bären, so dachte ich, indem ich über Wurzelwerk und Baumstümpfe weiterstolperte, um mir die Merkwürdigkeiten dieser Lake Simcoe-Metropole anzusehen.

„Wo wollen Sie sich ankaufen, mein Herr?“ fragte mich einer der Passagiere, der auch wie ich dem Wasser zustolperte und sich an mich anschloß. „Hier in Bell-Ewart oder am andern Ende des Sees?“ „Ich habe keinerlei Absicht auf Landankaufe.“ „Do you want to do in liquor?“ (Handeln Sie mit Spirituosen?) „Nein, mein Herr, ich handle auch nicht mit Spirituosen.“ „Womit handeln Sie denn, darf ich fragen?“ „Ich bin blos gekommen, um Land und Gegend mir anzuschauen.“ „Aha, ja, nun, ich verstehe, Sie sind mit sich selbst noch nicht einig. Nun, wir fahren noch ein Stück zusammen, und ich kann Ihnen gelegentlich manche gute Winke über Bodenpreise und dergleichen geben.“

Nach den Baumstümpfen und der ganzen wilden Scenerie umher war die größte Merkwürdigkeit im Bell-Ewart eine Sägemühle oder vielmehr ein eben so großes und großartiges Holzfäller-Etablissement, wie ich es in Bytown gesehen hatte. Es war auch wie dort von Amerikanern aus den Vereinigten Staaten begründet. Diese regsamsten und spekulativen Amerikaner aus den nördlichen Staaten (Yankees) trifft man auch in Canada überall da, wo sich etwas in der Wildnis gestaltet, zuerst auf dem Platze. Sie bilden auch hier den Vortrab der Civilisation. Sie sind gleich bei der Hand,

wo irgendwo eine neue Geburt, eine Stadt, ein Weg, ein Kanal ins Leben treten will. Sie wissen das nötige Kapital, die Menschen, die Pferde, das Vieh, und alles was sonst erforderlich ist, am schnellsten zusammen zu bringen. Als Dirigenten der Arbeit, als Contraktoren, als Lieferanten sind sie überall auf dem Platze. Haben sie ihren Dienst gethan, so verschwinden sie wieder und ziehen, nachdem sie die Schienen festmageln, den Boden aufreißen, den Wald weg brennen, die Stadt abstecken und mit den unentbehrlichsten Etablissements versehen lassen, anderswohin, um dort dasselbe zu thun. So waren es auch Amerikaner, die diese Eisenbahn zum See Simeon durch den Wald führten. Nach ihrer Vollendung, sagte man mir, seien dieselben amerikanischen Contraktoren, Ingenieure und Kapitalisten weiter nach dem Westen gezogen und hätten dort den Contract für eine ähnliche Arbeit am See Michigan übernommen. Ihre große Sägemühle, von der ich sprach, hatten sie in wenigen Monaten zu Stande gebracht, und während in der größeren Hälfte des Gebäudes noch die Hämmer und Werkzeuge der Zimmerleute erklangen, waren schon in der andern Hälfte zwei Sägen thätig, um die für das übrige Gebäude noch nöthigen Bretter zu schneiden. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Amerikaner, daß sie ihre Unternehmungen immer so einzurichten wissen, daß sie sich so zu sagen in sich selbst vollenden, und daß der erste Anfang jedes Etablissements gleich den Fortschritt sichert. Sie bewirken daher meistens mit kleinen Kapitalien große Dinge. So wie hier ein kleiner schon in Gang gebrachter Theil der Sägemühle die Bretter für die Vollendung des Restes zuschneiden mußte, so ist es bei allen ihren Etablissements. Uebrigens darf man aus dem Umstände, daß die Neuengländer wie in ihrem eigenen Lande so auch in Canada die leichte Avantgarde der Kultur bilden, nicht folgern, daß die Obercanadier im Allgemeinen von ihnen überflügelt werden. Im Gegentheil haben die Canadier in neuerer Zeit vielfach die Amerikaner

überflügelt, wenn auch nicht an Rührigkeit, doch in der Solidität ihrer Unternehmungen. Obercanada ist ein noch jüngeres Land als die beiden ihm benachbarten amerikanischen Staaten Pennsylvania und Newyork, und natürlich war es zuerst (noch vor zehn Jahren) in vieler Hinsicht von diesen älteren Staaten abhängig. In den letzten Jahren hat sich dies sehr geändert. So, um nur Eines, das man mir oft als ein Beispiel gab, anzuführen, wurden noch bis vor kurzem in Toronto und auch in andern obercanadischen Häfen die Waaren meistens bei Assurancecompagnien in den Vereinigten Staaten versichert. Seit kurzem aber haben sich so tüchtige Handelsanstalten dieser Art herausgebildet, daß man nun in Canada selbst den ganzen Mississippi bis nach Neworleans herab Versicherungen übernimmt. Und diese jungen canadischen Anstalten haben einen so guten Credit, daß jetzt umgekehrt oft Amerikaner ihre Waaren dort versichern lassen. Es ist vielleicht mit Rücksicht hierauf und auf andere ähnliche Erscheinungen, daß die Canadier zuweilen sagen: „Es ist zwar ohne Zweifel, daß unsere Interessen täglich mehr und mehr mit denen der Vereinigten Staaten verschmelzen. Allein wenn die Amerikaner darnach glauben, daß ein Anschluß unseres Landes an das ihre bald statthaben müsse, so denken wir dagegen ganz verschieden. Der Zusammenfall Canada's mit seinen Nachbarstaaten wird zwar, so glauben auch wir, früher oder später einmal eintreten. Er reist täglich. Aber die Amerikaner werden nicht uns, sondern wir werden sie bekommen. Bei einer Theilung der nördlichen und südlichen Staaten werden die ersten sich uns und unserem großen Vorenzoreiche anschließen.“

XXXIV. Der Simcoe-See. Westufer.

Der hübsche Dampfer „Morning“ (der Morgen), der uns in Bell-Gwart aufnahm, athmete selbst in seinen Einrichtungen und Proportionen ein wenig Wald- und Forstwirthschaft. Er war klein genug, um leicht in die Waldbuchten und über die Reisefelder hinwegzuschlüpfen. Er hatte auf seinem Vorderende ein großes Hirschgeweih aufgenagelt, wie eine deutsche Försterwebnung. Unsere Mahlzeiten waren stets mit dem schönsten kanadischen Rehwilde verschen. Ein grosser Theil unserer Passagiere war mit Flinten bewaffnet, und es wurden unterwegs eine ziemliche Menge vergeblicher Schüsse auf schneue Enten und andere Wasservögel abgefeuert. Anstatt der Stühle und Bänke dienten uns auf dem Decke große Haufen von Pflanzen und Fruchtbäumballen, die ein Gärtner zum Norden hinaufführte, um sie dort an einigen Plätzen, wo der Wald gelichtet war, zu verhandeln, und sie in die Räthe der Fichten und Föhren zu versezgen.

Der Tag war sennig und warm und der ganze See lag bald wie ein unermesslicher ruhiger Wasserpiegel vor uns. Er hat ungefähr 70 Meilen im Umfang, ist ganz von Waldland umgeben, und birgt in seinem Becken einige dicht bewaldete Inseln. Wir gingen längs seines Westufers hinab und besuchten hier der Reihe nach eine Menge kleiner Stationen. Das erste, was uns auf dem Wasser begegnete, war ein indianisches Birkenrindencanoe mit Körben beladen und von einigen indianischen Weibern nach ihrer eigenthümlichen Weise gerudert. Es war zum erstenmale, daß ich Indianer in ihrem — was ich wenigstens halb und halb so nennen konnte — eigenen Vaterlande sah. Ich blickte daher alles recht genau mit großen Perspektivaugen an. Sie kamen von der „Schlangeninsel“ (Snake Island), wo sie die Körbe fertigten, um sie auf der Eisenbahnstation zu verkaufen.

Wie die Schlangeninsel, so hat man auch alte die andern Inseln des Sees Simcoe den alten Eignern des Landes, den Indianern reservirt. Wir kamen bei einer ihrer Ansiedlungen auf Snake Island so nahe vorüber, daß wir deutlich in ihre kleinen Häuser und Wirthschaften hineinblicken konnten. Das Dorf lag auf dem hohen Ufer des Südendes der Insel. Der Wald war rund umher ein wenig bei Seite geschafft, aber gleich dahinter bedeckte er wieder das ganze Eiland. Die Föhren, Eichen und andern Bäume schienen hier so eifrig zu wuchern, wie anderwärts die Heide- und andere gesellige Kräuter. Gierig haben sie von jeder Insel und von jedem Fleckchen Landes Besitz ergreiffen und drängen sich in so dichten Massen darauf, wie die Passagiere eines gestrandeten Schiffes auf einem Floß, daß sie zu ihrer Rettung zusammenfügten. Sie haben auch jedes Vorgebirge, jede kleine Landspitze erklommen und stehen, ihre Larzen schulternd, in Myriaden gleich Regimentern Soldaten längs der Ufer. Überall ragen sie hundertarmig weit über den Rand des Wassers hinaus, und zuweilen scheint es, als drängten und stießen sie sich, um Raum zu gewinnen, von ihren Postamenten herunter; denn minuter waren ganze Partien, vermutlich vom Winde gebengt, schräg über das Wasser gelehnt und hingen darüber gleich übergestülpten Felsenmassen, bloß mit einigen halbgeleckerten Wurzeln an den Böden geknüpft.

Die Indianer des Sees Simcoe gehören dem weit verbreiteten Volke der Chippeways (oder Djibbeway) an. Es sind jetzt nur noch wenige Hundert. Aber auch diese schmelzen rasch dahin. Sie sterben, wie man mir sagte, vorzugsweise an der Auszehrung (consumption). Die Indianer selbst haben den Glauben, daß das Wehnen in den guten soliden Häusern, welche die Regierung für sie bauen ließ, ihnen diese verderbliche Krankheit zuwege bringe. Und ein bloßer, völlig unbegründeter Aberglaube mag dies allerdings nicht fern. Könnten sie ganz und ausschließlich in

die andern
s, den In-
lungen auf
ihre kleinen
Dorf lag
Wald war
dahinter be-
en und an-
derwo die
e von jeder
nd drängen
es gestrau-
zusammen-
andspieße er-
aden gleich
ie hundert-
ilen scheint
nun, von
e Partien,
er gelehnt
bloß mit
erbreiteten
jetzt nur
hin. Sie
ndezehrung
ben, daß
se Regie-
keit zu-
rabe mag
leßlich in

den warmen Häusern wohnen, so möchte dies wohl unschädlich seyn. Allein ihre Geschäfte und vielleicht auch ihre alten Gewohnheiten führen sie oft Monate lang zu ihrem alten wilden Zeltleben in freier Natur zurück. Sie ziehen weit hinans auf den Fischfang und die Jagd, zuweilen selbst mitten in der schlechtesten Jahreszeit. Und da mag es denn allerdings sehr übel auf ihre Gesundheit wirken, wenn sie eine Hälfte des Jahres wie civilisierte Leute beim Ofen liegen und die andere Hälfte nach alter Weise die Füße im Sumpfe oder Schnee begraben.

Das Gouvernement — oder sind es die rund umher zunehmenden Ansiedler? — möchte sie gern ganz aus dem Simcoesee fort haben und sie am nördlichen Ufer des Huronensees etablieren, wo es noch viele andere Indianerstämme und viele unbefestigte Ländereien gibt. Aber „diese faulen eigenfümmigen Leute wollen nicht“, sie bestehen auf ihren alten Traktaten, die ihnen den Besitz der Inseln als ihr Eigenthum reserviren, und haben eine wahre Scheu vor jeder Veränderung. Ich finde dies ganz natürlich. Diese guten Menschen haben eben ein so warmes Gefühl der Unabhängigkeit an das Stück Land, wo sie das Licht der Welt erblickten, wie andere ethische Leute. Sie kennen das, was sie haben, aber wissen nicht, was sie wieder bekommen. Wie wenig haben sie auch bisher bei jeder Veränderung gewonnen, wie viel verloren! Es ist ihnen auch in ihrer Weise bei einer Besetzung eben so unbequem wie uns, in einer ganz neuen Gegend sich zurecht zu finden. Hier in ihrer alten Heimath kennen sie jede Insel, jede Bucht, jeden Jagdstreich, jeden Weg und Steg. Dort müßten sie das alles wieder mit grossen Opfern und Mühen erlernen. Es ist bemerkenswerth und rührend, daß diese sogenannten „nomadischen schweifenden Jagdvölker“ jetzt überall von ihrem alten Lande so schwer lassen, während der Europäer in dieser neuen Welt die Sitten mit ihnen ausgetauscht zu haben scheint, so beweglich, so „shifting“, wie die Amerikaner sich

ausdrücken, geworden ist, und sich so leicht entschließt Gewohntes zu verlassen und immer weiter und weiter in die Wüsten und Wildnisse vorzudringen.

Die Inseln und Wälder, welche ihnen reservirt sind, gehören den Indianern als Communalgrundstücke gemeinschaftlich. Sie dürfen sie nicht an Privatleute verkaufen. Ohne diese Verordnung, die zu ihren Gunsten gemacht wurde, würden sie sich bald ohne allen Besitz sehn. Schlaue Weiße würden ihnen ihre Ländereien um ein Billiges abkaufen, und die leichtfertigen Indianer würden den Kaufpreis bald verzehren. Es ist aber dennoch nicht ganz leicht, sie vor Verarmung zu schützen. Die Benutzung der Wälder, die Ausbeutung und den Vertrieb des Holzes mußte man ihnen doch gestatten, wenn man überhaupt wollte, daß sie Vortheile davon ziehen sollten. Und ebenso mußte man ihnen erlauben, durch Pachtverträge jene Benutzung Andern zeitweise abzutreten. Die Indianer selbst verstehen mit dem schweren canadischen Betrie und mit der Behandlung des Holzes nicht umzugehen. Auch sind ihre Mindencanoes nicht zum Transporte der Bäume geeignet. Sie schließen daher Verträge mit den weißen Lumbermen ab und gestatten ihnen gegen Vergütung eine gewisse Quantität Holz, so und so viele Kubikfuß, in einer bestimmten Zeit herauszuschaffen. Für die Abschließung eines solchen Vertrages wird ein allgemeiner Rath alter Männer des Dorfes Snake-Island zusammenberufen, bei welchem ihr „Chief“ — „the Snake Chief“ (der Schlangenchef) oder Yellow Head (der gelbe Kopf) genannt — präsidirt. Die Reden, die bei dieser Gelegenheit für und wider gehalten werden, sollen oft äußerst verständig und umsichtig sein. Der Pachtshilling wird unter allen zu gleichen Theilen vertheilt. Nur der „Gelbe Kopf“ bekommt das Doppelte. Man kann sich denken, wie schnell die Weißen bei dieser Gelegenheit die besten Bäume aus den indianischen Wäldern herauszuschaffen wissen, und wie schnell auch das erwonnene Geld in den

Gewohntes
i und Wild-
id, gehören
Sie dürfen
r ist, die zu
e allen Be-
ien um ein
n den Kauf-
icht, sie vor
die Aus-
en doch ge-
gaven ziehen
achtverträge
ianer selbst
er Behand-
indencanoes
ließen daher
hnen gegen
e Kubikfuß,
lenschließung
er Männer
hr „Chief“
Head (der
dieser Ge-
uferst ver-
unter allen
kommt das
bei dieser
en heraus-
eld in den

Händen der armen Chippeway's zerrinnt. Ehemals bekamen sie auch von der Regierung noch jährlich gewisse Geschenke. Jetzt hat dieß aufgehört, und die jährlichen Geschenke sind in eine jährliche Rente von 700 Pfund Sterling verwandelt, vermutlich nicht zum Vortheil der Wirthschaft der Indianer, bei denen Naturallieferungen, so sollte ich meinen, doch immer noch etwas länger dauerten, als das ründliche Geld.

Längs der dichten und finstern Waldmauer des Ufers dahin zu fahren, gewähre uns einen stets reizenden Genuss, dessen wir den ganzen Tag über nicht überdrüssig wurden. Nach Norden hin zeigten sich zahllose Vorsprünge dieser Mauer, einer über den andern heranstragend, und die legten allmählig ganz im Nebel des Horizontes verschwindend. Aus manchen Baien schnechten wie Hunderte von Enten vor uns her, in andern entdeckten wir einen einsamen Fischer, einen armen Indianer, der mit seinem Canoe am Ufer umherruderte, um „die Brut der Nire“ in seine Fallen zu locken. Einmal entdeckten wir eine lange dunkle Wolke, die wie ein Nebel in der Ferne dicht über dem Wasser sich hinschwenkte. Es war eine weitgedehnte Schaar wilder Vögel. Die meisten glaubten, es seien Enten. Wir konnten die Wahrheit nicht ausmachen, denn obwohl unser kleiner Hirschgeweihdampfer ihnen rasch nacheilte, so waren sie doch, als wir auf dem Platze ankamen, wie Rauch verschwunden.

Als wir noch eine Waldzunge herumschifften, hatte ich die Freude, ein mir ganz neues amerikanisches Bild zu sehen. Es war das Etablissement eines einzam lebenden indianischen Jägers. So viel ich auch schon von jenen einzeln in den Wäldern hausenden Indianern, die ganz auf ihre eigenen Hände und Kräfte angewiesen sind, wie sie unter andern auch überall in den weiten Ländern der Hudsonsbai vorkommen, gelesen hatte, so reizte mich doch die Scene selbst als etwas ganz Neues. Der Mann hatte sich im Innern eines

kleinen Hafens etabliert, von wo aus er seine Jagdprodukte leicht verschiffen konnte. An den Wurzeln einiger thurmhohen Fichten war seine niedere Strandhütte angelehnt. Nicht kam bloß vom See her hinein. Hinten war alles wie erleuchtete Urforstfinsterniß. Nicht weit vom Ufer hatte er ein Geländer errichtet, an dem er seine Thierhäute, ein Bärenfell, viele Rehfelle und auch eine Menge kleiner Thierpelze wie Wäsche aufgehängt hatte. Wir sahen auch seine braune Figur sich unter den Bäumen geschäftig bewegen. Leider aber trieben unsere Räderflügel die ganze Scene zu schnell an uns vorüber, um uns die Auffassung mehrerer Einzelheiten zu gestatten.

Wir hatten wieder, wie auf dem Ontario, jenen morgenrotartigen Schimmer rings um den ganzen See am Horizonte herum. Um Mittag stieckte die Sonne mitten darin, wie in demselben einer gigantischen mattgefärbten Rose. Es war noch wunderschön warm. Aber in wenigen Wochen, so sagte man mir, würde das Alles gewaltig verändert seyn. Schnee fällt auf dieses Plateau schon sehr frühzeitig, und im December friert auch fast jedes Jahr der ganze See, der doch immer beinahe 400 englische Quadratmeilen enthält, unter einer dichten Eisdecke zu. Um Neujahr soll diese Eisdecke schon 1 Fuß bis 18 Zoll betragen, und man fährt dann, statt mit Dampfschiffen, mit Wagen und Schlitten hinüber. Man sagte mir, daß die Eisdecke gemeinlich bis Ende April dauere. (Der See liegt zwischen dem 44. und 45. Grade der Breite.) Zum Theil erklärt sich eine so starke Wintereisbildung hier wohl aus der hohen Lage der Gegend. Ich sagte schon, daß das Simcoebecken in einer Art Plateau ausgebildet sei. Ich weiß nicht genau die Höhe dieses Plateau's. Allein, da die Gewässer des Lake Simcoe nach Norden dem Huronsee, und zwar über verschiedene Absäge hinweg mit Bildung mehrerer Gadeaden zufliessen, die zusammen wohl 100 Fuß betragen mögen, da der Huronsee fast

100 Fuß über dem Erie und dieser mehr als 300 Fuß über dem Ontario erheben ist, so muß die Höhe des Simcoesee-Niveaus wenigstens 500 Fuß betragen, und dies mag in einer im Ganzen so berg- und schuglosen Gegend schon bedeutenden Einfluss auf das Klima haben, und jedenfalls einen ziemlich großen Contrast mit den benachbarten Ontario-Uferlanden hervorbringen. Seine entlegensten Quellen hat der Simcoe ganz nahe bei Toronto, nur drei oder vier deutsche Meilen vom Ontario, und diese Gewässer haben nun durch den Simcoe, den Huron, den Erie, den Ontario, einen Weg von mehr als 800 Meilen zurückzulegen, bis sie wieder bei Toronto, in der Nachbarschaft ihrer Geburtsstätte vorbeikommen.

Wie hier im Norden des Ontario, so entspringen aber auch im Süden, ganz nahe bei seinen Ufern Gewässer, die fogleich den See füßen und in abgewandten Richtungen hinabsteigen. Dort sind es die Zuflüsse des Susquehanna und Hudson. Ganz dasselbe findet beim Eriesee statt. Die Ohioquellen liegen längs seines ganzen Südufers in einer Entfernung von wenigen Meilen, und eilen fogleich südwärts hinab. In gleicher Weise haben eine Menge Zuflüsse des Mississippi ihre Quellen ganz nahe bei den Westküsten des Michigan und des oberen Sees. Hieraus ist ersichtlich, daß diese grossen amerikanischen Wassertümpel nicht als die tiefsten Stellen weiter Oberflächenabschnitte zu betrachten sind. Es ist vielmehr klar, daß sie alle miteinander gewissermaßen ausgerichtete Becken oder Bassins, — Troge darstellen, mit mehr oder weniger hoher Eindamming, an deren äusseren Wänden das Wasser nicht ins Innere der Bassins, sondern auswärts wegfliesst.

XXXV. Der See Kutschitsching.

In seiner Nordspitze zieht sich der See Simcoe allgemach immer enger zusammen. Das Wasser, das in der Mitte wohl zwanzig Faden tief ist, wird immer flacher. Am Ende scheint Alles in einer schmalen, unruhen und mit Schilf und wildem Reis verwachsenen, marschigen Seenge zu hören zu fallen. Man muß vorsichtig fahren, Schritt vor Schritt sondiren. Endlich regen die Ränder ganze Wolken von trübem Schlamm auf, und das Schiff schleift zuletzt auf dem Sumpfe und Sande dahin. Bald erweitert sich aber der Wasserumfang wieder, und es stellt sich ein neuer See, der Kutschitsching dar, der mit dem Simcoe durch jene schmale Enge verbunden ist.

An diesem kleinen See lag unsere äußerste Dampfschiffstation, Drilla, zugleich das letzte und nördlichste Dorfchen Canada's und Amerika's in der Richtung von Toronto. „Von Drilla bis zum Nordpol,“ so wiederholte man mir oft, „gibt es keine Stadt und kein europäisches Dorf mehr.“ Dieser Gedanke und diese Auseinandersetzung dringt sich, wie es scheint, den Leuten hier überall an den Grenzen des bewohnten Canada's auf. Auch am Ottawa, auch am Saguenay bezeichnete man mir oft das letzte Dorf, „von dem aus es keine Ansiedlung mehr bis zum Nordpol gäbe.“

„Drilla“ klingt so italienisch, obwohl es bloß indianisch ist. Die Indianer in Amerika haben aber überall in ihren Ortsnamen ebensoviel Harmonie und Wohlklang, wie die Italiener. Gestern noch jedoch, als an das weiche Italienische, erinnern ihre Namen an das reich- und vollklingende Griechische: Saratoga! Ticonderoga! Anderondag!

Drilla besteht aus einer lockern Gruppe kleiner niedriger Häuser, die wiederum wie bei Bell-Ewart mitten in einer Aushöhlung oder Auslichtung des Hochwaldes liegen. Die Baummassen

stehen ganz nahe im Kreise umher, wie bei unsern Gebirgsortschaften die Felsen und Berge. Nicht wenig aber verunderte ich mich, in dieser ultima Thule Canada's noch von einer „Nobility“ reden zu hören, die rings umher im Walde, und jenseits des Waldes auf angebauten Landstrichen wohne. Die englische Regierung machte einmal, ich weiß nicht wann, einer Anzahl entlassener Offiziere eine Ländereienbeschaffung an den Seen Simcoe und Keutschisbing. Es wurden weitläufige Grundstücke an sie vertheilt. Sie aber mussten dafür auf ihre Pensionen, oder wenigstens einen Theil derselben verzichten. Viele dieser Herren konnten sich in dem Walde nicht zurechtfinden. Manche fanden die Arbeit der Auerodung und ersten Urbarmachung so mühselig, daß sie froh waren, wieder zu ihrem half pay zurückkehren zu können. Manche ruinierten dabei ihren Beutel und ihre Gesundheit. Viele aber brachten sich hin durch und standen sich, glaube ich, gut dabei, indem sie Häuser und Familien und Grundstücke in den Wäldern schufen. „Mehrere von ihnen,“ so sagte man mir, „sind Neffen und Neuten von Herzogen und Earls in England, und wir nennen sie daher unsere Nobilität.“

Mit den Hotels in Trillia ist es noch nicht besonders bestellt, und ich pries mich daher zweifach glücklich, in dem kleinen freundlichen und äußerst comfortablen Holzbänzchen eines trefflichen Mannes Dach und Dach und die lieberwürdigste Gastfreundschaft genießen zu können. Ich hatte hier Gelegenheit, eine jener kleinen Dorfbibliotheken zu besuchen, wie man sie, nach dem was ich oben erzählte, von Toronto durch alle Theile Canada's aussendet. Es war die erste Bibliothek dieser Art, die am Lake Keutschisbing angekommen war. Die Bücher waren noch nicht ausgedepackt. Wir öffneten aber die Kiste und fanden lauter frische, hübsch gebundene, in Gold und verschiedenen Farben strahlende Bücher, deren vielverheißende Titel und nützlicher Inhalt in keinem Widerspruche zu

dem lockenden Neujahr zu stehen schienen. Es war wie eine kleine Weihnachtsbescherung. Aber selbst diese kleine Bescherung hatte nicht geringe Schwierigkeiten gehabt, bis sie nach Drillia durchdringen konnte. Selbst hier in diesem nagelneuen Lande hatte man eine Partei zu bekämpfen gehabt, die gegen die Abschaffung einer Bibliothek Opposition gemacht hatte. Die uralte Frage, ob es gut sey, dem Volke die Aufklärung so allgemein zugänglich zu machen, war dabei wie im alten Europa aufgetaucht und eifrig diskutirt worden. Endlich war die Lichtpartei durchgedrungen und die Büchertüte glücklich über den See geschafft.

Ich werde stets mit dankbarster Erinnerung an den angenehmen Abend zurückdenken, den ich dort in einer stillen, fremmen Familie verbrachte. Doch fehlt der reisende Autor solchen Reminiszenzen keine öffentlichen Monumente, sondern bewahrt sie im verborgenen Schreine seines Herzens. Am andern Morgen früh bei Sonnenaufgang erreichten wir eine kleine Höhe am Rande des Wassers und Waldes, und überblickten dort die ganze Breite des Sees. Er ist mit waldigen Inseln angefüllt. Es war wieder ein schöner indianischer Sommertag¹ in der Gestaltung begriffen. Auch der zarte

¹ Hier wenigstens nahm man das herrliche Wetter, das wir in dieser späten Oktoberzeit genossen, für „Indian Summer.“ Im Ganzen aber waren darüber die Meinungen gar nicht einig. Auf meiner ganzen Reise fragte ich immer, wenn ein paar sonnige Tage erschienen, nach dem „Indian Summer;“ aber immer waren einige Stimmen, welche dies noch nicht für den „Indian Summer“ gelten lassen wollten. Der wahre indianische Sommer, sagten sie, käme erst später im November. Zuweilen aber, sagten andere, käme er auch schon im Oktober. Mitunter danach er nur wenige Tage, dann auch wohl Wochen lang. Er mag daher schwer zu erkennen seyn. Ich bin wenigstens im Oktober und November durch Amerika gereist, habe schlechtes und gutes Wetter erlebt, habe aber nicht erfahren können, ob ich den würtzlichen „Indian Summer“ gesehen habe oder nicht. Warum das, was wir „Altweiber Sommer“ nennen, in Amerika „indianischer Sommer“ heißt, darüber sind die Meinungen auch sehr verschieden. Manche sagen, er habe diesen Namen von dem ihn begleitenden nebelartigen Lustrause, der, wie unser norddeutscher Höhenrauch vom Haidenbrennen, von den großen Grasbränden in den Prärien, welche die Indianer in gewissen Herbstzeiten anzünden, herrühre. Viele

Nebel oder vielmehr Duft, war wieder da, der von solchen Tagen unzutrennlich ist. Die Sonne, indem sie zwischen den Inseln hervstieg und sich aus den Wäldern und Nebeln hervorarbeitete, zauberte wirklich so reizende Bilder hervor, wie sie ein Malerauge zu erblicken sich nur wünschen möchte. Bei der Ankunft auf unserem Standpunkte sahen wir z. B. folgendes: auf dem glatten See lag ein Nebelschleier, der die etwas entfernteren Inseln und Wälder nur graulich durchschimmern ließ, der blonde See aber bligte hindurch, wie das Silberkleid einer Grazie durch den darüber ausgebreiteten Schleier. An einer Stelle, wo der Nebel durchbrochen war, stand die aufgehende Sonne hell und klar in der Lücke, und da ragten auch die rothbelaubten Gipfel mehrerer Bäume einer Insel goldig und feurig in die klare Luft hinaus. Die Sonnenstrahlen schienen sie förmlich in Brand zu setzen, und da die unteren Partien durch den Nebel verdeckt waren, so schienen die schönen Bilder der Baumgruppe fast frei am Himmel zu schweben. Wie einige Laubpartien scharf gezeichnet dastanden, wie andere mehr oder weniger beduftet erschienen, oder am Ende ganz mit äußerst leisem Farbenshimmer im Dampfe erstickten, und wie dies Alles das Auge entzückte und reizte, das ist unbeschreiblich.

Es soll aber wenige Meilen von Drillia noch eine andere größere, freiere Althöhe existiren, von der aus man eine sehr großartige, sechzig Meilen weite Aussicht nach Norden genießt, über ein ganzes Meer von unermesslichen Wäldern. Es soll dies eine der merkwürdigsten Aussichten in Canada seyn. Leider war es mir nicht beschieden, sie zu genießen. Doch sah ich etwas Ähnliches später bei Niagara.

anhörte mir auch die Aussicht, daß ehemals der indianische Sommer nicht länger gewesen, sondern auch viel bestimmter hervorgereten sei. Mit dem Vorschreiten der Kultur würden aber alle alten Jahreszeiten und Jahresabschnitte vermischt und verwischt, und flöszen mehr in einander über. Auch die Umrisse des Winters und des Frühlings seyen jetzt minder scharf als ehemals.

Auf dem entgegengesetzten Ufer des Sees, vier Meilen von Driftia, lag wieder ein kleines Indianerdorf von Chippewawern, Namens Mara. Ich wünschte es zu besuchen, und wir überredeten daher zwei indianische Mädchen, die am Morgen nach Driftia hinübergekommen waren, uns ihr Birkencanoe zu leihen und ihre Verweilen unterdessen bis zum Abend zu verlängern. Ihr Bruder, mit seinem europäischen Namen „John St. Germain“ genannt, entschloß sich, uns hinüber zu führen. Das Canoe war nicht viel größer als ein Waschtrog, und konnte gerade, wenn wir unsere Beine in einander schoben, uns drei halten, mich, meinen werthen Gastfreund und unsern Chippewaw John St. Germain, der das Ruder führte. Damit das kleine Ding nicht umschlägt, müssen die Passagiere sich auf den Boden des Boots niederlegen, und durften nun eben mit dem Kopf über den Rand hinauslugen. Der Unterkörper selbst und die verschränkten Beine dienen so als Ballast. Dieser Ballast muß auch ruhig so liegen bleiben, wie er einmal gelegt ist. Auch muß man nicht mit der Stiefelhakke zu fest auftreten, und darf nur die etwas festeren Schiffssrippen berühren, weil man sonst leicht durch die Bootsrinde, wenn sie schadhafte Stellen haben sollte, hindurchtritt. Raum waren wir ganz vorsichtig eingeschifft, so erklärte unser Ruderer, daß das Boot nicht richtig balancirt sei, es ginge hinten zu tief und stünde vorne aus dem Wasser. Wir mußten daher an einer kleinen Insel landen, um unsern Ballast, d. h. uns selbst einzupacken. Eine solche Landung ist nicht ganz leicht; denn die Inseln sind alle mit einem wahren Stachelpanzer von Steinblöcken, umgefallenen Baumstämmen, Sträuchern und faulenden Wurzeln umgeben. Doch John St. Germain hatte bald ein paar lange Bäume entdeckt, die zwischen sich einen Kanal und eine Art Hafen bildeten, und wir stiegen dort aus, um uns anders zu legen.

John aber war zu gleicher Zeit der Meinung, daß das Boot

r Meilen von
Chippewavern,
wie überredeten
nach Driftia
einen und ihr
Ihr Bruder,
ain^s genannt,
war nicht viel
in wie unsere
neinen werben
nain, der das
schlägt, müssen
derlegen, und
uslugen. Der
so als Ballast.
wie er einmal
te zu fest auf
pen berühren,
dhafte Stellen
vorsichtig einge
cht richtig ba
rene aus dem
l landen, um
olche Landung
einem wahren
numen, Strüm
St. Germain
hen sich einen
ort aus, um
dass das Boot

etwas alt und nicht ganz wasserdicht sey, daß es daher auch gut sein möchte, die Lecke zu stopfen. Es wurde daher vorsichtig aus dem Wasser gezogen und am Ufer umgestülpt. John suchte ein paar Feuerbrände zusammen, um eine Fackel zu gestalten, und damit das Pechpflaster an einigen Punkten zu schmelzen und die wunden Stellen zu überpflastern. Wir konnten damit aber nicht zu Stande kommen, weil die wenigen Schweißhölzchen, die wir vorrätig hatten, versagten, und das Boot wurde daher unverrichtet wieder ins Wasser gelassen, und brachte uns am Ende auch in diesem Zustande glücklich durch.

Die Indianer scheuen sich nicht, mit dieser kleinen Nusschale auch mitten in das vom Winde bewegte Wasser hinanzufahren, sie balanciren darin auch auf Wasserfällen hinab. Bei gar schlechtem Wetter fahren sie von einer Insel zur andern herum, um vom Windschutz der Bäume zu vortheilen und auch Häfen und Land im Nothfalle nahe zu haben. Dies ist ihnen wohl zur Gewohnheit geworden. Denn auch unser Chippewaver fuhr mit Umwegen von einer Insel zur andern hinüber, obwohl das Wetter schön und die Gefahr gering war. Wir ließen es uns gern gefallen, da wir so Gelegenheit fanden, hie und da Einblicke in die tiefen Wälder zu thun und herrliche Baumgruppenansichten zu gewinnen. Eine nicht ganz geringe Merkwürdigkeit bei diesen Inseln war mir jener Felsenblockpanzer an ihrem Uferende. Da die Inseln mit so dichtem Walde bedekt sind, daß kaum eine Flintentugel, geschweige ein Felsblock frei hindurchrollen kann, da sie überdem ganz flach und ohne Abhänge sind, so konnten diese Blöcke aus dem Innern der Inseln nicht kommen. Es machte uns eben so viel Kopfsbrechens, wie wir es anfangen sollten, sie aus dem Wasser hervorsteigen zu lassen. Es wurde die Hypothese probirt, ob das Eis sie herbeigeschafft und hier am Ufer wie ein Steinpflaster festgeschlagen haben könnte. Das Merkwürdigste ist, daß diese Blöcke so äußerst

regelmäßig gebilbet, fast wie ein Mauerbasament im cyclopischen Baustyle gestaltet sind. Jede Insel, nicht nur im Lake Auschitsching, sondern auch alle Inseln im Lake Simcoe haben einen solchen Kranz von dicht zusammengelegten Steinblöcken rings herum. Aus einiger Entfernung sieht dieser Blockkranz so regelmäßig aus, wie eine Perlenschnur. Die Gebüsche und Bäume der Inseln stehen gleich dahinter, wie Pflanzen hinter einer Gartenmauer. Daß die Einschung dieses Walles etwas mit dem Wasser zu thun habe, schien mir daraus gewiß, daß ihre weiße Farbe sich immer rings herum gleich hoch und stets etwa so hoch zeigte, als wohl die Wellen und Eisschollen sich hinausschieben möchten. Daß die gesammten Inseln, wie ich anfänglich dachte, aus lauter solchem Steingeröll bestehen möchten, und daß nur der Rand vom Wasser kahl und weiß abgewaschen sey, schien sich auch nicht zu bestätigen. Denn auf einigen dieser Inseln, die ich später betrat, fand ich ebenen Boden, Sumpf, Erde &c. und diese Steine zeigten sich nur am Rande.

Alle diese Inseln, so klein auch einige waren, haben Namen bei den Indianern. John St. Germain nannte uns einige und dictirte sie mir. „Shiggenackminisha“ hieß die eine. Das Wort bedeutet so viel, als: „Black birds little island,“ Schwarzvogels kleine Insel. „Kauskaminissing“ (Der Fische kleine Insel), hieß eine andere. Minis heißt so viel als Insel. Minissa oder Minissing ist das Diminutivum davon. „Odschimmina minis“ hieß eine dritte, d. h. „chiefs island,“ die „Hauptmanns-“ oder „Capitänsinsel.“ Diese letztere war ziemlich groß und lag uns in der Ferne. John deutete auf eine Baumpartie derselben und sagte, daß dort der Beerdigungspalz für die Chippewayer vom See Auschitsching sey. Ich war neugierig zu wissen, ob auch die Indianer selbst wohl einen Ausdruck für den indianischen Sonnenduft erfunden hätten. John sagte, sie nannten ihn „Pedschikkanaari.“ Ich konnte ihm aber bei der Entwicklung der eigentlich wörtlichen

m cyclopischen
Deutschsching,
solchen Kranz
Aus einiger
aus, wie eine
stehen gleich
Daß die Ent-
n habe, schien
r rings herum
die Wellen und
nummten Inseln,
geröll bestehen
nd weiß abge-
an auf einigen
oden, Sumpf,
haben Namen
s einige und
Das Wort
„Schwarz-
kleine Insel),
Minissa oder
minis“ hieß
oder „Ka-
g uns in der
und sagte,
er vom See
auch die In-
Sonnenduji
nikkanaari.“
ich wörtlichen

Bedeutung und der Verlegung dieses Ausdrucks, die er in schlechtem
französisch versuchte, nicht gut folgen. — „Da habt ihr doch ein
schönes Besitzthum, John," sagten wir. „Alle diese Inseln sind eure
Reserve? Sie gehören alle euch?" — „So they say!" sagte
John kurz, und mit einem seufzerhaften Nachdrucke, der mir anzudeuten schien, daß sie sich nicht allzuviel aus diesem Inselbesitzthum
machten, und ihre Rechte vielleicht allzustark bewußt glaubten.

Wir zogen endlich unsere Rucksäcke ans Land und ersteigten
das hohe Ufer, auf dem die zerstreuten Wohnungen unseres Indianerdorfes umher lagen. Wir pochten bei einigen an und traten
ein. Wir fanden, daß wir zu glücklicher Zeit gekommen waren.
Denn die jungen Männer waren eben von einem mehrwöchentlichen
Fischfang mit reicher Beute aus entfernten Gegenden zurückgekehrt.
Alle Häuser waren innwendig beim Herde herum reichlich mit Fis-
chen behangen. Auch hingen hier und da die kleinen Körper von
schwarzen Eichhörnchen und großen Moschusfakalen (muskrat) da-
zwischen herum. Die Moschusfakalen, versicherten uns die Leute,
wären das delikatste und feinste Wild im ganzen Walde. Die
schwarzen Eichhörnchen, wenn sie so zart und fett sind, wie jetzt
im Herbst, werden auch von den weißen Jägern zuweilen gern
gegessen. — Mein werther Begleiter kaufte sich hier einen großen
schönen „maskinonge.“ Es war das erstmal, daß ich diesen hier
weit und breit berühmten Fisch zu sehen bekam. Es ist ein Raub-
fisch, der im Lake Ontario, im Erie, und überhaupt in allen be-
nachbarten Seen Canada's lebt. Der Maskinonge gehört zum
Hechtgeschlecht, und hat auch mit unserem gemeinen Hechte die
meiste Aehnlichkeit. Wie dieser, hat er ein furchtbar scharfes
Gebiß. Nur ist seine Beschuppung anders, und sein Unterkiefer
ragt mehr hervor. Auch ist seine Muskelfaser ganz anders gewebt,
mich dünkt, etwas weicher und nicht so bröcklich, wie bei unserem
Hechte, wenn er gebraten auf dem Tisch erscheint. Er wird hier

aber von den indianischen und europäischen Feinschmeckern noch höher geschätzt, als der Hecht bei uns. Man sagte mir, er dürfe nicht gleich frisch gefangen genossen werden. Der Name Maskinonge soll eine englische Corrumprirung des ursprünglich französischen Namens: Masque longe (Langschnabel) seyn.

Obwohl man mir sagte, daß das Blut dieser Indianer, wie das der meisten kanadischen Indianer, nicht mehr ganz rein amerikanisch sey, und obwohl ich mich nach dem Ausdrucke eines Bekannten, von dem ich oben erzählte, unter den Outlaws oder der Canaille der Indianer befand, so waren doch alte Phystiognomien um uns her so fremdartig wie möglich. Am besten konnte ich mir vorstellen, ich sey unter mongolischen oder chinesischen Bauern.¹ Die rabenschwarzen Haare selbst der kleinsten Kinder, die dicke, breit gezogenen fleischigen Gesichter, mit röthlicher oder vielmehr entschieden gelbbrauner Farbe, die ektigen Kinnladen, die niedrigen Stirnknöchen und Vorderköpfe, dies Alles erinnerte mich an die Menschenangefüchter, von denen ich wohl hie und da einige aus Sibirien nach Russland hause hervortauhen sahen. Wir fanden in einigen Hütten selbst ganz kleine Säuglinge, deren Farbe mir in nichts von der Hautfarbe der Größeren verschieden schien. Ich begriff es hier daher nicht, wie einige selbst ausgezeichnete Forscher sich der Idee hingeben konnten, daß die braunrothe Farbe dem amerikanischen Indianer nicht angeboren sey, daß seine Kinder vielmehr eben so weiß, wie die der Europäer auf die Welt kämen, und dann nachher erst durch Schmuz und rothe Schminke so baumwollfarbig würden. Soviel mag hiebei bemerken, daß die Kinderchen, die wir hier sahen, auch eben so gut gewaschen waren, wie die Kinder bei uns. Wir fanden die Leute freundlich und ohne Scheu, und sie gaben uns über Alles

¹ Ich besuchte einmal mit ein paar Damen aus New-England in New-York einen von Chinesen gehaltenen Theeladen. Sie waren erstaunt über die Neubrigkeit dieser Chinesen mit ihren unscheinlichen Indianern, den Mictimads.

fern noch höher
er dürfe nicht
Plastikonge soll
schen Raumens:

Indianer, wie
uns rein ameri-
kaute eines Be-
klaws oder der
Physiognomien
könnte ich mir
Bauern.¹ Die
e dicken, breit
sehr entschieden
i Stirnknochen
Menschenange-
Sibirien nach
inigen Hütten
ichts von der
es hier daher
Idee hingeben
en Indianer
so weiß, wie
her erst durch
vürden. Ich
fahnen, auch
Wir fanden
s über Alles
tland in New
kamt über die
Midnachts.

gern Auskunft, wobei denn freilich, um uns verständlich zu werden, bald der Eine, bald der Andere mit einem Brocken Französisch oder Englisch einhelfen mußte.

Man führte uns zu einer Hütte des Dorfs oder vielmehr einem ganz netten und geräumigen Hause, denn man müßt es der kanadischen Regierung lassen, daß sie den Indianern solche gut beschaffene Häuser wirklich gebaut hat, um uns den sogenannten „Capitain James,“ dem ältesten Mann des Stammes, zu zeigen. Er sey, sagte man, 105 Jahre alt. Wir fanden denn auch ein arms, mit Haut bedektes Gerippe, das unter einer wollenen Wendete verborgen, mitten im Hausraume lag. Das Angesicht des alten Capitän James war auch sehr mager, und die Haut zog sich überall sehr knapp um die Knochenreben des alten mongolischen Schädels herum. Sein Haupt war kahl und nur hie und da mit einigen weißen Haarresten besetzt. Seine Physiognomie war starr und unveränderlich, und er erwiederte unsern Gruß und unsere Frage über sein Befinden kaum mit einem Blick. Auch schien ihm weder Französisch noch Englisch einigermaßen verständlich zu sein. Glücklicherweise fiel mir noch zu rechter Zeit ein, daß wir uns mit einem, allen Indianern verständlichen Alphabet, mit einer Auswahl von kleinen Tabakspäckchen versehen hatten, wie man sie in Canada so sauber und bequem für Indianer und Europäer anzufertigen pflegt. Wir legten ihm einige dieser kleinen Paketchen aufs Leissen, und nachdem er den Werth erkannt hatte, verzog sich plötzlich seine ganze faltenreiche Physiognomie zum freundlichsten Lächeln. Er blickte uns mit Dankbarkeit an, hieß uns nun willkommen, und die Freundschaft war geschlossen. Es hatte aber weiter keine Folgen. Denn die Erinnerungen und Gedächtnißschäze, die in dem alten ehrenwürdigen Haupte in 105 Jahren sich angehäuft haben müssten, blieben uns verborgen.

Der Methodistenmissionär, der unter diesen Leuten wohnte,

erzählte uns, daß vor einigen Jahren drei solche alte Männer im Dorfe existirt hätten, „Abraham“ und „Schilling,“ die jetzt gestorben seyen, und dieser alte Kapitän James, der noch athme. Abraham und Schilling hätten immer behauptet, Kapitän James sei unter ihnen bei weitem der älteste, sie aber wüßten sich noch sehr gut die Einnahme Quebecs durch die Engländer, und die erste Nachricht, welche sie darüber durch flüchtende Franzosen erhielten, zu erinnern. Dies Erigniß fand im Jahre 1759 statt. Um sich so etwas im späten Alter erinnern zu können, müßten die beiden Indianer damals doch wenigstens 10 Jahre alt gewesen seyn. Wenn sie noch lebten, so würden sie demnach jetzt (1854) 105 Jahre alt seyn. Und wenn nun anerkanntermaßen der noch lebende Kapitän James der älteste unter ihnen war, so müßte er doch wenigstens mehr als 105 Jahre alt seyn. Ein hübsches Alter für ein Mitglied eines „rasch dahin schwindenden“ Volksstammes. Es umfaßte die gesamte Periode der kanadischen Civilisationsgeschichte.

Einen Theil unseres Abends brachten wir bei dem Methodistenmissionär zu, der das Seelenheil dieser Indianer von Mara pflegte. Er wohnte mit seiner Frau neben dem Dorf in einem tannenen, von Bachholdersträuchern umrankten Häuschen am hohen Seeufer. Die Methodistenmissionäre sind, so scheint es, die Franciskaner der protestantischen Kirche. Sie sind in Canada häufig in die Missionsstationen der alten katholischen Kirchen- und Taufboten getreten. Man findet sie häufiger als alle andern katholischen oder protestantischen Missionäre unter den entfernten Indianern. Meistens sind diese guten Leute ziemlich unwoissend. Sie können oft leider zu den Indianern nur durch einen Dolmetscher reden und predigen, und lernen ihre Sprache kaum, wenn sie auch Jahre lang unter ihnen wohnen. „Wir Engländer haben nun einmal kein Talent, fremde Sprachen zu lernen. Da den Deutschen, den Polen und Russen ist das Talent angeboren.“ Der unfrige war aber über die Verhältnisse

lie Männer im
die jetzt gestor-
sch athme. Ab-
stän James sev
sich noch sehr
und die erste
zonen erhielten,
statt. Um sich
hten die beiden
n fern. Wenn
105 Jahre alt
bende Kapitän
och wenigstens
für ein Mit-
. Es umfaßte
hichte.
n Methodisten-
Mara pflegte.
em tannen,
Seeufer. Die
auer der pro-
ie Fußstapfen
Man findet
ntischen Mis-
d diese guten
en Indianern
d lernen ihre
nen wohnen.
de Sprachen
issen ist das
Verhältnisse

seiner Chippewaver recht gut unterrichtet, und er theilte uns viel
Interessantes mit. Am meisten interessirte mich, was er uns über
die auch unter ihnen herrschende Furcht vor den Mohawks erzählte.
Zuweilen, sagte er, verbreite sich ein allarmirendes Gerücht über
die Annäherung feindlicher Mohawks ganz plötzlich im Dorf und
setze alles in Furcht und Bewegung, so daß er oft Noth habe, sie
zusammenzuhalten. In einer gewissen Zeit des Jahres, wenn ich
nicht irre, in einem Frühlingsmonate, fehre diese Aufregung regel-
mäßig wieder. Dann — an bestimmten Tagen — bemerke er
ein geschäftiges Hin- und Herrennen im Dorfe. Die Weiber und
Kinder verschlossen sich in den Häusern; die Männer versammelten
sich bewaffnet auf dem Platze, und Boten würden ausgesandt und
• Schildwachen in der Nachbarschaft aufgestellt. Er vermuthe, daß
diese regelmäßige wiederkehrende Aufregung seiner Leute auf eine
Erinnerung aus der alten Zeit der Freiheit deute, daß darunter
entweder die Feier eines früheren Sieges versteckt liege, oder daß
dadurch die Zeit bezeichnet würde, in welcher sonst die Mohawks
oder andere Feinde die Chippewaver zu bedrohen oder anzugreifen
pflegten.

Ein sehr gebildeter, gelehrter und junger Geistlicher aus
Orillia, der unter uns war, erzählte mir, daß die Umgegend
von Lake Kutschisching von uralten Zeiten her ein großes Schlach-
feld der Indianer und alter Urbewohner der Gegend gewesen sein
müsсе, weil man rings mehrere Gräber ent-
deckte. Dieser treffliche Mann hatte jenen Gräbern seit länger einer
besondere Aufmerksamkeit gewidmet, viele von ihnen geöffnet und
die in ihnen enthaltenen Sachen gesammelt. — Er sagte, die Grä-
ber seyen offenbar aus sehr verschiedener Zeit, und die größten und
besten von ihnen, die sogenannten „mounds“ (Tumuli) stammten
aus der frühesten Epoche und von einem Volke her, das eine viel
höhere Stufe der Bildung gehabt haben müsse, als diejenigen

Indianer, welche später die Europäer hier vorsanden. Namentlich bezog sich dies die „Poterie“ (die Töpferwaare), die sich in und bei jenen Mounds finde. Er habe kürzlich auch in einem Walde einen sehr wunderlich gestalteten Ofen gefunden, der vermutlich zum Brennen jener Töpferwaaren gedient habe, und der so kunstlich konstruiert gewesen sei, wie die späteren Indianer ihn nicht konstruieren konnten. — Diese Theorie von vorhistorischen, gebildeteren und weitverbreiteten amerikanischen Völkern und von einem späteren Rückfälle der Kultur war mir im Allgemeinen zwar nicht neu. Man hat sie bekanntlich im ganzen Mississippithale bewährt gefunden. Wehl aber war es mir neu, zu vernehmen, daß dasselbe sich auch hier in der Nachbarschaft des Huron in so nördlichen Sträßen Kanada's bestätige.

Die Chippewaver sollen noch viele sehr interessante und wenig bekannte Traditionen und Mythen haben. Ein Herr in den Vereinigten Staaten hat mir später einmal den Mund sehr wölfzig gemacht nach einem verloren gegangenen Manuscripte, das eine Menge dieser Traditionen enthalte, die einmal ein wohlterzogener und geschulter Indianer im fernen Westen gesammelt und niedergeschrieben habe. Diesi merkwürdige Manuscript sei ihm nach New York zugesandt worden. Er habe darin mit großer Befriedigung gelesen. Viele der Mythen seien eben so bedeutungsvoll wie die griechischen oder germanischen gewesen. Eine kleine indianische Geschichte oder Tradition, die er sehr hübsch gefunden, habe er einmal einem gelehrten Philologen vorerzählt, und dieser habe ihm dann einen griechischen Autor gebracht, in welchem er ganz dieselbe Geschichte griechisch gelesen. Beide Erzählungen wären so gleich gewesen, als hätte sie derselbe inspirirende Geist dictirt. — Leider sei aber das Manuscript nicht zum Druck gelangt und nachher verschwunden, weil der Buchhandel das Dratet von sich gegeben habe; es berüste jetzt im Publikum kein Geschmack mehr für solche

namentlich sich in und einem Walde vermutlich so künstlich nicht konstruierteteren und späteren Rütteln neu. Man ist gesunden. Elbe sich auch zwischen Ga-

e und wenig in den Verein sehr wölfzig, daß eine wohlerzogener und niederländisch nach New-Befriedigung weit wie die indianische habe er ein- be ihm dann anz dieselbe so gleich. — Leider nachher vergeben habe: für solche

indianische Poesien, wie damals, als Chateaubriand seine „Atala,” oder Cooper seine „Legten der Mohikaner“ schrieb, und solche Bücher reuflirten jetzt nicht mehr.

Je mehr ich von den Indianern selber sehe, und an Ort und Stelle höre, desto näher treten sie mir. So lange ich sie in Europa nur noch aus den Büchern kannte, erschienen sie mir als ziemlich uninteressante, rohe und nur launwärmlustige Wesen. Jetzt, nachdem ich mit ihnen zuweilen die Hand geschüttelt habe, sind sie mir so zu sagen erst als meine menschlichen Mitbrüder aufgegangen. Ich glaube schon zu sehen, daß sie eine ganz gute Portion warmen Blutes und gesunden Menschenverstandes haben, und ich finde ihr Studium so interessant, wie das aller übrigen menschlichen Creationen.

Die im Simege und Kentschitsching gesammelten Wasser fließen westwärts im Flusse Severn zu der grossen Abtheilung des Huronsees, die man die Georgische Bay oder den Manitousee nennt. Der Severn bildet mehrere Gaatkaden und Stromschnellen und soll auch sonst von äußerst romantischer Scenerie umgeben seyn. Ein Herr, ein französischer Kanadier, der dort eine Sägmühle, die nördlichste der zahlreichen canadischen Sägmühlen, besitzt, erzählte mir, daß seine Leute in der Nähe jenes Etablissements dieses Jahr nicht weniger als dreißig Bären erlegt hätten, während sonst gewöhnlich nur zwei oder drei im Jahre in seiner Nachbarschaft getötet würden. Ich hätte längst bemerken können, daß mir Aehnliches auf meiner ganzen Reise in Canada mitgetheilt wurde. Überall hörte oder las ich von Bären, die diesen Sommer in Dörfer eingebrochen oder in der Nähe der menschlichen Wohnstätten erlegt worden. Überall erzählte man mir, daß so viele Bären in seinem Jahre zuvor aus ihren Revieren in die der Menschen hervorgekommen seien. Und so wie mit den Bären, so war es auch mit den Eichhörnchen, den Rehen und andern Kindern des Waldes gewesen. Sie hatten dieses Jahr überall mehr als sonst gegen die Dörfer, Gärten und

Necker Sturm gelaufen. Wenn ich nach der Ursache dieser Erscheinung fragte, so meinten Einige, es sey nichts Besonderes dabei, erklären ließe sich das nicht. Wie man ein regniges und trockenes Jahr hätte, wie man zuweilen viele Fische finge, während mitunter keiner anbeissen wollte, wie man dies Jahr 20 Scheffel Kartoffel ente, wo im vorigen nur zwei wuchsen, so gäbe es auch Bärenjahre und Eichhörnchenjahre, in welchem die Thiere der Wildnis in Bewegung gerieten und überflutheten. Viele erklärten aber die Erscheinung aus der großen und fast allgemeinen Trockenheit, die diesen Sommer geherrscht hatte. Die Sonne habe die Beeren und Nüsse und andere wilde Früchte, so wie auch die Wurzelgewächse, von denen Bären, Eichhörnchen ic. sich nähren, vertrocknet, und so die Thiere gezwungen, beim Menschen betteln zu gehen, der solche Bettler aber freilich nur mit Pulver begrüßt und nachher skalpiert.

Die See Kutschitsching und mehr noch sein Ausfluss, der Severn, sind als Wohnplätze eines andern Thieres, als eine Heimath vieler Klapperschlangen berüchtigt. Dieses unschuldige und schüchterne Thierchen — wohl mit eben so großem Recht nennt man sie so, wie die Taube, die, wenn sie auf dem Neste sitzt, auch bitterböse um sich beißt, und die, wenn sie hungrig ist, eben so Mücken und andere lebendige Wesen verschlingt, wie jedes andere Raubthier — die schüchterne Klapperschlange, sage ich, die, wenn sie vor jedem ausweicht und Platz macht, und die nur in ihrer Herzensangst um sich schnappt, wenn der ungeschickte Fußtritt eines Menschen oder Thieres sie zum Tode verlege, ist auch äußerst gefellig, und thut sich gewöhnlich mit ihres Gleichen in gewissen Localitäten zahlreich zusammen. Sie kommen fast immer haufenweise und colonienweise vor; wovon die Wahl dieser Localitäten abhängt, weiß ich nicht. Aber am Lake Simcoe z. B. gibt es gar keine Klapperschlangen, während sie an dem Severn in außerordentlicher

dieser Erde bei-
sonderes dabei,
und trockenes
hrend mitunter
beßel Kartoffel
auch Bären-
der Wildnis
erklärten aber
nen Trockenheit,
die Beeren
die Wurzel-
ren, vertrock-
n betteln zu
begrüßt und

Biß, der Se-
eine Heimath
und schüch-
ennt man sie
, auch bitter-
en so Mücken
Raubthier —
e vor jeder-
er Herzeng-
eines Men-
äußerst ge-
gewissen Vo-
hausenweise
en abhängt,
gar keine
ordentlicher

hütte seyn sollten. Unser Indianer John sagte, zwischen hier und den Rocky Mountains gäbe es keine so berühmte und reichverschrieene Klapperschlängenstelle mehr, als der See Kutschisching und der Fluß Severn, wobei der Ausdruck „zwischen hier und den Rocky Mountains“ vielleicht nur eine Phrase ist. — Wie die Klapperschlange selbst nicht so tödlich ist, wie Unbedachtsame sie verschrecken haben, so ist auch ihr Biß nicht so entschieden tödtlich, wie man gewöhnlich meint. Es hängt dabei vieles von Umständen ab: von dem Alter der Schlange, von ihrer eigenen Stärke, Disposition und Gesundheit, eben so natürlich von der Constitution und Nervenstimmung des Menschen, der den Biß empfing, und selbst von dem Wetter und der Jahreszeit, in welcher er erheilt wurde. Und selbst dann, wenn alle Verhältnisse zur Herbeiführung des Todes günstig waren, kann noch das Verderben vermieden und der Biß durch schnelle Kur geheilt werden. Freilich ist diese Kur, um die die Indianer am besten Bescheid wissen, nicht immer sicher. Zuweilen wird die Wirksamkeit des Giftes nur zeitweise unterdrückt, und oft glimmt es, so zu sagen, unter der Asche fort. So erzählte uns John die Geschichte eines Mannes, der von einer Klapperschlange gebissen, dann schnell und anscheinend gründlich geheilt wurde, ein ganzes Jahr lang gesund und munter lebte, bis auf einmal in einem Fieber, das ihn aufs Bett warf, ein Rest des Gifts ihn tödete.

Es gibt hier aber noch manche andere giftige und fast mehr als die Klapperschlangen gefürchtete Amphibien, und dabei ist es bemerkenswerth, daß die in diese Wildnisse vordringende Bodencultur und Bevölkerung — wenigstens anfangs — diese Amphibienanzahl keineswegs vermindert, sondern im Gegenteil sie noch vermehrt. Man will dieß überall beobachtet haben, wo neue Ansiedler erscheinen, und erklärt es vermutlich sehr richtig aus dem Umstände, daß diese neuen Ansiedler zuerst die Kräne und andere Sumpfvögel verjagen und austreiben, und dadurch die Schlangen von ihren

natürlichen Tyrannen und Gewalthabern befreien. Später wird dann freilich ihr Hauptverderber, der Mensch, doch ihr Herr. Wenn die sich mehrenden Colonisten sie überall unbarmherzig verfolgen, und namentlich, wenn die Anzahl der Schweine, die große Liebhaber der Schlangen sind und am wirksamsten gegen sie agiren, sich mehrt, dann muß zuletzt diese Beziehungen völlig weichen.

Unter diesen und anderen Gesprächen fuhren wir spät Abends in einer wunderschönen Mondscheinmacht wieder über unsern See von Insel zu Insel nach Trillia hinüber. Der See unterschied wie die ganze Natur war äußerst still und ruhig, und wir vernahmen nichts als das Gemurmel unseres sanft durch das Wasser streifenden Canoe. Nur einmal hörten wir ein entferntes lautes Geschrei, wie Brüllen oder ein lautes Seufzen. „Was ist das?“ fragte ich John. „Das ist,“ antwortete er lauschend, „entweder ein Ochse oder ein Frosch; ich kann es nicht recht unterscheiden.“ Dies „entweder“ „oder“ überraschte mich einen Augenblick; doch entfam ich mich bald, gehört zu haben, daß auch hier noch in diesen nördlichen Gewässern der berühmte „Bullfrog“ (Ochsenfrosch), ein kleines Wesen mit einer Bärenstimme, lebe. Im Frühling ist er hier außerordentlich zahlreich, und ganze Scharen brüllen dann aus allen Sümpfen, wie das fröhliche Vieh bei uns auf den Weiden. Dem hiesigen Frosch ist also doch, ohne zu platzieren, wenigstens in Bezug auf die Stimme gelungen, was der Frosch in der Fabel nicht erreichen konnte.

XXXVI. See Simcoe. Ostuser.

Reichlich und ganz nach meinem Geschmacke von meinen werten Gastfreunden beschenkt, verließ ich am folgenden Tage das

Später wird
doch ihr Herr,
barmherzig ver-
eine, die greße
zeigen sie agiren,
richten.

„ir spät Abends
er unsern See
eutschusching
d wir vernah
s Wasser frei-
es lautes Ge-
das?“ fragte
eder ein Schie-
iden.“ Dies
doch entzann
och in diesen
entfroß), ein
ühlung ist er
brüsten dann
ns auf den
pläzen, we-
ver frisch in

amuthige Trillia und den waldigen See. Ich darf hier meine Ge-
schichte wohl aufführen, da sie Eigenhümlichkeiten des Landes waren.
Sie bestanden zuerst in einer Fülle von Büscheln einer gewissen klei-
nen canadischen Beere, auf Englisch „Bittersweet“ genannt. Dies
Gewächs ist zwar nicht essbar, dagegen aber äußerst zierlich und
lieblich anzusehen. Es besteht in einer Verzweigung zahlreicher
seinen Zweiglein. An dem Ende eines jeden führt eine hochrothe
fugende Beere, die in unreitem Zustande in einer orangefarbenen
Kapsel eingehüllt ist. Bei der Reife springt die Kapsel in vier
Theile auf, die wie Blätter an dem Style gehetet bleiben, und
das Kugelchen dann wie einen blutroth gefärbten Kelch im Munde
tragen. Ein ganzer Strauch solcher Beeren bildet das hübscheste
Blumenbouquet, mit dem man die Zimmer für den Winter schmücken
kann. Ich trug es nachher auf dem Dampfschiffe und auf der
Eisenbahn in der Hand, und da so viele herankamen und es be-
wundern und Próbchen verlangten, so war ich am Ende froh
genug, doch noch einen Rest nach Teromo herabzubringen, wo ich
ihm einer Freundin geschenkt hatte. Ist zweifel ich, ob die Natur
in diesen canadischen oder in den so viel gepriesenen brasiliischen
und sonstigen tropischen Wäldern mehr Veranstaltungen getroffen
hat, das Auge des menschlichen Beschauens zu entzücken.

Mein zweites Geschenk war ein merkwürdiges Kunstdprodukt,
ein altes verrostetes indianisches Skalpmeißel von Eisen. Der
Stoss, aus dem es gemacht war, bewies, daß es nicht aus india-
nischer, sondern vielmehr aus europäischer und zwar aus franzöß-
ischer Werkstätte kam. Es war außerordentlich gut auf seinen grau-
fahlen Zweck berechnet, ungefähr wie ein Raßtmesser gestaltet, vorne
mit der Schärfe, wie dieses, rund umgebogen, dabei jedoch zugespitzt.
Die Franzosen vervollkommenet noch, wie man sieht, das schreck-
liche Instrument der Indianer und erleichterten ihnen das schen-
liche Abhantzen ihrer Mitmenschen. Sie versahen damit die ihnen

neinen wer
Tage das

befreundeten Stämme und stärkten sie gegen ihre gemeinsamen Feinde. Sie konnten ihren Freunden keine angenehmeren Geschenke machen, als Tabak, Rum und Skalpirmesser. Haarschöpfe zu erlangen, war dem Indianer nicht nur in Kriegszeiten eine Nothwendigkeit. Es erwuchs in ihm auch eine unwiderstehliche Begierde nach diesem Besitz, die ihn zuweilen selbst mitten im Frieden blutige Thaten verüben ließ. Diese Leidenschaft für Haarschöpfe soll selbst jetzt noch zuweilen in dem gutmütigsten Indianer plötzlich und schrecklich erwachen. Man erzählte mir von einem englischen Officere, der allein mit einem indianischen Führer, ich weiß nicht in welchen amerikanischen Wildnissen, reiste. Da sein Indianer sich bisher als ein sehr fügsamer und williger Mensch bewährt hatte, so überließ der Europäer sich ihm ganz sorgenlos. Eines Morgens erwachte er aber plötzlich aus sanftem Schlummer, und wahrlich gerade zur rechten Zeit; denn er fand zu seinem Schrecken seinen Indianer in höchst drohender Stellung neben sich stehend. Der selbe hatte ihm seine Doppelslinke von der Seite genommen und stand in furchtbar aufgeregter Stimmung da, das Gewehr auf die Brust seines Herrn angeschlagen. Dieser entwaffnete den Zitternden prompt, und nachdem er ihn zum Gefangenengemacht, erlangte er das Geständniß: es sey wahr, er, der Herr habe ihm gar keine Ursache zu Unzufriedenheit und Rache gegeben, er habe ihn immer gut behandelt. Aber er habe einen gar zu schönen Haarschopf. Er, der Indianer, da er ihn so schlafend habe liegen sehen, habe angefangen, seine schönen seidenartigen und reichen Flachlocken durch seine Finger spielen zu lassen, und da habe ihn dann eine ganz unwiderstehliche Begierde ergriffen, seinen Skalp zu besitzen, und ihn seinen Gürtel als stolz schmückende Trophäe anzufügen. Er habe lange mit sich gekämpft, sey aber in eine furchtbare Aufregung gerathen, und wenn der Herr ihn nicht noch zu rechter Zeit verschucht hätte, so würde der Skalptusel in ihm die Oberhand

unsamen Feinde,
schenke machen,
e zu erlangen,
Nothwendigkeit.
de nach diesem
blutige Thaten
soll selbst jetzt
und schrecklich
Officiere, der
ht in welchen
er sich bisher
hatte, so über-

Morgens er-
b wahrlich ge-
schrecken seinen
stehend. Ver-
enommen und
abwehr auf die
den Zitternden
t, erlangte er
ihm gar keine
be ihn immer
arschopf. Er,
en, habe an-
slocken durch
nn eine ganz
zen, und ihn
n. Er habe
ufregung ge-
re Zeit ver-
e Oberhand

behalten haben. Dann fiel er auf die Kniee und bat seinen zürnenden Herren und Richter um Vergebung. Die Phrenologen haben bisher die Skalpiermanie noch nicht unter ihre Urranlagen und Triebe aufgenommen; aber die Richter hier zu Lande sind wohl vermutlich zuweilen gezwungen, dieser wie andern Manien gegenüber Gnade für Recht ergehen zu lassen. Man erinnert sich bei dieser Leckengeschichte wohl jenes an Hinrichtungen gewöhnten Tyrannen, der auch keinen schönen schlanken Mädchennacken sehen konnte, ohne dabei zu denken, wie schön er zum Köpfen sey.

Ein Skalpiermesser im Gürtel, liebliche Bittersweet's am Busen, so kam ich an Bord unseres Dampfers, um nun wieder durch einen andern Strich Landes und Wassers längs des östlichen Ufers des Simcoe zu den bewohnten Strichen zurückzuschreiten.

„You come from the old country, Sir? — Are you long out in this country? — How do you like it? — Oli it will be a fine country by and by? will it not? — Where will you settle, Sir?“ — Wie Moskous haite mich den Tag zuvor diese und die andere regelmäßige Frage, die ein Jeder hier zu Lande der Reihe nach an jeden Fremdling richtet, geplagt. Ich finde diese Fragen zwar ganz natürlich, sie liegen in der Natur des Landes, und es gibt auch in jedem Lande solche stehende Fragen, die aus natürlichen Verhältnissen hervorwachsen, wie z. B. in dem bodenlosen Polen die Frage: „Wie haben Sie die Wege gefunden?“ wie in dem aristokratischen Russland die Frage: „Was wissen Sie vom Kaiser?“ — wie überall in der temperirten Zone die Frage nach dem Wetter. — Aber es ist doch überaus lästig, so ein dreißig oder vierzigmal an einem Tage denselben Ratschlägern sich wieder und wieder überhören lassen zu müssen. Ich war daher dießmal herzlich froh, als ich bemerkte, daß viele unserer rückkehrenden Mitpassagiere dieselben waren, die wir schon auf der Herrschaft über jeden Punkt befriedigt hatten. Nur wenige Neulinge waren



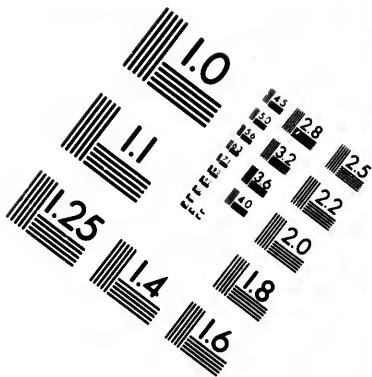
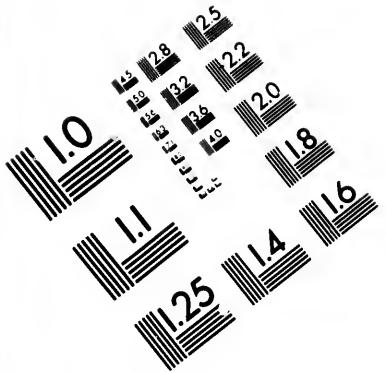
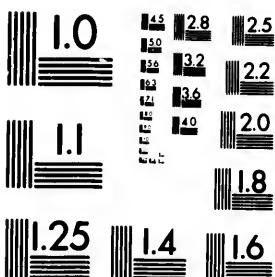
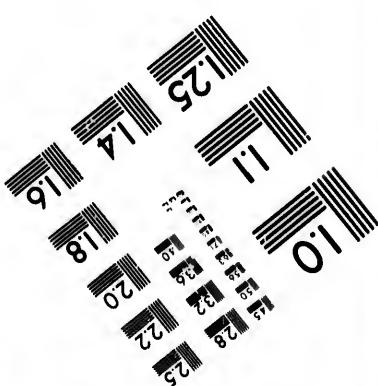
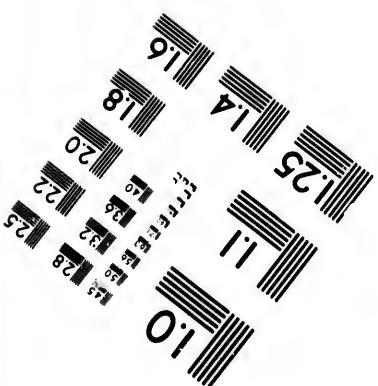


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



6"



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

O
2.8
3.0
2.5
2.2
2.0
1.8
1.6
1.4
1.2
1.0

1.1
1.0
0.9
0.8
0.7

darunter, und wo ich einen entdeckte, der Miene machte, zu mir heranzumöven, um mir gewissen Fragen wie Harpune zu zuwerfen, da kam ich ihm gleich entgegen, fing die Harpune auf, und sagte mein Thema, das in einer kleinen, von mir selbst versorgten Biographie über mein Geburtsland, meine Herkunft, meine Zwecke und Richtigwecke bestand, so schnell als möglich auf. Ich gerieth in eine Art Fieber und fiel am Ende selbst die Leute an, die mich noch nicht kannten, und zwang sie unaufgefordert jene kleine Biographie hinunter zu schlucken. Es gelang mir allmählig völlig aufzuräumen und mit Allen Frieden zu schlischen, und da sie nun wußten, was und wer ich war, so war das Interesse gesunken und sie behandelten mich wie einen gewöhnlichen Menschen. Ich konnte mich nun wieder ganz ruhig und ungestört dem Genüsse der vor uns sich wieder entfaltenden reizenden Natur hingeben.

Der reisende Autor, der sich die Aufgabe gesetzt hat, seine Leser alle Erlebnisse der Reise mit genießen zu lassen, ist wirklich mitten in seinem Reichthum oft in großer Verlegenheit, wie er dies anfangen soll. Wiederholung derselben stets etwas anders mancirtene Dinge ist in der Natur nichts weniger als langweilig. Und doch warnt man einen Autor mit Recht so sehr vor der Repetition, die dennoch aber auch wieder die Mutter aller Studien ist.

Heute fiel es mir besonders auf, welch schöne Farbenmäntzen die canadischen Herbstbäume nicht nur einzeln darbieten, sondern wie reizend sich diese Farben auch bei ganzen Massen und bei kleinerer und größerer Entfernung modifizieren. Es gewährte mir eine wahre Augenweide, die Blicke längs einem meilenlangen Walduferstreich hinschweisen zu lassen. Man hatte dann vom nahen Anfang bis zum fernen Ende eine wundervolle Skala von Farbenmäntzen, die ich in hundert ganz distinkt verschiedene Grade und Abschnitte hätte abtheilen können. Vorne nahe zur Hand ganz mit Rosenfarbe über-gossene, oder ganz orangefarbige, oder ganz hellgelbe Bäume, jedes

machte, zu mir die Harpune zu e Harpune auf, von mir selbst keine Herkunft, als möglich auf, selbst die Leute aufgefordert jene mir allmählig en, und da sie Interesse gesunken Menschen. Ich vom Genüsse der gegeben.

sezt hat, seine en, ist wirklich sit, wie er dies anders man agweilig. Und der Repetition, len ist.

Farbennüancen ieten, sondern ad bei kleinerer mir eine wahre Walduferstrich i Aufang bis nüancen, die bschnitte hätte osenfarbe über- Bäume, jedes

Blatt ein Stück schimmerndes Gold. Jeder Baum in seinem eigenen Gewande, und alle Farben scharf von einander unterschieden; obwohl nur Blätter und Herbstfarben, doch fast nicht minder prachtvoll als die Frühlingsblüthenfülle eines tropischen Gehölzes. Weiterhin alle Farben mehr zu einem gemeinsamen Hellroth verschmolzen. Noch weiterhin mischt sich immer mehr und mehr blau ein, und es entstehen die sanftesten Lilatöne. Zuweilen, je nach den Umständen und Verhältnissen der Atmosphäre, schimmert der ferne Wald tief indigoblau. Liegt vor diesem fernen tiefen Blau eine nähere Insel, so sieht diese sich als ein rothglühender Fleck auf azurem Hintergrunde ab. Verfolgt man die Farbenscala noch weiter bis ans Ende, so verschwimmen die Farben, wie die Bäume selbst verschrumpfen, und zuletzt hält man einen großen Eichen-, Ulmen- und Ahornforst nur noch für ein kleines Heidesfeld voll niedriger, noch etwas röthlich schimmernder Heidekräuter.

Die Ländereien am Ufer des Sees, so sagte man mir, seyen fruchtbarer als die an der Westküste. Dies sey zwar erst eine neuere Entdeckung, die Besiedlung dort aber jetzt in rapidem Fortschritte: „Beavertown specially will be by ad by a very fine place, and a great, busy, comfortable and homelike city.“ Einstweilen sahen wir noch wenig davon. Diese Anfänge zu Städten, dieser first openings of the pioneer und diese half cultivated promising clearances müsten wohl etwas weiter vom Uferrande entfernt liegen. Denn wir sahen fast überall bloß in äußerst reizenden kleinen Naturhäfen ein, die einstweilen noch ohne alle Verkehrsvoorrichtungen waren. Ausgehäufte Baumstämme oder kleine von den Wellen zusammengeführte und mit Bäumen bestandene Sandgänge bildeten unsre Peers oder Quais, rohe Felsblöcke die Treppenstufen, zu denen die Passagiere vom Dampfer hinübersprangen. Unser großes Schiff musste oft so vorsichtig wie ein Canoe zwischen allem dem Waldauswurfe zum Ufer heransfahren.

In dergleichen Häfen, sage ich, streuten wir den Samen zukünftiger großer Städte und freundlicher Wohnplätze aus. Zuweilen auch versorgten wir auf einer Insel eine einsame Lumbermen-Colonie, ein sogenanntes Shanty, mit frischer Zufuhr von Lebensmitteln, Werk- oder Arbeitskräften. So auf der größten Insel des Sees, dem sogenannten „Georgian Island.“ Dieß waren solche Weiße, von denen ich eben sprach, wie sie in das Eigenthum der Indianer einbrechen, um es unter dem Schutz eines mit ihnen abgeschlossenen Contraktes nach besten Kräften auszubeuten. Die große Insel gehörte den Indianern von Snake-Island, und die Weißen hatten sie von ihnen unter der Bedingung gepachtet, daß sie fünf englische Schilling für 100 Kubikfuß Holz bezahlten. Sie hatten sich, ein Dugend an der Zahl, ein kleines Shanty am Ufer des Sees gebaut, und waren nun dabei, die schönsten Eichengruppen auf der Insel zu entdecken und die alten Baumriesen unter ihren Eisen fällen zu lassen. Wir bemerkten den Anfang einiger Fußsteige, die sie im Forste auszubilden begonnen hatten.

„Man sollte diese Indianer ganz aus dem See herauswerfen.“ Sie sind ein faules Geschlecht und hindern nur den Fortschritt unserer Unternehmungen. Sie sind zu träge und ungeschickt, die Wälder selber im Schweize ihres Angesichts auszubeuten, und lassen sich von uns wie große Herren Taren bezahlen, die sie nachher auf ihren Inseln verjubeln. Auf diesen Inseln wächst das schönste Holz und man kann vom Wasser aus überall am besten dazu gelangen. Unsere Regierung macht mit diesen Leuten viel zu viel Umstände, und läßt ihnen in ihrem sogenannten Eigenthumsrecht viel zu viel Schutz angedeihen. Was kann der Indianer für ein Eigenthum haben, außer etwa seinem Bogen und Pfeil und seinem Sighting tackle. Diese Idee indianischen Grundeigenthums ist eine ganz neue Erfindung.“ So ungefähr äußerte sich einer der Simcoesfarmer, die wir an Bord hatten und dem ich meine

den Samen zu-
e aus. Zuweilen
Lumbermen=Co-
uhr von Lebens-
größten Insel des
ieß waren solche
s Eigenthum der
eines mit ihnen
auszubuten. Die
zoland, und die
gepachtet, daß sie
holtent. Sie hatten
ay am Ufer des
ichengruppen auf
unter ihren Eisen
er Fußsteige, die

e herauswerfen.“
n Fortschritt un-
ungeschickt, die
iszubuten, und
en, die sie nach-
feln wächst das
erall am besten
n Leuten viel zu
ten Eigenthums-
er Indianer für
und Pfeil und
Brudeigenthums
te sich einer der
dem ich meine

Ansicht von dem alten indianischen Eigenthumstreit vergebens deut-
lich zu machen suchte.

Es ist übrigens allerdings merkwürdig genug, wie diese amerikanischen Indianer, obwohl dem Weissen an Erscheinung und Farbe ähnlicher als der Afrikaner, sich ihm doch so viel weniger hilfreich angeschlossen haben, als dieser. Neger findet man überall in Canada als Handlanger des Besiedlungs- und Cultivirungswerks, auf den Dampfschiffen als Diener, in den Hütels als Aufwärter, in den Städten mit mancherlei kleinen Gewerben beschäftigt. Sie stehen dem Weissen in ihrer Weise ganz evidentlich bei. Indianische Handlanger, indianische Diener und Aufwärter, indianische Verstadtbewohner findet man aber nirgends in den Dörfern oder auf den Schiffen. Mir ist nicht ein einziges Beispiel davon vorgekommen. „It is their roving nature, Sir. They never will be steady at one work. Roving in the bush, that alone is their delight.“ Es ist zum Theil auch ihr tiefwurzelndes Unabhängigkeitsgefühl, ihr uneroberliches Gemüth. Nirgends hat der Weisse sie wie die Neger zu Arbeitern auf den Acker oder in seinem Hause machen können. Sie sind ihm bei allen Versuchen dazu unter den Händen weggeschmolzen und zerrennen. Nur wenn man ihnen ihre Unabhängigkeit ließ und sie unter einander wohnen durften, bequemten sie sich zum Ackerbau. Auch bequemten sie sich nur zu solchen kleinen gewinnbringenden Gewerben, die ihrem Geschmack am freien Wandern keinen Abbruch thaten, und bei denen sie nicht zur Ansiedlung in den Städten der Weissen genötigt waren, wie z. B. zum Schafslecken in den Wäldern und zu jenen hübschen Stückereien und Perlenarbeiten, die sie in ihren Hütten betrieben, und die sie dann als freizügige Krämer von Ort zu Ort wandernd an die Weissen verhandeln. Der schwarze Neger zeigt immer unter den Weissen ein recht heiteres Gesicht und fühlt sich zu Hause. Der Indianer aber wandert wie ein Fremdling schen

und ernst im Lande der Weißen einher, und man findet sie nur fröhlich und unbefangen, wenn man zu ihnen auf ihre Prairien kommt.

XXXVII. Ein Neger-Flüchtling.

Als ich bei meiner Rückkehr nach Toronto von meinem alten hundertjährigen Indianer erzählte, machte man mich auf einen eben so alten Neger, der sich in der Stadt befände, aufmerksam. Wie jener Indianer die Eroberung Canadas durch die Engländer, so hatte dieser alte Neger die Befreiung der Vereinigten Staaten vom Joch derselben Engländer erlebt. Lebten in dem dunklen Kopfe jenes schwache Erinnerungen an Wolfe und seine Britten, so bewahrte dieser in seinem noch schwärzeren Haupt Reminiscenzen an Washington und seine revolutionären Offiziere.

Ich dachte mir eine Vergleichung der Temperamente und ein Studium des Charakters der beiden so verschiedenen Rassen an zwei so alten Individuen recht interessant, und man hatte daher die Güte, mich zum schwarzen James Robertson, so hieß der Altersgenosse des rothen Kapitäns James, zu führen.

Unsere erste Visite war erfolglos. Wir fanden den alten schwarzen Herrn nicht zu Hause. Er war „Holz hacken“ gegangen, wie uns eine andere schwarze Landsmännin sagte, bei der er wohnte und die uns die Thür des Hauses öffnete. „Holzhacker, in seinem hundert und so vielen Lebensjahre?“ — „Ja wohl, mein Herr, Onkel Robertson ist noch recht rüstig. Er arbeitet gern und fleißig, und einige Damen der Stadt, die ihm wohlwollen, begünstigen ihn mit Aufträgen zum Holzhacken, wenn er die Arbeit auch vielleicht etwas langsam macht als andere jüngere Leute.“ Welche eigenthümliche Gunstbezeugungen doch ein armes Menschenkind, selbst nachdem es ein ganzes Jahrhundert schon das Joch des Lebens getragen hat, noch

nde sie nur fröh
Prairien kommt.

ling.

on meinem alten
auf einen eben
samerksam. Wie
e Engländer, so
en Staaten vom
dunklen Kopfe
Britten, so be-
eminißcenzen au

amente und ein
Racen an zwei
daher die Güte,
Utersgenosse des

nden den alten
cken" gegangen,
i der er wohnte
acker, in seinem
ein Herr, Onkel
nd fleißig, und
instigen ihn mit
vielleicht etwas
e eigenthümliche
bst nachdem es
ragen hat, noch

annehmen muß! Eine Begünstigung mit Aufträgen zum Holzhaften!
— „Können wir morgen wieder kommen?“ — „Morgen, mein Herr,
ist zwar Sonntag, und dann geht Uncle Robertson regelmäßig
in die Kirche; aber wenn Sie eine Stunde außer der Kirchenzeit be-
stimmen wollten, so wird er Sie gewiß gern empfangen.“ Wir ver-
sprachen, vor der Kirche kommen und dann mit dem Alten zum
Gottesdienste gehen zu wollen.

Für heute begnügten wir uns einstweilen bloß die Umgegend
des Stadtquartiers anzusehen, in dem der alte Robertson wohnte.
Es war jene Gegend von Toronto, von der ich schon oben sagte,
daß darin so viele kleine ein- und zweifamilige comfortable Hütten
von Holz zu finden seyen. Wir fanden mehrere Negerwohnungen,
und sehr häufig empfahlen sich auf den Hausschilden ihre Bewohner
als „whitewashers“ (Weißwascher, d. h. Kalkanstreicher), wenn
es Männer waren, oder als „Waschfrauen,“ wenn sie dem weib-
lichen Geschlechte angehörten. „Kalkanstreichen, Linnenwäschchen und
Hemdennähnen sind hier und auch anderswo,“ so bemerkte man mir,
„die Lieblingsbeschäftigungen der Neger.“ Ich weiß nicht, ob diese
Leidenschaft etwas mit der schwarzen Farbe der Afrikander zu thun
hatz am liebsten, glaube ich, wüschen sich diese armen, ihrer Farbe
wegen gedrückten Leute selbst weiß. Da sie dies aber so wenig
können, wie auf dem berühmten Bilde das Kind mit dem Schwamm,
so finden sie vielleicht einige Genugthuung darin, wenigstens die
Kalkwände und die schmutzige Wäsche der Europäer weiß zu machen.
Sie sind ja auch in ganz Amerika passionierte Einseifer und Bar-
bierer, die nicht einmal die kleine Schattirung von grau dulden,
welche die Bartstoppeln auf unserer Haut zu bewirken pflegen.

Wir fanden überhaupt in Toronto Neger in Fülle, und seit
dem unleidlichen „fugitive law,“ das sich die nördlichen Staaten
wie ein Netz haben über den Kopf ziehen lassen, hat die Neger-
frage für ganz Canada eine viel größere Bedeutung gewonnen.

Ich sage das unteidliche „fugitive law,“ vermöge dessen dem armen geplagten Neger alle seine Asyle, die er sonst in den nördlichen Staaten hatte, abgeschnitten und verstopft sind, und in Folge dessen die nördlichen Staaten der Union sich gegen ihre Ueberzeugung und gegen ihre natürliche Herzensneigung bloß ihres Interesses wegen verpflichtet haben, den Sklavenbesitzern dazu zu verhelfen, daß sie ihre armen gequälten Leute wieder in die Gewalt bekommen. Nicht nur alle Bürger der Union, sondern auch sogar bloße bystanders (Beistehrer) sollen vermöge jenes Gesetzes verpflichtet seyn, bei der Verhaftung eines Negers behülflich zu seyn. „Bystanders,“ also auch wir Durchreisenden, wir Fremden, also auch ich. Gott bewahre mich! Ist es nicht, als ob diese Sklavenbesitzer nicht nur ihre republikanischen Mitbrüder, sondern auch überhaupt alle Welt verpflichten wollten zur Aufrechthaltung ihrer unmoralischen Rechte! Auch die bloßen Beistehrer sollen mit zugreifen, den armen Negern zu binden, ihn seinem Tyrannen zu überliefern, und sollen, wenn sie es nicht thun, bestraft werden. Hat man denn irgendwo in der Welt eine schmählichere Strafe angedroht, hat ein Geschäft irgendwo völlig unschuldige Menschen so zu strafbaren gestempelt?

Ich gestehe, ich bin kein Anhänger der Abolitionisten. Ich glaube im Gegentheil, die Erfahrungen in St. Domingo, in Jamaica &c. machen mich dies glauben, daß die Abolitionisten, so edel auch ihre Absichten seyn mochten, selbst den armen Negern, denen sie doch vor Alten wohlthun wollten, nur größeres Unglück gebracht haben. Ich glaube, daß die Abolitionisten, wenn sie mit ihren Umstürzungsprincipien durchdrängen, Weiße und Schwarze in ein gleiches Verderben senden würden. Ebenso aber gestehe ich, — ein Geständniß, das übrigens beinahe überflüssig ist — daß ich noch weniger geneigt bin, mit den Sklavenbesitzern in dasselbe Horn zu blasen. Welche Ansicht und welche Partei ich mir über die Sklavenfrage bilden soll und will, das weiß ich noch nicht, ich will darüber

essen dem armen
edlichen Staaten
folge dessen die
ung und gegen
ses wegen ver-
n, daß sie ihre
en. Nicht mir
rstanders (Bei-
, bei der Ver-
ers,“ also auch
t bewahre mich!
ir ihre republi-
kelt verpflichten
hte! Auch die
ger zu binden,
nn sie es nicht
der Welt eine
dwo völlig un-

tionisten. Ich
ningo, in Za-
onisten, so edel
Negern, denen
nglück gebracht
mit ihren Um-
in ein gleiches
- ein Geständ-
noch weniger
orn zu blasen.
Sklavenfrage
will darüber

nachdenken, wenn ich nach dem Süden komme. Ich will mich hier darüber gar nicht weiter auslassen. Es mag damit seyn, wie es will. So viel ist nun aber klar, daß dieß fugitive law ein hassen- würdiges Monstrum sonder gleichen ist. So lange die nördlichen Nachbarstaaten den armen Sklaven ein freies Asyl waren, lebte doch noch Hoffnung in ihnen. Sie trugen vielleicht ihre Ketten geduldiger, da sie immer, wenn es zu arg wurde, die Aussicht auf Freiheit zur Hand hatten. Nachdem man dieses Asylrecht des Nordens vernichtet hat, ist es, als ob man dem armen Sklaven Thüren und Fenster seines Gefängnisses geschlossen hätte. Wie Luft und Licht, so hat man dem Sklaven dadurch auch einen wohlthuenden Schutz gegen die Härte seines Herrn entzogen. So lange der Herr noch zu fürchten hatte, daß die alzu geplagten aus jenen Fenstern entschlüpfen möchten, unterblieb vielleicht manche Strafe und Härte. Jetzt, wo nirgends umher Freiheit windt, mögen sie viel ungeschenter geplagt werden. Mir ist überhaupt das ganze fugitive law ein Rätsel. Ich begreife weder, wie man es auf der einen Seite zulassen, noch wie man es auf der andern so eifrig verlangen konnte. Selbst die Sklavenbesitzer, dächte mich, sollten ihrer selbst wegen Sicherheitsventile bei der Sklaverei wünschen, und sollten den Neger, der entweder zu viel Geist und Freiheitsliebe oder zu viel Widerstandsfähigkeit und Schlauheit besitzt, wenn er nicht selbst ginge, freiwillig aus ihrem Dienste entlassen. Fast alle nach dem Norden Entspringenden sind solche schlaue und starrsinnige, aber talentvolle und geistreiche, incorrigible Neger. Die Herren sollten froh seyn, daß sie diese Element auf ihren Zuckerfeldern los würden. Viele der Gegner der Abolitionisten geben zu, daß die Sklaverei zwar nicht fogleich mit einem Schlage niedergeworfen und vernichtet werden kann, daß sie aber dennoch ein Uebel ist, das man versuchen muß, wo möglich nach und nach hinwegschmelzen zu lassen. Das Asylrecht der nördlichen Staaten war doch wenigstens ein kleiner

Beginn zu einer solchen Hinwegschmelzung. Statt diesen Proces völlig zu unterbrechen, hätte man lieber wünschen müssen, die Gelegenheit dazu noch zu vermehren, die Anzahl der Sicherheitsventile, die Fenster und Thüren noch zu vergrößern. Es wäre dann doch einige Hoffnung da, daß wenigstens im Laufe der Jahrhunderte die Last, ohne daß die Eigenthümer es sehr schmerzlich empfänden, nach und nach vermindert würde.

Canada ist jetzt noch das einzige Asyl, das dem armen Neger offen steht, und sie eilen jetzt zu Hunderten dahin. Wenn dieser in demselben Grade eine Zeit lang fortgeht, so wird Canada eine sehr bedeutende Negerbevölkerung bekommen und tief in die amerikanische Sklavenfrage verwickelt werden. Ich bin überzeugt, die südlichen Sklavenbesitzer haben schon jetzt auf Canada im Norden eben so wie auf Cuba im Süden ihr Auge gerichtet, und sie denken gewiß ihrer Neger wegen schon auf seine Eroberung, damit sie die Fangenreize ihres abscheulichen fugitive law auch hier hinaus und bis zum Nordpol hinauf ausspannen mögen.

Bei unserem zweiten Besuche fanden wir den alten Robertson zu Hause. Er hatte sich ganz zu unserem Empfange in Bereitschaft gesetzt. Wir fanden ihn in kleinen, aber ganz netten, reinlichen und keineswegs comfortlosen Räumen. Er saß in einem bequemen Sessel und konnte auch uns solche anbieten. Er drückte uns seine Freude über unseren Besuch aus, sprach dabei recht gut und deutlich und fasste auch schnell alles, was wir erwiderten. Obgleich er ein halbes Jahrhundert Sklave gewesen war, hatte er doch anscheinend nicht das Betragen und die Manieren eines solchen. Ich gedachte ähnlicher Besuche, die ich wohl in Polen, in Russland bei alten und jüngeren Leibeigenen gemacht hatte, und erinnerte mich der vielen Rückenbeugungen, der Fuß- und Handküsse, der Knie- und Ellbogenumarmungen, und dann des eigenthümlichen, wimmern- den, hochgestimmten Klagesongs, in dem jene Leibeigenen immer mit

et diesen Proces
müssen, die Ge-
sicherheitsventile,
wäre dann doch
Jahrhunderte die
empfänden, nach

dem armen Neger

Wenn dies in
Kanada eine sehr
die amerikanische
ist, die südlichen
Norden eben so
sie denken gewiß
mit sie die Fang-
aus und bis zum

alten Robertson
e in Bereitschaft
etten, reinlichen
einem bequemen
brückte uns seine
tigt gut und deut-
en. Obgleich er
tte er doch an-
nies solchen. Ich
in Russland bei
d erinnerte mich
küsse, der Knie-
ichen, wimmern-
nen immer mit

Höherstehenden zu reden pflegen. Von allem dem fand ich hier
keine Spur. Unser alter Neger sprach zu uns wie ein Gentleman
zu Gentlemen. Welch merkwürdigen Contraste bemerkte ich auch
zwischen ihm und jenem indianischen hundertjährigen Kapitän James!
Sollten solche Contraste zwischen alten Negern und alten Indianern
häufiger sein, so müßte man glauben, daß das Lebenstemperament
des Negers sich länger fröhlig erhalten, und daß die Indianerseele sich
schneller und dichter verpuppe.

Das Gespräch aber, das darnach der alte Mann mit uns an-
knüpfte, schien mir noch viel merkwürdiger als seine Persönlichkeit,
und ich wollte, ich wäre nur im Stande, dieses Gespräch oder vielmehr
diese seine Reden, denn er sprach immer weit länger zu uns
als wir zu ihm, wie ein Daguerreotyp wiederzugeben. Es erin-
nerete mich vielfach an Miss Beecher Stewes treffliche Schilderungen.
Er erzählte uns, er sei in Maryland als freier Schwarzer geboren
und habe dort auf verschiedenen Plantagen seine Jugend verlebt.
Während des Revolutionskrieges habe er einem amerikanischen Of-
fiziere als Swordwiper gedient. Dieser Offizier sei aber gestorben,
und er selber sei darnach von Sklavenjägern gefangen und unge-
fähr um dieselbe Zeit, wo alte Amerikaner ihre Freiheit von England
erlangten, in die Sklaverei nach dem Süden einführt worden. Dort
habe man ihn von einem Lande zum andern geschleppt, von Ca-
rolina nach Georgia, von Georgia nach Florida, und endlich nach
Neworleans verkauft. „Zweitens hatte ich gute, zuweilen schlimme
Herren. Dem bösesten aber, einem rechten Tyrannen, wurde ich
am Ende in Neworleans verhandelt, und obwohl darüber, daß man
mich von einer Sklaverei in die andere brachte, beinahe 30 Jahre
vergingen, so konnte ich es doch nie vergessen, daß man mir dop-
pelt Unrecht that, erst als einem Menschen, und dann als einem
freigeborenen Menschen, und ich dachte daher immer auf Flucht,
das einzige Mittel, um zu meinem Rechte zu gelangen. Aber

mein Herr in New Orleans hielt mich fest, und viele Jahre lang musste ich bei ihm aushalten. Ein großes Gut habe ich aber doch aus dieser langen Gefangenschaft mitgenommen. Ich habe dort das Beten gelernt. Obgleich ich auch schon früher wohl betete, so war doch bis dahin mein Herz im ganzen genommen ein Stein und ich kannte die eigentliche Kraft des Gebetes nicht. Heute kenne ich sie. Ich weiß es jetzt ganz gewiß, daß es einen Gott gibt. Ich habe ihn erkannt, ich habe ihn und seine Engel selbst gesehen. Er hat selbst mein hartes Steinherz in die Hand genommen und hat es in ein weiches und menschliches Herz verwandelt. Er drückte mein Herz, und da sprang eine Fontäne in mir auf und rieselte plötzlich empor und ließ Blumen und Kräuter umher erwachsen, und der Garten in meinem Innern wurde immer lieblicher. Heute daher, obwohl ich mit Holzhacken und Sägen mein Brot verdienen muß, bin ich auch ganz glücklich. Ich habe Gott. Ich weiß es gewiß, er kennt mich, seinen alten Knecht Robertson. Er weiß von mir und von meiner Seele. Oh! mein Herr, Gott ist gut, wenn du gesund bist, er ist besser, wenn du krank bist, und am allerbesten ist er, wenn du auf dem Todtentbett liegst, oder was einerlei ist, unter den blutigen Peitschenhieben eines harten Herren seufzend. Da ist er dein einziger Trost, da hast du nur ihn, zu dem du schreien kannst."

Ich war ganz erstaunt über unsern Alten. Er schien sich ganz zu vergessen. Er singt förmlich an zu predigen wie ein Methodistenprediger. Und mein Freund und Begleiter glaubte auch, daß wohl sie und da einige Reminiszenzen von der Kanzel aus ihm hervorbrächten. Da er aber oft auf jene Verwandlung seines Innern,¹ auf jenes in sein Herz herabgestiegene Paradies zurückkam, so fragten wir ihn, um ihn zugleich wieder zu seiner Biographie

¹ Bekanntlich halten die Methodisten solche plötzliche Umwandlungen unseres Innern, solche Wiederbelebungen (revivals), wie sie es nennen, für unsere Seelenrettung unumgänglich nöthig.

viele Jahre lang
aber ich aber doch
ich habe dort das
Göt betete, so war
n Stein und ich
jetzt kenne ich sie.
gibt. Ich habe
gesehen. Er hat
men und hat es
Er drückte mein
d rieselte pfleglich
wachsen, und der
er. Jetzt daher,
o verdienen muß,
weiß es gewiß,
er weiß von mir
t gut, wenn du
nd am alterbesten
was einerlei ist,
u seufzest. Da ist
u schreien kannst.“
er schien sich ganz
ein Methodisten-
auch, daß wohl
aus ihm hervor-
seines Innern,¹
z. zurückkam, so
einer Biographie
wandlungen unseres
en, für unsere See-

zurückzuführen, bei welcher Gelegenheit diese pflegliche Umwandlung eingetreten sei.

„Ja,“ sagte er, „das will ich Ihnen sagen. Sehen Sie, wenn Sie in der Fremde sind, und ohne Freunde und Bekannte umhergehen, das ist ein harter Fall. Auf der andern Seite der Berge, in Carolina, in Georgia, da war ich zwar auch in der Sklaverei, aber ich hatte doch noch viele gute Freunde und Verwandte. Ich war dort verheirathet und hatte Kinder, die nicht so weit von mir getrennt waren. Als man mich aber an den Mississippi zu dem harten Herrn in Neu-Orleans hinüberführte, da hatte ich keine Kinder, keine Schwester, keine Brüder, gar keinen einzigen Bekannten und Freund, als über mir meinen harten Herrn und hinter mir seinen härteren Overseer. Und was siehst du zu deiner Linken und was zu deiner Rechten? — eine Menge armer schwarzer Menschen, Mitbrüder, die unter der Peitsche des Drivers stöhnen und die nicht nur im Schweiße sondern auch im Blute ihres Angesichts des Herrn Arbeit thun. — Da denfst du dann wohl: nun kommt auch bald die Reihe an dich. Und da fängst du in deiner Herzengst dann an zu beten zu Gott, als zu deiner einzigen Zuflucht. O, ich sage dir, da wird dein Gebet innig, da siehst du, daß das Gebet der Schlüssel ist zum Paradiese. Und da erschien mir Gott und seine Engel selber und haben mir ihren Schutz verheißen. Und das habe ich seit dem nie wieder vergessen können und bin seitdem immer fromm gewesen. Auch habe ich seitdem immer mit volter Zuversicht gehofft, daß mich Gott noch einmal aus der Sklaverei erretten würde, und das hat er denn auch in Erfüllung gebracht. Er hat mir die Wege geblinet, er hat mich mitten durch die Nächte und die Wälder geführt, und hat mich hinübergeleitet über das Wasser nach Canada, dem freien Lande, dem Lande, das wir Neger jetzt unsern Fels und das Land der Verheißung nennen.“

Der deutsche Leser kann sich denken, wie lebhaft mir bei allen

diesen Neußerungen, die aber, wie gesagt, viel farbenreicher und auch viel besser vorgebracht wurden, als ich sie hier wiedergeben kann, die Verzückung des alten Dunkel Tom und das Gesicht, das ihm mitten in seinem höchsten Zammer erschien, vor Augen kam. Vielleicht, so musste ich wohl denken, sind solche Verzückungen der Neger unter der Peitsche nichts so Seltenes, vielleicht neigt auch ihre Natur dahin, wie die der alten Märtyrer der Christenheit, die nicht selten mitten unter den ärgsten Foltern solche Verzückungen und solche Berührungen mit dem Himmelschen hatten. — Wir batzen unsren Alten, uns einige Details über die Ereignisse, die seine Befreiung und seine Flucht begleiteten, zu geben. Da kamen wir aber auf einen Punkt, über den jeder flüchtige Neger äußerst wortkarg und schweigsam, meistens still wie das Grab ist. Er bemerkte bloß: „Ja, meine Flucht, ja sehen Sie, mein Herr, das will ich Ihnen sagen. Sehen Sie, gesetzt, du bist ein Quäker, und ich komme zu dir in der Nacht, ganz außer mir, mit Schweiß und Blut bedeckt, auf dem ganzen Rücken zerschlagen und auch das Angesicht aufgerissen von blutigen Wunden“ — Robertson brachte, indem er dies sagte, seine alte weiße Hand mit langen zitternden Fingern an seine Schläfe und Backenknochen, und ich bemerkte nun, was ich früher nicht gesehen hatte, daß sich hier lange halb weiße Streifen und Narben, die aus den Haaren und hinter den Ohren hervorkamen über seine Wangen und bis zu den Lippen erstreckten, auch sah ich nun, daß er auf dem einen Auge blind war. „Was?“ sagte ich, „und das Narben und Spuren von der Peitsche?“

„Ja wohl, mein Herr, ganz ohne Zweifel, mein Herr, das ist der Lasso, der da herum flog. Sehen Sie nicht (don't you see?), der Lasso besteht aus Buckskin, und darin ist dann ein dünner Draht (wire), der bei der Spitze herausguckt. Dieser Draht fliegt verwünscht weit herum und schneidet alles weiche Fleisch wie mit Messern auf. — Sehen Sie, ich sage, wenn du nun ein Quäker

reicher und auch niedergeben kann, esicht, das ihm gen kam. Bielungen der Neger neigt auch ihre Christenheit, die welche Verzückunghatten. — ber die Ereigten, zu geben. flüchtige Neger das Grab ist. ie, mein Herr, ist ein Quäker, r, mit Schweiß und auch das bertson brachte, ngen zitternden bemerkte nun, nge halb weiße ter den Ohren pen erstreckten, war. „Was?“ eitsche?“ ein Herr, das (don't you inn ein dünner r Draht fliegt leisch wie mit n ein Quäker

bist, und ich komme in der Nacht in so erbärmlichem Zustande zu dir, dann hast du Barmherzigkeit mit mir. Du nimmst mich auf, du pflegst mich, und sendest mich nachher auf Wegen, die dir bekannt sind, weiter. Du hast einen guten Freund, der ist auch ein Quäker, dein Bruder, zu dem schickst du mich mit einem Briefe. Der nimmt mich auch auf, wie ein Bruder, birgt mich den Tag, und in der Nacht setzt er mich auf einen Wagen und führt mich selbst eine Strecke weit bis zum Walde, und da helfe ich mir dann selber schon weiter. Sehen Sie, mein Herr, auf diese Weise kam ich über die Grenze von Virginien nach Ohio. Das war damals noch — es ist jetzt schon vierzig Jahre her — ein ganz freies und sicheres Land. Ich konnte mich da niederlassen und arbeiten. Ich verheirathete mich zum zweitenmale, und Gott schenkte mir wieder einige Kinder. Es gelang mir Alles ganz gut, bis sie vor ein Paar Jahren das böse Flüchtlingsgesetz durchsetzten. Da mußte ich abermals weiter ziehen.“

„Ist es wahr, was man uns erzählt hat, daß damals, als Ihr nach Ohio floh, Eure Herren Euch mit Bluthunden verfolgten?“ — „Gewiß, mein Herr, haben sie mich mit Bluthunden verfolgt. Meine Reise ging natürlich etwas langsam von Statten und sie hatten Zeit genug dazu. Die Hunde waren auch auf meiner Spur; aber mir hatemand eine Salbe gegeben, mit der ich meine Füße rieb. Die guten Quäker, unsere Freunde, wissen dort eine solche starke Salbe zu bereiten. Sie setzen sie aus Asa Soetia, Zwiebeln und Zett zusammen, und dazu kommt dann Schießpulver, damit es die Farbe unserer Haut bekomme, und damit man nicht so leicht entdecken kann, daß unsere Füße mit etwas geschmiert sind. Diese Mischung zerstört den Geruch der Bluthunde völlig, und bewirkt, daß sie irre werden und die Spur verlieren.“

„Welcher Ehrenmann hat dir denn diese gute Salbe gegeben?“ — „Mein Herr,“ sagte der alte Robertson, indem er unwillkürlich eine Bewegung mit dem Kopfe machte, als wolle er hinter sich

blicken. „Mein Herr, es war ein sehr guter Mann! Ich weiß auch seinen Namen recht wohl. Aber wenn ich ihn Ihnen nenne, so könnten Sie vielleicht seinen Namen zufällig, ohne alle böse Absicht, wieder einmal anderswo nennen. Und so könnte dies meinem alten guten Beschützer und Freunde schaden. Es ist freilich schon vierzig Jahre her, und er mag wohl schon todt seyn. Aber sehen Sie nicht? er könnte hier einen Sohn haben. Sehen Sie die Gefahr nicht? Es könnten ja Kinder von ihm leben!“

„Wie! um des Himmels willen, Robertson, Ihr glaubt, daß Euer alter Herr, oder da der vielleicht auch schon todt ist, seine Erben und Kinder es den Kindern Eures Wohlthäters entgelten lassen könnten, daß er Eure Flucht vor vierzig Jahren einmal mit Salbe beförderte?“

„Ja, ja, mein Herr, Ihnen mag dies fremd erscheinen. Aber sehen Sie nicht? ich habe immer einen kleinen Verdacht, daß es besser ist, wenn ich den Namen für mich behalte. O glauben Sie mir, die Herren da im Süden vergessen nichts. Sie haben ein Buch, wo sie alles hinein schreiben. Wir nennen es das „Cottonbook.“ Da stehen alle ihre Sklaven darin, und was sie gearbeitet haben, und was sie arbeiten können, für wie viel sie gekauft sind, und was sie jetzt werth sind. Ich bin auch immer noch in ihrem Cottonbook euregistrirt. Nur wenn sie sicher wissen, daß man todt ist, löschen sie die Nummer in diesem Buche aus. Von mir wissen sie das noch nicht. Sie werden es zwar wohl bald hören. Aber jetzt, so lange ich lebe, haben sie noch immer so oder so (some how or other) ihre Augen auf mich. Sie wissen zwar nicht genau den Fleck, wo ich bin; aber sie sehen in ihrem Cottonbook, daß ich einmal da war, daß ich einmal ihrem Großvater gehörte, daß ich in der Richtung nach dem Norden geflohen bin, und daß ich noch immer nicht zuverlässig todt gemeldet bin. Sie haben daher immer noch den Gedanken, daß sie mich doch noch einmal bekommen können.

ann! Ich weiß
n Ihnen nenne,
hne alle böse Ab-
nnte dieß meinem
ist freilich schon
eyn. Aber sehen
Sehen Sie die
ben!"

Ihr glaubt, daß
on todt ist, seine
lthäters entgelten
g Jahren einmal

erscheinen. Aber
Verdacht, daß es
D glauben Sie
. Sie haben ein
ien es das „Cot-
und was sie gear-
pie viel sie gekauft
ich immer noch in
sicher wissen, daß
Buche aus. Von
z zwar wohl bald
z immer so oder so
wissen zwar nicht
n Cottonbook, daß
gehörte, daß ich in
daß ich noch immer
daher immer noch
bekommen können.

Diese Furcht nun, sehen Sie, ist es auch, die mich wieder aus
Ohio vertrieben hat, als sie dort das Flüchtlingsgesetz gaben. Und
von dort bin ich dann jetzt seit zwei Jahren mit einem Sohne,
den Gott mir in Ohio schenkte, nach Canada gekommen."

Der Alte stellte uns diesen seinen Sohn, einen gesunden, hübschen jungen Menschen vor, und wir fragten ihn dann, ob er von seinen andern Kindern in Carolina noch etwas wisse. „Nichts, mein Herr, als daß ich glaube, daß sie noch alle in der Sklaverei stecken. Ich habe aber ihre Namen hier alle in meiner Bibel stehen." Er zeigte uns seine Bibel, und wir fanden darin die Namen aller seiner Kinder ordentlich und vollständig verzeichnet, hinter denen, von welchen er wußte, daß sie gestorben seyen, ein Kreuz. „Ich habe sie in der Bibel," sagte Robertson. „Ihre Herren werden sie wohl in ihren Cottonbooks haben. Aber am besten sind sie da oben im Himmel verzeichnet."

„Habt Ihr denn nie an Eure Kinder geschrieben?" — „Gott bewahre, bester Herr. Das geht ja wieder nicht. Sehen Sie denn nicht, daß das gefährlich ist? Sehen Sie, hier z. B. steht mein ältester Sohn geschrieben: Abraham Robertson. Ich weiß seinen Namen und auch seine Adresse, seine Poststation oder wenigstens weiß ich die, die er vor vierzig Jahren hatte. Aber wenn ich nun „an Abraham Robertson" in N. N. Virginia einen Brief schreiben wollte, so würde dies ja gleich dem Postmeister auf der Poststation in N. N. Virginia auffallen, und nicht mein Sohn, sondern meines Sohnes Herr würde den Brief bekommen, erbrechen und lesen. „Aha, Abraham, was ist das?" würde dann der Herr gleich zu meinem Sohne sprechen. „Was ist das? Du hast einen Vater? und zwar in Canada? Und der schreibt Briefe an Dich? Du correspondierst wohl schon länger mit ihm? Sprich die Wahrheit! Er hat dich wohl eingeladen, auch nach Canada zu kommen? He? Du conspirierst wohl mit ihm? Gesiehe auf der Stelle alles!"

oder — — „Ach, nein, nein, mein lieber Herr, Gott behüte, an meine Kinder dürfte ich ja nicht schreiben. Sie haben schon viel auf ihren Schultern, und ich möchte ihnen nicht noch mehr zu tragen geben. That would bring down the lash upon her back. — Ich muß mich nun schon hier mit diesem meinen kleinen Jüngsten begnügen. Er muß mir helfen und beistehen, so lange ich noch lebe, und wir sorgen gegenseitig für einander. Dann muß er mir die Augen zudrücken, und späterhin wird er dann als ein freier Mann wohl sein Brod in diesem fremden Lande finden. Gott segne Canada!“

Wir bewunderten unseres alten Mannes ausdauernde Diskretion und Vorsicht, der noch nach vierzig Jahren den Namen seiner Wohlthäter nicht nennen und auch überhaupt in gar keine nähere Schilderung seiner Flucht eingehen wollte. Ich habe aber schon angedeutet, daß diese Diskretion, wenn man es so nennen will, allen Negerflüchtlingen eigen seyn soll. Mehrere canadische Hausfrauen, die Negerflüchtlinge als Diener im Hause hatten, haben mir daselbe versichert, daß ihre Schwarzen allerdings zugäben, daß sie geflohen seyen, daß sie aber jedesmal verstummtten, wenn man nach den näheren Umständen der Flucht fragte. Wir spielten dann beim alten Robertson darauf an, ob er nicht bei seinen schwarzen Landsleuten hier in Canada eine gute Aufnahme und Unterstützung gefunden habe. „Ja, sehen Sie, sagte er, da spielen Sie auf einen Punkt an, der ein sehr schwarzer Punkt ist. Ich muß Ihnen im voraus sagen, daß ich schon hundert Jahre alt bin, und daß ich einige Erfahrung habe. Sie mögen wohl denken, daß ich auch den Willen habe, die Wahrheit zu sagen. Aber sehen Sie, mit meiner eigenen Farbe, das ist etwas Kurioses. Ich muß es sagen: my own colour is bad. Es gibt Ausnahmen, das ist wahr. Es sind immer einige Neger, die einem andern armen Neger auf die Flucht und sonst wie durchhelfen. Auch gibt es hier unter den

err, Gott behüte,
Sie haben schon
ht noch mehr zu
ash upon her
i meinen kleinen
en, so lange ich
 Dann muß er
r dann als ein
de finden. Gott

pauernde Diskre-
en Namen seiner
gar keine nähere
e aber schon an-
nnen will, allen
che Hausfrauen,
haben mir das-
iben, daß sie ge-
wenn man nach
ielten dann beim
schwarzen Lands-
Unterstützung ge-
en Sie auf einen
h muß Ihnen im
in, und daß ich
daß ich auch den
Sie, mit meiner
ß es sagen: my
s ist wahr. Es
en Neger auf die
3 hier unter den
wohlhabenden Negern — und es sind ihrer in Toronto nicht wenige — unter ihnen sind einige, sage ich, die wirklich etwas für die Armen und Bedrängten thun. Aber im Allgemeinen, habe ich immer gefunden, sympathisirt der weiße Mann mehr mit mir als der Schwarze selbst. Wenn der weiße Mann mir etwas gibt, um mein Fleisch zu bedecken, so geht meine eigene Farbe vorbei (my own colour passes by). Auch im Süden selbst ist der schwarze Driver oder Overseer schlimmer als der weiße Herr. Wenn dieser wohl zu dir sagt: Thue es in Zukunft nicht wieder, gehe hin und bessere dich, da gibt dir der schwarze Driver auf der Stelle hundert Peitschenhiebe ohne Barmherzigkeit, und völlig begnadigt er dich auch selbst dann noch nicht. Er tritt dich in den Staub, wo der Weiße dich erhebt. Es thut mir leid es zu sagen, aber es ist wahr, die gefärbten Leute sind noch mehr Tyrannen, noch mehr blutige Wölfe als ihr."

Bei der Kritik seiner eigenen Farbe war der arme Robertson besonders erregt und fast heftig. So lange er von den Weissen sprach, mischte sich mehr Furcht oder Klage in seinen Ausdruck und seine Stimme, als er seine eigenen schwarzen Brüder schilderte, mehr Verachtung und Bitterkeit, und seine Stimme wurde viel lauter. Dies war das Einzige, was uns an ihm nicht recht gefallen wollte, sonst hatten uns die Reden des alten Mannes, der viele gute Freunde unter den Christen Toronto's besitzt, wohl eben so erbaut, wie die Predigt des Methodisten, zu dem wir mit ihm zu gehen die Absicht gehabt hatten und den wir nun darüber vergaßen.

XXXVIII. Der untere Niagarastuß.

Es war wieder ein nebliger Morgen, als wir auf dem Dampfer Peerless abermals auf den See Ontario hinausfuhren,

dießmal nach Süden zum amerikanischen Ufer hinüber. Wir sahen kaum hundert Schritte vor uns, und alle fünf Secunden ertönte an unserem Vord die Nebelglocke, um andern Schiffen unsere Annäherung zu verkünden. Zuweilen hörten wir auch eine eben solche Glocke uns antworten und nicht weit von uns vorüber klingeln. Wir bekamen aber so wenig von einander zu sehen, wie zwei Eber, die im Schilfwaldne neben einander vorbeisegeln. An Vorsichtsmässregeln aller Art fehlt es überhaupt auf diesen amerikanischen Seeschiffen, die doch so häufig ins Verderben rennen, nicht. Kränze von hübsch bemalten Wassereimern, bis an den Rand gefüllt, stehen immer vorschriftsmässig vorne beim Bugspriet des Schiffes und an andern bezeichneten Plätzen; ebenso lange Kisten mit Gürteln, Jacken, Brustlätzchen und Halsbinden, die alle auf Schiffbruch und Lebensrettung berechnet sind. Diese Kisten sind gewöhnlich reichlich versehen, stehen auf dem Verdeck zur Hand, sind immer offen, und haben das Wort „life-preservers“ groß genug auf ihrem Deckel geschrieben. Auch die kleinen Boote, die den großen Schiffen angehängt sind, sind express für die Erhaltung deines kostbaren Lebens erfunden und konstruiert. Sie sind aus Metall, hohl, mit doppelten Wänden, und können selbst mit Wasser gefüllt nicht untergehen. Zwei große aufgehöftete Metallblasen bringen immer wieder das rechte Ende nach oben. Wenn du auch längst hinabgespült bist, das kleine Boot, das ist sicher, taucht immer wieder wie eine Ente heraus. Auch des Abends, wenn du dich in dein Schlafzimmerschen zur Ruhe legst, bist du von lauter Gegenständen, mit denen man liebevoll für dein Leben sorgt, umgeben. Selbst der Stuhl, auf dem du dich zum Auskleiden setzt, ist ein life-preserved. Er ist wie aus zwei altmodischen Stundengläsern oder Sanduhren gestaltet, mit zwei hohlen Enden, die für gewöhnlich als Kopf und Fuß dienen, in der Stunde der Gefahr aber als Luftsäuse. Man setzt sich rittlings auf den engen Hals mitten zwischen ihnen. Da

ver. Wir sahen
und entdeckte au
unsere Annähe
eine eben solche
vorüber Klingeln.
, wie zwei Eber,
In Vorsichtsmaß
rikanischen Seen
, nicht. Kränze
nd gefüllt, stehen
Schiffes und an
Gürteln, Jacken,
ruch und Lebens
lich reichlich ver
immer offen, und
auf ihrem Deckel
jen Schiffen ange
kostbaren Lebens
ohl, mit doppelten
nicht untergehen.
immer wieder das
hinabgespült bist,
aber wie eine Ente
i dein Schlafzim
ständen, mit denen
Selbst der Stuhl,
in life-preserver.
n oder Sanduhren
lich als Kopf und
s Luftblase. Man
wischen ihnen. Da

in neuester Zeit hat man sogar versucht, die ganz kleinen Schlaf
zimmer der Passagiere als wasserdichte life-preservers zu konstruiren,
so daß man sie in der Gefahr leicht abheben und für sich als Boote
auf dem Wasser weiter schwimmen lassen könne. Man hat mir ge
sagt, daß es auf den Flüssen Amerika's viele Menschen gibt, die
aus Geschmack und Vorliebe für die schwimmenden und dampfenden
Paläste geradezu einen großen Theil des Jahres auf ihnen zu
bringen. Sie miethen sich auf ihnen förmlich für Monate ein,
schaufeln sich auf ihnen den halben Sommer auf dem Wasser hin
und her, und gehen nur gelegentlich einmal ans feste Land. Ich
begreife dies vollkommen. Für das Festland hat man noch nicht
einen einzigen life-preserved erfunden, während man auf dem Wasser
auf Schritt und Tritt davon umgeben ist, und sich so sicher wie
in der Mutter Schoße glaubt. Und außerdem hat man hier alle
Bequemlichkeiten, Gesellschaftszimmer, Speisesäle, Tabagien, Bade
zimmer, Parfümerieläden, Barbierstuben &c., alles, wonach man in
einer Stadt von einer Straße zur andern laufen muß, in der Rüss
schaale des Schiffes so compendios und bequem bei einander. Es
gibt in der Welt keine angenehmere und vollständigere Combinirung
von Lokomotion mit dem Comfort des Hauses. Auch kann man
dies alles und noch dazu Bedienung vermutlich nirgends so billig
haben, als auf diesen amerikanischen Dampfern. Man zahlt z. B.
3 Dollars, fährt dafür über den ganzen See Ontario der Länge
nach, 50 deutsche Meilen weit, findet zur bestimmten Stunde Früh
stück, Mittags- und Abendessen servirt, und für die Nacht sein
Bett bereit. Man begreift, daß dies am Ende wohl eine stehende
Dampfschiffbevölkerung auf das Wasser locken muß. Geht das mit
der Vermehrung des Wassercomforts und Wasserlurus so fort, so
werden am Ende in Amerika noch ganze Bevölkerungen sich aufs
Wasser verlegen, wie in China, nur mit dem Unterschiede, daß es
dort die reicheren Klassen seyn werden, wie es hier die ärmeren

find, und daß dort dem beweglichen Charakter der Landeskinder gemäß diese Wassercolonien die Flüß- und Seearme auf und ab treiben werden, während sie in China vor Anker liegen.

Den Reichthum und die Produktionsfülle der Kunstanstalten von Paris und London lernte ich hier in den entfernten Gegenden Amerika's oft in der kleinsten Stadt, oder auch an Bord der Dampfschiffe recht schätzen und erkennen. Man muß erstaunen über die Masse von Lithographien, Kupfer- und Stahlstichen, gefälschten Gemälden und andern ähnlichen Dingen, welche jene Anstalten in die Welt hinaussenden, und mich deucht, es gibt keine Weltgegend, wo sie sich in solcher Auswahl darbieten, wie im Osten, Westen und Norden Amerika's. Ich begegnete auf Schritt und Tritt, selbst in den kleinsten Ortschaften Kunstleistungen, die mir zum Theil ganz neu waren, und die entweder in der alten Welt gar nicht so allgemein begeht, oder vielleicht bloß für die neue Welt producirt werden, und express für ihren Geschmack berechnet sind. So sah ich auch an Bord meines Steamers Peerless an den Wänden der Kajütten und Gesellschaftszimmer eine Sammlung von den besten Kupferstichen, von Porträts von Wellington, Tell re., wie ich sie in England selten so beisammen sah; den Prinzen Albert, die Königin Victoria, den ganzen königlichen Familiencirkel, Szenen aus den schottischen Hochländern, die Hirten, ihre Schafe und Ponys von Landseer u. s. w. Ich sah mir heute alle diese hübschen britischen Reminiscenzen, an die ich mich auf meiner Reise in Canada so gewöhnt hatte, mit besonderer Theilnahme an, da ich sie jetzt vielleicht für lange Zeit zum letztenmale um mich versammelt sehen sollte. Indem ich mit ihnen so an der Grenze der Vereinigten Staaten hinrudeerte, kam es mir vor, als ob mir diese guten Menschen und Dinge aus dem „alten Lande“ noch einmal ins Auge blickten und mir zuriefen: vergiß uns nicht.

Unsere Nebelglockentöne schlügen in immer größeren Intervallen

der Landeskinder auf und ab treiben
unstanstalten von
Gegenden Amerika
vord der Damps-
staunen über die
, gefälligen Ge-
Anstalten in die
ine Weltgegend,
Osten, Westen
und Tritt, selbst
mir zum Theil
gelt gar nicht so
Welt producirt
sind. So sah
en Wänden der
von den besten
n., wie ich sie
Albert, die Hö-
, Scenen aus
se und Ponys
diese hübschen
Reise in Ca-
an, da ich sie
ich versammelt
der Vereinig-
nir diese guten
h einmal ins
en Intervallen

an und hörten am Ende ganz auf, da sich der Nebel mit Beglei-
tung höchst anziehender Phänomina allmählig völlig verzog. Zuerst
tauchten weiße Segel mit schwachen UmrisSEN in unserer Nähe auf.
Dann, als die Dünste sich mehr verdünnten, erschienen in der
Ferne auch ganz deutliche Schiffkörper. Der blanke See wuchs im-
mer weiter hinaus, und endlich war alles fertig und abgeklärt, als
wir vor der Ausmündung des breiten und herrlichen Niagarastromes
ankamen.

Hier bot sich uns der Anblick von zwei Festungen und An-
siedlungen dar; im Westen ein britisches, im Osten ein amerika-
nisches Fort, und mitten zwischen beiden der breite, klare, tiefe
und in scharfgeschnittenem Bett zusammengehaltene Strom. Nir-
gends, glaube ich, sind britische und amerikanische Kanonen so nahe
einander gegenüber postirt. Sie blicken sich geradezu gegenseitig tief
in die schwarzen Schlünde. Möchte es für immer bei dem bloßen
Anblitzen sein Bewenden haben!

In den kleinen Ortschaften neben den Forts, wo wir anlan-
deten, fanden wir die hier überall gewöhnliche Fülle von Menschen, Arbeitern, Passagieren, müßigen Spaziergängern, Damen und Herren. Waaren aller Art lagen in Masse aufgehäuft. Große und kleine Ballen wurden von den Negern mit eiligster Geschäftig-
keit vom Schiff ans Ufer hinausgeworfen, und andere mit eben
solcher Begierde vom Schiffe, als wäre es hungrig nach neuer Last,
aufgenommen. Zwischen all dem Gewirre hindurch brausen die
Lokomotiven herbei und hinweg. Kurz es war hier ein Bienen-
schwärmen, wie überall in dem geschäftsvollen Amerika. Man be-
greift es nicht, woher alles kommt, und wohin alles will.

Die Auffahrt auf dem Strom Niagara sollte sich kein Reis-
ender, der Vernunft hat, entgehen lassen. Sie ist reizend, und
die Zeit, die man daran wendet, wahrlich nicht verloren. Freilich
blieb ich mit dem Kapitän so ziemlich allein am Bord des Dampfers,

denn die meisten Passagiere glauben nicht schnell genug zu den berühmten Katarakten gelangen zu können, und eilen ihnen vermittelst jener Lokomotiven zu.

Der Strom bis zu den Wirbeln und Fällen hinauf ist ungefähr 15 Meilen lang, und er fließt auf dieser Strecke, als wolle er sich nach so leidenschaftlicher Aufregung ausruhen, außerordentlich ruhig, ist fast so regungslos wie ein See. Die Ufer zu beiden Seiten sind ungefähr 30 bis 40 Fuß hoch, und mit mancherlei hübschen Laubbäumen, hie und da mit anmutigen villenartigen Farmhäusern geschmückt. Das Herbstlaub war hier noch frischer, oder, um mich so auszudrücken, blühender als um Toronto, und die goldenen Bäume spiegelten ihr Bildniß in dem klaren Strome reizend wieder. Man sieht unter den Menschen zuweilen kräftige Greise, denen noch kein Haar fehlt, obwohl die reichen Locken ihres Haares und ihres Bartes schon schneeweiss gefärbt sind. An sie dachte ich bei diesen kanadischen Herbstbäumen, bei denen die ganze Laubfülle, obwohl versärt, noch vollständig vorhanden war. Unsere Herbstbäume in Europa, die mehr allmählig verkümmern und Stück für Stück zerzaust werden, gleichen mehr jenen minder ehrenwürdigen Menschenhäuptern, auf denen man fahle Stellen mit behaarten, braunlichen und weißen Lockenresten abwechseln sieht.

Der Niagarastrom unterhalb der Fälle hat keine Inseln, er ist ohne alle Spaltungen und Nebenarme, das ganze Wasser wie in einem Kanale beisammen. Dazu ist dieser Kanal, wie gesagt, ungemein tief, meistens 40 Faden tief, und bei dieser Tiefe bleibt er, als flöge er in einer vulkanischen Erdspalte bis hart ans scharf abgeschnittene Ufer heran. Dabei ist er auch von dem Wasserwirbel oder von den Fällen an fast so gerade gestreckt, wie ein holländischer Kunstkanal. Er läuft direkt von Süden nach Norden. Auch vor seiner Mündung in den Ontariosee hat sich keine Insel,

nicht einmal eine Sandbank abgelagert. Auch der See ist dort weit hinaus sehr tief, wie der Fluss selbst, ohne Barre. Nur eine ganz leise Bodenanschwellung zeigen die Sondierungen, einen jungen Ansatz zu einer solchen Barre. Ich muß gestehen, ich hätte beinahe von allem diesem ungefähr das Umgekehrte erwartet, und fast machte dies meinen Glauben an die allgemein angenommene Theorie, daß der Strom hier nicht in einer für ihn hergestellten vulkanischen Spalte fließe, sondern daß er sich selbst sein Bett durch die Erd- und Steinschichten des Isthmus ausgegraben habe, wanken.

Gerathen nicht diejenigen, die dies als ganz ausgemacht annehmen, in einige ganz ausgemachte Schwierigkeiten, wenn man ihnen im Hinblick auf die Beschaffenheit des untern Niagara einige Fragen vorlegt? Der ganze Isthmus zwischen Ontario und Erie, den der Niagara durchschnitten haben soll, ist auf der Oberfläche ziemlich vollkommen eben und flach. Die grössere Masse desselben ist 300—400 Fuß über dem Niveau des Ontario erhaben, mit der Oberfläche des Erie dagegen in ziemlich gleichem Niveau. In einer Entfernung von ungefähr 8—10 Meilen vom Ontario endigt dieses Hochplateau mit einem ziemlich schroffen Abhange oder Ufer, und an seinem Fuße fest sich dann jene Ebene an, die verhältnismässig eine Niederung zu nennen ist, und durch die der untere Niagara fließt. Sie ist um 30—40 Fuß über dem Spiegel des Ontario erhaben, und der Strom schleicht sich, wie gesagt, mit einer sechsmal so großen Tiefe durch sie hindurch! Vielleicht war sie einst vom See überflutet und bildete einen Theil seines Grundes oder Bettes. Der Niagara fiel damals in hohen Fällen von jenem hohen, jetzt binnennärdischen Ufer herab, unmittelbar in den See hinein und begann dann seine große Arbeit, die Felsenausgrabung. Auf die schmale Ebene selbst, die vom ruhigen Seewasser tief bedeckt war, konnte er dabei natürlich nicht einwirken. Hier konnte eine Ausgrabung erst stattfinden, nachdem der See die Ebene verlassen

und sich in sein jetziges Ufer zurückgezogen hatte. Nun stürzten die Falle auf die trockene Ebene, und führten zu ihr auch die oben losgegrabene Geröllfülle hinab. Sollte man nun nicht denken, daß sie sich dabei in ähnlicher Weise ausgebreitet haben müßten, wie dies da gewöhnlich zu geschehen pflegt, wo wildbewegte Ströme auf eine Ebene heraustraten, und sollte man nicht vermutthen, daß der Effekt ein insel- und bänkereiches Deltaland mit vielen flachen und irrenden Flusshämen gewesen seyn müßte, und nicht, wie wir es jetzt sehen, ein tiefer, einförmiger Spalt, in dem alle Gewässer wie in einem See concentrirt sind? Woher röhrt diese außerordentliche und gleichmäßige Tiefe im Unterlande, wo das Wasser, wenn es überhaupt je fiel, doch immer nur von einer sehr geringen Höhe stürzte, und bei weitem keine so bedeutende Ausgrabungskraft haben konnte, wie oben, wo allerdings von jenem 300 Fuß hohen Absatz an die Tiefe natürlich ist, und wo wir sie wirklich auch bis an den Fuß der heutigen Katarakte ausdauern sehen? Dort oben am Fuße der Katarakte, und auch an den Rändern des ganzen tiefen Thales hin, bis an jenen Punkt des Übergangs zur Niederung sieht man auch die Steintrümmer, die gelockert wurden und herabfallen, reichlich aufgehäuft. Aber weiter hinab in der Niederung sucht man nach ihnen vergebens. Die Ufer sind schlicht, wie mit dem Grabhieb gemacht, und der Kanal bis weit in den See hinaus ist, wie ich sagte, durch nichts obstruiert. Sollte man hier nicht, wie bei dem Hervorbrechen wilder Bergströme in flache Thäler, eine unermessliche Moräne von Trümmern zu finden erwarten? Ist hier aber auch nur eine Spur von einer solchen Moräne? Man fragt sich vergebens, wo denn alle diese Trümmer blieben? Viele Theile derselben, ich will es glauben, mögen zwar geradezu in Staub aufgelöst seyn, und dieser Staub mag im Wasser schwimmend allmählig in den Ontario hinausgeführt seyn. Freilich merkt man jetzt im unteren Niagara sehr wenig von solchen schwimmenden

Nun stürzten die
auch die oben
nicht denken, daß
müssen, wie
vegte Ströme auf
ermuthen, daß der
vielen flachen und
nicht, wie wir es
alle Gewässer wie
se außerordentliche
Wasser, wenn es
hr geringen Höhe
abungskraft haben
Fuß hohen Absatz
h auch bis an den
t oben am Fuße der
i tiefen Thales hin,
ng sieht man auch
erabsfallen, reichlich
ng sucht man nach
t dem Grabsheit ge-
inaus ist, wie ich
nicht, wie bei dem
e, eine unermessliche
Ist hier aber auch
Man fragt sich ver-
• Wiele Theile der
geradezu in Staub
Wasser schwimmend
Freilich merkt man
solchen schwimmenden

Staubpartikelchen; denn sein Wasser scheint nicht getrübt, vielmehr
äußerst klar. Ich will auch zugeben, daß hier eine chemische Auf-
lösung und Zersetzung der Steine mithalp. Das Wasser der Seen
enthält manche Salze und diese möchten die Steine inmitten der
schäumenden Katarakte angreifen, zerlegen, in Flüssigkeit verwandeln und geradezu, so zu sagen, die Felsen als Wasser wegenschwemmen.
Kann man alles aus einem solchen chemischen Zersetzung- und
Weisschmelzungsproesse erklären, und die Ausgrabung dabei
völlig aufgeben? Wäre dies möglich, so wäre dann freilich die Ab-
wesenheit von allen Trümmern, Moränen, Sand- und Schlamm-
bänken, Inseln und Deltabildungen im unteren Niagara und der
angrenzenden Partie des Ontario erklärt. Aber auch so bliebe noch
die außerordentliche Tiefe der internen Flussabtheitung ein Wunder,
und dann ebenso ihre Gradlinigkeit. Bei dem mühseligen Durch-
graben durch Felsen- und Erdschichten sieht man sonst die Flüsse
fast immer sich hin- und herwerfen in zahlreichen Krümmungen,
weil die Schichtungen nicht überall von gleicher Dictheit sind,
weil sie bald in dieser, bald in jener Richtung leichter durchkommen
können, und weil — besonders hier in einer Ebene — sie das
geringste Hinderniß bald so, bald anders herumzuwerfen im Stande
waren. Der Niagara dagegen schneidet, wie gesagt, wie ein Pfeil
hindurch.

Leider dauert die schöne ruhige Flussfahrt nicht lange, nur
bis an den Rand jenes Plateau's, an dessen Fuß zwei hübsche
Orte, das amerikanische Lewiston und das britische Queenston, ein-
ander gegenüber liegen. Hier wird der Strom bewegter und uns-
schiffbar. Er fließt unruhig und zum Theil schon schäumend in
einem tiefen Bergthale. Indem wir von Lewiston aus uns all-
mählig von Absatz zu Absatz auf das Hochplateau erhoben, boten
sich von unserem schönen, schlammigen, löscherigen Urwaldwurzel-
wege die herrlichsten Ausblicke auf den in der Tiefe wandelnden

Strom dar. Der Plateauabsatz, obwohl, wie gesagt, im Ganzen und von der Ferne geschen abrupt und scharf geschnitten, bietet dann doch in der Nähe viele Mannigfaltigkeiten, einzelne Höhenpartien und Verküstungen dar. Von einzelnen freien Punkten aus erlangten wir weite Ausblicke in die Ferne und konnten den Höhenrücken meilenweit hinaus verfolgen, wie er sich im Parallelismus mit dem Ufer des Sees binnentäisch hinzieht, und sich am Ende an seiner westlichen Spitze herumschwinge. Es ist ohne Zweifel dasselbe sogenannte uralte Seeufer, das im Norden von Toronto die höchste First jener kanadischen Oak-Ridges bildet. Alles rings umher war herrlich bewaldet, und man sieht noch aus entlegenster Ferne waldige Vorgebirge in den lieblichen Garten der ortschaftsreichen Ebene hinausspringen.

Ich sage, unser Fahrweg war schaustlich, wir fielen aus einem Schmugloche in das andere, und wo es sehr gut war, da war es, was man bei uns einen Knüppeldamm nennt oder was in Canada ein plank-road heißt. Diese in Canada und auch in den nördlichen Staaten der Union so beliebten Plankroads bestehen aus einer Menge neben einander gelegten Planken, die weiter nicht befestigt sind, als der Schlamm oder die Erde, in die sie sich eingraben, sie einflemmen und befestigen können. So lange sie neu sind, rollt man zwar herrlich, wie auf einem Tanzboden darüber hin. Aber dies dauert nur kurze Zeit. Die Bretter faulen natürlich bald an, oder werden von Pferd und Wagen angegriffen und zersplittert. Bei manchen sogenannten Plankroads muss man tief in den Roth sondiren, bis man die festen Planken findet. Auch in den Städten hat sich dieser Plankroad-System, das keineswegs sehr alten Ursprungs ist, ausgedehnt. Viele Städte haben keine andere Straßenpflasterung als die mit Planken, und überall in den kleineren Städten, so wie auch in den größeren, Montreal und Toronto, sind namentlich die Trottoirs für den Fußgänger solche Plankroads in kleinerem

sagt, im Ganzen
sitten, bietet dann
ne Höhepartien
en aus erlangten
den Höhenrücken.
elismus mit dem
n Ende an seiner
eisel dasselbe foge-
ronto die höchste
rings umher war
genster Ferne wal-
aftenreichen Ebene.

fielen aus einem
war, da war es,
r was in Canada
uch in den nörd-
bestehen aus einer
eiter nicht befestigt
sich eingraben, sie
ie neu sind, rollt
parüber hin. Aber
natürlich bald an,
en und zerplatzt.
i tief in den Roth
ich in den Städten
he alten Ursprung
dere Straßenpflaster-
kleineren Städten,
ato, sind namentlich
roads in kleinerem

Maßstabe. Man hat mir gesagt, daß diese Holzwege nicht gut auf die Gesundheit der Städte einwirken. Unter den Planken sollte sich Schlamm und Feuchtigkeit lange erhalten und schlechte Luft erzeugen, und das viele faulende und zersezte Holz soll die Disposition zu fiebigen vermehren.

„Eure Wege sind aber hier zu Lande zum Erstaunen schlecht," bemerkte ich dem Kutscher der Stagecoach, neben dem ich Platz genommen hatte. „Ich vermutete nicht, daß ich noch im Jahre 1854 auf solchen Bahnen zu den Grotten der Niagara-Fälle einziehen sollte. — „Ja, mein Herr," sagte er, „sie sind schlecht. Aber sehen Sie da unten" — er zeigte mit der Peitsche hin — „da unten im Thale den Streifen, das ist die neue Eisenbahn, die man nach Niagara gebaut hat. Sie wird übermorgen eröffnet.“ — „Brav," sagte ich, „da erkenne ich Euer Land, kaum hat man sich über einen Uebelstand beklagt, so zeigt man auch schon ein Mittel dafür, das morgen oder übermorgen abhelfen soll. Sie sind doch selbst ein Amerikaner?“ „Yes, Sir, I pretend to be an American!“ — „Aus welchem Staate sind Sie?“ — „I am what is called a Yankee, I was born and brought up in Vermont.“

Es war ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren, von sehr intelligentem Blicke und recht ordentlichem Benehmen. Er handhabte seine vier Pferde vortrefflich mit Peitsche und Zügeln und mit den kurzen in den nördlichen Staaten üblichen Kutschephrasen: go läng! go läng! (go along — vorwärts) und go läng with you! — oder frageweise: whareyeabout? (what are you about? — wo wollt ihr denn hin?) Jedes Loch, jeder Baumstumpf und Block wurde vorsichtig vermieden, und doch kamen wir kaum aus dem muntern Trabe herans.

„Sie fahren ausgezeichnet! Sie haben diesen mörderischen Weg wohl schon seit lange Loch für Loch studirt?“ — „Nein, mein Herr, ich fahre hier erst seit drei Wochen. Es ist nicht so wichtig den

Weg zu kennen, wichtiger ist es, daß man die Pferde zu zügeln wisse. Ich fuhr bisher in einer Gegend im Osten des Sees. Da ich das Ding aber überdrüssig war, so fasste ich den Entschluß, einen Bruder, den ich in Toronto habe, zu besuchen und zu sehen, was ich bei ihm unternehmen könnte. Ich nahm mir in Rochester ein Dampsbootbillet für Toronto und fand auf dem Wege dahin, da ich in Niagara-Fort ausstieg, dies Geschäftchen hier."

"Wie, Sie sind hier nur so Passagier?"

"Ganz recht, ich bin noch immer ein Dampsboot-Passagier. Sehen Sie, hier ist mein Billet von Rochester, das ich noch aufbewahrt habe, und das ich nach einigen Tagen zur Weiterfahrt nach Toronto zu meinem Bruder noch zu benutzen denke." Er zeigte mir das Billet.

"So verdienen Sie sich also auf der Reise selbst Ihr Reisegeld und fordern sich von Station zu Station weiter?"

"Ja, ich hörte, als ich am Niagara-Fort ans Land stieg, zufällig, daß man für diese Strecke einen Kutscher suche, und da das Engagement nur auf vier Wochen war, nämlich bis zur Gröfzung der Eisenbahn da unten, so dachte ich, ich wollte das gleich mitnehmen und mir einen Reisepfennig verdienen."

"Sie sind von Gewerbe ein Kutscher?"

"Gott bewahre, mein Herr, ich bin eigentlich von Geburt eines Farmers Sohn in Vermont, und ich habe meinem Vater „a copple of years“ auf seinem Acker geholfen. But I got tired of it. And then I worked a copple of years as joiner and carpenter. But I did not like my employer."

"So verstehen Sie sich auch auf das Zimmermanns- und Tischlerhandwerk?"

"O yes, Sir. I can do almost any thing, I can do as a farmer, I can do as carpenter and joiner, and as a triver too. I pledge myself, to do any thing, what you like."

„War Ihr Meister ein so schlimmer Mann?“

„Ob er gerade ein sehr schlimmer Mann war, das weiß ich nicht. Aber ich bin gewiß, ich möchte ihn nicht. Und sehen Sie, ich mache meinen Contract immer so: If you do not like me, or if I do not like you, stop! quit! There is an end to it! Dann setze ich ihm den Stuhl vors Haus und gehe meiner Wege.“

„Habt Ihr noch Verwandte in Vermont?“

„Yes, Sir, lots (lots) of them! Ja ich habe sie haufenweise. Meine Mutter und Vater leben auch noch.“

„Hätte Euer Vater nicht gerne geschenkt, daß Ihr bei ihm in der Heimath geblieben waret, und mit ihm zusammen im Hause und auf dem Acker gewirthschafet hättest?“

„I guess, he would it. Ich vermuthe wohl. But I did not care for it. Ich wollte nun einmal für mich selbst seyn. Darum brach ich auf. Wenn übermorgen die Eisenbahn eröffnet wird, so ist mein Vertrag zu Ende, und dann gehe ich wieder nach Toronto, wo mein Bruder wohl irgend ein kleines Geschäft auf ein oder zwei Monate (some job or other for a couple of months) für mich finden wird.“

„Wollen Sie nicht schließlich nach dem Westen gehen?“

„Yes, I do not care for it, any where, where I can get the highest wages. (Es ist mir einerlei, woher es auch sey — wo ich den höchsten Lohn erhalten kann.) Ich glaube, der Westen ist gut, und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, im Grunde genommen gehen meine Gedanken dahin. But I pick up on the road, what I can. (Aber ich raffe möglichst alles, was ich am Wege finde, auf.) Wenn ich mir etwas zusammengespart habe, so kaufe ich mich im Westen an. Ich bin genugsam vorbereitet, um alle die verschiedenen Geschäfte, die ein neuer Colonist dort verstehen muß, betreiben zu können.“

Alles, was er sagte, brachte mein Reisegefährte in einem dem

Yankee eigenhümlich näselnden Tone vor, indem er dazu ein wenig lächelte und zu Zeiten die Rede mit seinen „Go längs und Wharyebouts!“ unterbrach. Ich dachte bei mir, wenn der nicht genau das ist, was man einen Yankee nennt, so muß man mich sehr falsch berichtet haben. Sehr wohl möglich, daß ich diesen jungen Mann, sollte ich nach zehn Jahren einmal am Missouri reisen, in einem neu gebackenen Staate als einen wohlhabigen Farmer finde. Und sollte ich abermals nach zehn Jahren nach Washington zurückkehren, so ist es auch nicht unmöglich, daß ich ihn dort im Congreß als einen Redner sehe und höre. Daß er nach vierzig Jahren vielleicht noch einmal dem Präsidenten der Vereinigten Staaten so zur Seite sitzt, wie jetzt mir hier auf dem Kentscherbocke, und daß dann einmal ein Sparks oder sonst ein amerikanischer Biograph das alte Buch eines Touristen von 1854 auffschlägt und citirt, um zu zeigen, welche Nachrichten über den ehemaligen driver, farmer, carpenter, joiner, jeglichen Honourable so und so zu finden sind, das ist auch nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, wie es denn freilich auch recht gut sein kann, daß bis dahin ein so hoffnungsvolles Individuum längst von Indianern scalpt, oder von dem „grauen Bären“ der rocky mountains gefressen, oder von Dampfmaschinen in die Lust gesprengt, oder von den Wellen eines der großen Seen verschlungen wurde oder sonst einen plötzlichen und traurigen Tod erlitt. Denn welche verschiedenartige Möglichkeiten, Chancen und Aussichten bietet nicht das vielbewegte Leben eines Yankee dar!

XXXIX. Die Niagara-Fälle.

Der erste Mensch (d. h. weiße Mensch), der die Wasserfälle des Niagara entdeckte, soll nach den gewöhnlichen Angaben ein Franzose, der reisende Vater Hennepin, einer der Mississippi-Entdecker,

dazu ein wenig
s und Wharye-
nicht genau das
mich sehr falsch
jungen Mann,
i, in einem neu-
er finde. Und
ton zurückkehren,
im Congres als
Jahren vielleicht
ten so zur Seite
dass dann einmal
oh das alte Buch
zu zeigen, welche
arpenter, joiner,
das ist auch nicht
freilich auch recht
volles Individuum
rauen Bären“ der
chinen in die Lust
Seen verschlungen
Tod erlitt. Denn
d Aussichten bietet

fälle.

der die Wasserfälle
ichen Angaben ein
Mississippi-Entdecker,

gewesen seyn. Diese Angabe findet man fast in allen Werken über diese Katastrophen wiederholt, und einer schreibt sie vom andern ab. Hennepin reiste und schrieb in den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts, um 1678. Es ist aber gar kein Zweifel, daß dieses große Naturwunder den Europäern wenigstens ein halbes Jahrhundert früher bekannt war. Schon um die Mitte des besagten Jahrhunderts sieht man die „großen Fälle“ auf den französischen Karten des Lorenzogebiets und Canada's ganz deutlich angegeben. Ja es ist mir sehr wahrscheinlich, daß schon um das Jahr 1615 der berühmte Gouverneur von Canada, Champlain, Kenntniß von den Niagara-Wasserfällen hatte, wenngleich er sie in seinen Schriften nicht erwähnt. Er entdeckte von Ottawa kommend die Nordküste des Ontariosees. Er hielt sich dort längere Zeit auf, setzte von da aus auch auf das Südufer des Sees hinüber und führte längs desselben lange Exkursionen aus. An diesem Südufer mündet der große Niagarastrom aus, die Fälle sind nur eine halbe Tagereise weit davon entfernt. Champlain fand hier am Südufer freundlich gesinnte Indianer, „une nation neutre.“ Er verkehrte längere Zeit mit ihnen. Es wäre fast unbegreiflich, wenn er von jenen Wasserfällen nicht gehört haben sollte.

Die wilden und feindseligen Irokesen machten zwar in der Folgezeit die Schiffahrt auf den Seen Ontario und Erie so unübler, daß allerdings im ganzen genommen die Franzosen besser mit den Nordufern dieser Seen und des Huron als mit ihren südlischen Partien, und besser mit dem Ottawa als mit der oberen Hauptader des Lorenzosystems bekannt waren. Allein einzelne ihrer kühnen Voyageurs drangen bald nach Champlain schon in sehr weit entlegene Striche, selbst mitten in Feindes Land vor, und es wäre wieder sehr wunderlich, wenn nicht schon Manche von ihnen auch zu dem großen Strome Niagara gekommen und gelegentlich seine Wunder erblickt haben sollten.

Zwischen die Jahre 1634 und 1647 fallen nicht weniger als achtzehn berühmte Reisen von Jesuiten, die bereits damals bis zum Oberen See vorbrangen, und 1640 wurden zwei derselben, die Väter Bréboeuf und Chaumonot, mit dem ausdrücklichen Auftrage abgeschickt, um die Südufer des Ontario und Erie und die Umgegend des jüngigen Buffalo, das ganz nahe bei Niagara liegt, besser zu untersuchen. Sie thaten dies und vervollständigten durch ihre Entdeckungen die Kenntniß des ganzen Lorenzobassins bis zum Oberen See hinauf. Jedenfalls sollte man wenigstens einen dieser beiden Väter eher als den viel späteren Hennepin als den Entdecker des Niagara betrachten. Weiterhin machte der berühmte Robert de la Salle im Anfange der siebziger Jahre Reisen am Ontario und Erie, und auch auf dem Niagararisthmus zwischen beiden Seen, und recognoscirte die ganze Gegend in der Absicht, die besten Punkte für die Erbauung großer Schiffe auszumachen. Im Jahre 1678 bereits, in demselben Jahre, in welchem nach der gemeinen irrigen Meinung Vater Hennepin die großen Fälle zuerst entdeckt haben soll, segelte er mit seinem Ontarioschiffe in die Niagaramündung ein, und baute in demselben Jahre oberhalb der Katarakten seinen berühmten „Griffon,“ das erste große europäische Erieschiff. Man kann sich denken, wie gut dem Herrn de la Salle und seinen Leuten, selbst ohne Beihilfe des besagten Hennepin, diese alle Schiffahrt unterbrechenden Katarakten bekannt seyn mussten.

Dieser alte Franziskaner — nicht Jesuit, wie die meisten Niagarahistoriker sagen — war ein großer Schwäher, der dicke Bücher über Reisen schrieb, die er zum Theil gar nicht gemacht hatte, und der diese Bücher in Frankreich, in Belgien, in England in wiederholten Ausgaben drucken ließ. Und wahrscheinlich haben wir es diesem Umstände, so wie der verhältnismäßig großen Schweigsamkeit seiner Vorgänger zuzuschreiben, daß er bei der Menge als der erste Mann, der die Niagarafälle sah, gilt. Wenn man aber seine

ht weniger als amals bis zum Leben, die Vater Auftrage abge- b die Umgegend liegt, besser zu durch ihre Ent- bis zum Obe- nus einen dieser in als den Ent- te der berühmte Jahre Reisen am aisthmus zwischen in der Absicht, die auszumachen. Im lichen nach der ge- gen Falle zuerst ent- schiffe in die Nia- ahre oberhalb der große europäische Herrn de la Salle ten Hennepin, diese it seyn mussten. sie die meisten Nia- , der dicke Bücher gemacht hatte, und England in wieder- lich haben wir es oßen Schweigsamkeit Menge als der erste in man aber seine

Beschreibung dieser Naturcene liest, so sollte man wirklich glauben, daß er weder der erste, noch der zweite oder dritte Mann war, und daß er in der That die Wasserfälle nie sah. Er spricht in so wunderbaren Ausdrücken davon, daß es fast scheint, als habe er das Alles nur durch Hörensagen. So z. B. schätzt er die Höhe der Wasserfälle auf 700 Fuß, d. h. er überschätzt sie um das Dreifache. Wie eine solche Ueberschätzung bei einem Augenzeugen von gesundem Blitze und Menschenverstande möglich sey, begreift man an Ort und Stelle nicht.

Wenn daher diesem allen nach Vater Hennepin nicht der Entdecker jenes Naturwunders war, so bleibt allerdings „der erste Mann, der den Niagara sah,“ in dieses Dunkel gehüllt. Es ist wahrlich sehr zu bedauern, daß dieser unbekannte „erste Mann“ nicht ein wenig neugieriger war, und daß er uns nicht eine genaue Planzeichnung des Katarakts überlieferte, um uns späteren Nachkommen darin einen schätzbaren Beitrag zur Kenntniß der Natur und Geschichte dieses Phänomens zu hinterlassen. Allein wir wollen ihn darum nicht tadeln, denn es dauerte nach ihm noch wohl mehr als ein Jahrhundert, bis die Menschen das „Romantische“ und das „schaurlich Schöne“ in der Natur entdeckten. Unsere alten Vorfäder befreizigten sich, indem sie bei solchen Scenen vorübergingen, und ließen sie als den Aufenthalt böser Geister zur Seite. Sehr berührt selten ein Europäer die Küsten der Neuen Welt, ohne vor allen Dingen diesen Riesenkatarakt in den Plan seiner Reiseroute aufgenommen zu haben, ja man macht Reisen über den Ocean hinüber, um Auge und Seele an dem Anblisse dieses Wunders zu weiden. Es ist merkwürdig zu sehen, wie selten selbst noch bei den Reisenden aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts dieses Wunders Erwähnung geschieht. In vielen andern Richtungen waren schon Wege und Chausseen durchgebrochen. Längs langer Fluß- und Seufserlinien waren schon Städte gepflanzt, als bei der Ziegen-Insel der Wassergott

noch immer in ungestörter Waldeinsamkeit seine Wellen ausschüttete. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war es ein abenteuerreiches Unternehmen, dieses Waldversteck auf den unwegsamen Pfaden zu erreichen. Unsere Landschaftsmaler, unsere Naturforscher und Geologen, unsere Wassergemüsepoeten und Naturverehrer haben aber doch die Sache allmählig nun so in Schwung gebracht, daß man jetzt in diesem Wald- und Felsenversteck nichts weniger als Menschenfülle entbehrt. Vielmehr scheint es jetzt, als wolle der geschäftige Strom der Menschenwanderung hier eben so seine Wirbel und Brandungen bilden, wie das tropfbarschige Nass.

In der That glaubst du bei der Annäherung zu diesem Erdstück eher, daß eine große Residenz sich anschicke, dich in ihre Thore einzuschümen, als daß dir die Niren und Nymphen dort einen stillen Secessus und ein reizendes Bad bereitet haben. Ehemals mochte es wahr seyn, was man noch jetzt wohl als eine Fabel vernimmt, daß man das Getöse des Falls, ich weiß nicht wie viele Meilen weit durch den Wald wiederhallen hörte. Das Pfeifen und Zischen der Dampfmaschinen, die aus verschiedenen Richtungen zu dem Punkte hin und her rollen, das Halloh der Kutscher und Frachtführleute und das Getreibe der Bauern und Städter, die ringsumher siedeln, erstickt jetzt fast jeden Naturrauhruh und lassen ihn ganz bescheiden und leise erscheinen. Schon drei Meilen vom Falle werden die Häuser zahlreicher und dichter. Hübsche Villen von Landbesitzern wechseln und wetteifern mit großen und gefälligen Gasthäusern; dazwischen eine Menge kleine Farmerwohnungen. Von Schienewegen, von Tunnels, Brabukten und tiefen Einschnitten für die Eisenbahnen ist der Boden wie ein Ulker durchfurcht, prachtvolle Kettenbrückensäulen und andere Kunstwerke ragen über dies Alles wie Felsen hinaus. Endlich auf dem flachen Hochplateau der Halbinsel spitze, die der Niagarastrom, indem er die Fälle bildet, rauschend umschwingt, liegt das sogenannte Dorf „Niagarafall“ (the village of

Zellen ausschütz
es ein aben-
den unwegsamen
re Naturforscher
d Naturverehrer
hwung gebracht,
chts weniger als
als wolle der ge-
so seine Wiebel
aß.

zu diesem Erd-
h in ihre Thore
phen dort einen
haben. Chemals
s eine Fabel ver-
z nicht wie viele
Das Preisen und
ichtungen zu dem
nd Frachtshulleute
ngsumher siedeln,
n ganz beschieden
Falle werden die
von Landbesitzern
n Gashöfen; da-
n Schienewegen,
r die Eisenbahnen
olle Kettenbrücken.
Alles wie Felsen
er Halbinselspitze,
, rauschend um-
(the village of

Niagarafalls). Obgleich ein „Village“ genannt unterscheidet es sich in nichts von dem, was man sonst in Amerika ein „Town“ nennt. Es hat eben so geradwinklige breite und meilenlange Straßen. Es hat lauter neue größere und kleinere sehr gefällige, zum Theil großartige Gebäude, ein halb Dutzend Kirchen und ein Dutzend solcher großartigen Speise-, Trink-, Schlaf- und Nichtsthuanstalten, wie man sie unter dem Namen Hotels in allen amerikanischen Städten findet. Von Urwald und berggleichen ist hier nichts mehr zu spüren. Alter Wald ist zu reizenden Garten- und Parkanlagen umgestaltet und weitläufige Säge-, Papier- und Kornmühlen und andere Werke dieser Art drängen sich bis nahe zu den Fällen heran, von denen hier wenigstens eine Partie, gleich Pegasus im Joche, in einen engen Mühlengraben eingezwängt sind. Geht der Mensch hier noch ein Jahrhundert lang in demselben Maße, wie in den letzten dreißig Jahren, schaffend vor, so wird man die Naturschöpfung ecrasirt haben, wie die Affenmutter ihr geliebtes und zu Tode geflüstres Junge. Man wird nicht mehr der ihrer Reize entkleideten Naturszenen wegen hierher reisen, sondern um die menschlichen Kunstschöpfungen anzustauen. Manche reiche Newyorker Familien haben Ländereien in der Nähe und haben in dem genannten Dorfe ihre beständigen Wohnungen, welche Palästen gleichen. Andere haben sich dort wenigstens für den Sommeraufenthalt reizende Villen gebaut, wie diese z. B. Wiener Familien im Ischl gehabt haben.

Bevor ich noch so recht in dieses Gewühl hineingeriet, verließ ich, dem Wink eines Freundes folgend, meinen Postwagen, und schlug mich zu Fuß seitwärts dem Flusse zu, um einem kleinen Pfad zu folgen, der sich längs der hohen Kante des Ufers hinzüngelt. Dieser kleine Fußpfad, auf dem ich keinen einzigen Menschen fand, ist etwa eine Meile lang und geht immer auf den nackten Köpfen der Felsen am Rande der Wiesen und Felder hin. Ein Rest des alten Waldes, ein schmaler Saum von Bäumen und

Büschen umschattet ihn noch, und zwischen den Zweigen derselben schimmern zuweilen die weißhäutenden Wogen aus den von Herbstlaubgluth gerötheten Klüften hervor. Es ist wahrscheinlich ein alter Indianerpfad und vermutlich auch der Weg, auf dem jener „erste weiße Mensch,“ mag er nun Champlain, oder Brébois oder Hennepin geheißen haben, der Skarakten anfängig wurde. Man umgeht auf diesem Pfad das ganze stattliche Dorf. Man hat lauter gefällige Scenen zur Seite und im Hintergrunde erpaht man schon einige Partien des großartigen Bildes, das am Ende des ganz kolossalen Felsencorridors in den Lüften schwelt. Nur in der Ferne hört man zuweilen einen Wagen vorüberrasseln, und selbst die neueste Erfindung des Menschen, die Telegraphenslinie, die mir einmal in den Weg kam, hat so zu sagen etwas Idyllisches und Rustikales von der milden Natur annehmen müssen. Sie schlingt sich wie eine Rebenranke durch das Gezweige der alten Baumstämme hin, um geborstene und zerbrochene Gläser gewickelt, und schwingt sich dann, von dem letzten Zweige absehend, in fliegendem Bogen über den Strom von den Vereinigten Staaten nach Canada hinüber, wo sie sich abermals an Eichenbäume hestet und hinaufklimmt zu den Höhen, um weiter hinaus auf das städtereiche Plateau der ehemaligen Huronen seine Botschaften rechts und links auszublitzten.

In den kanadischen und englischen Werken werden die Niagarafälle als ein kanadisches Naturwunder gepriesen, in der amerikanischen Geographie dagegen behandelt man sie als die größte Merkwürdigkeit des Gebiets der Union, und beide Parteien thun so, als gehörten sie ihnen ganz an. Im Grunde genommen haben sie sie aber zu ziemlich gleichen Hälften getheilt. Die Grenzlinie zwischen beiden Ländern folgt immer möglichst der tiefsten Wasserrinne des Flusses. Sie schneidet daher auch gerade mitten durch den Busen des innersten Einschnittes des größeren Wasserfalles, oder des sogenannten Hufeisenfalles. Amerika hat daher erstlich die Hälfte dieses Falles

weigen derselben
den von Herbst-
einflich ein alter
dem jener „erste
eben oder Hen-
zude. Man um-
Man hat lauter
späht man schon
Ende des ganz
kur in der Ferne
selbst die neueste
e mir einmal in
und Rustikes von
gt sich wie eine
stämme hin, um
hwingt sich dann,
Bogen über den
i hinüber, wo sie
amt zu den Höhen,
r ehemaligen Hu-
zen.
erden die Niagara-
in der amerikani-
die größte Mees-
teien thun so, als
i haben sie sie aber
ie zwischen beiden
inne des Flusses.
Büsen des inner-
r des sogenannten
älste dieses Falles

und dann noch dazu den ganzen kleinen od. sogenannten amerika-
nischen Fall für sich, während nur die eine Hälfte & größeren
Falles canadisch ist. Canada genießt dagegen den bei weitem ~~am~~
sten Au- und Ueberblick der ganzen Scene. Sein hohes Ufer ~~läuft~~
parallel mit einem großen Theile der ganzen Entwicklungslinie ~~des~~
großartigen Schauspiels. Die sogenannten amerikanischen Fälle machen
geradezu Front gegen diese Seite, und Amerika selbst kann seines
eigenen Schatzes fast nicht recht ansichtig werden, ohne in die Fremde
auszuwandern. Auch der große Hufeisenfall blickt mit vollem An-
sicht nach Canada hinüber, und auf seiner Seite liegt der berühmte
Tafelfelsen, von dem aus das Ganze auf's schönste überschaut werden
kann. Dazu ist auch das canadische Ufer, obwohl keineswegs öde
und einsam zu nennen, doch viel weniger städtisch, viel ländlicher
und freier als das amerikanische. Außer einer Reihe kleiner anmu-
thig gebauter Prospekthäuser, Museums und Curiositätenläden liegt
hier nur ein großes Hotel, das in Amerika allgemein berühmte
Cliftonhouse, das mir schon oft von weitem durch die Bäume
herübergewinkt hatte. Ich war sogleich nach diesem Ueberblick der
ganzen Situation für die canadische Seite und für Cliftonhouse
entschieden und entschlossen, die fünf für Niagara bestimmten Reise-
tage — denn „so viel“ hatte mir ein Freund gesagt, „haben Sie
allerwenigstens nöthig, um sich bestimmt und um das Ganze gehörig
würdigen zu können“ — drüber zu verbringen.

Die Felsenweitung, in welche die Katarakten hinabfallen, bildet
einen länglichen Kessel oder einen Kasten mit schroffen hohen Wän-
den, und überall, wo es unten etwas zu sehen oder zu thun gibt,
steigt man in diesen Kessel, wie in ein Bergwerk hinab. An man-
chen Punkten hat man Felsenstufen in jenen Wänden ausgearbeitet.
An andern sind hohe Thürme oder senkrechte Tunnel und Schachte
errichtet, durch die man auf Wendeltreppen sich in die Tiefe hinab-
lässt. Bei der Fähre, die zum canadischen Ufer führt, hat man

eine schräge Rutschbahn auf den Abhang gelegt, und man rollt auf einem kleinen Wagen an einer langen Kette in die Tiefe hinab. Unten in einer der Klüfte des hier zusammengeschütteten Felsen-gerölls erwartete uns ein kleines Ruderboot, auf dem wir durch Wasserstaub und Schaum zur entgegengesetzten Seite hinübertanzen.

Der Wind wehte aber ziemlich heftig das Thal herunter und führte von den Katarakten her eine solche Masse von Wasserstaub herab, daß wir in einen dichten Nebel gehüllt waren und genug zu thun hatten, um gegen den zwischendurch einschlämenden dicken Tropfensregen zu schützen. Die feuchten Wolken zogen das Thal hinunter und einzelne Partien von ihnen wurden gegen das canadische Ufer hinaufgetrieben und streiften dort über die Bäume hinweg auf das hohe Land hinauf. Hier und da sahen wir die Wolken hoch in die Lüfte wirbeln, und obwohl zuweilen einmal eine kleine Abtheilung der Katarakten selbst durchblitzte, so bekamen wir doch bei dieser unserer ersten Probefahrt nicht viel mehr als die weit ausgebreitete Staubbasse zu sehen, mit der Wind, Sonne und Luftdruck ihr beständiges Spiel treiben. Obwohl diese Nebel- und Tropfensmassen, die aus dem Thale wie Dampf aufsteigen, dem Niagarabesucher oft sehr ärgerlich im Wege sind, so geben sie doch auch wieder Veranlassung zu Scenen und Genüssen, die man ohne sie nicht haben würde. Zuweilen bei schwerer Luft schmelzen sie ganz auseinander und verhüllen das Thal der Art, daß man so wenig sehen kann, was darin vorgeht, als blickte man in einen dampfenden Kessel. Fast immer stehen sie hinderlich vor der innersten Partie des Hufeisensalles und verstecken dieselbe wie ein unnahbares Allerheiligste. Und wenn man mit dem kleinen Dampfer, der alle Tage ein paar mal ausläuft, um dich dem Centrum des Schlachtfeldes so nahe als nur irgend möglich zu bringen, vordringt, so muß man ein Taucher kostüm anlegen und hat mit dem Nebel, dem zischenden Schaum und den aus allen Richtungen ausschießenden Tropfenstrahlen geradezu einen

Kampf zu bestehen, einen Kampf, bei dem du nur zu Seiten die Augen so lange offen halten kannst, um die blauen Streifen einer benachbarten Wassersäule oder den dunklen Mund eines Wirbels unter dir zu gewahren. Auf der andern Seite aber bilden auch diese Nebel- und Staubschichten eben die Unterlage, auf welcher die Sonne ihre schönen Farbenbögen entfaltet. Auch der Mond zeichnet auf ihnen um Mitternacht wunderbar zauberische Bilder. Zuweilen bei leichtem und ruhigem Licht concentriren sie sich und wirbeln in hohen Säulen auf. Dies ist besonders im Winter der Fall, wo an klaren Tagen die Luft am leitesten ist und die Nebel zu einer außerordentlichen Höhe emporhebt. Man sagte mir in Toronto am Nordufer des Ontario, daß man dort nicht selten die Dampfsäule des Niagara als einen senkrechten weißlichen Streifen am fernen Horizonte recht deutlich wahrnehmen könne. Toronto ist in gerader Linie 45 Meilen entfernt. Man gab mir aber noch viel größere Distanzen an, aus denen man jene luftige Niagara-Säule wahrgenommen haben wollte. In Buffalo, das viel näher ist, sagte man mir, daß dort viele Wetterpropheten eben jene Säule, wenn sie sich zeigte, beobachteten, um ihren Wetterkalender für die folgenden Tage darnach zu gestalten. Sie glauben in ihr eine Art Barometer zu besitzen, das den Luftdruck ziemlich deutlich anzeigt. Wenn sie recht klar zu sehen ist, soll dies — im Sommer wenigstens — auf baldigen Regen deuten, wie auch in unseren Gebirgsländern die recht hell blinkenden Bergumrisse schlechtes Wetter für den nächsten Tag prophezeihen. Viele Leute behaupten, die feinen Staubtheile wirketen zuweilen bis über 1000 Fuß Höhe hinaus und könnten dann aus einem Umkreise von 100 Meilen gesehen werden. Ich weiß aber nicht, auf welche Messungen ihre Behauptungen gegründet sind. Jedenfalls ist es ohne Zweifel, daß sich die Katarakten für das Auge in viel weiterer Ferne verkünden, als für das Ohr. Was das letztere, das Gehör, betrifft, so überraschte mich die Wirkung eher durch ihre erstaunliche Schwäche, als

dass sie mir durch ihre Stärke, durch das „außerordentliche Donnern und Brausen der stürzenden Massen“, von dem man so viel zu erzählen pflegt, imponirt hätte. Ein paar auf der Straße vorüberrollende Wagen machen jedenfalls mehr Lärm als die ganzen Niagarafällen in einer Entfernung von ein paar hundert Ellen. Eine Wassermühle im Thale macht oft weithin einen ziemlich starken Lärm, und wenn ich mir denke, dass hier wohl millionenmal grössere Massen aus dreißigfach grösserer Höhe herabstürzen, so gebe ich mir ganz vergebens Mühe, einen Lärm herauszuhören, dessen Stärke einigermaßen jener Proportion entspräche. Ich unterrede mich mit meinem Fährmann ganz ungeniert, in einer Entfernung von wenigen hundert Ellen. Da, erst wenn man hinter die stürzenden Wasserwände selber kriecht, wird der Lärm so arg, dass man sich ein bisschen ins Ohr schreien muss, wie in dem Gecklapperei einer Maschinenstube. Der Gesammtton des Falls ist äußerst dumpf. Es ist, als wenn er sich in sich selbst verschlänge.

Als ich oben auf dem kanadischen Rande ankam und in das Haus meiner Wahl, in Elstonhouse eintrat, gewahre ich sogleich einen andern merkwürdigen Effekt der Wasserfälle, von dem ich bisher nie etwas gehört hatte, obwohl ihn natürlich Tausende täglich wahrnehmen. Ich bemerkte nämlich zu meiner Bewunderung, dass alle Fenster und Thüren dieses Hotels fortwährend zitterten und klirrten. Diese eigenthümliche Erscheinung mit ihren Nebenphänomenen und Abwandlungen beschäftigte mich lange genug, und obwohl ich mir über alle Ursachen nicht klar werden konnte, so habe ich doch einen großen Theil der Fakta ins Auge gefasst. Dass die Erscheinung von gar nichts anderem als von den Fällen herrührte, das kann man natürlich nicht in Frage stellen. Aber mir schien es nicht gewiss, ob hier ein Zittern des ganzen Hauses und des Felsenbodens selber oder ein bloßes Erbeben der Luft anzunehmen sei. Das Letztere ist die gemeine Meinung. „It is the philosophy of

a common ball“ (es ist die Philosophie der Kanonenkugel), sagte mir ein amerikanischer Reisegefährte, mit dem ich zuerst über die Sache sprach. „Wenn die Kugel die Luft durchschneidet, so entsteht hinter ihr ein Vacuum. Die Atmosphäre klappt daher wieder heftig zusammen, zittert und vibriert dabei. Den selben Effekt haben hier die Wasserergüsse. Sie treiben im Falle die Luft fortwährend heftig weg, und da sie immer ein klein wenig in ihrer Richtung verirren, so schlägt die Masse der Atmosphäre hinten drein wieder heftig zusammen und geräth in allgemeines Zittern, wie ein Gelée-Pudding, den man schnell mit einem Löffel anschlätt.“

Ich suchte mir vor allen Dingen durch eine Menge kleiner Experimente über die Ausdehnung und den Nachdruck der Erscheinung Licht zu verschaffen. Die Fenster und Thüren klapperten so laut, daß es einen schlaftörenden Lärm gab, und wir verstopften zuweilen alle Räume, um Ruhe zu haben. Auch bei den Gasflammen des Hauses gewahrte ich bei längerer Betrachtung ein schwaches Erbeben, zuweilen auch bei einem Glase Wasser. Doch wollte uns letzteres nicht immer gelingen. Unbegreiflich war es mir, daß ich an den Blättern der Bäume nie die leiseste Erregung wahrnehmen konnte. Nicht nur in unserm Elstonhouse, sondern auch in allen den kleinen Häusern, die von da auf dem hohen Uferrande bis zum Tafelselzen hinliegen, findet ein ähnlicher innerer Aufruhr statt. So wackeln z. B. in dem Museum für kanadische Thiere, die man in einem dieser Häuser zeigt, alle Vögel auf ihren schwanzten Beinen und Gestalten, mit einer leisen Bewegung wie Schaukelpferde auf und ab. In den Häusern weiter landeinwärts, und auch in den Häusern auf der amerikanischen Seite nimmt man die Erscheinung nicht wahr. Sie findet bloß, wie gesagt, auf einer Strecke des kanadischen Uferandes im Angesichte der gegenüberstehenden Fälle statt. Das Sonderbarste ist dieß, daß die Bewegung zuweilen für kurze Zeitabschnitte ganz aufzuhören und auszusehen

scheint. Ich gewahrte in der Nacht, daß meine Thüre mitunter für einige Secunden, mitunter für drei oder vier Minuten oder längere Zeit ganz regungslos war. Ich dachte anfangs, daß vielleicht eine kleine Veränderung der Lage der Thüre, eine unbedeutende und vorübergehende Verschiebung der Thürangeln die Ursache seyn könnte. Wenn ich aber auch die andern Thüren des Hauses belauschte, so fand sich, daß sie alle gleichzeitig zu arbeiten aufhörten und dann wieder in demselben Augenblick, wie die meinige, unisono zu lärmern und zu klappern begannen. Da doch der Wasserfall selbst ohne Unterbrechung fortpoltert, so müßten mithin wohl kleine Abspannungen oder Elasticitätsveränderungen in der Luftmasse die Ursache davon seyn. Auch waren die Vibrirungen mitunter heftiger und in schnellerem Tempo, mitunter leiser und langsamer.

Doch ich glaube, der Leser wird denken, daß ich hier, einer der großartigsten Naturschönheiten gegenüber, mich mit Bagatellen beschäftigen ansage, daß ich Strohhälmchen und Körner aufspieke, wie ein Hahn, der sich scheut, seinen Gegnern gerabegu auf den Leib zu gehen, und allerlei Seitenschwenkungen macht. Und fast fürchte ich, der Leser, der hier schon längst vor dem Vorhange sitzt, und erwartet, daß sich eine außerordentliche Scene aufthue, hat nicht ganz unrecht. Wießlich wagt der Reisende, wenn er zuerst bei Niagara anlangt, nicht recht hinzublicken. Er muß seine Augen erst an die Vorgänge gewöhnen. Er ist fast wie ein operierter Blinder, dem die Augen zwar geöffnet sind, der aber doch erst studiren und das Sehen lernen muß. „It grows upon you“ (es wächst allmählig vor Ihnen heran), hatte mir sehr richtig der Freund gesagt, der mir jenen Rat gab, mindestens 5 Tage lang in der Atmosphäre der Fälle mich zu bewegen. „You can not realize it at one glance“ (auf den ersten Blick können Sie es gar nicht umspannen). Und findet man dies schon bei dem Besucher ganz

Thüre mitunter Minuten oder längs, daß vielleicht, eine unbeküngeln die Urvorn Thüren des zeitig zu arbeiten enblit, wie die ammen. Da doch tert, so müßten ätsveränderungen waren die Vibri o; mitunter leiser ch hier, einer der it Bagatellen zu Körner aufspieke, gerabezu auf den nacht. Und fast im Vorhange sitzt, eine aufthue, hat wenn er zuerst muß seine Augen in operirter Blin doch erst studiren ou" (es wächsig der Freund age lang in der van not realize Sie es gar nicht in Besucher ganz hergebracht und natürlich, ja, sagen die Niagarabesucher sogar sehr gewöhnlich, daß sie am ersten Tage ihrer Anwesenheit — was ich freilich durchaus nicht begreife — sehr desappontirt gewesen wären, so wird man es dem Schriftsteller, der einem noch blinderen Menschen, nämlich dem lieben im fernen Deutschland wohnenden Leser, seine Eindrücke und Auffassungen wiedergeben soll, noch eher verzeihen, daß er Federlesens zu machen scheint, und um den wahren Punkt erst ein wenig herumgeht. Im Grunde genommen hatte ich übrigens auch bisher noch nicht viel mehr genossen, als Nebel- und Staubsäulen und die Bootsfahrt mit meinem Fährmann, bei der ich ganz gründlich durchnäßt und abgeföhlt wurde, und dann hatte mich der Abend sehr bald überrascht und mit ihm die Beobachtung der zitternden Thüren und Gasflammen. Nach der Haupsache selbst hatte ich nur noch hie und da hinübergeschickt. Aber am andern Morgen allerdings, da die Sonne eine prachtvolle Morgenröthe vorbereitete, da wurde diesem Zauberwezen ein Ende gemacht. Als ich zu einer frühen Stunde zum Fenster hinausblickte, da sah ich über dem Mittelpunkte des Haupthafalls jene aus Wasserstäubchen aufgebaute Säule senkrecht zum Himmel aufragen. Das ganze Thal selbst lag noch im Dunkel, aber jene Säule stand wie eine Feuerflamme da. Zuerst war die oberste Spize geröthet, aber schnell ergoßen sich die Lichter und Farben über den ganzen Wolfenschaft herab. Jetzt, dachte ich, ist es Zeit, und in wenig Augenblicken stand ich dem Feinde gegenüber und wanderte längs des canadischen Hochgeländes dahin. Es ist am Rande mit wilden Bäumen und Büschchen besetzt und auf der rechten Seite des Weges gruppiren sich reizende Gärten und verschiedene kleine Häuser. Zur Zeit der Höhe der Saison sind diese Gärten jeden Abend illuminirt. Jetzt aber ist nur noch "halbe Saison," wenigstens was Lampenlicht betrifft, aber gewiß nicht, wie gesagt, so weit Morgenmenschen dabei betheiligt war.

Der Contrast zwischen dem dunkeln breiten Schlunde und der

hohen gerötheten Säule war über alle Beschreibung prächtig. Ich glaubte die Göttin der Morgenröthe in Person zu sehen, wie sie über der schon niedergeworstenen Nacht triumphirt. Die Sonne geht im Rücken der Falle auf und fällt also zuerst auf den langen Rand, auf dem das Wasser abstürzt. Dieser Rand ist auf der ganzen Linie seiner Entwicklung mehr als eine halbe Meile lang, so scharf geschnitten und durchweg in so gleichem Niveau wie das ganze Tafelland umher. Es fallen daher, nachdem die Sonne zuerst diese hohe Falllinie herausgezeichnet und die grünen Fluthen in ihrem Ueberfallen durchleuchtet hat, allmählig sehr lange, geradlinigte und weitreichende Schattenrisse in den Schaum und Staub hinab. Sie reichen wie dieser Staub selbst vom entgegengesetzten Ufer bis zu dir nach Canada hinüber, werden aber bald immer tiefer und tiefer hinabgedrückt, bis dann das schöne Licht endlich auch unten auf der Oberfläche des tiefen Kessels selber sich spiegelt.

„Goat Island“ (die Ziegen-Insel), ein dichtbewaldetes Stück Land, das mehr als eine Meile im Umfang hat, macht den Hauptabschnitt in der ganzen Scene, und theilt die Falle in jene beiden Partien, die, wie ich schon sagte, „the American Falls“ und „the Horseshoe-Falls“ genannt werden. Eine andere viel kleinere Insel, Luna Island, sondert wieder von dem amerikanischen Falle einen kleineren Arm und Fall ab, und außerdem werden dann die Fälle noch durch andere Unregelmäßigkeiten ihrer Abfallkante, durch Felsenworschüsse und Felsenmischchen mehrfach gruppiert und gesformt. Doch erkennt man jenen Reichthum an Einzelheiten und mannigfaltigen interessanten kleinen Partien und Zügen erst, wenn man näher tritt und jeden Zug und Fleck für sich studirt. Im Ganzen und aus der Ferne betrachtet impoieren sie, wie alles Große, mehr durch die Einfachheit in den Umrissen.

Alle Fälle zusammen sollen in einer Minute nicht weniger als 500,000 bis 600,000 Cubityards Wasser ausgießen. Professor

g prächtig. Ich
u sehen, wie sie
Die Sonne geht
den langen Rand,
auf der ganzen
le lang, so scharf
i wie das ganze
die Sonne zuerst
Flüthen in ihrem
geradlinigte und
taub hinab. Sie
chten Ufer bis zu
e tiefer und tiefer
ch unten auf der

bewaldetes Stück
macht den Haupt-
te in jene beiden
Falls“ und „the
ere viel kleinere
erikanischen Fälle
werden dann die
Ufsfallkante, durch
irt und geformt.
en und mannig-
erst, wenn man
et. Im Ganzen
lles Große, mehr

nicht weniger als
eßen. Professor

Well sagt, es wären fünfzehnhundert Millionen Kubikfuß, und ein Dr. Dwight soll berechnet haben, daß es einhundert Millionen Tons in der Stunde seyen. Ich selbst habe ausgerechnet, daß in jedem gegebenen Momente das Gewicht der in der Luft schwebenden Wassermwand ungefähr 10,000 Tons beträgt. Ich weiß nicht genau, wie viel von dieser Quantität auf jeden der beiden Haupftfälle kommt. Jedenfalls aber ist in dem Hufeisenfall die Wassermasse ganz bedeutend überwiegend. Er ist vielleicht zehn- oder zwölfmal stärker, obwohl nicht in derselben Proportion breiter. Man kann sagen, beinahe der ganze Niagara wirft sich in ihm hinab. Beide verhalten sich, wie Sonne und Mond, wie Mann und Frau, und wenn man sie so ein paar Tage lang zusammen angesehen hat, so findet man auch, daß beide zur vervollständigung des Bildes zusammen gehören in dieser Wasserwirtschaft, wie Gatte und Gemahlin in der Hauswirtschaft. Man möchte keinen von beiden entbehren. Allein der Herr und Gebieter der ganzen Scene bleibt doch der Hufeisenfall. Er ist so genannt, weil die Felsengehänge, von denen er abfällt, in der Form eines Halbzirkels gegen einander gestellt sind. Ungefähr in der Mitte dieses Halbzirkels, in dem innersten unnahbarsten Winkel des Ganzen stürzen die Hauptwassermassen zusammen. Man hat berechnet, daß die hochangeschwollene grünliche Wasserader, die hier herabschießt, im Momente des Umschlagens nicht weniger als 30 Fuß dick seyn kann. Da wo sie in ein Loch von unergründeter Tiefe¹ hinausschießt, entwickelt sich eine nie weichende Staubsäule. Hier ist der eigentliche Nabel- oder Herzpunkt dieses ganzen Systems von Wasserarterien, und unwißkürlich sucht das Auge immer in das Innern dieses Punktes einzudringen, wie beim Montblanc die Blicke stets zum obersten unerreichbaren

¹ Man hat bis zu einer möglichst großen Nähe zu den Fällen den Boden untersucht und sondirt und überall eine Tiefe von mehr als 240 Fuß gefunden. Wie tief der eigentliche Kessel sei, wird wohl immer ein Geheimniß bleiben.

Gipfel hinausschweifen. Zu beiden Seiten herum in schönem Halbbogen pulsiren, vom Schaum umgeben, zahllose Nebensäulen hinab. Jede von ihnen ist 240 Fuß hoch, voll und reich, und jede für sich würde unsere Bewunderung ernten, wenn sie unsern Blicken in einem einsamen Waldbhale begegnete. Es sieht aus, als ruhten hundert riesige Flussgötter auf der Felsenbühne umher und schütteten aus kolossalen Fülkhörnern ihren kristallenen Überfluss in eine gemeinsame Bowle. Unten entsteht ein blendend weißer Schaumsee, der den Anblick eines fleckenlosen Schneefeldes gewährt. Erst 400 Fuß von der Kante des Falls schmilzt dieser Luftblasenschnee wieder zu Wasser zusammen.

Andere Wasserfälle beginnen ihre malerische Arbeit hoch oben in den Gebirgen und den Wölken. Sie gehen lange Zeit auf wilden, für den Menschen kaum gangbaren Wegen, bis sie nach verschiedenen einleitenden Purzelsprüngen ihren Haupt-Saltomortale ausführen. Wie sie bei dem Ansatz zu diesem Sprunge zu Werke gehen, bleibt dem neugierigen Beobachter verborgen. Er kann das Ganze nur am Fuße der Katarakten und aus einer gewissen Entfernung als ein Bild genießen. Hier beim Niagara ist das anders. Er kommt auf einem völlig horizontalen Plateau ziemlich ruhig herangeslossen. Seine Unterlagen sind Tafelfelsen, die ihn bis ans Ende tragen und dann, eine scharfe Kante bildend, ihn auf einmal verrätherisch im Stich lassen. Er schlägt stellenweise so plötzlich über, daß wilde Enten und Gänse schlafend bis an den Rand hinabgleiten, und dann bei dem Ueberkippen erwachend, nicht einmal so viel Zeit haben, die Flügel zu entfalten, um dem Tode zu entrinnen. Diesen Umständen verdankt es auch der Beschauer, daß er überall bis an die Wurzeln der umgestülpften Wasseräste vordringen, daß er seine Hand, seinen Fuß unterschieben und die Nieren haufenweise darüber wegkipfen lassen kann. Ja er kann sogar hinter ihren Schleier kriechen und ihnen ganz nahe ins Auge blicken.

schönem Halbsäulen hinab.
und jede für
unsern Blicken
ist, als ruhten
und schütteten
Fuß in eine ge-
ger Schaumsee,
Erst 400 Fuß
hnee wieder zu

rbeit hoch oben
Zeit auf wil-
s sie nach ver-
-Saltomortale
unge zu Werke
Er kann das
x gewissen Ent-
ist das anders.
ziemlich ruhig
die ihn bis ans
ihn auf einmal
eise so plötzlich
an den Rand
end, nicht ein-
n dem Tode zu
Beschauer, daß
Wasseräste vor-
und die Niren
er kann sogar
s Auge blicken.

Um dies letztere thun zu können, ich meine, um, wie man sich an Ort und Stelle ausdrückt, behind the sheet (hinter den Vorhang) zu gehen, muß man sich jedoch zuvor eine besondere Toilette zusstellen lassen. Man tritt in eines der dazu bestimmten Häuser in der Nähe des Falls, zahlt dort seinen halben Dollar und wird dann von ein paar sechs Schuh hohen Negern vom Kopf zu Fuß in Wachsleimwand, Deltuch und Gummi elasticum eingeklopft. Die ganze Gesellschaft sieht darnach wie eine Familie von Eskimauren, Tauchern oder Wasserthieren aus. Einer der großen Neger stellt sich an die Spitze und führt die Procession an die Felsenwände und auf hölzernen Thurmstufen in die Tiefe hinab. Dort unten schleicht man auf feuchten Felsengerölle und schlüpfrigen Pfaden bis nahe an den hoch oben über dir abspringenden Strom heran. In einer kleinen Entfernung davon, so lange als der überall zischende Wasserstaub noch nicht überwältigend ist, und so lange die Augen noch klar geöffnet bleiben, ist der Anblick am schönsten. Man sieht in der Höhe eine klafterdicke, flüssige und transparente Masse grünlichen Kristalls von der Wurzel des Taselfelsens absegen und frei und frisch in fühltem Bogen in den Lustraum hinaushüpfen. Unverwegs geht der Nire das Haupthaar in zahllosen Locken und Flecken auf, die goldig glänzend und graciös in die bewegte Luft hinausringeln. Neben dir schlagen und schmettern die gewaltigen Ergüsse auf die dunklen Felsen hinab, und wie erschreckt von der unerwarteten Begegnung schließen sie in flimmernden Tropfenstrahlen wieder empor, als wollten sie die sonnige Höhe, die sie unvorsichtig verließen, zurückgewinnen. Sie sprühen wie Feuerflammen nach allen Richtungen hinaus, springen vorwärts und seitwärts an den dunklen Felsenwänden hinauf. Aber der alte schwerfällige Erdriese, der sie gepackt hat, kennt kein Erbarmen. Er fängt überwindend alle die ängstlich ermattenden Tänzer in seinem großen Kessel da unten auf, und bringt sie unter jenem weißen Schneeschautuße zur

Ruhe. Wie erbleichte Schatten der Verstorbenen ziehen sie langsam schwebend den breiten kalten Thyr abwärts.

Hinter dem Vorhange oder hinter dem, was die Kanadier „the sheet“ (das Tuch) nennen, bleibt eine finstere Höhle oder Kluft, 20 oder 30 Fuß weit und so hoch wie das ganze Niagara-plateau selbst. Den großen langbeinigen Neger voran, bringt man auch in diese Höhle vor. Der Weg geht auf schlüpfrigem und bedeutend höckrigem Steingerölle hin. Der Aufruhr in diesem Loche ist ziemlich wild. Kleine Windgötter, von dem Auffchlagen der Katarakte wachgerufen, zischen darin hin und her und schlagen den Tropfenschwall, den von unten herausstürzenden Platzregen die frei ins Angesicht. Selbst unsere seehundsbartige Vermummung schützte uns wenig vor Durchnässung, die in wenigen Augenblicken so vollständig wie in einem Regenbade war. Mitunter verging uns das Atmen, und da die nassen Spukgeister der Höhle unsere Augen blendeten, so mußten wir uns nicht selten auf unsern Lastkinn verlassen und arbeiteten uns mit den Händen längs der Felsen wieder weiter. Auch das Brausen, Zischen und Wallen ist so arg, daß, wenn Mittheilungen zu machen sind, man sie sich einander in die von der Deltchnkappe verschloßenen Ohren hineinschreien muß. Ich war den Uebrigen ein wenig voran, und froch eben noch auf einen letzten Felsen hinauf, da sah ich, wie die Figur unseres Negers sich aus dem Wasserdunde rasch zu mir hinüberneigte, den breiten schwarzen Mund öffnete, und ich vernahm durch meine Deltakappe die gespülten Worte: „Stop, Sir, here is the termination-rock! If Master goes one step farther, Master fall down fifty feet!“ – Ich gab ihm ein Zeichen, daß ich ihn verstanden, und saßte hier eine zeitlang Posto. Ueber diesen termination-rock ist noch niemand hinausgekommen, und wer ihn erreicht hat, bekommt nachher in dem Ankleidungshause ein Testimonium darüber. Es ist eine eigenhümliche Position, ich möchte sagen, fast genau dieselbe, die

Schiller seinem Pece Cola gab, als er ihn auf seinem Felsen ausruhen ließ, nur mit dem Unterschiede, daß hier weit weniger Mühe und Gefahr dabei ist. Man umklammert den schlüpfrigen Felsen, man wird recht tüchtig von den Wasserstrahlen geohrfeigt und blickt, wenn man zu Zeiten die Augen für einen Moment öffnen kann, in ein chaotisches Halbdunkel, in ein aufrührerisches Gemisch von Nebeln, Winden und Wasserergüssen hinein. Vor dir eröffnet sich zu Zeiten ein mit Gebräuse erfüllter Schlund, und mitunter treten noch schwärzere Felsenköpfe aus der Finsterniß hervor. Besonders gefallen mir die langen Linien der großen Felsenrippen, die hinter dem Wogenvorhange wie riesige Pfeiler stehen. Einmal bekam ich mein Auge so weit auf, daß es mir schien, als entdeckte ich zwei oder drei solcher Rippen hintereinander. Obgleich die Entfernung nicht groß war, verschwand doch der dritte schon völlig in der Finsterniß und in den Tropfenwolken. Diese unregelmäßig geformten und unsicheren Linien der Felsengallerien oder Rippen sind das Neuerste, was man gewahren kann. Wir ergötzen uns an dem Anblitte aller dieser Dinge so lange, als wie irgend ein Mensch, der nicht ein Pece Cola ist, in einem kalten Regenbade seines Lebens froh bleiben kann. Aber die Sache ist so reizend, daß wir zurückgekehrt aus Sonnenlicht gern und willig, ja ich möchte sagen, sehnfützig „zum zweitenmale“ in die merkwürdige Höhle zurückkehren, auch ohne daß ein König einen goldenen Becher oder gar seine Prinzessin Tochter ausbot.

Früher, ehe die Spitze der „table-rocks“ vor ein paar Jahren abstürzte, war der Spaziergang hinter dem Vorhang etwas länger, da das Wasser sich in dieser Ecke etwas mehr ausbreitete. Seit jenem Ereignisse hat sich der Vorhang, so sagte man mir wenigstens, etwas zusammengezogen, der feuchte Weg zum terminatiion-rock und das ganze Vergnügen ist daher kürzer geworden. Leider hat der alte Stumpf vom table-rock, der noch steht, schon

wieder einen neuen Riß längs seiner ganzen Basis, und es ist vorauszusehen, daß er in einem sehr feuchten Jahre oder sonst bei einer Gelegenheit sich ebenfalls lösen und der Spitze nachfolgen wird. Leider hat Canada durch diese Zerstörung seines berühmten table-rock ein nicht geringes Capital von Naturgenüsse eingebüßt. Diesem kanadischen table-rock entspricht auf der amerikanischen Seite am meisten der sogenannte „tower,“ der ihm gerade gegenüber steht, und der einen ähnlichen, jetzt vielleicht noch schöneren Einblick in die Mitte des Hufeisens gewährt.

Es ist eine kleine Reise über Flüsse, Fähren, Brücken und Inseln zu diesem schönen Ziele, und man nimmt unterwegs eine ganze Menge herrlicher Genüsse und Ansichten noch nebenher mit. Zuerst muß man wieder den Fährmann bemühen, den ich freilich während meines Aufenthaltes oft genug in Thätigkeit sah, und bei dem ich fast jedesmal zum Austausch für mein Fährgeld eine kleine Netz über von ihm beobachtete Naturverhältnisse der Umgebung erhielt. Er erzählte mir, daß für die Lachse, und auch für die Aale der Wasserfall eine Grenze der geographischen Verbreitung ausmachte. Man fange sie überall im unteren Niagara bis zu dem Schaumkessel hinan, oberhalb aber nirgends. Einmal hatte er einen roten Fisch hier noch aufbewahrt, der von den Katarakten herabgestürzt und unterwegs getötet worden war. Wir fanden äußerlich keine Wunden an dem Thiere, wohl aber waren seine Kiemen und Athemwerkzeuge zerstört und zerrissen. Dieß, sagte mir mein Mann, sei ein gewöhnlicher Fall bei den herabgeskommenen Fischen, und es ist daher wahrscheinlich, daß sie weniger zerschmettert als erstickt werden. Manche größere Fische zeigen sich aber auch äußerlich verwundet und wenige von ihnen, die den Salto mortale überstehen, werden dann lebend mit solchen Wunden gefangen. Sogar große Störe schließen oft unbedachtsam den Wasserfall hinab. Sie kommen beinahe nie mit dem Leben davon, und man findet ihre

is, und es ist
e oder sonst bei
piße nachfolgen
eines berühmten
enß eingebüßt.
citanischen Seite
erade gegenüber
schöneren Ein-

, Brücken und
unterwegs eine
nebenher mit.
den ich freilich
keit septe, und
n Fährgeld eine
ltunisse der Um-
, und auch für
hen Verbreitung
ara bis zu dem
l hatte er einen
arkten herabge-
n äußerlich keine
nen und Althem-
ein Mann, sey
hen, und es ist
als erstickt wer-
äußerlich ver-
rtale überstehen,

Sogar große
ab. Sie kom-
an findet ihre

Atemorgane immer zerrissen. Die Enten kommen mitunter in ganzen Scharen mit dem Vorhange herunter, so daß man ihre gefiederten Leichname zuweilen zu hunderten aus dem Schaume hervorgefischt hat. Gemeinlich geschieht dies jedoch nur in regnigen und stürmisichen Nächten, wenn die armen Thierchen keine Gefahr sehen und hören können. Es gibt nur ein Wasserthier, das sich nie überraschen läßt, und das die Leute sich nicht erinnern je in dem Kessel gefunden zu haben. Das ist die Flußotter. „Oh, Sir, the otter is too wide awake!“ (Die Otter hat die Augen zu weit offen!) Weiter selbst als der Mensch, denn von diesem erzählt man sich bei den Fällen allerlei zum Theil höchst tragische Geschichten. — Noch vor kurzem wurde ein armer, etwas fahrlässiger Fischer in seinem Boote von den Wirbeln und Stromschnellen, die obenstellenweise dem Falle vorangehen, fortgerissen. Er blieb oberhalb in der Nähe des Randes zwischen zwei Felsen stecken. Man versuchte vergebens ihm Stricke zuzuführen. Einen Tag und eine ganze Nacht hing er hier über dem Abgrunde schwappend, ähnlich wie jener Priester im Gipfel von Notre Dame, dessen Nöthen Victor Hugo schildert. Man sah und hörte ihn vom entgegengesetzten Ufer lange. Er hätte hier wohl erstarren und verhungern müssen, wenn die Wellen ihn nicht doch am Ende noch weggeschwemmt und zu einem leichteren Tode entführt hätten. — Vielfach sind die Geschichten, die man hier erzählt von einem jungen Mädchen, welches der Versuchung nicht widerstehen konnte, eine Blume am Rande der Tafelfelsen zu pflücken, und die diese Freude mit dem Leben büßte; von einer Braut, die, an der Hand ihres Geliebten sich völlig sicher glaubend, auf einen schönen freien, von lockenden Gefahren umgebenen Fleck hinaustrat, abglitschte, und der sich der verzweifelnde Jungling nachstürzte, um sich im Tode ihr zu vereinen; von einem paar jungen Geschwistern, die sich in einem Schiffchen schaukelten, und die unter Scherzen und Lachen plötzlich am Felsenrande spurlos

verschwanden. Ich sage spurlos, denn die Körper der meisten hier abglitschenden lebenden Wesen sind nicht wiedergefunden worden. Sie werden von der celestalen Gewalt in zu große Felsen hinabgeschleudert. Es mag unten Felsen oder alte Baumstämme geben, zwischen denen sie stecken bleiben.

Goethe's Fischer- und Wassernire ist hier auch mehr als einmal buchstäblich zur Wahrheit geworden. Man spricht von einem Eremiten, Namens Francis Abbot, der hier vor zwanzig Jahren mitten zwischen den beiden Katarakten auf der Ziegeninsel einsiedlerisch hauste, der Natur am Busen liegend. Es soll ein ernster, gebildeter, und obwohl harmloser, doch menschenscheuer Gentleman gewesen seyn. Bei Tage und bei Nacht wandelte er zwischen den Felsen, Inseln und Wasserfällen einher. Stürme, Donner und Blitze, wenn sie sich mit dem Brausen der Katarakten vermengten, das war das Element, in welchem er zu athmen liebte. Er verließ sich zu sehr in den Anblick dieser zauberischen Strudel, und wie eine Mücke in der Punschbowle kam er darin um. Man fand einst seinen Leichnam im Niagarasturze. Sein geheimnisvolles Leben verriegelte ein zeugenloses Ende.

Alle Beschauer dieser herrlichen Naturcene fühlen sich ein wenig von den Nymphen am Kleide gejupft. Einer der Führer der Gegend erzählte davon folgende psychologisch ganz interessante kleine Geschichte. Er führte eine junge Dame und ihre Mutter zu einer der herrlichen wasserumbrausen Felsenpartien. Das junge romanisch genommene Mädchen trat weit auf den äußersten Gipfel des Felsens hinaus, ihre Kleider und Haare flatterten im Winde und sie schien, die Gefahr nicht beachtend, ganz im Staunen des wilden Aufzuhören in der Tiefe verloren. Der Mutter und dem Führer wurde angst und bange, und letzterer legte vorsichtig seine Hand auf ihre Schulter, indem er bemerkte: „Sie setzen sich, mein Fräulein, hier ganz unnötig der Gefahr aus!“ „O,“ erwiderte sie lächelnd und halb

der meisten hier
funden worden.
Diesen hinabge-
stämme geben,

mehr als ein-
richt von einem
zwanzig Jahren
Biegeninsel ein-
soll ein erster,
einer Gentleman
er zwischen den
, Donner und
ten vermengten,
liebte. Er ver-
Strudel, und wie
Man fand einst
volles Leben ver-

sich ein wenig
hier der Gegend
ante kleine Ge-
itter zu einer der
junge romantisch
psel des Felsens
e und sie schien,
wilden Aufruhs
rer wurde angst
auf ihre Schulter,
, hier ganz un-
säbelnd und halb

verklärt, „hier ist keine Gefahr. Ich fühle mich so leicht, ich könnte
frei hinabspringen. Glauben Sie, daß es mir schädlich seyn würde?
Mich däucht, daß ich wie ein Luftballon ohne Schaden dahin
schweben würde. Mutter, ich dente mir, ich könnte fliegen!“ Mit
vieler Mühe brachten die Bitten des Führers und der zu Tode ge-
ängstigten Mutter das junge Fräulein noch von der Stelle herab,
und sie sank, wie aus einem halben Rausche erwachend, ihrer Mutter
in die Arme.

Wir sind, wie gesagt, auf dem Wege zum „tower,“ und
schweben eben, unsern alten geschichtreichen Fährmann verlassend,
an jener langen oben beschriebenen Kette am amerikanischen Ufer
hinauf. Man hat hier, um alles zu fassen, die Augen nicht we-
niger nöthig als auf der canadischen Seite. Nur zuweilen muß
man sie schließen, z. B. um die ärgerlichen Fabrik-, Maschinen-
und Räderwerkanstalten zu übersehen, und den nicht nach Naturge-
nuß, sondern nach Geschäften und Banknoten begierigen Advertisse-
ments, wie z. B. „B. Bradley and Com: papermills office and
warehouse, 24 et 25 Pearlstreet Buffalo,“ und ähnlichen mitten
in den Aufruhr der Elemente hineingestickten Ankündigungen aus
dem Wege zu gehen.

Die einzigen Geschäfte, die ich mir hier gerne gefallen lässe,
sind die kleinen hübschen Lokale mit den zierlichen Handarbeiten der
Indianer. Man sieht hier in Niagara das Hübschste und Reichtüme,
was irgendwo in diesem Genre dargeboten wird. Es herrscht in
diesen Indianerarbeiten ein ganz eigenhümlicher Geschmack. Man
sieht nichts Ähnliches in Europa, und ich muß daher glauben,
was man mich versichert, daß es ihre eigene Erfindung ist. Sie
zeigen einen nicht geringen Farbensinn und sogar viel Geschmack
und Reichtum der Phantasie. Sie porträtiren die Erdbeeren,
die Kirschen und die andern wilden Früchte ihrer Wälder sehr
gut, und stellen die wilden Rosentusेपen, die Marienblümchen

und zahllose andere hübsche Blümchen der Prairien ganz vortrefflich dar. Die Farben, die sie ihren Produktionen zu geben wissen, sind äußerst lebhaft und so naturgetreu wie die Formen. Sie haben mehrerelei Arten von Arbeit. Theils sticken sie mit gefärbten Elenn-thierhaaren, theils mit den feingespaltenen Haarpfeilen oder Röhren des Stachelschweins, theils endlich mit kleinen Strickperlen, die sie von den Europäern kaufen. Ihre Elennthierhaar-Blumen und Stachelschweinröhren-Früchte und Guirlanden nähen sie sehr mühsam theils auf den schwarzen Grund von Rennthierleder, theils auf die braune Unterlage der lederartigen Birkenrinde. Die feinen Stickereien auf Lederarbeit sind am meisten geschätzt. Gewöhnlich sind es Cigarrendosen, Molassins (Indianische Pantoffeln) und dergleichen. Man sieht Molassins, die nicht nur äußerst zierlich eingefertigt, sondern auch, was bei Indianern besonders auffallen könnte, durchaus nicht mit Schmuck überladen, vielmehr in einer sehr bescheidenen und zarten Weise mit Guirlanden geziert sind. In ihren Perlenarbeiten entfalten sie den größten Reichtum ihrer Phantasie. Sie haben so mannigfaltige und reiche Muster und Zeichnungen, daß ich glauben möchte, sie hätten ihr eigenes Kaleidoskop erfunden. Sie häufeln die Perlen auf einander und befestigen sie zu Sternen und Trauben in so unterschiedlicher Weise, daß ich sogar sagen möchte, sie hätten eine Art Perlenarchitektur. Auf allen Niagara-inseln und längs des amerikanischen, wie längs des canadischen Ufers, findet man eine Fülle dieser reizenden und originellen Artikel in zahllosen hübschen Magazinen ausgebreitet.

Fast überall, wenn ich nach dem Ursprung dieser Industrie fragte, verwies man mich auf die Umgegend von Quebec, Monreal, oder sonst eine Indianische Ortschaft Canada's, namentlich auch häufig auf die Seneca-Indianer, die in einigen Dörfern längs des Grandriver, eines der größten in den Erie ausmündenden Flüsse Obercanada's, ansiedelt sind. Ich hörte nie davon, daß die

anz vorzrefflich
en wissen, sind
i. Sie haben
färbten Glan-
zen oder Röhren
kperlen, die sie
-Blumen und
sie sehr mühs-
ierleder, theils
de. Die feinen
t. Gewöhnlich
ffeln) und der-
t zierlich einge-
uffallen könnte,
einer sehr be-
ind. In ihren
hrer Phantasie.
d Zeichnungen,
ostop erfunden.
sie zu Sternen
ch sogar sagen
allen Niagara-
es canabischen
giniesten Artikel

dieser Industrie
Quebec, Mont-
s, namentlich
Dörfern längs
ausmündenden
davon, daß die

Indianer in den Vereinigten Staaten Waaren auf diesen kleinen Niagaranischen Kunstmarkt liefern. Die in dem chemals französischen Neu-Schottland dagegen betreiben auch solche Industriezweiglein. Ich bilde mir daher ein, daß der Kunstijum der Franzosen etwas mit diesen Indianerarbeiten zu thun haben könnte, daß er unter ihrem Einfluß, wo nicht entstand, doch ausgebildet wurde.

Die meisten jener hübschen Kunstprodukte werden von Zwischenhändlern aufgekauft und dem Publikum zu erhöhten Preisen in eleganten Läden dargeboten. Doch fand ich einmal auch ein Kind der Wildniß selbst, die ihre eigene Waare ausbot. Sie saß auf der Ziegeninsel unter einem hohen Baum und hatte ihre reinlichen, netten und fertigen Säckelchen auf einem Tuche über dem Grase ausgebreitet. Wie eine steinerne Statue in ihr schwarzes Blanket gekläst, saß sie daneben und wartete ruhig ab, ob einer der Vorübergehenden sie um etwas ansprechen würde. Sie forderte Niemanden zum Kaufen auf und blickte still vor sich hin. Als ich ihr für eine Waare einen Aufpreis bot, der etwas geringer war als der, den sie verlangte, schüttelte sie den Kopf. Da ich aber Miene machte, hinweg zu gehen, sah ich, wie sie ein wenig in Unruhe geriet. Sie ergriff die Waare und reichte sie mir mit dem lakonischen Worte: „Nimm's“ hin. Ich glaube, auf den spartanischen Gemüse- und Schnittwaarenmärkten wird man ungefähr so gehandelt haben. Es fiel mir aber zugleich dabei ein, daß diejenigen Gelehrten, die da stief und fest den Indianer von den Juden abstammen lassen, wohl nie eine solche indianische mit einer jüdischen Markt- und Schacherecene aufmerksam verglichen haben können.

Wenn man die Wälder der Ziegeninsel durchstreift, das ganze Eiland am Ufer umwandelt, die drei Schwesterninseln besucht und auf der Brücke, die über einen Nebenarm der Fälle gebaut ist, zur Lmainsel hinübergreift, so erstaunt man wirklich über den Reichtum von reizenden Situationen, in die man sich hier versetzt fühlt.

Die Inseln sind durch pfeilschnell schießende Kanäle des Niagara von einander getrennt. Manche von ihnen, handgreiflich nahe, sind daher nie von einem Menschenfuß betreten worden. Hier und da sind die Kanäle von gescheiterten alten Baumstämmen verstopft. Wo eine Brücke hinabführt, wie bei dem reizenden kleinen Luna-Eiland, da fühlt man sich, wie an Bord eines Schiffes, das Sicherheit gewährend mitten im Aufruhr der Elemente schwimmt. An vielen Stellen kann man bis hart an den Rand des Verderbens und der in die Tiefe abschießenden Wasserwucht hinangehen und hundertmal wie jenes Mädchen denken: „Oh, wie fühle ich mich leicht! Könnte ich nicht wie ein Ballon gleich diesen Nixen in die Luft hinaus hüpfen!“

Goat-Island ist wie eine Schweizer Gebirgs scheune gebau. Während man auf der einen Seite mit einem Bierspanner auf flachem Boden hineingefahren ist, sieht man sich am andern Ende auf einmal auf dem Dache des Hauses und muß auf Treppen tief zum untersten Fuße, den das Wasser bespült, hinabsteigen. Wir gingen auch hier hinunter und besuchten die sogenannte Höhle der Winde (Cave of the winds), zu der ein schlechter und schlüpfriger Felsenpfad führt.

Diese Windhöhle ist etwas ähnliches wie die Partie „hinter dem Tuche“ auf der kanadischen Seite. Sie wird durch jene von den amerikanischen Fällen abgesonderte kleinere Kaskade gebildet, auf die ich oben hindeutete. Diese wundervolle Kaskade schließt in einem weit ausgreisenden Bogen über eine gigantische und tief angedehöhlte Nische der Felsenwand Goat-Islands hinweg. Die teilweise zurückrollenden Gewässer erfüllen die Nische mit mächtigen und stürmischen Staubwirbeln. Die eskimoartige Bekleidung in einer benachbarten Hütte, und die Anschaunungen und Abentener in der Höhle selbst sind denen ähnlich, die ich „hinter dem Vorhange“ geschildert habe. Wiederholt kann man so etwas in der Wirklichkeit

le des Niagara
ischlich nahe, sind
. Hier und da
verstopft. Wo
en Luna-Eiland,
s Sicherheit ge-
mit. An vielen
erbens und der in
hundertmal wie-
leicht! Könnte ich
die Lust hinaus-

sscheune gebau.
Bierspanner auf
am andern Ende
auf Treppen tief
inabsteigen. Wie
nannte Höhle der
er und schlüpfrige:

die Partie „hinten
durch jene von
Kaskade gebildet,
kaskade schießt in
sche und tief an-
imweg. Die theil-
che mit mächtigen
ge Bekleidung in
en und Abenteuer
ter dem Vorhange“
in der Wirklichkeit

mit frischer Freude geniesen, nicht aber in der Beschreibung. Mit dieser eile ich nun dem Hauptziele des ganzen amerikanischen Ausfluges, dem berühmten prospect-tower zu, der in der Nähe des Westendes von Goat-Island errichtet ist.

Jedes ordentliche Pferdehusseisen hat bekanntlich an seinen beiden Enden zwei eiserne Pföcke, um die Thiere vor dem Ausrutschen zu bewahren. Das Niagara-Huseisen hat auch seine zwei Pföcke an den Enden. Der eine ist jener table-rock auf der canadischen Seite und der andere auf der amerikanischen ist ein Felsenkopf, auf den man den genannten 50 Fuß hohen Thurm gebaut hat.

Es ist, anders als der table-rock, der bloß vom trockenen Ufer herauspringt, ein halbtrockenes Kap, das schon halb in den Fällen selbst mitten aus dem Wasser aufspringt und von dessen Abhängen dieses nach allen Seiten hin überfüllt. Man hat von Block zu Block eine lange Brücke dahin gebauet und mit ihrer Hülfe erreicht man den Thurm, der ohne Zweifel eine der schönsten Warten der Welt ist.

Auf der Spize ist eine eiserne Gallerie, und von dieser Gallerie aus, auf welcher man über 250 Fuß hoch über der Oberfläche des Stroms schwebt, gewinnt man noch nähere, tiefere und schönere Einblicke in den ganzen Circus. Wir hatten einen herrlichen Morgen, wir bildeten eine kleine angenehme und im Naturenthuzasmus befreundete Gesellschaft und wir genossen die Dinge im vollsten Zügen. Wir sahen deutlicher als sonst irgendwo jenen innensten Kabelpunkt, in dem der ganze Fluss zuerst zusammenknickt, und um den sich alles zu drehen scheint. Wenn man bei diesem Punkte den Strom ruhig und im Alltageschritt heranschreiten und dann Jählinge einbrechen und in die Tiefe sinken sieht, so hat man das Gefühl wie beim Umschlagen eines großen Baumes, oder wie beim Einsturz eines mächtigen Gebäudes. Man denkt an das große Dampfschiff Arctic, das auch auf einmal mit allem, was es enthielt, so

unplöglich in die Tiefe sank. Nur ist hier ein Einsturz, bei dem mitten in dem Staub- und Trümmergraus sich erst ein rechtes schönes Gebäude gestaltet. Es ist ein Schiffbruch, bei dem der Sturm erst rechtes Leben und Regen, blähende Segel, kristallene Mastbäume schafft und einen tiefen Schifftraum von übergewaltigen Dimensionen aushöhlt. Es ist ein gefältter Baum, bei dem die zersplitternden Zweige im Sturze so zu sagen in Millionen Blüthen und frischen Nebenkästen ausschlagen. Auch einem langen einsförmigen und einfarbigen Gewebe könnte man den Niagara vergleichen, das über die Felsen wild dahin geschleift wird. Es zerreißt in unsäglich viele Fasern und Fäden, es zerstänkt in Atome. Aber auf der Stelle ist ein ganzes Werkhaus voll von unsichtbaren Arbeitern bei der Hand, welche die Fasern und Fäden von Neuem verweben und sie in wenigen Minuten als farbige Flaggen, Schleier und langschleppende Tücher herabwallen lassen, als hätten die Bürger Venezigs bei einer Dogenwahl plötzlich alle ihre bunten Teppiche zu den Fenstern hinausgehängt.

Viel gerühmt sind überall in der Welt die Regenbögen. Aber sie müssen alle die Segel streichen gegen die Iris, die hier im Niagara Schaum sich badet. Zu Zeiten sieht man mehrere Wasserstaubbögen in den verschiedenen Partien des Falles zugleich. Es sind ganze Ringe und auch Trümmer von Ringen. Da mitunter sind es nicht nur solche dünne, magere Ringe, sondern ganz goldig oder roth gefärbte Massen, die wie Flammen aus dem Wasserfessel emporflackern. Zu einer wundervoll vorbereiteten Grundlage, von der sie sich lebhaft abheben, dient ihnen jene schneeweisse Oberfläche des tiefen Kessels, der wie mit einer dicken Masse der reinsten Milch gefüllt erscheint, und der auch wohl der Milchstrom (*the river of milk*) genannt wird. Als wir von der Höhe unsres Thurmes cirmal zum amerikanischen Falle hinüberblickten, sahen wir auch diesen in Flammen stehen, aber nur an der äussersten Spize, an

, bei dem mitten rechtes schönes der Sturm erst leine Mastbäume gen Dimensionen e zersplitternden hren und frischen vermigen und ein- en, das über die i unsäglich viele auf der Stelle ist bei der Hand, eben und sie in d langschleppende endigis bei einer zu den Fenstern egenbögen. Aber die hier im Ni- re re Wasserstaub- gleich. Es sind ja mitunter sind ganz goldig oder Wasserkegel em- undlage, von der je Oberfläche des er reinsten Milch in (the river of unseres Thurmes sahen wir auch ersten Spige, an

seinem untersten Fuße, wo rothglühende Staubböken sich aufwälzten, während die übrige Masse des Falls im dunklen Schatten blieb. Ich gedachte des Alpenglühens.

Aber wie die hellen Tage, so produciren hier auch selbst die düstern und wolfigen Negerlage ihre eigenen großartigen Effekte. Niagara im Ungewitter ist in seiner Art nicht minder anziehend, als Niagara im Sonnenschein. Natürlich muß aber das schwere, dicke Ungewitter oben auf dem Plateau hinter den Kastaden aufziehen. Bei unserer manigfaltig abwechselnden Herbstwitterung hatten wir auch dieses Schauspiel. Der ganze Himmel im Süden war zuweilen in schwarze Wolken gekleidet. Wie ein blendend weißes Schnee- und Eiszapfengehänge stachen dann die Katarakten gegen diesen dunklen Hintergrund ab. Es schien als seyen sie selber der Ausguß des Himmels und als steigen sie aus jenen unheilschwangeren Wolken wie so viele wirbelnde Tromben hernieder. Unsere Unge- witter waren leider nur ungeladene Batterien. Aber im Sommer, wenn Donner und elektrische Entladungen sich dazu gesellen, und wenn die Blitze das ganze gigantische Bild aus der Finsterniß aufleuchten und wieder verschwinden lassen, sollen die Effekte noch un- vergleichlich viel zauberischer seyn.

Ein Niagara-Besucher muß nicht erwarten, daß er Alles sehe. Denn diese Wasserfälle, wenn man ihre ganze akustische, optische und artifizische Fülle erkennen will, verlangen ein langes Studium. Ich habe daher von ganz besonderem Glück zu sagen, daß ich hier auch ein herrliches Phänomen erblickt habe, dessen Beobachtung, wie ich höre, nicht vielen zu Theil werden soll. Nur an einigen Tagen in jedem Monate ist der Mond so voll, sein Licht so stark, daß er einen deutlichen Mondbogen im Wasserschaum erzeugt. Und recht oft werden dann diese kurzen Momente, die ohnedies die meisten verschlafen, noch von ungünstigem Wetter verkümmert. Mir aber wurde, wie gesagt, dieser unvergessliche Anblick zu Theil. Ich hatte

mich mit einem trefflichen Manne, einem ehrwürdigen Geistlichen aus Canada, zu mehreren Ausflügen von Cliftonhouse assiziert. An einem regnigtem Abende, spät, nachdem die gewöhnliche zahlreiche Gesellschaft sich verlaufen hatte, traten wir auf den Balken des Hauses und sahen zu unserer Verwunderung, daß der Himmel sich völlig wieder abgestärt hatte und der Vollmond ziemlich hoch am Firmamente stand. Wir vermuteten, daß es unter diesen Umständen vielleicht einen Mondbogen geben könnte, und brachen sogleich zu den Wasserfällen auf. Ungefähr gegen 11 Uhr kamen wir auf dem Tafelselsen an. Das ganze große Gemälde lag in der schönsten Mondbeleuchtung vor uns; die mächtigen Wasserergüsse von allen Seiten silberig erglänzend, die Festlandpartien und die waldigen Inseln dunkel dazwischen, und dann bei beiden Skaraffen ein farbiger Restler des lichten Gestirns. Beim amerikanischen Falte war folgendes zu bemerken: es stand ein Stück von einem breiten lichten Bogen, etwa ein Sertant, gerade dem Wasserfälle gegenüber, in den aus ihm hervorwaltenden Staubwolken aufgebaut, und zwar so, daß der Mondbogen den Halbbogen der Fassade mit dem Fuß beührte und dann beide in entgegengesetzten Richtungen sich auseinander krümmten. Der Mondbogen war in der Hauptsache ein breiter schwächer Lichtstreifen, mit sehr zarten röthlichen und bläulichen Tönen. Er sah, fast möchte ich sagen geheimtisch aus. Es war, als ob die Fassaden sich in ihrem eigenen glänzenden Staube abspiegeln. Es war wunderschön. Aber noch viel zauberischer waren die Phänomene beim Husseisenfälle, bei dem man denn seinen Dimensionen gemäß überhaupt alle Erscheinungen vollkommener wahnimmt. Nicht ein Mondbogen, sondern ein vollständiger Farbenkreis oder Lichtring von ziemlich bedeutendem Umfange schwiebte in schräger Lage mitten in jener großen Milchschüssel im Angesichte des Sturzes. Die Farben des Ringes waren zwar nicht scharf ausgeprägt, wir konnten nur einen leisen Schimmer von blau und roth erkennen; die leuchtende Kraft

igen Geistlichen
se assiziert. An
nliche zahlreiche
en Balken des
der Himmel sich
iemlich hoch am
diesen Umstän-
zachen fogleich zu
nen wir auf dem
in der schönsten
ergüsse von allen
ad die waldigen
Katarakten ein
rikanschen Fälle
en einem breiten
alle gegenüber, in
ut, und zwar so
mit dem Fuße be-
ungen sich ansein-
pisache ein breiter
pläulichen Tönen.
war, als ob die
piegellten. Es war
Phänomene beim
gemäß überhaupt
nicht ein Mond-
sichtring von ziem-
e mitten in jener
Die Farben des
onnten nur einen
leuchtende Kraft

des Ringes aber war so stark, daß er mit den dunkeln Wänden
des Thales in recht glänzenden Contrast trat. Auch war er so
vollständig, so rund, so scharf geschnitten, fast wie Silberschmiedarbeit.
Wir waren bei diesem wahrhaft zauberischen Anblieke entzückt, und
wunderten uns nicht wenig, daß wir bei diesem Entzücken so einsam
waren und rund herum kein einziges Menschenkind zu finden war.
Ich gedachte bei diesem fliegenden und leuchtenden Ringe an die
Kränze, welche die herrlichen Victoriaen Rauchs in unsererer Wal-
halla auswerfen, und mir erschien Diana, die holde Mondgöttin,
wie sie oben auf der Höhe der Katarakten saß und sich ergözte, der
Welt solche Silberkränze zuzuwerfen.

Der Niagarafluß ist oberhalb der Fälle ungefähr eine Meile
breit. Auf der Linie der Katarakten selbst zieht er sich schon etwas
zusammen, und unterhalb, wo die Fälle ihre großen Löcher ausge-
graben haben, vermindert sich diese Breite plötzlich auf ein Drittel,
auf etwa 1500 Fuß. In einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Meilen von den
Fällen vermindert sich diese Breite abermals um die Hälfte. Der Fluß
ist hier auf einen schmalen Streifen von 700 Fuß Breite zu-
sammengeschmärt. Es ist etwa der achte Theil der gewöhnlichen
Breite oberhalb der Katarakten. Diese Zusammenschmärtung dauert
auf einer Länge von ungefähr 200 Ellen an. Dann breitet sich
der Canal wieder aus und behält bis zum Ausfluß in den Ontario
so ziemlich dieselbe Breite von durchschnittlich 1600 Fuß bei. Jene
Flussecke im Niagara unterhalb der Katarakten ist für Wegebau und
Länderverbindung eine der merkwürdigsten Stellen im ganzen Lorenzo-
systeme. Auf der ganzen tausendmeiligen Linie, auf welcher die
Gewässer dieses Systems die Grenze zwischen Canada und den Ver-
einigten Staaten bilden, kommt keine solche Annäherung der Ufer
wieder vor. Es ist die größte Enge, durch welche irgendwo diese
großen Wassermassen sich durchdrängen. Es ist daher auch bis jetzt
der einzige Punkt in dem ganzen Bassin, an welchem es gelungen

ist, den Süden mit dem Norden auf trockenem Wege zu verbinden. Eben zur Zeit unseres Besuches in diesen Gegenden hatte man jenes bewundernswürdige Kunstwerk, die Niagara-Hängebrücke zu Stande gebracht und beinahe bis zum letzten Hammerschlage vollendet.

Die Geschichte dieser Brücke ist so interessant, wie der Anblick des Werks. Seit zehn oder mehr Jahren haben sie wie die Spinnen an diesem Eisendrahtgewebe zur Verknüpfung Canada's und der Union gesponnen, sich in verschiedenen Versuchen erschöpft, nach Zerstörung des Vortendeten durch Naturgewalten von Neuem begonnen und am Ende über alle Hindernisse triumphiert. Da der Fluss hier beinahe so tief als breit ist, so war eine Errichtung von Pfeilern außer aller Frage. Da er innerhalb der Enge, wenn auch ohne Sturz, doch schwindend schnell dahin schießt, so war auch eine Schiffbrücke außer Frage. Da nicht einmal ein kleines Boot konnte hier durchpassieren, um den ersten Strick zur Anknüpfung der Verbindung hinüberzutragen. Es blieb nichts anderes übrig, als es, etwa in der Weise wie die Spinne ihren Faden von Baum zu Baum schwingt, durch die Lust fliegen zu lassen. Man verfertigte papierne Segel, sogenannte „Drachen“ (Kites), passte den rechten Wind ab, und befrachtete jene Lustboote mit den ersten dünnen Drähten, die auf diese Weise von den Vereinigten Staaten nach Canada hinübergetragen wurden. Als man so nur erst einen kleinen Haltpunkt gewonnen hatte, war es leicht, dicke Stricke längs der dünnen befestigten Drähte hinüberzulotsen, und man verdickte die Stricklinien endlich so, daß am Ende ein Korb und ein Mensch daran hängen und hinüberrollen konnten. Man vermehrte und verstärkte die Stricke wieder, vergrößerte den Korb, errichtete am Ufer Räder- und Maschinenwerke zum Hin- und Herziehen des Korbes. Es kam auf diese Weise eine regelmäßige Brückenverbindung über den Abgrund zu Stande, die wenigstens so viel leistete, wie die alten peruanischen Seil- und Hängemattenbrücken. Wie einzelne Passagiere, so

zu verbinden.
hatte man jenes
Sicke zu Stande
vollendet.
wie der Anblick
wie die Spinnen
Canada's und der
erschöpft, nach
von Neuem be-
spürt. Da der
Errichtung von
einge, wenn auch
war auch eine
nes Boot konnte
fung der Verbin-
g, als es, etwa
Baum zu Baum
fertigte papierne
echten Wind ab,
n Drähten, die
Canada hinüber-
einen Haltpunkt
ngs der dünnen
e die Stricklinien
h daran hängen
stärkte die Stricke
Räder- und Ma-
. Es kam auf
er den Abgrund
e alten peruanis-
e Passagiere, so

könnten nun auch Arbeiter und neue Fortifikations-Materialien hin- und hergeschafft werden. Es wurde endlich eine schmale schwebende Kettenbrücke für Fußgänger zu Stande gebracht. Diese zerriss zwar wieder im heftigen Sturm; aber da man einmal die Ausführbarkeit der Sache erkannt hatte, fing man frisch von Neuem an und ist denn nun, wie gesagt, jetzt endlich von jenem ersten dünnen kaum sichtbaren und durch einen Papierdrachen hinübergelösten Faden zu einem großartigen, schönen Hängebrückenwerk gelangt, das in der Welt seines Gleichen sucht, sowohl in Bezug auf die Solidität als die Eleganz der Ausführung. Die Eisendrahtschäfte, in denen diese Brücke hängt, sind so dick wie Mastbäume. Sie haben dabei eine Länge von mehr als tausend Fuß. Die Thürme, welche sie tragen, sind Meisterstücke der modernen Architektur. Das in einer Höhe von 250 Fuß schwabende Bauwerk besteht aus zwei Etagen. Oben läuft ein Schienenweg hin für die Lokomotiven und Eisenbahnzüge, und unter ihnen hängt ein breiter geräumiger Corridor für Fußgänger, Reiter und mit Pferden bespannte Wagen. Die letzteren passirten bereits frei hinüber und herüber. Die ersten erwarteten noch das Zeichen zum Anfange. Merkwürdig ist es, daß man diese schweren und schnellen Lokomotiven für die Sicherheit des Baus weniger zu fürchten scheint, als die Fußgänger, gegen welche letztere wir eine strenge Strafandrohung am Eingange der Brücke angeheftet fanden. Das Edict ließ da hinaus, daß alle größeren Gesellschaften, alle Truppenkörper und Prozessionen sich vor der Brücke aufzulösen und bei scharfer Strafe zu hüten hätten, im Takte über die Brücke zu marschieren. Musikbanden, so hieß es ferner, dürften spielend nicht anders als in einem Wagen die Brücke passiren, um alle Veranlassung zu taktmäßiger Bewegung zu vermeiden. Es scheint also, daß man auch hier von den kleinen, aber wiederholten Einwirkungen schlimmere Effekte erwartet, als von großen vorübergehenden, von den langsamsten, aber stets in derselben Weise

wiederholten Tritten einer Musikkapelle mehr Gefahr, als von den rasch und mit ausdauerndem Druck dahinrollenden Eisenbahnzügen. Vielleicht könnte ein einzelner Mensch, wenn er in der Mitte der Brücke sich acht Tage lang auf und abschaukelte, die Schwingungen allmählig so heftig machen, daß er im Stande wäre, das ganze Werk zu zerreißen. Allerdings will man aber auch gegen die Lokomotiven Vorsichtsmaßregeln ergreifen. Doch sind diese Vorsichtsmaßregeln wunderlicher Natur. Sie bestehen nämlich darin, daß man den Ketten zu der Last, die sie schon zu tragen haben, noch mehr Ladung aufspackt. Man gibt der Brücke einen Ballast von einigen hundert Tonnen, die, wie man mir sagte, in Form von diesen eisernen Blöcken auf dem ganzen Werke verteilt werden. Es soll dadurch eine konstantere und unverrückbarere Straffung erzielt werden, als man sie bei der ersten Anspannung der Ketten oder Drähte über die Thürme bewirken konnte.

Wenn die ganze Menschen- und Waarenströmung auf dieser Brücke erst in vollem Gange ist, so wird es einer der wirksamsten und folgenreichsten Uebersehpunkte von der Union nach Canada werden, und beide Länder in noch viel innigere Beziehung als bisher bringen. Es wird darin eine ihrer Hauptflammmen geschmiedet seyn. Schon jetzt haben sich in der Nähe der Brücke neue Häuser, ganze Straßen gebildet. Der neue im Entstehen begriffene Ort wird vielleicht einmal mit den Dörfern bei den Wasserfällen zu einem großstädtischen Marktplatz zusammenwachsen.

Leider, leider habe ich mich auf dieser Brücke vergebens nach einer Bezeichnung der Grenzen zwischen Canada und den Vereinigten Staaten umgesehen. Freilich läuft diese Grenze, da sie, wie schon gesagt, mitten durch den Strom gelegt wurde, auch mitten quer über die Brücke weg. Aber sie sollte doch im Namen der Menschlichkeit ganz haarscharf mit einem weißen Striche bezeichnet werden. „Daran hat man noch nicht gedacht,“ sagte man mir, als ich mich

als von den Eisenbahnzügen. der Mitte der Schwingungen ist, das ganze gegen die Loko diese Vorsichts-lich darin, daß en haben, noch en Ballast von in Form von eilt werden. Es Straffung erzielt der Seiten oder

mung auf dieser der wirksamsten n nach Canada lehung als bisher geschmiedet seyn. ie Häuser, ganze eifffene Ort wird zerfallen zu einem

te vergebens nach d den Vereinigten da sie, wie schon auch mitten quer unen der Mensch bezeichnet werden. mir, als ich mich

wiederholt und eifrig darnach erkundigte. Die Brücke ist durch gemeinsame amerikanische und canadische Anstrengungen zu Stande gekommen und gehört den beiden Ländern auch gemeinschaftlich. Ich wiederhole aber, „im Namen der Menschlichkeit und der Menschenrechte“ sollte man jene Grenze scharf bezeichnen und die Gemeinschaft des Brückeneigenthums aufheben. Denn zwei Staaten, von denen der eine die allgemeinen Menschenrechte anerkennt, der andere aber nicht, vielmehr das abscheulichste Unrecht, nämlich Menschenstlaverei beschützt, sollten gar kein Eigenthum, geschweige denn die einzige ihre Territorien verknüpfende Grenzbrücke mit einander gemeinschaftlich haben. Wie wichtig kann der Umstand für die armen geplagten und flüchtenden Neger werden, daß der Anfang der stlavenbesitzenden Union und des freien Canada haarscharf bezeichnet sey. Schon jetzt, da die Brücke kaum eröffnet war, sind Fälle vorgekommen, bei denen vermutlich jener weiße Streifen gute Dienste geleistet haben würde. Man erzählte mir, daß noch kürzlich ein Negerflüchtlings, von seinen Gewalthabern verfolgt, die Brücke eilenden Fußes betreten habe. Er war schon ein Stück weit vorgedrungen, da erreichten ihn seine Verfolger, legten ihre verruchten Hände auf seine nackten Schultern, nahmen ihn gefangen und zerrten ihn zurück. Wo dies geschehen sey, ob nahe bei Canada oder nahe beim amerikanischen Ufer, wußte man mir nicht anzugeben, eben so wenig auch, ob man die Sache einer genauen Untersuchung gewidigt habe.

Die Nachbarschaft der Niagarafatarakte ist schon jetzt einer der beiden vornehmsten Punkte, denen die bedauernswertesten Opfer der amerikanischen Stlaverei zur Rettung zueilen, und wird dies nach vollständiger Eröffnung der Brücke wohl noch in höherem Grade werden. Der andere Hauptpunkt ist in der Nachbarschaft von Detroit bei dem Isthmus zwischen den Seen Erie und Huron. Dort bei Detroit ist die Einwanderung der schwarzen Flüchtlinge noch viel stärker,

als bei Niagara. Detroit liegt etwas südlicher und westlicher, und ist vom Mississippi aus, der großen Hauptader der Sklavenstaaten, viel leichter zu erreichen. Es sind in den letzten Jahren schon Tausende dort herübergekommen. Indes geschicht die Flucht nicht bloß über jene beiden bezeichneten brückenartigen Länder-Büchsen, sondern auch längs der ganzen Ufer der Seen Erie und Ontario. Nicht bloß die britischen, sondern auch die meisten amerikanischen Dampfschiffscapitäne sind menschlich genug, wo sie es nur einigermaßen mit Umgehung des anstössigen „Flüchtlingsgesetzes“, das kein Christ als etwas Gesetzmäßiges anerkennen sollte, können, die armen Flüchtlinge, die in den Seehäfen anlangen, zur gegenüberliegenden Küste hinüberzufördern. Wie bekanntlich in vielen Städten des Innern der Union, so ist es namentlich auch in diesen Grenzorten Niagara und Detroit seit dem Flüchtlingsgesetze zu den außerordentlichsten und skandalösesten Auftritten gekommen. Die Sklavenbesitzer, die Menschenjäger mit ihren Trabanten und verruchten Gesellen sind seitdem hier in diesen Grenzorten ganz öffentlich erschienen und haben ihr Menscheneigenthum auf offener Straße ergriffen, und sie haben hier an der Grenze Canada's dem Volke, das wohl für die Neger Partei nahm, zuweilen förmliche und blutige kleine Gefechte geliefert. Eines dieser monströsen Gefechte entspann sich einmal an offener Tafel in einem der schönen Hotels in der Nähe der Katarakten. Ein aus dem Süden herangereister Naturbewunderer und Sklaventyranne erkannte beim Mittagessen in dem aufwartenden Neger, der ihm die Suppe reichte, einen seiner früheren Sklaven. Der Neger erkannte auch in demselben Augenblick seinen Herrn und machte Miene zur Flucht übers Wasser. Der Tyrann aber versuchte ihn, wie gesagt, an offener Tafel zu packen und fest zu halten. Sie rangen mit einander. Die andern schwarzen Diener suchten ihrem Bruder beizustehen und verwandelten, da sich auch bald eine Partie für den Herrn fand, Teller, Löffel, Gabeln, Stühle

in Waffen und Geschosse. Es entstand ein Gefecht, das sich auch auf die Straße ausbreitete, und in dem am Ende der Arm der Gerechtigkeit (?) dem Unrechte den Sieg verleihen mußte. — Doch, ich will mich hier einstweilen in diese schwarzen Angelegenheiten noch nicht zu sehr vertiefen. Ich will nur noch einmal wiederholen, daß man doch ja jenen weißen scharfen Grenzstrich auf der Brücke nicht vergessen sollte, und wandere einstweilen über dieses Prachtgebäude zurück, um noch einige benachbarte herrliche Naturwunder in Augenschein zu nehmen. Eine halbe Meile unterhalb der Brücke ist der berühmte Wirbel (the whirlpool). Die Scene ist wieder, wie die meisten Einzelheiten an diesem reichen Erdfleck, allein einer Reise werth. Der Niagara, d. h. alles Gewässer, das aus dem riesigen Seebecken des Erie, des Huron, des Michigan u. a. aussießt, rieselt hier pfeilschnell durch jene Brückenenge hindurch und schließt in einen ziemlich eckrunden Kessel hinein, der dem Hochplateau des Landes eingesenkt ist. Die hohen, schön bewaldeten und manigfach abgestuften Wände des Plateau's schwingen sich rund um den Kessel herum und lassen außer dem engen Eingange von Süden noch einen eben solchen Ausgang nach Osten frei. Der Kessel hat ungefähr zweimal die Breite des Flusses. Dieser schließt geradezu gegen das gebogene Nordufer an, das ihn auffängt und herumwirft. Die ganze colossale Wassermasse wird dadurch in schwingernder Bewegung zurückgeführt, schlägt mächtige Kreise und dreht sich um einen einzigen Centralpunkt. Die Gewässer werden freilich gleichzeitig immer untenwärts wieder hinausgeschafft. Aber einzelne Partien von ihnen müssen doch sehr lange, ohne den Ausweg finden zu können, im Kessel bleiben. Denn man hat folgende zwei Beobachtungen gemacht, erßlich daß Holzblöcke wohl zwei, ja drei Monate lang in dem Kessel gebüldig mit dem Wasser circulierten, ohne weiter geschwemmt zu werden, und zweitens, daß die Gewässer an der canadischen Seite, gegen die sie anstürmen,

bedeutend — Ingenieure sagen 11 Fuß — höher stehen, als an der amerikanischen. Die ganze Theorie dieses Kessels und die darin stattfindenden merkwürdigen Bewegungen und Erscheinungen nach hydrostatischen Gesetzen mathematisch zu erklären, möchte wohl selbst einem Biot noch ebensoviel Kopfrechnens machen, wie dem Aristoteles die Erklärung jenes Wirbels bei Euböa. Vöten Scylla und Charybdis bei Messina nur einen halb so großartigen Anblick dar, wie dieser Niagara-Whirlpool, dann würde man es begreifen, warum die Alten so viel Wesens von ihnen machten.

Wer einmal von Geburt an von einem unwiderstehlichen Naturzume und Drange beherrscht wurde, reißt sich schwer von solchen Szenen los, und wer hier eifrig an den Mändern des großen Riesenkessels streifte und forschte, enthält sich schwer, der „lieben,” leider so zeitgemäßen Kürze willen, den deutschen Leser nicht noch überall auf Schritt und Tritt mit sich herumzuführen. Indes, es sei! bestiegen wir den Wagen und lassen wir uns zu neuen Anschauungen fahren. Ich sage „fahren;“ denn leider ist für den Fußgänger in dieser Gegend noch bei weitem nicht so gut gesorgt, wie bei den meisten der vielbesuchten Naturwunder in Deutschland. Ganz Amerika hat überhaupt mehr Eisenbahnen als Fußpfade, und hier bei Niagara fand ich — wenigstens um diese Jahreszeit — keinen gangbaren, mit einziger Ausnahme jenes Indianer-Felsenpfades, auf dem ich hier ankam.

Parallel mit dem Strome läuft längs des kanadischen Ufers ein Landabsatz, den ich freilich nur eine Strecke weit verfolgte. Er zieht sich um einige hundert Ellen vom schroffen Abhange zurück. Vielleicht ist dies ein Theil des alten Flusufers, das der Fluss bespülte, als er auch hier noch so breit war, wie er nun oberhalb der jetzigen Grotaketen ist, und ehe er sich noch in sein schiges tiefes und enges Bett eingegraben hatte. Erst auf dem Rande dieses Ufers ist man auf der eigentlichen Höhe des Isthmus-Plateaus angelangt. Auf

dieser Höhe zwei Meilen landeinwärts liegt eine Ortschaft, Lundy's Lane, und daneben das in der amerikanischen Geschichte berühmte Schlachtfeld, genannt „Lundy's Lane Battlefield.“ Es wurde hier in dem letzten englisch=amerikanischen Kriege eine der blutigsten Schlachten gefochten, wie denn überhaupt der ganze Niagara-Isthmus und der ganze Niagarastrom von Erinnerungen an die Streitigkeiten und Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien voll ist. Die Schlacht von Lundy's Lane war, wie unser Kutscher sich ausdrückte, ein „witch and witch game,“ d. h. ein unmenschliches Spiel, in dem beide Parteien sich den Sieg zuschrieben. Doch ich muß gestehen, ich interessire mich sehr wenig für diese zwischen Briten und Amerikanern gefochtenen Schlachten, und fuhr daher auch einzlig und allein der beiden hölzernen Prospektthüreme wegen, die man dort errichtet hat, nach Lundy's Lane hinaus.

Auf der Spize jener Thürme genießt man eines ganz ausgezeichneten Überblicks des Landes. Man hat einen ziemlich großen Theil der breiten Länderbrücke zwischen Erie und Ontario in einem weiten Panorama unter sich. Dieser Isthmus ist ungefähr 25 Meilen breit und etwa 60 Meilen lang. Außer dem natürlichen Kanale des Niagarastromes schneidet auch der Welland-Kanal, ein vielgepriesenes Kunstwerk, von See zu See quer durch ihn hindurch. Auch mündet der Erie-Kanal in einem seiner Winkel aus. Längs des Niagarastroms laufen auch jetzt auf beiden Ufern zwei transversale Eisenbahnen. Der Länge des Isthmus nach gehen zwei Eisenbahnen von den Vereinigten Staaten nach Canada hinüber. Eine folgt der Küste des Erie, die andere dem Ufer des Ontario. Eine dritte geht nun, da die Brücke vollendet ist, gerade durch die Centrallinie des Isthmus, der sich übrigens im Laufe der Zeiten noch mit andern Wegearbeiten und Kunstwerken bedecken wird, da er neben dem Isthmus von Detroit das vornehmste trockene und

continentale Naturband zwischen Obercanada und der Union vorstellt. Der Niagara-Isthmus gehört fast ganz nach Canada und bildet drei kanadische Grafschaften, die unter dem Namen: „der Niagaradistrikte“ vereinigt sind. Obwohl eine der bevölkersten Gegendens Canada's, so ist doch nach unseren deutschen Begriffen die Bevölkerung auch hier noch sehr gering. Es leben etwa 800 Seelen auf einer (Deutschen) Quadratmeile. Auch ist noch kaum ein Drittel des Landes unter den Pflug gebracht.¹ Wenn man das Land so von einer Thurmspitze unter einem sehr schrägen Augenwinkel überblickt, so bemerkt man von Cultivierung und Bevölkerung außerordentlich wenig. Man glaubt vielmehr einen, völlig mit endlosen Wäldern erfüllten Landstrich vor sich zu haben. Es ist hier in der That eine der interessantesten Waldausichten, wie man sie nur in Canada haben kann. Das Plateau schlägt hier und da schwach erhöhte Bodenwellen, und dies bewirkt, daß alle die mit Wald übergesessenen Wellen sich eine über der andern hervorheben, und zahlreiche Baummassen hinter einander auftauchen lassen. Man glaubt in einem Meere von Vegetation zu stecken. Selbst wenn man mit dem Perspektive im Dunste des äußersten Horizontes sucht, so zerlegt sich dieser Dunst noch in eine Menge langgestreckter Linien, die alle schwächer und schwächer gefärbte Laub- und Vegetations-Schichten darstellen.

Ich wollte, ich könnte sagen, ich hätte auf dieser Thurmspitze schließlich von Niagara Abschied genommen. Aber der Abschied von diesem Erdstücke wird einem ziemlich schwer gemacht. Ich hatte meinen Rückweg querfeldein über die sogenannte brennende Quelle (the burning spring) genommen, die zwei Meilen oberhalb der Fälle liegt. Und ich gewann auf diesem Wege wieder einige so

¹ Ein kanadischer Statistiker sagt (1848) von jenem Isthmus oder von dem Niagaradistrikte, er habe 43,100 Einwohner, 162,000 Acker entwirten und 324,000 Acker unentwirten Landes.

total verschiedene Ansichten der großen Naturcene, daß sie mir als eine ganz andere und als eine ganz neue erschien, und daß ich neue Studien beginnen müßte. Höchst überraschend ist z. B. der Anblick, wenn man aus einem der Hohlwege, die jene oberste Plateaustupe, jenes alte Flusser durchbrechen, hervorkommt, und dann am Ende dieses Hohlweges auf einmal das schöne Bild gewahrt. Es erscheint hier sehr verkürzt und comprimirt. Einige Hauptansichten bieten sich auch von diesem hohen Ufer aus dar, längs dessen man weit fortfahren kann. Es ist hier der höchste Strich, den man in der Nähe gewinnen kann, und man hat da-selbst die Ratarakte so viel als möglich, d. h. freilich nur etwas wenigst unter sich gebracht. Die Ansicht wird besonders eigen-thümlich, wenn man auf diesem hohen Ufer allmählig dem Wasserfälle ganz in den Rücken kommt. Man gewinnt hier einen Punkt, wo man in jene oft berührte innerste Absatzstelle der Gewässer etwas hineinblicken kann, und wo am Ende dieser Stelle die Hauptache zu seyn scheint. Mehrere Maler haben auf ihren Darstellungen besonders diese Seite (es ist die Südwestseite) zu gewinnen gesucht und den Fluß so dargestellt, daß man nur eben jenen Einsenkungswinkel erblickt. Der Strom verschwindet und sieht wie plötzlich abgeschnitten aus. Nur aus einigen wenigen Andeutungen von Staub und Schaum eräth man, was weiter unten geschieht. Diese Bilder des Niagara könnte man mit den Portraits vergleichen, auf denen man einen Menschen von der Rückseite dargestellt sieht, höchstens mit einer leisen Andeutung seiner Nase, die dennoch beinahe die ganze Phystognomie errathen läßt.

Außer jenen reizenden indianischen Magazinen, von denen ich sprach, haben sich auch noch viele andere Nebendinge in der Nachbarschaft der Ratarakte angesammelt, zum Beispiel kleine Museen, unter denen eines eine ganz vorzéffliche, vollständige und gut geordnete Sammlung von allen kanadischen Thieren enthält. Man

faun manche auszufüllende Zwischenstunden trefflich und nützlich darin verbringen. Auch findest du nach dem Geschmacke des Landes hier und da wilde Thiere lebend an deinem Wege. Vor dem einen Häuschen spielt jeden Morgen ein allerliebster kleiner Waschbär, der dankbar und höchst appetitlich jedes Stückchen Zwieback, das du ihm darbietest, verzehrt. Auf einem andern Hofe sind ein halbes Dutzend Wölfe verschiedener Farbe und Gattung an Blöcke gefetet. Wiederum in einem andern Verschlage findest du ein Paar Büffel aus dem Westen, so nahe deiner Beobachtung dargeboten, wie es in den Prairien selber wohl selten möglich seyn möchte. Sie sind unbändig und wild, haben kürzlich sogar ihren Führer und Fütterer auf die Hörner genommen, und scheinen beständig zu zürnen und zu größen. In Kaffeehäusern und Restaurants nach Pariser Weise fehlt es namentlich auf der amerikanischen Seite nicht, und längs des kanadischen Ufers sind wieder die kleinen Gärten sehr beachtungswert. Sie sind zwischen dem jetzigen schroffen Stromufer und dem ehemaligen alten, jetzt bewachsenen eingelassen. Sie blicken wie die ganze kanadische Uferseite des Niagarastromes nach Osten, und haben daher von den kalten und zerstörenden Nordwestwinden, welche in Amerika ungefähr dasselbe sind, was bei uns in Europa die Nordostwinde, mehr Schutz als die amerikanischen Seite. Das ganze kanadische Niagarauf hat daher nicht nur in ganz Canada selbst das mildeste Klima, sondern ist auch vor dem ihm gegenüberliegenden Saumrande des Staates Newyork bevorzugt. Am 24. October, als schon die Nachtfroste alte Blumen auf dem Isthmus-Plateau zerstört hatten, und auch auf der amerikanischen Seite nichts mehr blühte, fand ich einen jener kanadischen Gärten voll der schönsten blühenden Georginen und anderer Blumen, und den Rasen vom frischesten Grün. Es war damals vielleicht der einzige Garten in Canada, der noch eine sommerliche Farbenfülle zeigte. Man sagte uns, die Wasserfälle hätten auch einiges Verdienst dabei,

und nützlich darin
des Landes hie
vor bem einen
Waschbär, der
st, daß du ihm
halbes Dutzend
gefettet. Wie-
aar Büffel aus
en, wie es in
chte. Sie sind
er und Fütterer
zu zürnen und
Pariser Weise
cht, und längs
ten sehr beach-
ffen Stromscher-
tet. Sie blicken
nach Osten,
Nordwestwinden,
uns in Europa
en Seite. Das
in ganz Canada
ihm gegenüber-
t. Am 24. De-
dem Isthmus-
ikanischen Sei-
hen Gärten voll
numen, und den
leicht der einzige
arbenfülle zeigte.
Verdienst dabei,

indem sie das ganze Thal beständig mit erfrischender Feuchte er-
füllten und alle Vegetation an den Abhängen selbst mitten in der
Sonnenhitze bei Kraft erhielten. Ein Neger, der uns in dem
Gärtchen von Busch zu Busch herumführte, pflückte uns unaufge-
fordert einen kleinen Blumenstrauß und überreichte ihn uns beim
Thore mit der den Negern eigenhümlichen Verbindlichkeit. „Der Neger
ist noch nicht lange im Lande,“ bemerkte ein Reiner unter uns;
„solche artige Einfälle haben bloß die Sklaven im Süden; hier im Norden verlieren sie dergleichen sehr bald, werden plumper und
gröber.“ — Diese Blumen, die ein armer Flüchtling uns reichte,
waren der letzte Gewinn, den Niagara uns verschaffte. Mit ihnen
im Knapsack und mit unvergleichlich schönen Erinnerungen im
Herzen, eilten wir wenige Stunden später auf einer canadischen
Eisenbahn davon und langten auf geneigter Fläche, von eigener
Schwerkraft gefördert, in dem kleinen Hafen Chippewa an.

XL. Der obere Niagarafluß.

Chippewa ist ein junges Dertchen am Chippewa Creek, der
sich aus Canada in den oberen Niagara-River ergießt. Obwohl
Eisenbahngleckenheiten nach Buffalo sich in Fülle darboten, zog ich
es natürlich vor, mich in Chippewa auf einem Dampfer einzuschiffen,
um auch den oberen Niagara noch kennen zu lernen. Wir steuerten
bald an Bord eines der schönen, geräumigen, eleganten Dampfer,
die hier in ungezählter Menge auf alten Flüssen, Seen und Creeks
schwimmen, wie auf den Gewässern in Südamerika die Victoria
Reginas, in den breiten Strom hinaus.

Es gibt kein unteres Flußstück in der Welt, das einem oberen
ähnlicher ist, als der untere Niagara dem oberhalb der Fälle.

Während jener eine tiefe und geradlinigte Furche bildet, ist dieser eine breite, flache und ruhige Wassermasse. Dort nicht eine einzige Insel in dem engen Graben, hier eine Menge von großen und kleinen Inseln und mehrfachen Armen und Flusspaltungen. Der sind die Ufer hoch, felsig, malerisch, mit Gärten, Villen und hübsch wechselnden Scenen behangen. Hier sind sie niedrig, einförmig, ziemlich unbewohnt und meistens bewaldet. Es wird lange dauern, bis sie auch malerisch und „romantisch“ werden werden, einige tausend Jahre, nämlich bis die Fälle erst bis Niaw-Island oder bis Grand-Island zurückgeschritten seyn werden. Ein sehr merkwürdiger und mir unerklärlicher Unterschied zwischen dem unteren und oberen Niagara ist auch folgender, daß in jenen auf seiner ganzen Strecke nicht ein einziger Nebenfluß, nicht ein einziger kleiner Creek einsällt, während deren bei diesem eine Menge sind; gleich unmittelbar oberhalb der Fälle der schon genannten Chippewaw, und dann auf beiden Seiten des Flusses noch viele andere kleinere. Ich habe noch nie ein Werk gefunden, in welchem auf diesen Umstand aufmerksam gemacht wäre, und doch scheint er mir einer Beachtung der Geographen wie der Geologen gleich werth. Hatte der untere Niagara nie Seitenzuflüsse? Und wenn nicht, woher kommt es, daß er in dieser Beziehung in einem so auffallenden Verhältnisse zur oberen Hälfte steht, wie ein astloser Baum zu einem vielästigen? Hatte er aber früher Seitenzuflüsse, so fragt man, wo blieben sie bei der supponirten Ausgrabung seines Bettes? Die natürlichste Folge einer solchen Ausgrabung müßte, so sollte man denken, gewesen seyn, daß alle Seitenbäche sich gleichfalls in hohen Kaskaden in den Hauptkanal hinab ergößen. Könnten sie alle auslaufen, verfliegen und ihre Thäler sich verwischen? In der That, auch bei diesem Phänomen weiß ich keine Lösung zu finden.

Es war ein ziemlich rauher und kalter Tag, und die Amerikaner an Bord unseres Schiffes lagen alle weitbeinig und

bildet, ist dieser nicht eine einzige von großen und Ablösungen. Drei Bitten und hübsch lebendig, einförmig, und lange dauern, ein, einige tausend Island oder bis sehr merkwürdiger Tieren und oberen ganzen Strecke der Gref einfältlich unmittelbar, und dann aufwärts. Ich habe den Umstand auf einer Beachtung. Hatte der untere poher kommt es, und den Verhältnisse einem vielästigen? In, wo blieben sie. Die natürlichste man denken, gegen hohen Rücken alle auslaufen, er That, auch bei und die Ame weitbeinig und

langarmig ausgestreckt auf den Stühlen und Sophas der Kajüte rund um das Feuer herum. „Wenn sie nicht Geschäfte machen, diese Yankees, so schlafen sie, wie die Murmelthiere, wenn sie nicht gerade einheimsen. Auf den Märkten, in der Lust der Börsen und Banken, da flattern sie wie die Schmetterlinge im Sommer. Außerdem aber spinnen sie sich gleich ein, wie die Chrysaliden.“ So sprach zu mir ein Reverend aus Canada, der sich schon auf der Eisenbahn mir angeschlossen hatte. „Glauben Sie,“ erwiederte ich, „daß, wenn wir hier etwas Erstaunliches von Dollar und Cents zu reden anfangen, wir sie wach bringen würden?“ — „Wenn wir ein rechtes Dollar- und Cent-Gespräch aufbringen könnten, so würden Sie bald bemerken, wie erst dieser, dann jener mit den Augen blinzelte und die Ohren spitzte, um zu hören, was es gäbe. Wenn sie sich auch aus Vorsicht nicht gleich in unser Gespräch mengten, so würden sie innerlich sehr bald „wide awake“ (völlig wach) seyn. Besonders wach zeigen sie sich immer, wenn sie durch unsere schöne, fruchtbare obercanadische Halbinsel reisen. Da wissen sie so etwas von einem guten Geschäftchen. „It is a fine country, sprechen sie, we will soon get it.“

Ich ging mit meinen kanadischen Bekannten auf dem Verdeck spazieren, und da wir beständig zwischen den beiden Ländern hinfuhren, so war ihre Vergleichung natürlich das beständige Thema unserer Unterhaltung. Mein Freund wiederholte mir dabei nur, was mir schon in Canada selbst als kanadische Ansichten ein vielfaches Echo wiederholte. Er meinte auch, wie alle Kanadier, daß in Canada weit mehr wahre Freiheit zu finden sey, als in den Vereinigten Staaten. In Canada spreche man sich über alle Angelegenheiten viel unbefangener aus. In den Vereinigten Staaten wage man dies nicht. Man habe eine gewisse Scheu vor der Majorität, vor dem Mob, vor seiner eigenen Partei, der man sich mit Haut und Haaren hingeben müsse, und von deren Ansicht man

um kein Dotter abweichen dürfe, um nicht bei ihr in Misskredit zu fallen. Viele wahrhaft aufgeklärte und gebildete Amerikaner fühlten sich auch, wenn sie nach Canada hinüber kamen, viel unbefangener und freier, so wie denn auch diese gebildeten Amerikaner und sehr viele der besten und weisesten amerikanischen Staatsmänner keineswegs — und zwar hauptsächlich im Namen der Freiheit — wünschten, daß Canada den Vereinigten Staaten einverleibt würde. Canada wirkt in vieler Hinsicht auf die amerikanischen Parteien als ein wohlthätiger „Check.“ Seine Fortsetzung fördert auch einen nicht geringen Wettkäfer zwischen beiden Nachbarn, der sogleich verschwinden würde, wenn die Amerikaner die Eroberung machten, und wenn Yankee-Gewohnheiten und Yankee-Notions bis an den Nordpol allein herrschend würden. Keine Nachbarn zu haben, ist für jedes Volk mehr oder weniger ein Unglück. Die Vereinigten Staaten haben jetzt außer Canada auf dem ganzen Continente nur noch einen Nachbar, Meriko. Solche rare Leute sollte man sich möglichst conserviren. Roms Sitten sind schon an auszuwarten, als es aus seinen alten Stadtmauern erobert hervortrat. Wie wollen die Amerikaner sich vor Entartung schützen, wenn sie sich frei und unbegrenzt über den ganzen Continent ergießen! „Wir Briten,“ sagte mein Freund, „erachten sie schon jetzt in mancher Hinsicht — wenn ich auch nicht sagen will — als entartete Kinder, doch als aus der Art geschlagen. Wir Briten sind langsamer gewachsen, wie Eichen. Sie sind aufgeschossen wie Pappelbäume. Wir Briten sind den alten Römern zu vergleichen. Amerika ist Neurom, und verhält sich zu uns in vieler Hinsicht, wie das spätere Griechenland zum alten Italien.“

Mein Freund stieg mir in seiner Unterredung ein wenig in zu hohe Regionen, und da ich ihn gerne wieder auf einen näher liegenden, fassbareren Gegenstand bringen wollte, unterbrach ich ihn mit einer Querfrage über den sogenannten „nasal-twang“ in der Aussprache des

in Misskredit zu merikaner fühlten viel unbefangener merikaner und sehr ausmänner keinesheit — wünschten, würde. Canada Parteien als ein auch einen nicht gleich verschwinden chten, und wenn den Nordpol allein ist für jedes Volk n Staaten haben nur noch Einen sich möglichst conxten, als es aus Wie wollen die sie sich frei und „Wir Britten," anchor Hinsicht — Kinder, doch als gämer gewachsen, une. Wir Britten ist Neurom, und spätere Griechen-

n wenig in zu hohe her liegenden, fassn mit einer Quer-er Aussprache des

englischen, der den Britten bei den Amerikanern so sehr auffällt, und von dem ich in England bereits so viel gehört hatte. Ich hatte mich selbst schon seit länger ein wenig eingewöhnt auf das Herauslauschen dieses amerikanischen nasal-twang, d. h. dieses eingenähmlich zischelnden undeutlichen Tones, mit dem sie die englischen Worte durch die Nase stoßen, oder — wie soll ich sagen? — schnattern. Ich hatte auch am Ende wietlich heraus gebracht, was die Engländer darunter verstehten, obwohl ich es dennoch hier nicht deutlich beschreiben kann. Ich frage meinen Gefährten namentlich, ob dieser sogenannte amerikanische nasal-twang auch in Canada herrsche. Er war der Ansicht, daß der eingeborene britische Canadier ihn fast eben so stark hätte, wie die Neuengländer. Er selbst, sagte er, habe mehrere in Canada geborene Kinder, und alle seine Kinder, so viel er auch dagegen erzogen und gepredigt hätte, sprächen, wenn sie heranreichten, zu seinem Leidwesen das Englische mit dem gewissen amerikanischen nasal-twang, der dem Engländer ebenso unangenehm ist, wie der irische Brogue. Er glaubte daher auch, daß die Natur des Landes etwas damit zu thun haben müsse. Vielleicht affiziere das Klima die Sprachorgane, und namentlich auch die Nase der im Lande geborenen auf eingenähmliche Weise. Er glaubte eine Bestätigung dieser seiner Ansicht in dem Umstände zu finden, daß der nasal-twang unter den amerikanischen Landbewohnern, den Farmern und Bauern, noch viel stärker und entschiedener ausgeprägt sei, als bei den Städtern, bei den gebildeten und besterzogenen natürlich am allerwenigsten.

Unter diesen Gesprächen waren wir endlich den ziemlich langweiligen Ober-Niagara ganz hinausgeschifft, und sahen nun auf einmal wieder Städte zu beiden Seiten vor uns. Zur Rechten der legit. canadische Ort, Fort Erie, und in der Ferne zur Linken die Thürme und Häusergiebel der zweiten Handelsstadt des Staates Newyork, die Zinnen von Buffalo. Zwischen beiden in der Mitte

hindurch eröffnete sich eine weite Aussicht auf den breiten See Erie. Um den Hafen von Buffalo zu erreichen, mußten wir ein Stück weit auf den See hinausfahren, und ich werde den merkwürdigen Anblick, den er uns darbot, um so weniger vergessen, da er für mich nur für wenige Augenblicke dauerte, und da es mir seitdem nicht gelungen ist, dieses berühmten Gewässers wieder ansichtig zu werden. Das rauhe Wetter, das uns auf dem oberen Niagara begleitet hatte, erwies sich hier auf dem Erie als ein völlig stürmisches. Die Wellen gingen hoch, und unser großer Dampfer, als er aus dem Fluss hervorlief, wurde hin und her geschleudert, wie auf dem Meere. Die uns nahen Wolken stogten eilenden Fußes über das schmale Östende des Sees, und hinten in der Ferne im Westen thürmten sie sich zu dunkelschwarzen Massen auf. Der See, im Süden von hohem Hügellande eingefaßt, erstreckte sich unabsehbar weit unter dem schwer herabhängenden Vorhange fort. Hier und da fiel ein Dämmerschein des Sonnenlichts auf seine trübe und wild aufgeregte Oberfläche hinab, und bezeichnete sein Vorhandensein noch in einer Entfernung von vielen Meilen. Viele Schiffe kreuzten hin und her und schienen, wie wir, mit rascher Bewegung den Hafen zu suchen. Als hätte ich einmal eine Apparition gehabt, so ist mir, sage ich, dieses Bild des Erie, das ich leider so rasch im Hafen von Buffalo wieder aus den Augen verlor, im Gedächtniß geblieben.

XLI. In Buffalo.

Es hat, wie es scheint, die Menschen von jeher, obgleich es doch ganz natürlich dabei zugeht, ein wenig verwundert, daß so ein bloßer Binnensee auch so gewaltig zürnen und fast ganz und

eiten See Erie.
wir ein Stück
merkwürdigen
en, da er für
es mir seitdem
der ansichtig zu
oberen Niagara
ein völlig stür-
roßer Dampfer,
her geschlendert,
eilenden Fußes
n der Ferne im
auf. Der See,
eckte sich unab-
ange fort. Hier
auf seine trübe
hnete sein Vor-
Meilen. Viele
mit rascher Be-
mal eine Appa-
s Erie, das ich
den Augen ver-

gar eine oceanische Physiognomie annehmen kann, daß Neolus und Neptune mit ihren Blasbälgen und Dreizacken auf ihm eine Auf-
regung hervorbringen können, die den Menschen eben so imponiren
und eben so viel Gefahr bringen kann, wie die Bewegungen der
großen See. Hunderte von Schiffen verschlingen diese Seen all-
jährlich mit Mann und Mans. „Und doch ist es nur süßes Wasser,“
sagt man. Ein „mare dulcium aquarum“ (ein Meer von süßen
Gewässern) nannten die früheren Geographen diesen canadischen
Seecomplex auf ihren ältesten Karten, und schienen damit auf
etwas besonderes Wunderbares hinzuweisen. Wahrscheinlich
findet man das Wunderbare nur in der Vorstellung, daß hier so
große Wassermassen durch so kleine Ursachen zusammengekommen
sind. Alle diese unahnehmbaren Seen sind nichts als im Laufe der
Jahre zusammengetropftes Regen- und Brunnenwasser, lauter
Wolkenniederschlag und Quellenausbruch. Freilich ist im Grunde
genommen dasselbe auch beim Ocean der Hall. Auch die weiten
Salzmeere sind aus Flüssen zusammengeronnen. Auch sie dampfen
in Wolken auf und tropfeln wieder herunter. Auch da ist kein
Tropfen, der nicht das Produkt eines großen Destillationsprozesses
wäre. Allein beim ewigen, majestätischen Ocean vergibt man dies
eher. In solchen Fluss- und Seensystemen dagegen hat man jenen
Destillationsprozeß mehr vor Augen. Man sieht alles deutlicher,
ich möchte sag., n., wie in einer großen Bierbrauerei, wie die Was-
sermassen aus allen Röhren zusammenrinnen, wie sie aus einem
Fäß oder Becken ins andere hinübergezapft werden. Da wundert
man sich dann über die kolossalen Süßwasserkübel, obgleich es aller-
dings noch viele größere Gefäße in der Natur gibt, als solche
Süßwasserkübel.

Der Erie ist von allen canadisch-amerikanischen Seen der süd-
lichste, und doch ist er keineswegs der am meisten vor Schnee und
Eis geschränkte. Vielmehr ist er der Eisbedeckung weit mehr ausgesetzt.

als z. B. sein nordöstlicher Nachbar der Ontario. Am Ontario frieren selbst in strengen Wintern nur einige Nebenbächen und Häfen zu, der ganze See bedeckt sich nie auf weiten Strecken, und in milden Jahren geht die Schifffahrt ungehindert den ganzen Winter fort. Er ist durchweg bedeutend viel tiefer als der Erie, der im Ganzen ein sehr flaches Becken bildet, und dessen Ufer oft viele Meilen weit seicht unter der Wasseroberfläche fortlaufen. Er leidet daher in höherem Grade als der Ontario an allerlei Winterübeln, namentlich sein östliches Ende bei Buffalo. Hier bildet der See einen kleinen zehn Meilen breiten Sack, und dieser Sack bedeckt sich beinahe alle Winter der Art mit Eis, daß man sehr häufig mit Wagen und Pferden von Buffalo nach Canada hinüberfahren kann. Selbst wenn die Eisdecke in andern Gegenden des Sees schon gebrochen ist, bleibt doch dieser Sack oft noch lange mit Schollen und Blöcken verstopft. Der Erie erstreckt sich mit seiner Hauptausdehnung von Osten nach Westen, und die kalten Westwinde sorgen aus allen Häfen und Buchten das Eis hervor, und blasen es in diesen östlichen Sack hinein. Dahin wird es auch durch die ebenfalls nach Osten gerichtete Strömung der Gewässer getrieben. Der Niagara kann es nur allmählig absführen, und oft treiben sich bei Buffalo noch drei oder vier Wochen Eismassen umher, nachdem alle übrigen Häfen des Sees längst frei geworden. Daher ist denn auch der große amerikanische Erie-Kanal, der bei Buffalo ausmündet, nicht unbedeutend länger verstopft, als der kanadische Wellandkanal, der den Niagara-Isthmus durchschneidet, und dessen Mündung die Engländer außerhalb jenes östlichen Eissacks etwas weiter westwärts hinaus verlegt haben. Manche haben mir gesagt, der daraus für Buffalo erwachsende Nebelstand wäre nicht sehr hoch anzuschlagen. Andere waren aber der Meinung, der Schaden wäre sehr bedeutend. Man hätte es auch längst eingesehen, daß Buffalo eigentlich etwas weiter westwärts liegen sollte. Man hätte

Am Ontario
enbauen und
Strecken, und
den ganzen
als der Erie,
eßen Ufer oft
rlaufen. Er
lerlei Winter-
tier bildet der
dieser Sack be-
währt man sehr
mada hinüber
Gegenden des
noch lange mit
sich mit seiner
alten Westwinde
r, und blasen
auch durch die
ässer getrieben.
est treiben sich
umher, nach-
ordnen. Daher
der bei Buffalo
der kanadische
det, und dessen
Eissack etwas
ben mir gesagt,
väre nicht sehr
g, der Schaden
eingesehen, daß
le. Man hätte

auch vorgeschlagen, den Eriekanal eben so wie den Wellandkanal zu verlängern und weiter westwärts ausmünden zu lassen. Dies sey aber dem Interesse von Buffalo zuwider, und der Einfluss dieser großen City und Corporation habe die Ausführung bisher hintertrieben.

Wie Kingston und Toronto am Ontario, so liegen Buffalo und Detroit am Erie an den beiden Seeextremen. Sie beherrschen die Schifffahrt ihrer Seen, und haben sich alle in kürzester Zeit zu bedeutenden Plätzen erhoben. Buffalo läuft aber allen den Rang ab. Noch in unserer Jugend kannten wir den Ort kaum dem Namen nach, und jetzt ist es eine schon theilweise prächtig gebaute Stadt von nahe an 100,000 Einwohnern. Wahrscheinlich ist es die Annäherung dieser geographischen Position zu der Newyorker Verkehrslinie, die Buffalo den Vorzug gibt. Es beherricht nicht nur die ganze Länge des Eriesees, es vermittelt nicht nur über den Niagara-Isthmus hinweg den Verkehr zwischen Erie und Ontario, sondern es tritt auch von allen Binnenseeplätzen dem Meereshafen von Newyork am nächsten. Der Hudson bricht durch die Alleganygebirge und verknüpft durch einen wundervollen Natura-nal, welcher fast weniger einem Flusse, als einem Meerestarme gleicht, die Ebenen in der Nachbarschaft der Seen mit den Küsten des Oceans. Er kommt bis Albany hinauf, er reicht mit seinem Nebenarme Mohawk westwärts herum bis in die Nähe der Seen. Das Land ist überall eben und an vollen Wasserbassins reich. Chanssees, Kanäle, Eisenbahnen waren hier leichter ausführbar, als irgendwo sonst südwärts, wo zwischen der Meerküste und dem flachen Innern die Alleganygebirgsmassen undurchbrochen sich entgegenstellten. Verstopften die Niagarafälle den Ontario nicht im Westen, wären Erie und Ontario eins, so würden jene Chanssees, Kanäle und Eisenbahnen wohl alle irgend einem Punkte des Ontario, z. B. der Stadt Oswego zugeeilt seyn. So aber, wie die Sachen standen,

ungingen sie jene hinderlichen Katarakte und strömten dem Ende des Erie, der Stadt Buffalo zu, hinter der die Binnenseefahrt ohne weitere Niagarakatarakte tausend Meilen ins Innere fortgeht. Daß der Eriekanal, dies großartigste Werk amerikanischer Wassercommunication, nur in dieser Richtung ausführbar war, hat hauptsächlich den Ausschlag gegeben und hat es bewirkt, daß der große Wanderweg für Menschen und Waaren von Osten nach Westen, von der atlantischen Küste zu den kanadischen Seen, und zu den großen Mississippimarschen, in Buffalo eine seiner Hauptstationen fand.

Wir erstaunten nicht wenig über die Handelsbewegung, über die Güter- und Menschenströme, die wir selbst bei einem nur flüchtigen Durchstuge in diesem Orte fanden. Die Häfen, alle kleinen Bächen und Kanalbranchen sind mit Barken, Booten und Schiffen aller Art vollgestopft, Waaren aller Gattungen auf allen Straßen, an den Ufern und auf allen Kaien in Haufen aufgestapelt. Kaufleute, Schreiber, Schiffer, Fuhrleute, Packer dazwischen, wie in dem Gewimmel eines Ameisenhaufens, die Ballen hin- und herschaffend. Ich weiß nicht, ob die Leute das ganze Jahr hindurch so athemlos schaffen, oder ob wir gerade eben eine besonders eilige Zeitperiode trafen. Vielleicht trieb sie schon der nicht mehr ganz ferne drohende Schluss der Schiffahrt durch das Eis.

Tritt man aus dem chaotischen Wasser- und Geschäftsquartiere hervor, so entdeckt man eine weit ausgebretete Stadt, in der sich die Straßen wie in allen amerikanischen in regelmäßigen Winkeltheilen und die Häusermassen in rechtwinklige Quadrate, sogenannte „Blocks“ zerschneiden. Diese amerikanischen Städtepläne sind ursprünglich nach einem völlig republikanischen und gleichmacherischen Prinzipie angelegt. Alle Straßen sind fast gleich lang, gleich breit, gleich central oder nicht central. Es ist da nichts zu merken von dem Plane, nach welchem Karlsruhe oder sonst eine von einem

fürsten gegründete Stadt angelegt ist, nichts von Straßen, die zu einem Schlosse oder einem Centralplatze hinstrahlen, nichts von einer Haupt-, Pracht- und Schloßgasse. Ohne alle innere Organisation wurden die Städtepläne dem Verkehrs und der Einwanderung übergeben. Ich sage „ursprünglich“, denn nachher, so wie die Einwohner kommen, stellen sich die Sachen gleich ganz anders heraus. Der Verkehr organisiert den Städteplan alsbald auf seine Weise und gibt auf der Stelle den verschiedenen langgestreckten Kanälen eine ganz verschiedene Bedeutung. Er findet eine Hauptstraße und Nebenstraße heraus. Er füllt jene mit den Prachtgebäuden, den Wohnhäusern der Reichen, den Kirchen u. s. w. und schiebt das minder Bedeutsame in die Nebenstraße. Andere jener einander ursprünglich so gleichen Gassen degradiert er zu Quer- und Nebengässchen. Er findet aus allen jenen so ähnlichen Quadraten die Geschäftskontinuitäten die Vorstädte und die Armenquartiere heraus. Ja, mir will es scheinen, daß jene ursprünglich so republikanischen Städtepläne am Ende in Amerika einen in viel höherem Grade monarchischen Anstrich annehmen, als es in unserem Europa der Fall ist. In dem großen Newyork dominirt die große Central- und Hauptstraße in so überwiegender Weise, daß man sie fast die Straße von Newyork nennen könnte. Man findet dort alles was Herz und Auge verlangen kann. Man kann Monate lang in Newyork leben und sich hin und her bewegen, hundert Besuche machen, und doch dabei fast nie aus Broadway hinauskommen. Nur zuweilen weicht man einmal rechts und links ein wenig ab, muß aber dann wieder nach Broadway zurück. Ich dachte anfangs, es wäre diese eine Eigenthümlichkeit von Newyork, und sei durch die geographische Configuration des Bauplatzes dieser Stadt bedingt. Allein auch in Buffalo fand ich eine eben so prädominirende, eine eben so unvergleichlich großartige und prachtvolle, eine in eben so hohem Grade fashionable und exclusive Straße. Und wie in Newyork und Buffalo,

so ist es auch in Philadelphia, in Boston und überall. Jede amerikanische Stadt schafft sich sogleich ihren Broadway, wie jeder Thierembryo seinen Rückgrat oder Darmkanal. Wir in Deutschland haben zwar hie und da etwas Ähnliches, wie zum Beispiel „unter den Linden“ in Berlin. Aber im Ganzen scheint es mir doch, daß weder in den deutschen, noch auch in den englischen, französischen u. Städten alle Nummern und Prämien in so hohem Grade auf Eine Straße gefallen sind, wie hier in den amerikanischen durchweg. In Hamburg, in Dresden, in Wien, auch in Paris, in London suche ich vergebens nach einer Straße, die so sehr das Uebergewicht über alle übrigen hätte, wie die amerikanischen Broadway's. — Was ist die Ursache davon? Ich möchte es wissen. Ist es eine gewisse außerordentliche „exclusiveness“ in den amerikanischen Sitten? Ist es ein ungewöhnliches Uebergewicht der Mode? Ist es, daß sie es alle einander gleich thun woltei und nicht dulden können, daß ein Reicher anderswo wohne, oder anderwo seine Handschuh kaufe? Man könnte über diese Sache, wenn sie in dem Grade wahr ist, wie es mir scheint, tiefer führende Spekulationen anstellen.

Wie seinen ausgezeichneten Broadway, so fand ich in Buffalo zu meiner Verwunderung auch eben solche palastartige Monster-Hotels und eben den Styl des Lebens in ihnen, wie in den großen Städten des Ostens. Es gibt deren selbst in dieser jungen Stadt schon wenigstens ein halbes Dutzend. Auch hier herrscht in diesen Hotels das Unwesen, daß viele junge Ehepaare ihre Hochzeit, ihre Brautnacht und ihre sogenannten Honeymonate in Hotels verleben. Auch hier verlegen viele Familien ihre perpetuirliche Residenz in die Wirthshäuser. Hier, wie in andern Teilen Amerika's, werden die Kinder in diesen Wirthshäusern geboren, erzogen, geschult und sterben auch darin, ohne daß sie je im Stande gewesen wären, von dem, was wir das väterliche Haus oder den mütterlichen Heid

nennen, zu sprechen. Ganz angesehene Familien der Stadt, Richter, hohe Beamten etc. sieht man so nach nomadischer Weise ihre Wohnung bald in diesem, bald in jenem Hotel ausschlagen. Zuweilen versuchen sie es wohl einmal das, was wir „Häuslichkeit“ nennen, zu begründen. Bald aber wird es die bequeme junge Dame überdrüssig (gets tired of it), sie kann den „trouble“ mit den Dienstleuten nicht ertragen, sie liebt Bequemlichkeit, und ihr Mann, der findet, daß seine Dame auch nicht zu wirthschaften versteht, und daß das Leben in einem Wirthshause am Ende viel billiger ist, wird auch leicht dazu überredet, „to break up housekeeping“ (den Haushalt aufzugeben) und sich mit seiner ganzen Familie einer solchen Wirthshauscolonie, die höchstens so viel Gemüthlichkeit hat, wie ein fourieristisches Socialisten-Etablissement, anzuschließen. Wo bleiben da, möchte man fragen, die heiligen Penaten, und alle Associationen, die dieser Namen in sich schließt?

Wie gewöhnlich in allen amerikanischen Monster-Hotels fanden wir auch in Buffalo in dem luxuriös und theatralisch geschmückten Gesellschaftszimmer einen Kreis sehr bunt gemischter Gäste, um das Kaminspazier herum einen Kreis junger, recht hübscher, aber recht bequemlicher Damen in „rocking-chairs“ (Schaufelstühlen) sich wiegend. Weiterhin ein Neverend aus Canada mit seiner Lady, und dann rings im Zimmer herum eine Menge „Gentlemen“ und „Ladies“ von sehr verschiedenem Alter. Sie saßen alle wie eine Familie da, obwohl sie erst so eben durch verschiedene Eisenbahnzüge und Dampfschiffe zusammengewürfelt waren. Ich glaubte, es wären lauter Bekannte; aber ich wurde bald enttäuscht, da ich keinen mit seinen Nachbarn reden sah. Sie blickten, horchten und lauschten alle nach demselben Stubenwinkel hin, nach einem großen goldgeschmückten Flügel, an dem eine junge Amerikanerin zu Spiel und Gesang Platz genommen hatte. Neben ihr saß ein junger Mann, der ihr die Noten wendete, ihr das Schnupftuch aufhob,

und ihr Beifall zu klatschte, wenn sie nach seiner Meinung eine Strophe gut ausgeführt hatte. Ich fragte meinen Nachbar, wer die junge Künstlerin sei. Er wußte es nicht. Niemand wußte es, niemand kannte sie. Natürlich, wie waren ja, wie gesagt, eben erst so familienhaft zusammengefügt. Der junge Mann neben der Schönen benahm sich wie ihr Bräutigam, wie ihr Ehemann. Er schäkerte und scherzte laut mit ihr. Er sagte ihr Aetigkeiten, die er selbst vermutlich für ausgezeichnet hielte. Wie saßen alle ganz still da und blickten ernsthaft darein, indem wir dem mehr oder weniger lauten, dem zuweilen taftmäßigen, dem mitunter nicht detonirenden Vortrage der Sängerin lauschten. Der junge Mann warf zuweilen Wizze dazwischen, von denen wir wenigstens so viel verstanden, um zu begreifen, daß sie höchst albern waren. Doch nannten sie hier diese Albertheiten small talk, flirtation, Gouremachen. Dabei nahm er sich auch so viele Freiheiten, daß ich mich nachher nicht wenig wunderte, zu hören, er sei ihr durch Herzensbande weiter gar nicht nahe verbunden. Endlich fühlte auch er sich von musikalischer Begeisterung ergriffen und trug uns auf dem Piano eine Sonate von „Bizowen“ vor, die eben so anständig wie die Gesangergüsse angehört wurde, obwohl wir dabei dachten, daß, wenn auch die Straße, die Martras litt, sehr hart schien, hier doch ein wenig Skalpiren ganz an der Stelle gewesen wäre. Wir hatten einen jungen, sehr liebenswürdigen französischen Kanadier, einen ganz ausgezeichneten Pianospieler bei uns. Den stachelten wir auf, uns von dem uns traumastrenden Ungeschmack zu befreien. Er wurde zum Piano hingeschmuggelt, er griff in einem gelegentlichen Zwischenum in die Saiten, und spielte so vortrefflich, so voll Feuer, so rauschend, so energisch, daß allmählig alle die zärtlichen Gesangbewunderer in die Flucht geschlagen waren, und mit fast erschreckten Gesichtern das Zimmer verließen. Denn die Amerikaner wie die Engländer lieben in der Musik nicht das energische

Leinung eine
achbar, wer
nd wußte es,
gesagt, eben
in neben der
hemann. Er
tigkeiten, die

Wir fassen
em wir dem
dem mitunter

Der junge
er wenigstens
albaren waren.
, Mirtation.
eheiten, daß
sey ihr durch
ich fühlte auch
z uns auf dem
andächtig wie
dachten, daß,
t schien, hier
wäre. Wir
hen Canadier,
Den stachelten
at zu befreien.
inem gelegen
vortrefflich, je
fähig alle die
i waren, und
n. Denn die
das energische

und laute, weit mehr das zarte und stille — wenn auch falsche
Genre. Mit dem kleinen Reste der Musikfreunde verbrachten wir
dann einen genussvollen Abend.

Den andern Tag erlebte ich in Buffalo nichts, was mich mehr
interessirt hätte, als eine Bücherauktion, wie ich noch nie eine ge-
sehen hatte. Man kennt die Bücherauktionen bei uns im alten Europa,
bei denen die schweinsledernen oder grau in grau gebundenen, bestäub-
ten Werke eines verstorbenen Gelehrten an Büchertiebhaber vergeben
werden, die auch mehr oder weniger bestäubt aussiehen, und die entweder der Klasse der Gelehrten angehören, oder aus Leihbiblio-
thekaren, Unterverkäufern &c. bestehen. Für andere Menschen gibt
es wohl selten bei uns Auktionen von literarischer Ware. Wie
ganz anders fand ich alles hier in Buffalo, als ich zufällig vor
einer offenen Thüre stehen blieb und eintretend wahrnahm, mit
welchen mich sehr nahe angehenden Angelegenheiten die versammelten
Menschen beschäftigt waren. Die zur Schau gestellten Bücher waren
ziemlich zahlreich. Hunderte von Werken paradierten an den langen
Wänden des Ladens hin. Es waren lauter ungebrauchte, frisch
gebundene Bände. Solche alte zerlesene Werke, wie wir sie in
Deutschland manchmal auf Auktionen kaufen, würden hier in Ameri-
ka gar keine Abnehmer finden. Die Einbände waren sehr ge-
fältig, meistens mit Schmutz, Gold und Farben überladen. Hier
in Amerika müssen die Bücher, wie die französischen Pflaumens-
tisten, wie die Medicinalisten, wie die Weinbouteillen, eine ganz
lachende, schön geschnückte, reich verzierte Phisiognomie annehmen,
wenn sie sich insinnieren wollen. Selbst so ebwürdige Herren, wie
Thucydides und Tacitus, sah ich hier in papageigrünem Papier
gewandte und auch mit Vergoldung verbrämte. Einer unserer alten
Göttinger Philologen hätte bei dem Anblick gewiß eben so gefaßt,
als wäre ihm Tacitus selber in einem neamodischen Schlafrect im
Traum erschienen.

Außer den genannten Alten fand ich, die Büchertitel durchlaufend, auch noch Cäsars Commentarien, Livius und viele andere Schriften alter und neuer Zeit, im Ganzen aber lauter ernste Werke astronomischen, naturgeschichtlichen, geographischen &c. Inhalts. Ich dachte natürlich, daß hier wie bei uns eine Gesellschaft von Studenten, Gelehrten und Professoren der Collegien und Hochschulen von Buffalo zum Kaufen versammelt seyen. Da ich aber dem Auktionator etwas genauer zuhörte, vernahm ich sehr wunderbare Dinge von ihm: „Here is Titus Livius for you, translated from the original latin, a most interessing book to read.“ (Hier habt ihr Titus Livius, aus dem lateinischen Original übersetzt, ein sehr interessantes Buch zu lesen.) Und dann wieder: „Hier habe ich Cäsars Commentarien. Es ist ein vortreffliches Buch, handelt über Frankreich und das alte Paris. Seht an, wie schön ist das Werk conservirt! Ihr könnt euren Frauen kein hübscheres Buch auf den Tisch legen. Einen halben Dollar für Cäsars Commentarien! Wer bietet mehr?“ — Ich blickte mich nun rasch nach dem Publikum um und sah mir die Leute etwas näher an. Ich konnte mich nicht gleich entschließen zu glauben, daß es theils kleine Bürger aus der Stadt, Krämer und Handwerker, theils Farmer und Farmersöhne, oder was wir Bauern nennen, seyen, — Bauern, die ihre Sachen zu Märkte gebracht hatten und sich für den Erlös um Bücher mit hinaus nehmen wollten. Die Sache fing aber an mich zu interessiren, ich ließ mich in Unterhaltung ein mit den Leuten, und fand, daß sie wirklich jenen Ständen angehörten. Ich ließ mich unter ihnen nieder und verbrachte mit ihnen einige für mich sehr interessante Stunden.

Titus Livius wurde in zwei Copien verkauft. Mit der einen rannte ein Bursche fort und schwang sich mit ihm auf sein Pferd, das draußen angebunden war, und mit dem er vermutlich seinen Livius in eine der Ufermarschgegenden des Eriesees entführen wollte.

Cæsars Commentarien wurden dreimal verkauft. — „Tusseidides“ wollte nicht recht gehen. An Anpreisung des Auktionators und an gleichzeitig brillantem Einbande fehlte es nicht. Ich glaube, das schwere Nomen proprium war schuld daran. „Tit Livy,“ das ist ein viel eleganterer Name. Zum Theil aber ist auch der Name erst so elegant gemacht, weil der Autor bei den Anglosachsen so beliebt ist. Eine ganze Reihe von Exemplaren kamen von dem Werke des Josephus über die Geschichte der Juden zum Verkauf. Es wurden 1½ und 2 Dollars für die Copie bezahlt. Ein Freund hat mir gesagt, daß Josephus auch bei den Ansiedlern am Missouri und Mississippi sehr beliebt und gelesen sey. Ich mußte mir zu meiner Beschämung ganz leise gestehen, daß ich dieses Werk nie gelesen hatte. Für Josephus, für Tit Livy, für Tusseidides &c. geht hier am Erie und Mississippi eine ganz neue Ära auf. Diese bewunderungswürdigen alten Autoren und ihre Schriften — wahrlich uere perennius! — marschieren mit den Amerikanern um die Welt; sie werden in dieser Republik wieder so populär, wie sie einst in Italien und Griechenland waren. Ich weiß nicht, ob man — ausgenommen in Rom zu Cicero's Zeiten — sonst in Europa je oft gesehen hat, daß die „Coloni“ ihren Titus Livius bei den „Sötern“ kaufen und auf der Rückkehr aus dem Land ihrem Marktpferde an den Sattel binden.

„Hier ist Bailey's Architektur!“ rief der Auktionator wieder. „Bailey ist der erste Schriftsteller seiner Zeit über alle Sorten von Gebäuden. Habt ihr dieses Werk, so ist nichts leichter, als daß ihr eure eigenen Calculationen darnach anstellt. Es ist das erste Exemplar, das hier in Buffalo je auf den Markt gebracht ist. Ich verkaufe es zu 2 Dollars — 10 Cents geboten. Wer bietet mehr?“

— Er gab es für einen Dollar hin.

„Hier ist Bancroft's Geschichte der Vereinigten Staaten. Es ist das letzte Exemplar, das ich euch anbieten kann. Ihr kön-

bertitel durch
viele andere
lauter ernste
schen &c. In
ne Gesellschaft
ien und Hoch-
Da ich aber
sehr wunder-
, translated
book to read.“
ginal übersetzt,
wieder: „Hier
Buch, handelt
schön ist das
bscheres Buch
sars Commen-
asch nach dem
i. Ich konnte
kleine Bürger
Farmer und
— Bauern,
für den Erlös
e fing aber an
mit den Leuten,
ten. Ich ließ
einige für mich
Mit der einen
auf sein Pferd,
muthlich seinen
ihren wollte.“

eure Kinder nicht gut erziehen ohne dieses Buch. Die Geschichte des eigenen Landes sollte jeder Bürger vor allen Dingen kennen. Keiner von euch ist im Stande, auch nur den geringsten Speech zu machen, ohne eine Kenntniß dieses Buchs. Und wie wollt ihr votiren, ektioniren, und eure politische Meinung abgeben, wenn ihr die Geschichte der Vereinigten Staaten von Bancroft nicht gelesen habt. Wer kaufst dieses Buch?"

"Hier ist ein astronomisches Werk! Die Astronomie von ? ? ?. Der ganze gesichtete Himmel und das ganze wundervolle Planetensystem in einem Bande, geschmückt mit 2000 Lithographien und Kupferstichen, die euch alles so klar machen wie Sonnenchein. 2000 Sterne, Sonnen-, Mond-, Planeten-, Kometen- und Sternbilder für einen Dollar! Wer gibt mehr? Ich versichere euch, ihr könnt kein schöneres Buch auf euren Familientisch niederlegen. Und wenn ihr des Abends beim Feuer sitzt, könnt ihr kein besseres Werk zur Hand nehmen, es euren Söhnen zu zeigen."

Die Leute boten recht rührig, erlangten aber dennoch die Bücher meistens zu äußerst billigem Preise,wickelten sie sorgfältig in Papier und trugen sie davon. Solche Werke, wie Scotts Geschichte Napoleons, oder noch mehr Chambers Family - Library wurden besonders begierig und in vielen Exemplaren verkauft. Dann kam auch noch eine Reihe von großen Prachtbibeln in Quart vor. Von Novellen, von bloßer Unterhaltungsliteratur, geschweige denn von Gespenster-, Spuck- und Räubergeschichten, oder gar von anzüglichen und obscenen Werken fand ich gar keine Spur. Ich war ganz erstaunt, und ich glaube, der deutsche Leser wird mein Erstaunen mit mir theilen, ohne von mir eine Specification meiner Gründe zu verlangen. Auch der Umstand der außerordentlichen Billigkeit der auf den Markt gebrachten Werke erregte mir nicht geringe Verwunderung. Sogenannte antiquarische Ware war gar nicht darunter, lauter frische neue Artikel, einige so eben, in diesem

Die Geschichte
ingen kennen.
ten Speech zu
wie wollt ihr
abgeben, wenn
erst nicht ge-

mie von ? ? ?.
olle Planeten-
ographien und
Sonnenschein-
ten- und Fir-
Ich versichere
sientisch nieder-
könnt ihr kein
zu zeigen."

noch die Bücher
tilig in Papier
ott's Geschichte
ry wurden be-
. Dann kam
a Quart vor.
feschweige denn
oder gar von
e Spur. Ich
ser wird mein
ifikation meiner
gerordnetlichen
egte mir nicht
Baare war gar
ben, in diesem

Jahre, vor wenigen Wochen gedruckt, und doch viel billiger, als man Bücher bei unsren Antiquitätenräubern kaufi. Und doch versicherte mich jemand, der Auktionator, der seit zehn Jahren nichts weiter in Buffalo gethan habe, als solche Bücher in Masse zu verschreiben und sie so rasch als möglich wieder loszuschlagen, habe dabei bereits ein Vermögen von 60,000 Dollars gemacht. Es schien mir dieß alles auf einige ganz besondere Eigenthümlichkeiten des hiesigen Buchhandels zu deuten, und ich verstand es doch noch nicht recht, wenn man mir auch sagte, daß die großen Drucker und Verleger in den östlichen Städten die Werke in äußerst massenhaften Auflagen producieren, und daß dann bei Stockungen ganze Partien solcher Auflagen zu äußerst billigen Preisen an die auktionsirenden Händler des Innern abgetreten würden. Man trifft diese Auktionäre, wie ich später entdeckte, überall, und ich werde sie in Zukunft auf meiner Reise noch mehr aussuchen, um noch eine vollständigere Idee von dem Geschmacke und der Leküre dieser merkwürdigen Leute, der amerikanischen Farmer und Städter wohner zu erhalten.

Ich wäre auch diesmal gern noch ein wenig länger bei den Büchern geblieben, wenn nicht ein gewaltiger Straßenlärm der Auktion ein Ende gemacht hätte. Wir wurden mit einigen Neugierigen auf die Gasse hinausgeführt. Wir fanden eine Menge Menschen überall zerstreut. Ein Zuchhe und Hallo ohne Ende. Viele uniformirte junge Leute liefen hin und her, und sahen so munter und frisch aus, wie an einem Festtage. Ich glaubte, es würde etwas Großes und Freudiges gefeiert, und wurde in dieser Idee bestätigt, als verschiedene sehr phantastisch construirte und elegant gebaute Wagen oder Maschinen, nicht von Pferden, sondern von jungen Leuten gezogen, vorübergeführt wurden. Diese Wagenmaschinen waren mit Lack, Farben, Glöckchen, Blumen, Bildern und Inschriften verziert, wie chinesische Pagoden. Ich dachte mir, es

seyen Triumphwagen für irgend einen Helden, oder es seien solche „carrozzi“ en miniature, wie die mailändischen Republikaner sie bei gewissen festlichen Gelegenheiten in ihren Straßen herumzogen. Und was hörte ich am Ende, als ich nachfragte? Der benachbartheit Ort, Lockport, eine Stadt von 10,000 Einwohnern, brenne. Es sey eine furchtbare Feuerbrunst, wie der Telegraph melde und der zur Hälfte geröthete Himmel zeige. „Unsere Feuercompagnie und unsere Löschmaschinen (das waren jene geschmückten Triumphwagen) sind requirirt worden, und unsere jungen Leute wetteifern untereinander, wer zuerst auf dem Bahnhof ankommt, um sofort mit der Eisenbahn transportirt zu werden. Da, auf die Feuerbrünste sind unsere jungen Leute außerordentlich empicht. Sie haben in der Nacht immer ein Auge offen und einen Fuß aus dem Bettie, und so wie die Feuerglocke schreit, sind sie in Stiefeln und Sporen, mit Helm und Schild in ihren verschiedenen Uniformen auf der Straße und machen sich munter daran.“ — Ich verstand dießmal noch wenig davon. Nachher hörte ich mehr von dem eigenthümlichen Corporationsgeiste, der die Feuercompagnien der amerikanischen Städte beseelt. Es sind freiwillig zusammengetretene Gesellschaften, die gewisse Rechte, Privilegien und Freiheiten von andern öffentlichen Dienstleistungen genießen. Da sie zuweilen aus Angehörigen verschiedener Nationalitäten gebildet werden, und da sie bei den so häufigen Feuerbrünsten beinahe alltäglich und allnächtlich Gefahren mit einander theilen, so entsteht eine gewisse innige Verbrüderung unter den Mitgliedern jedes Corps, und eine große Eiferfucht unter den verschiedenen Corps. Jedes Corps hat seine Uniform. Sie wetteifern miteinander, wer die hübschesten und elegantesten Feuersprizen baut. Jedes Corps hat seine Stiftungs- und andere Festtage, die sie mit Prozessionen, Musik und auf andre Weise feiern. Sie geben dann auch Bälle, bei denen ihre Löschmaschinen, mit Kränzen und Blumen geschmückt, paradiiren. Haben

sie eine neue Maschine gebaut, so schicken sie gedruckte Karten umher, um ihre Freunde zur Inspektion der Maschine und zu einer bei dieser Gelegenheit veranstalteten Soirée einzuladen. Die fünen im Feuer umgekommenen Feuermannen — solche Opfer sind nicht selten — werden von den Feuerbrüdern feierlich, wie Helden, mit militärischem Pompe begraben. Und bekanntlich geht dieser militärische corps l'esprit, diese Eifersucht unter der amerikanischen Feuercompagnien so weit, daß sie sich zuweilen untereinander feindlich begegnen, und daß sie mitunter selbst im Angesichte brennender Städte sich scharfe, blutige Gefechte mit Knüppeln, Säbeln und Pulver und Blei geliebert haben.

Was an jenem Abende das Schicksal der Stadt Lockport gewesen sey, habe ich nie erfahren; denn am andern Morgen früh war ich bald wieder hundert Meilen von diesem Platze entfernt. In Amerika, wo tagtäglich so viel Neues geschaffen wird, geht auch tagtäglich so viel Altes wieder unter, daß man nicht Zeit hat, den Trauerschicksalen jedes Städtchens nachzusorsten.

XLII. Von Buffalo nach Scranton.

Späte Jahreszeit, Herbstwetter und andere Umstände bestimmten mich für diesesmal meine Reisesaison und meinen Ausflug nach dem Nordwesten als beendigt zu betrachten und den Rückzug zur Osthälfte anzutreten. Ich hatte, einem alten Verlangen nachgebend, längst bei mir beschlossen, diesen Rückzug durch Pennsylvania anzu treten, um die dortigen schönen und so vielfach in Amerika besprochenen Gegenden, welche unsere lieben deutschen Landsleute angebaut haben, zu durchkreuzen, um das pennsylvaniaische Herrnhut, das friedliche Bethlehem, dessen merkwürdige Colonisations- und



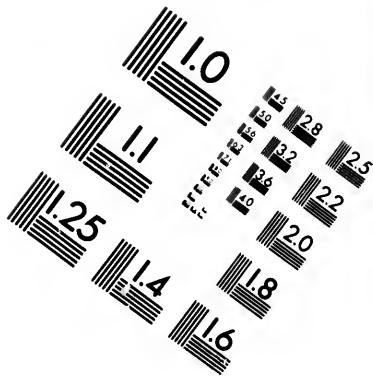
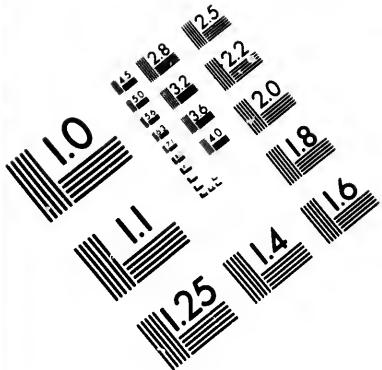
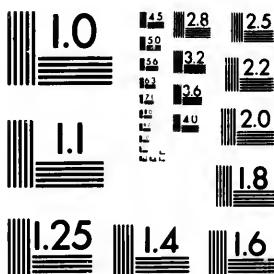
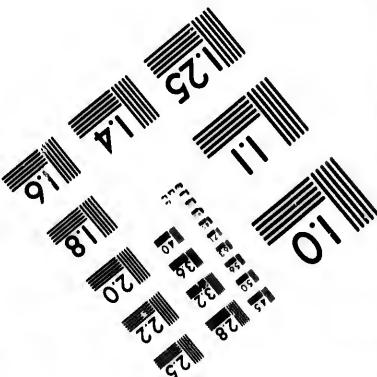
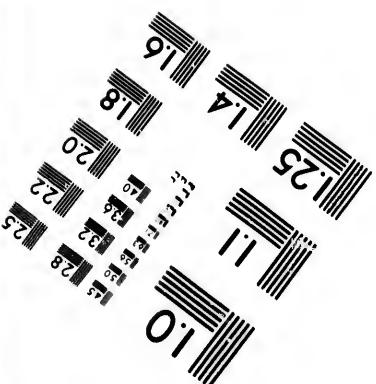
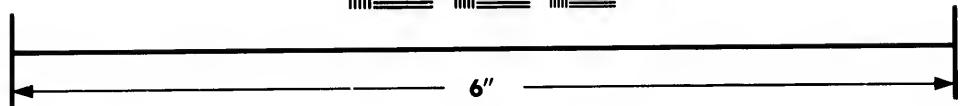


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



6"



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



Missionsgeschichte mir durch Heckewalders und anderer trefflichen Männer Schriften so interessant geworden war, zu besuchen, und endlich, um nebenbei die drei berühmten pennsyvanischen Kohlendistricte, die auf meinem Wege lagen, kennen zu lernen.

Den nördlichsten dieser drei merkwürdigen Districte konnte ich, so viel war mir bekannt, zunächst bei dem in den Gebirgen versteckten Städtchen Scranton erreichen; und dahin ging zunächst mein Streben. Aber wie sollte ich zu diesem Orte gelangen? Zu meiner großen Verwunderung war es mir nicht ganz leicht, in Buffalo eine genügende Antwort auf diese Frage zu finden. Das Wege- und Eisenbahnenetz in diesen Gegendern ist jetzt so groß, wie es scheint, daß die Leute sich selbst nicht recht mehr durchfinden können. Obwohl ich mich überall an die besten Autoritäten wandte, nämlich an die Offizianten und Büroaufseß der verschiedenen Eisenbahn-Compagnien selbst, so stand doch jedem der Verstand bei der Frage still, wie ich nach Scranton kommen sollte. Jeder kannte genau seinen „Newyork-City-Railroad,” seinen „Buffalo- und Erie-,” oder seinen „Central-Railroad,” aber über die Auszweigungen zu den kleineren Plätzen, und über die Nebenverbindungen von der einen zur andern Linie wußten sie nichts. Alle vereinigten sich am Ende dahin, daß ich zunächst den Ort Elmira ins Auge fassen, und dahin mit dem Newyork-City-Railroad fahren sollte; dann würde ich unterwegs wohl Leute finden, die das Land weiterhin kennnten, und die mir sagen könnten, ob Scranton schon dem Bahnhofe eingefügt sey oder nicht. Diesem nach verfuhr ich und fragte mich ziemlich richtig durch, indem ich bald einer Newyorker Hauptbahn folgte, bald mit Häufje einer der Nebenbahnen, die wie die Sprossen einer Leiter zwischen der Hauptlinie hin und hergehen, mich mehr und mehr süd- und ostwärts weiter förderte. Zuerst passirte ich ungefähr 250 Meilen weit durch den ganzen westlichen Theil des Staates Newyork; dann ging es südwärts in Pennsyvanien hinein.

erer trefflichen besuchen, und den Kahlendien.

site konnte ich, Gebirgen ver- z zunächst mein en? Zu meiner ht, in Buffalo n. Das Wege groß, wie es sbinden können. wandte, nämlich enen Eisenbahnu d bei der Frage er kannte genau und Eries," oder ngen zu den Stei on der einen zur sich am Ende uge fassen, und te; dann würde weiterhin kenutn, n Bahnhöfe ein und fragte mich orfer Hauptbahn wie die Sprossen ehen, mich mehr uerst passierte ich lichen Theil des isylvanien hinein.

Im Frühling muß diese Reise wahrhaft reizend sein. Aber auch jetzt im Herbste gewährte sie uns vielfachen Genuss. Mehr oder weniger gesichtete Wälder, hübsche Thäler und freundliche Ortschaften wechselten auf unserer ganzen Fahrt in dem bezeichneten Theile Newyorks mit einander ab. Die kleinen Städte, durch die wir kamen, waren alle in dem Style gebaut, welcher in allen kleinen Städten des Staates herrscht. Das heißt, die Häuser waren äußerlich mit Brettern benagelt, und mit außerordentlich vielen leichten hölzernen Säulen, Balkonen und Portikos versehen. Das ganze Holzwerk ist weiß angestrichen, bloß die Fensterrahmen und Balkonen hellgrün. Man findet auch noch in den Vorstädten von Newyork und Brooklyn solche Häuserchen, die einen äußerst freundlichen Anblick gewähren. Vermuthlich sind diese so hell weiß angestrichenen Häuser eine Erfindung der ersten Ansiedler in den dunklen Wäldern, die dadurch den irrenden Europäern das Zurechtfinden von einer entlegenen Wohnung zur andern erleichtern wollten. Mitunter sieht man auch eine ziegelrothe Grundfärbung der Holzhäuser mit weißer Einfassung. In den Wäldern war zu meinem Erstaunen die Entlaubung schon viel weiter fortgeschritten, als in dem nördlicheren Niagarathale. In der That, die Bäume waren bereits vollkommen winterlich, und von Blumen, wie dort, nirgends eine Spur. Das Niagarathal, ich erkannte es nun noch deutlicher, ist in dieser Jahreszeit eine wahre Dasis in der Wüste. Mich wunderte es sehr, durch wie viel „neues Land“ ich auch noch in diesem alten Staate Newyork passierte. „That is a new country,“ hieß es an vielen Stellen. Da sind die Eisenbahnen erst so eben hingelangt und haben es eröffnet, und so zu sagen erst ins Leben gerufen.

An einzelnen interessanten Naturseenen fehlte es uns auch nicht auf unserer Route. Bei Portage machten wir für eine halbe Stunde Station am Flusse Genesee, der hier auf seinem Wege

zum Ontario durch ein enges Felsenthal bricht und einige sehr schöne Schleiersfälle bildet. Achtzig Meilen weiter kamen wir in das hübsche Thal des Tiogaflusses, der in den Susquehanna mündet, und dann gelangten wir in das noch schönere Thal dieses großen Flusses selbst. Wir fuhren längs seines Ostarmes (Eastbranch-Susquehanna) hinauf, und kamen dann auch bald an der Grenze Pennsylvaniens in Great-Bend an. In dem Susquehannathale fästeten wir wieder den südwärts ziehenden Sommer beim Schlepp. Wir sahen hier zuerst wieder einen Herbstlaubschimmer auf den Bäumen, die in dem südlicheren Pennsylvania dann wieder ganz merklich belaubter erschienen, als in dem schon völlig kahlen New-York.

Hinter Great-Bend rollten wir durch eine sehr enge und dicht bewaldete Gebirgspassage, Martin-Creeks-Valley genannt. Stundenlang ging es zwischen lauter Felsen, dichtem Gebüsch und dunkler Waldung, mit der das enge Thal vollgestopft ist, fort. Die Berge wurden höher, und als wir in das Thal bei Scranton hinauskamen, hatten wir zwei ganz regelmäßige, ziemlich hohe und lang gezogene Gebirgsrücken vor uns. Wir hatten zwar auch schon große Berge genug gesehen; denn der ganze Strich zwischen dem Erie und atlantischen Ocean ist mit Zweigen, oder, wie die Amerikaner sagen, mit Sporen (spurs) der Alleghany's angefüllt. Den Namen Alleghany kennt hier aber noch niemand. Sie lassen ihn für diese Gegend gar nicht gelten und zeigen nach dem Südwesten Pennsylvaniens, wo eine einzelne Gebirgsreihe, die sich quer durch das südöstliche Quellengebiet des Ohio hinzieht, die „Alleghany Mountains“ genannt wird. Auch von dem Namen Berg (mountains) wollen sie hier nichts wissen. Sie sprechen nur von „hills“ (Hügeln), so wie sie auch die kleinen Seen auf den Bergen bloß „ponds“ (Teiche) nennen. — In der Abenddämmerung schlüpften wir in das breite Thal von Scranton hinab, das noch vor zehn Jahren

einige sehr
wir in das
anna mündet,
dieses großen
(Eastbranch-
n der Grenze
quehannathale
beim Schlepp.
mmer auf den
dann wieder
völlig fahlen

enge und dicht
iannt. Sun-
sch und dunkler
et. Die Berge
anton hinaus-
höhe und lang-
ich schon große
dem Erie und
Amerikaner sa-
Den Namen
n ihn für diese
westen Pennsyl-
quer durch das
eghany Mount-
g (mountains)
n „hills“ (Hü-
i bloß „ponds“
slipsten wir in
or zehn Jahren

nur von einigen deutschen Bauernfamilien bewohnt war, in dem sich jetzt aber, nach Entdeckung reicher Kohlengruben, ziemlich schnell ein kleiner Bienenschwarm von 6 bis 7000 Seelen angemeldet hat. Wie auf alten amerikanischen Nachtkwartieren, verschliefte uns auch hier in dieser neuesten der Städte ein kleines Monster-Hotel, in welchem es von Passagieren, eingenisteten Familien, und hier „berdenden“ Kohlenminnenbeamten und Spekulanten wimmelte.

XLIII. Das Lackawannahal.

Der eigentliche alte, und auch noch jetzt im Leben, wie auf Landkarten geltende Name des Scrantonthales ist Lackawanna. Er ist, wie man sieht, indianischen Ursprungs, und gleitet wie Wasser über die Zunge, während der englische Name den ganzen Gaumen bürstet. Es ist ein kleines Nebenthal des Susquehanna, zwischen zwei 50 Meilen langen „spurs“ der Alleghany's eingeschäfzt. Indianer (die Lackawanna's?) haben es zuerst bewohnt. Deutsche Bauern haben es zuerst für europäische Bodenkultur entdeckt und zugänglich gemacht, und ein Amerikaner, Hr. Scranton, hat am Ende der Sache den Stempel aufgedrückt, indem er für die Ausbeutung der von den Deutschen nicht benutzten Kohlenminnen eine Compagnie mit einem soliden Kapital zusammenbrachte, und die nach ihm jetzt Scranton genannte Stadt im Thale stiftete.

Bei uns in Europa ist das Städtestiften ein Geschäft und Privilegium der Könige und Souveräne. Unser Karlsruhe, Friedrichstadt, Ludwigsburg, Petersburg ic. deuten immer auf einen Kaiser oder Herzog hin, auf dessen Befehl der Sumpf und Wald gerichtet wurde. Die Martins-Grecks, die Harrisburgs, die

Shermanns-Balley's, und die Scrantons hier in den Allegham-gegenden deuten dagegen immer entweder auf einen armen Ansiedler, der zuerst in das Thal eindrang und die indianischen Jäger aus der Umgegend hinauswurfte, oder auf einen solchen „selfmade man“, der irgendwo eine wunderbare Stadtlokalität entdeckte, dort mit eigener Hand die erste Kohle, die erste Silber- oder Goldstufe, das erste Eisenerz, oder was nun eben die Gegend darbot, losbrach, dann einen billigen und klugen Kauf machte, und so viele frische Kapitalien und Menschenkräfte zusammenbrachte, daß sich unter seinen Händen rasch eine Stadt entwickelte.

Ich habe oft amerikanische Bücher gelesen, in denen die einheimischen Autoren aus ihren reich gewordenen „selfmade men“ so viel Wesens machen, und denen sie so entsetzlich viel Weibrauch streuen, wie in Europa kaum den Prinzen und Grafen gespreut wird. Man lese zum Beispiel die Beschreibung, die ein amerikanischer Reverend von der merkwürdigen Vergnügungsfahrt des Kaufmanns van der Bitt nach Europa gemacht hat. Wie hoch erhebt er diesen seinen Helden, seinen „prince merchant“ in den Himmel! Von den „princes merchants“ in Newyork hört man zum Ueberdruß reden. Man möchte fragen, wollen denn selbst diese Republikaner durchaus ihre Prinzen haben? Sogar aus den „Hotel-keepers“ (Gasthofbesitzern) machen sie „Citizen-Princes“ (Bürgerprinzen) und eine Art von Noblemen. Ich könnte ein Buch citiren, das ich oft zu meiner Verwunderung in die Hand genommen habe, und in dem von ungeheuer reich gewordenen Gastwirthen gesagt wurde, daß sie in diesem oder jenem Hotel so und so lange an viele tausend Reisende und Wanderer eine „most noble hospitality“ gespendet hätten. Natürlich für Geld. Wo steckt da das „Noble?“ — Auch wird in jenem Buche fast jede Handelsbranche, wenn einer nur recht viel Geld dabei gemacht hat, ich möchte sagen, in den Adelstand erhoben. Ich sah das

n Alleghany
ne Anstalter,
Jäger aus der
maile man.“
te, dort mit
Goldstücke, daß
bet, losbrach,
so viele frische
uß sich unter

denen die ein-
smaide men-
h viel Weib-
nd Grafen ge-
bung, die ein
rgnigungsfahrt
ht hat. Wie
e merchant-
Newyork höri
wollen denn
aben? Sogar
sie „Citizen-
blemen. Ich
ewunderung in
er reich gewor-
em oder jenem
und Wanderer
Natürlich für
n jenem Buche
Geld dabei ge-
n. Ich sah das

Hutmachersgewebe, den Handel mit Pfefferkörnern in den Biographien der Hutmacher- oder Pfefferkörnerprinzen „a most noble trade“ genannt. Mir wurde diese Weise oft im höchsten Grade zuwider, und ich dachte, sie sey recht anirepublikanisch. Was, dachte ich bei mir, haben jene seltsame men auch für ein großes Verdienst dabei, daß sie es so weit brachten? Weiter kein Verdienst — osi wenigstens — als daß sie bessere Organe zum Zugreifen und zum Verdauen besaßen. Ich will zugeben, sie hatten ganz Recht zuzugreifen, allein warum man sie deswegen selig sprechen soll, sehe ich eben so wenig ein, als ich begreife, warum man einen englischen Lord dafür in den Himmel erheben soll, daß er es sich gefallen ließ, so viele Titel, Kapitalien, Ländereien und so einen Goldblock von Vornehmheit von seinen Vorfahren zu ererben. Ich bewundere bei den seltsamen men meistens viel weniger ihre „princelyness“, ihre noblen trades und Beschäftigungen, als ihren klaren Kopf, ihren gesunden Menschenverstand, und dann ihre wohlwollende und gemeinnützige Gestimmung, wenn sie diese haben. Ich gestehe, wenn ich sie persönlich kennen lernte, diese seltsame men, habe ich sie beinahe immer mehr goutiert, während der große Lärm und der Hofsenschimmer, mit dem ihre Liebediener sie eben so umgeben, wie das auch unsern Magnaten und Großen geschieht, oft nahe daran war, sie mir zuwider zu machen. Es geht aber auch hier so wie in Russland, wo man so zu sagen pflegt: „Der Herr selbst ist sehr gut, aber seinen Hundejungen, den fürchte ich.“

Ich fand in Hrn. Scranton, dem Begründer der nach ihm benannten Stadt, die er, wie gesagt, von 0 Einwohner zu 6000 hinaufgeführt hat, noch einen sehr angenehmen, intelligenten und vollkäfigten Mann in der Blüthe seiner Jahre. Wie lang muß eines Mannes Bart in Europa wachsen, bis er seine Colonie so weit gedeihen sieht? Als ich bei ihm eintrau, beschäftigte er sich eben damit, seinen jungen Offizianten und Comptoiristen und auch

sich selber mit Bewegung eiserner Klöze und einiger gymnastischen Übungen die schreibemüden Glieder zu stärken und sie auszubilden. Bravo, dachte ich bei mir, dies ist eine sehr passende Zwischenbeschäftigung für den Begründer einer Stadt und einer neuen Bürgergeneration. Er hatte die Güte, mich freundlich aufzunehmen, und mir selber Instruktionen und Beihilfe zur Besichtigung seines Ortes zu geben. Ach Himmel! dachte ich, was hätte nicht der junge reisende Scythe Anacharsis darum gegeben, wenn Ercrops in Athen ihm selber als Cicerone hätte dienen können!

Der kleine Ort ist kaum so alt, wie ein Schulbube, der eben das ABC lernt, und doch hat er schon ein paar Kirchen, mehrere stattliche Gebäude, einige gartenumgebene Villen, und ganze Reihen von Waarenmagazinen und freundlichen Wohngebäuden aller Art. Auch sind in dem benachbarten Busche und Sumpfe zur Verlängerung dieser Reihen oder Straßen schon wieder Schuttdämme aufgeworfen und Planungsarbeiten begonnen, deren äußerstes Ende ich im Sumpfe verschwinden sah. Die Arbeiter, Bergleute, Bau- und Zimmerleute, Tagelöhner und Handlanger aller Art, einige tausend an der Zahl, sind einstweilen in hölzernen Verschlägen, Blockhäusern oder Shanties untergebracht, die sich über eine flache Anhöhe im Angeściehte der eigentlichen Stadt ausbreiten. Ohne Zweifel werden sich auch diese Schuppen sehr bald in solidere Wohnungen verwandeln, und die Hüttenbewohner werden sich kleine Kapitalien ersparen, einzelne unter ihnen werden Talente entwickeln, sich hervorheben und die Stifter wohlhabender und glücklicher Familien werden.

Um frühen Morgen besuchte ich zunächst, unter gütiger Begleitung, einige der Kohlenminen, um mir eine Idee von der Position und Gestaltung der Kohlenschichten zu machen. Das Eindrücklichste dabei ist dies, daß die beiden Stoffe, die sich im menschlichen Verkehre gegenseitig so sehr unterstützen, und die vereini-

gymnastischen auszubilden.
e Zwischenbe-
reuen Bürger-
nehmern, und
seines Ortes
ht der junge
eps in Athen

abe, der eben
chen, mehrere
ganze Reihen
en aller Art,
zur Verlänge-
dämme aufge-
uferstes Ende
rgleute, Bau-
Art, einige
Verschlägen,
ber eine flache
eiten. Ohne
solidere Woh-
nen sich kleine
nte entwickeln,
ichtlicher Famili-

r gütiger Be-
von der Po-
Das Eigen-
ch im mensch-
d die vereini

der Welt so große Dienste leisten, nämlich Eisen und Kohlen, sich hier in einer merkwürdigen Nachbarschaft nebeneinander finden. Die Kohlen und das Eisen sind ein Geschwisterpaar, die gegenseitig sich bestehend, auf den Eisenbahnen, in den Dampfmaschinen, in unseren Werkstätten und Manufakturen, so zu sagen die Geschäfte der Welt besorgen. Wie Mann und Frau haben sie sich überall einander nötig, und man findet sie mit einander in gegenseitigen Dienstleistungen vereint. Da sie werden fast sogar wie ein Zwillingspaar in der Welt geboren, und kaum kann der eine ohne die Hülfe des andern ins Leben treten. Ohne die Hülfe des Eisens wäre es unmöglich, die Kohle aus ihren Höhlen und versteckten Postamenten ans Licht zu schaffen, und kaum ist das rohe, plumpfe Eisenerz da, so muß die Kohle herbei, es zu schmelzen, zu läutern und zu gestalten. Will die Kohle uns Wärme oder Licht in unsern Straßen und Hausräumen verschaffen, das Eisen muß als Ofen sie fassen, oder als Röhre ihr Gas aufnehmen und durch die Städte leiten. Auf unseren Bahnen gibt die Kohle die treibende Kraft, aber sie wäre wirkungslos, legte das Eisen sich nicht platt ihr zu Füßen, und ließe es nicht so die von der Kohle besetzten Wagen dahinrollen. Das Eisen, zu kunstvollen Construktionen in unseren Werkstätten geschnitten, wäre tott und ohne Effect, wenn die Kohle und der sie beseeelnde Feuergeist die todtten Maschinen nicht inspirierte und mit elektrischer Kraft erfüllte. Wenn man Großbritannien daher als von der Natur besonders bevorzugt preist, weil es diese beiden Stoffe, die sich gegenseitig so sehr ergänzen und gegenseitig stärken, in größter Fülle neben einander hat, so kann man auch die Vorbereitung der Natur in dem kleinen Lackawannahale wunderbar glücklich nennen, in Folge deren es möglich ist, gleich vor der Thür der Schmelzöfen Kohleminnen zu haben, und dicht neben der Kohlengrube die zu ihrer Förderung nötigen Werkzeuge aus dem Boden zu gewinnen und zu schmieden.

Beides, Eisenerz und Kohlenstoff, ist hier mehrfach durch einander gemischt, und dabei liegt beides so offen zu Tage, daß es verhältnismäßig außerordentlich leicht ist, sie zu gewinnen. Beide liegen, so zu sagen, wie Manna auf der Oberfläche im ganzen Thale herum. Ich sah große, 20 und mehr Fuß dicke Kohleschichten aus dem Boden herausstehen, und da, wo man sie zu bearbeiten noch nicht für gut gefunden, die Basamente und Souterrains der Häuser darin ausgehöhlt. Die Eisenerze lagen ebenfalls wie Brode im Thale zerstreut. Sie kommen zwar unter sehr verschiedenen Formen vor; doch ist die häufigste Weise in kleinen und großen Rollsteinen (Boulder stones), die zu vielen Tausenden einem röthlichen Thone eingefünet sind. Diese Rollsteine enthalten 60 und mehr Prozent Eisen. Feuer sowohl als Wasser schien bei ihrer Bildung thätig gewesen zu seyn. Überall, wo der Boden aufgerisen ist, sey es bei Gelegenheit eines Häuserbaus oder in Folge der Anlage einer Eisenbahn, sieht man diesen eisenhaltigen Then angebrochen und die Eisenkiezel zu Haufen bei Seite geworfen. Man kann sagen die ganze Stadt Scranton stehe auf einen soliden Kohlenfelsen, und alle Wiesen und Weiden des Thales sind ein Teppich, der einen eisernen Boden deckt. Carbon Dale (Kohlenthal) ist daher auch schon seit lange der Name einer alten Ansiedlung im Thale, ein Name, dessen wahre Bedeutung erst die Herren Scranton verstanden.

Dem alten Principe: utile eum dulci, getreu, geben wir unserm Ausfluge von Mine zu Mine auch eine Ausdehnung bis in das Innere der Berge, die im Osten das Lackawannathal begrenzen, und die man die Lackawannarange (den Lackawanna-ruken) nennt. Diese Gebirgsreihe sollte eben von einer neuen Eisenbahn durchbrochen werden, einer Fortsetzung der Bahn, auf der wir gestern kamen. Sie zielt auf den Delawarestrom und von da auf den großen Weltmarkt Newyork. Wenn sie eröffnet ist,

so werden das Lackawannathal und Scranton erst ihre wahre Bedeutung gewinnen, denn dann erst werden sie auf dem direkten Wege mit Newyork, d. h. fernerhin mit der Welt zusammenhängen. Die Felsensprengungs- und Waldaufräumungsarbeiten waren höchst merkwürdig, und ich bedaure jeden späteren in seiner gepelsterten Staatscarosse daher rollenden Eisenbahnpassagier, der diesen Weg nicht in der Geburt und Entstehung gesehen hat.

Wir gelangten in eine ganz wildromantische Gegend und besuchten ein paar versteckte Wasserfälle, die der kleine Bach, „the roaring brook“ genannt, bildete. Es war eine wunderhübsche Felsen-, Grotten- und Kaskadenpartie, alle Gehänge mit immergrünen Lorbeerbüschchen geschmückt. Diese tausend Zweige und Zweiglein der Alleghannys sind voll zahlloser hübscher Wasserfälle und sonstiger anziehender Naturseenen, von denen niemand in der Welt spricht, oder die doch nur die Bewohner eines benachbarten Städtchens oder eines nahen Farmhauses kennen.

Am Abend, als ich aus den Bergen zurückkam, besah ich das größte Industrie-Etablissement, das hier existirt, eine große „Rail-mill“ (Schienennähle, d. h. ein Schmelz-, Gieß- und Strectwerk für Eisenbahnschienen). Ich kann den Anblick dieses merkwürdigen Etablissements nie vergessen, weil es mir den deutlichsten und handgreiflichsten Begriff gab von der Schnelligkeit und Energie, mit der die Geschäfte in diesem Lande betrieben werden. Es waren hier nicht weniger als 400 Arbeiter in demselben großen Raum thätig. Darunter, sagte man mir, waren 75 Irländer, 25—30 Deutsche und 300 Amerikaner, Engländer, Schotten, Welsche. Die Leute aus dem Fürstenthum Wales, wo bekanntlich die größten Eisenschmelzen und Eisenwerke der Welt sind, lobte man am meisten, und ihr Genie stände, so sagte man mir, an der Spize der Arbeit. Sie hätten auch bei der Construction der Dosen und bei der Organisirung des ganzen Werks das Meiste

geleistet; sie wären überhaupt die tüchtigsten Eisenarbeiter in der Welt. Man lobte auch die Deutschen. „Doch sie haben alle den Ackerbau im Kopfe, und so wie sie nur ein wenig Geld erspart haben, so verlassen sie unsern Dienst, gehen westwärts und kaufen sich ein Stückchen Land.“

Wenn ich meine Erinnerungen aus den österreichischen und andern deutschen Eisenwerken zurückrief, so schien mir hier in Scranton die ganze Arbeit, so zu sagen, im Sturmschritt fortzugehen. In einer italienischen Seidenfädenpinnerei findet man einen solchen Sturmschritt ganz natürlich. Aber hier, wo es sich um die Fortbewegung plumper, schwerer Massen handelt, grenzte dieser Zweidritteltakt geradezu ans Wunderbare. Dicke Eisenklumpen, ein jeder so groß, wie er für eine Eisenbahnschiene nöthig war, wurden in einer obern Etage des Gebäudes, wo die Schmelzapparate ausmündeten, ausgebildet. Wie Blitze schoßten der glühende Klumpen auf einer langen hölzernen Rutschbahn in den tiefen Raum hinab. Ein paar Arbeiter fingen ihn dort unten auf der Stelle auf und zerrten ihn unter einen centnerschweren Hammer, der ihm einige tüchtige Stöße gab, und aus dem glühenden Metall schwamm die leichten und stüssigen Schlackenteile auspreßte. So gereinigt tanzte, von Zangen bewegt und bestüngelt, der unsymmetrische Block sofort zum Streckapparate und passierte hier, ich möchte fast sagen taktmäßig, durch immer engere und engere Löcher. In wenigen Augenblicken war er zu einer langen Gluthstange umgearbeitet. Ein wahrhaft brillantes Schauspiel gab es zum Schluß, wenn diese glühenden Stangen adjustirt, und ihnen, um gleiche Länge herzustellen, die rauhen Enden abgesägt wurden. Es waren zwei eiskalde, von Dampf umgetriebene Stahlsägen. Sie brauchten nur einen Moment, um das dicke Eisen, das man zu einem kurzen Ruisse an sie hinaandrückte, zu zerschneiden. Die Funken zischten und sprühten dabei mit einer Frische und in einem so weiten

Brillantsenerkrankte, daß Feuerwerker es mit Reid anschauen mußten. Mir schwindelt bei dem Gedanken, daß dieses leger die main mit Eisenblöcken, das die 400 Vulkanssöhne vor meinen Augen aufführten, so Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein seinen Fortgang hat.

Sie verarbeiten auf dieser „Rail-Mill“ von Scranton jährlich ungefähr 12,000 Tons zu Eisenbahnschienen. Dies ist genug, eine circa 200 Meilen lange Bahnstrecke damit zu belegen. Es kommen darunter sehr solide Rails vor, aber auch so dünne und schwache, wie wir sie bei uns in Europa nicht in Anwendung bringen. In Amerika behilft man sich aber auch zuweilen mit solchen dünnen Rails, bestellt sie und bringt damit vorläufig, so lange man noch nicht Geld genug hat, billige Eisenwege zu Stande. Haben diese Wege Geld abgeworfen, hat sich der Verkehr und das Kapital vermehrt, so schafft man dann die unseligen Wege weg und bestellt stärkere Rails, wie sie denn überhaupt die Bahnen schon befahren, wenn sie nach unserer Ansicht erst halb fertig sind. Sie stellen z. B. da, wo wir einen hohen und seltenen Viadukt für entschieden nötig halten, zuerst ein kleines „Tressel-work“ (Gestell, Pfahlwerk) hin. Das Holz in den Wäldern ist überall in Fülle zu haben, und Tressel-Werke von beliebiger Länge lassen sich bald herstellen. Sie aber mit Schutt und Steinen zu compacten Viadukten auszufüllen, ist des hohen Arbeitslohnes wegen viel kostspieliger. Man wartet damit, bis die Eisenbahn rentiert und Geld abgeworfen hat. Dann werden auch hier die hohen Gestelle zugeworfene. Gestern auf unserer neuen Eisenbahn führen wir oft lange Strecken auf solchen Pfahlwerken hin, meistens zwar nur langsam und vorsichtig. Man hat das Gefühl dabei, als ob man über das Pfahlwerk eines noch nicht bedachten Hauses wegsteige.

Im eisenschmelzenden Hochofen von Scranton zeigte man mir den vollkommensten und größten Blasbalg, den ich noch gesehen hatte. Es war fast so viel Architektur dabei wie bei einer Kirche. Eine

Dampfmaschine von 1500 Pferdkraft treibt die Lufi. Diese gewaltige Maschine macht dabei nicht so viel Geräusch wie eine der alten Schwarzwälder Hausuhren in Deutschland. Die Röhre, durch welche der Lufisturm fährt, ist 5 Fuß dick. Sie verzweigt sich in eine Menge kleine Röhren, die zunächst durch eine heiße Kammer passiren, in der sie wie Orgelpfeifen aufgestellt sind und von mächtigen Gasflammen umspielt werden, um die blasende Luft im Vorübergehen zu wärmen. Führe sie kalt in den Ofen, so würde sie den Schmelzprozeß des Eisens hemmen. Es ist das vollkommenste Wärmesparsystem, das man im Großen ausgeführt sehen kann. Auch die entzündenden Gase der Stohlen werden wieder zurückgeführt, angezündet und im ganzen Werke zu Erhitzungen benutzt. Sie schlüpfen auch in den Schmelzofen selbst wieder zurück und helfen das Eisen zum zweitenmale schmelzen. Man sagte mir, der Scrantoner Blasebalg sei der größte und beste seiner Art in Amerika, und ich war sehr geneigt es zu glauben. Ich finde, daß solche Dinge, solche vollkommene Produkte unserer Maschinenbauer meine ich, auch ihre sehr interessanten ästhetischen Seiten haben. Mir gewährt der Anblick eines solchen großartigen, scheinbar complicirten und doch möglichst einfachen Mechanismus, und die Beobachtung seiner talimäßigen, effectvollen und wohlberechneten Arbeit gerade denselben Genuss, wie die Betrachtung eines natürlichen Organismus, oder einer anderen weisen Veranfaltung in der Schöpfung. So wie wir die Maschinen jetzt bauen, ist auch eben so viel Grazie als strenge Mathematik darin. Mir schlägt das Herz immer ein paar Grade höher bei der Beschauung eines solchen Werkes, und ich möchte fast behaupten, ich könnte etwas in Hexametern darauf dichten. Mich wundert, daß wir noch keine Sammlung von recht klassischen, recht warmgefühlsten, recht kraftvollen und inspirirten Dichtungen besitzen auf Themas, wie folg: „der Hochofen,“ „das Dampfgebläse,“ „die Lokomotive,“ „das Phrocaph,“ „die Spinnmaschine,“

„Diese ge-
wie eine der
Röhre, durch
theilt sich in
die Räume
d von mächt-
er Luft im Vor-
so würde sie
vollkommenste
schen kann.
der zurückge-
zogen benutzt.
e zurück und
u sagte mir,
einer Art in
de, daß solche
uer meine ich,
Mir gewährt
erten und doch
g seiner takti-
ade denselben
ismus, oder
ig. So wie
el Grazie als
mer ein paar
kes, und ich
ettern darauf
ung von rechi-
pirirten Dich-
„das Dampf-
immaschine,“

„die Schienennähle,“ „das Chronometer,“ „das Mikroskop“ u. c. Wer das geschickt aufzufassen wüßte und den rechten Enthusiasmus dazu besäße, könnte mit einem solchen Bändchen Poesien Glück machen.

In diese Gedichtsammlung würde dann auch eine solche Sägemühle aufzunehmen sein, wie man hier sieht. Ich sagte schon oben einmal, daß eine Sägemühle fast immer das erste Erbstiftement ist, das die Amerikaner da begründen, wo eine neue Stadt entstehen soll. Diese amerikanischen „Saw-Mills“ sind aber ganz etwas anderes als unsere einfachen deutschen Sägemühlen, denn sie beschränken sich nicht bloß auf die Gestaltung plumper rauher Bretter. Sie liefern fast die Hälfte des gesammelten Zimmermanns- und Tischlermaterials, was zum Städte- und Häuserbau nöthig ist. Sie schneiden nicht nur die Bretter, sondern hobeln sie auch, so daß sie gleich zum Gebrauch fertig sind; sie gestalten die dünnen Schindeln zur Bedachung; sie liefern Thüren, Fensterrahmen, Fensterläden, Tafelstielen für und fertig. Man kann sich in einer solchen amerikanischen Sägemühle die Häuser, so zu sagen, Tausendweise bestellen. Die große Dampfhobelmaschine ist, glaube ich, eine amerikanische Erfindung. Sie ist höchst ingenieös und die Bretter werden von Dampfkraft mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit an den senkrecht aufgestellten Hobeln vorübergerissen. Es gibt Hobelspäne so breit und groß wie die Bretter selbst. Die Grob- und Feinhobel sind in denselben Maschinen vereinigt und wirken gleich successiv in demselben Schnitt. Eben so bewundernswürdig sind die Maschinen zum Schindelschneiden, unter welchen die rohen Holzblöcke mit bewundernswürdiger Energie und Genauigkeit in dünne Holzpappbögen zerblättern.

Ich hatte mir gedacht, daß in diesen neuen, in der Wildnis aufwachsenden Städten, den Sammelplätzen so vieler allenthalben zusammengerafften Leute, in denen auch nur erst ein schwaches Ebenbild unserer städtischen Magistrats- und Polizeianstalten kaum

zu Stande gebracht ist, es mit der Sicherheit der Personen und des Eigenthums nicht sehr vollkommen beschaffen sein möchte. Ich versuchte daher auch mehrere male, mein Zimmer in meinem Serantener Wirthscause sorgfältig zu zuschließen, wie man dies auch in Deutschland zu thun gewohnt ist. Ich konnte aber nie damit zu Stande kommen. Eines Tages, als ich mich wieder mit meinem Schloß und Schlüssel vergebens beschäftigte, rief ich den Wirth zu Hülfe und gab ihm meine Verwunderung zu erkennen darüber, daß es in seinem Hause nicht einmal zuverlässige Thürschlösser gäbe. Der gesäßige Mann kam sehr schnell herbei und gab sich die freundlichste Mühe, meine Thüre zu verrammeln. Aber es ging nicht. Er ließ endlich die Arme sinken und brach in die Worte aus: „Ach, lieber Herr! es thut mir leid. Ich kann nicht helfen. Sehen Sie, es ist auch wirklich nicht nöthig. Aufrichtig gestanden, es schließt eigentlich kein Schloß in meinem Hause. Die Herren verlangen es auch nie. Sie lassen ihre Thüren immer offen stehen, und verlassen Sie sich auf mich, es kommt nichts weg.“ Ich war sehr überrascht, aber auch sehr zufrieden mit dieser Erklärung, und dachte mit einiger Beschämung an die Vorsichtsmaßregeln zur Verrammung von Thüren und Fenstern in unsern alten Städten, z. B. an die doppelten Schlosser, Vorlegeschlösser, Thürriegel und Ketten in den ungarischen Wirthshäusern, und an das große Bund Schlüssel, das dort ein Reisender aus den Händen des Wirths für seine Thür empfängt; an die wie Gefängnißhäuser verbarrikadierten Fenster und dictstäbigen Eisengitter in ganz Steyermark, selbst in den ländlichsten Dörfern u. c. Doch bemerkte ich meinem Wirth: „Sehen Sie, mir wurde ein wenig bang, weil ich eben in Ihrem Orte einen Anschlag gelesen hatte, worin bekannt gemacht wurde, daß gestern einem Offizianten ein Sack mit Staatspapieren zum Belange von 25,000 Dollars abhanden gekommen sey, und worin 500 Dollars Belohnung für die Entdeckung des Entwenders

ausgeboten wurden.“ — „Ja, mein Vester,“ erwiederte er, „das ist ein anderes Ding. 25,000 Dollars! bedenken Sie nur, daß ist ein hübsches Sämmchen, was sich lehnt. Ja, solche Summen muß man immer in einem guten Safe halten. Ja, für solche Jobs findet man hier bei Manchen wohl viel Geschmack. Hauseinbrüche dagegen, Beraubungen von Personen und dergleichen kleine Diebstähle, die kennt man hier fast gar nicht.“

Man lobte mir überhaupt die Criminalverhältnisse des jungen Orts außerordentlich, und ich glaube am Ende bemerk't zu haben, daß überhaupt die jungen Dörte in Amerika dies Lob mehr verdienen als die älteren. Höchst wahrscheinlich läßt sich dies aus der wohltätigen Einwirkung der allgemeinen Geschäftigkeit, die an solchen Orten herrscht, erklären. Die Leute haben keine Zeit, am müßige Rauferien zu denken und lästige Pläne zu Verbrechen, die immer einiges Nachdenken erfordern, zu schmieden, auch weniger Veranlassung dazu, da ihre Arbeit sich lehnt. Und wenn auch wie beim Neubau des Romulus Räuber zu diesen amerikanischen Städtebauten herbeikämen, sie würden bald, wie in Rom, zu Bürgern werden. Freilich ergreifen auch diese amerikanischen Städtebauer zur ferneren Förderung dieser Umwandlung manche äußerst heilsame und sehr lobenswerthe Maßregeln. In Scranton z. B. hatten alle Chefs des Ortes, sowohl der dortige Romulus selbst, als auch die Mitglieder der Compagnie und ihre Offizianten dem Bacchus entsagt. Einer ausdrücklichen oder stillschweigenden Abmachung gemäß beschließen sie sich, um mit einem guten Beispiel voranzugehen, der strengsten Rüchtigkeit und waren die entschiedensten Temperanzmänner. Ich forderte einen jungen Bergwerksbeamten auf, mit mir ein Gläschen Wein zu trinken. Er wies es jedoch höflich, aber ganz entschieden zurück und sagte, daß sie alle Teatollar seyen und keine Ausnahme von ihrem Principe gestatteten. Obwohl in Pennsylvania das berühmte Spirituosenverbot von Maine (the Maine

liquor law“) noch nicht herrscht, so hatten es hier die neu englischen Connecticut-Männer — denn dieser städtegründenden Race gehörten alle die Chefs von Scranton an — doch schon eingeführt.

Ich habe Scranton mehrere male eine Stadt genannt. Vorläufig aber ist es streng genommen noch nicht mehr als ein Village. Sie haben noch nicht einmal die Rechte und die Verfassung eines „Flecken“ (borough). Sie regieren einstweilen bloß durch Überredung und andere Privatmittel. Sie haben noch nicht einmal eine gesetzmäßige Autorität über die verirrten und halbwild hereinlaufenen Schweine, Kühe, Pferde, oder über das sogenannte „stray-cattle.“ Wenn sie ein „borough“ werden, erst dann können sie einen „pond“ (Ginzzäumung) machen zur Arrestierung und Pfändung jenes stray-cattles, und zur Bestrafung der Eigenthümer. Es hat sich aber von Newyork her eine so außerordentliche und unerwartet große Nachfrage nach den pennsylvanischen Kohlen kundgegeben, daß sie schon die Zeit ganz nahe sehen, wo ihnen noch viel größere Privilegien als das Viehpfändungsrecht zugestanden werden müssen. Die Geschgebungsprozeduren, durch welche solche Berechtigungen zu erlangen sind, bleiben in ihrem Fortschritte immer etwas hinter dem Naturwuchse der Dritschaften zurück. Scranton gehört jetzt noch zu der großen Grafschaft Luzerne. Aber wenn erst der Newyorker Markt mit den Eisenbahnen auf direktem Wege erreicht ist, wenn es möglich werden wird, die englischen Steinkohlen, die dort noch viel gebraucht werden, und die einstweilen als Ballast in den Schiffen billiger über den Ocean geschafft werden können als die amerikanischen Landeskohlen aus dem Innern über den Rücken der Alleghany's, aus dem Felde zu schlagen, dann will Scranton sich von Luzerne sein eigenes Grafschaftsterritorium abzusondern trachten und sich selbst zu einer Grafschaftshauptstadt erheben. Die Grafschaften in Pennsylvania sind jetzt noch sehr groß, manche über 2000 englische Quadratmeilen, die meisten im Durchschnitt über

1000. Bei schwacher Bevölkerung lässt sich dies nicht ändern, da man nicht für jeden Winkel und jedes Thal einen besondern Richter und Polizeimeister re. besolden kann. Wird die Bevölkerung aber stärker, so fühlen die Leute natürlich mehr die Unbequemlichkeit der weiten Wege über die Gebirge zu den Gerichtshöfen, Forstämtern, Poststationen re., und es stellt sich ein Verlangen nach der Zertheilung des alten Grafschaftsdistriktes heraus. Es gibt bei einem Vorschlage dazu immer einige Parteikämpfe und legislative Hindernisse. Aber es pläzen dann und wann doch immer einige Alt-Grafschaften wie Blasen und werden in neue Stücke zerlegt. In Amerika ist Pennsylvania zwar ein sogenannter alter, längst organisierte Staat. Wenn man aber bedenkt, daß es bei nahe an 100,000 Quadratmeilen nur noch wenig mehr als zwei Millionen Einwohner zählt, so kann man denken, wie viel Raum hier noch ist, und wie viel hier noch beständig organisiert und immer organisiert werden muß. Die neuen Blüthen, Früchte und Zweige zu betrachten, die ein alter Baum treibt, ist fast interessanter als die an einem jungen Gewächse, wo man das nicht anders erwartet. Ich habe mich daher auch bei einer pennsylvanischen Neugeburt mit Bemerkungen etwas länger aufgehalten, als ich es bei einer neuen Stadt in Iowa oder Minnesota gehabt haben würde.

XLIV. Das Wyomingthal.

„All on board?“ (alle Passagiere an Bord?) fragten die Führer der Stage coach, auf deren Borderdeck — ich meine den Rutscherbock — ich mich eingeschiffi hatte, um über die Lackawanna-Berge zu der nächsten Kohlenregion bei Wilkesbarre weiter zu segeln. Die Phantasie dieser über den Ocean herbeigewicheten

Celonisten ist derart mit Schiffsausdrücken und Schiffsvorstellungen angefüllt, daß sie nicht nur bei einem Eisenbahnzuge, wo man es sich noch gefallen läßt, sondern sogar bei einer alten Postkutsche, die klappermühlenartig über höckrige Gebirgswege rumpelt, von Segeln und von Einschiffen reden.

„We will have to bundle up!“ (Wir werden uns tüchtig einbündeln müssen), bemerkte mir der pennsylvanische Passagier, der neben mir Platz nahm und mir freundlich beistand, meine Füße, Ohrzipsel und sonstige Extremitäten hinter Tüchern, Mänteln und wollnen Pferdedecken zu verstecken. „Denn es ist ein kalter windiger Abend und in der Nacht wird der Wind noch kühler wehen.“ Wir hatten wirklich entsetzliche Wege, die die ganze Steuermannskunst unseres Kutschers in Anspruch nahmen. Es mußte viel geregnet haben, denn mitunter war, was sie einen Weg nannten, nichts als ein Gemisch von Sumpf und Bulderstones. Zuweilen kam ein Stück „Plankroad“, wo die verfaulten Planken wie auf jenen Niagarastraßen dem Rothe eingefeuert waren. Im Wyomingthale rollten wir freilich auf ordentlichen neuen Plankroads ganz hurtig dahin. „Eure Brücken sind auch nicht viel werth,“ sagte ich zum Kutscher. „Die Planken, welche den Brückenweg bilden, liegen ja ganz lose, und wenn das Pferd auf das eine Ende tritt, so heben sie sich und schlagen ihm mit dem andern Ende ans Maul. Sollten diese Bretter an den Enden nicht angenagelt seyn?“ — „Ja wohl, Herr, sie sollten angenagelt seyn.“ — „Manche von diesen Brücken haben ja ausgesaulte Löcher. Ein Pferd könnte Hals und Bein darin brechen!“ — „Ja wohl, Herr, viele Brücken haben Löcher, und manchmal, wenn man darüber fährt, brechen sie ganz zusammen.“ — „Doch das macht Euch wohl nichts; da Ihr Eure Postkutsche als Schiff betrachtet, so segeln die Passagiere, wenn sie ins Wasser fallen, ruhig hindurch!“

Mitten in der Nacht kamen wir bei Pittston in dem berühmten

Wyoming - Valley an. Pittston ist auch eine Kohlenstadt, wie Scranton, aber schon viel älter und größer. Es meldete sich hier ein junges Mädchen als neuer Passagier. Sie blickte in das Innere des Wagens, das ganz angefüllt war, und schaute dann etwas ängstlich zu uns „Eingebündelten“ auf dem hohen und niedrigen Vordeck hinauf. „Warten Sie nur, Mamfelschen, Sie dürfen nicht hier oben sitzen. I have two gents inside. I'll fix one of them outside.“ (Ich habe zwei Herrn drinnen, ich will einen von ihnen auf dem Bocke placiren.) „Mein Herr!“ redete er dann, indem er ihn aus dem Schlafe rüttelte, den vorerst den beiden Passagiere ohne weiteres an, „hier ist ein junges Mädchen, die wünscht Ihren warmen Platz im Innern. Willen Sie sich gefälligst bei mir oben placiren?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, als wäre es außer Frage, daß man ihm gehorchen würde, ging er dann wieder zu seinen Pferden, ihre Wässerung zu besorgen. Was mich betrifft, so saß ich da oben ganz freiwillig. Ich hatte mir diesen Platz absichtlich gewählt; aber jener Herr hatte sich eben so absichtlich den Innenplatz gewählt, wo er warm und ruhig schlafen wollte, und ich fand es ein wenig hart, daß er so mitten in einer kalten Nacht aus seiner gemütlichen Ecke heraus sollte auf das windige Kutschendach. Ich glaube auch, daß in Deutschland die Sache ihre Anstände gehabt haben würde. Hier aber sind selbst die Dienstmädchen mit furchterlichen Privilegien gewappnet. Der Angeredete, bloß ganz leise seufzend, entwickelte sich ganz stillschweigend aus dem Wagen hervor, half hinterdrein noch ganz artig dem jungen Dienstmädchen in die Kutsche hinein und nahm dann auf dem Kutschbock ohne weitere Klage Platz, etwas schauernd und in die Tiefe seines Makintosh versinkend. „Kutscher,“ fragte ich leise, gab Ihnen denn das Postreglement ein strenges Recht dazu, diesen Herrn im Namen des jungen Mädchens zu vertreiben, oder konnte er es verweigern?“ — „Wenn er nicht wollte, so konnte er es

allerdings verweigern. Ein Zwangrecht haben die Damen gegen die Herren nicht. Hätte er es aber gethan, so würde ich ihn nicht als einen Gentleman betrachtet haben." (I would not have considered him a gentleman).

Das Wyomingthal ist einer der vielen zwischen zwei Alleghantetten liegenden Thalabschnitte, die der östliche Susquehanna durchschneidet. Es ist berühmt seiner Naturreize wegen und auch in Folge mehrerer historischen Ereignisse und Schlachten, die hier stattfanden. Endlich ist auch hier wieder alles Kohlenlager und Kohlenmine. Überall blickten um Pittston herum die schwarzen Einlände aus den Feldern und Hügelseiten hervor. Überall sahen wir den Segen und das Ergebniß der Kohlenernte in großen Haufen längs des Weges und Flusufers niedergelegt. Die blanken Kohlen glänzten im Mondchein wie Silberstufen, sie blitzten wie Diamanten, und wer Steinkohlen zuerst „the black diamonds of England“ genannt hat, müßt sie wohl einmal so im Mondscheine haben blitzen sehen. Der schöne breite Fluß dehnte sich im Mondschimmer lang vor unsern Augen aus. Manche Kohlenminen münden ganz hart an seinem Uferrand aus, und die Kohlen können somit so zu sagen unmittelbar aus den Eingeweiden der Erde in die Schiffe geschaust werden. Da zuweilen könnten sie sogar, wie man sagt, aus dem Bodenbett des Flusses selbst heraufgeholt werden; denn hier und da soll der Susquehanna die oberen Erdschichten bis auf die Kohlenlager ganz weggespült haben und dann auf der nackten Kohlenfläche hinzuliegen. Wie im Lackawanna-Thale Eisen und Kohlen, so sind hier also wieder durch eine eben so segensreiche Naturvorrichtung Wasser und Kohlen so nahe vereinigt, daß, was sehr selten vorkommt, von den Bergwerken bis zu den Dosen ein natürliches Wasserband sich hinzieht. Durch einen vortrefflichen Kanal, den sogenannten „East“ oder „North-Branch-Canal“ hat man dieses Band künstlich noch mehr gestärkt. Seitdem dieser

Kanal vollendet wurde, seit noch nicht ganz zwanzig Jahren, und seitdem allmählig alle das Thal durchlöchernde Kohlenwerke in Gang kamen, ist der Bodenwert hier in fast eben dem Maße gestiegen, wie man das in den westlicheren Gegenden kaum mehr bewundern. Ein Acker, der sonst mit 20 Dollars bezahlt wurde, gilt in diesen Gebirgen jetzt 300 bis 350 Dollars.

An welchem hübschen Dertchen und in welcher lieblichen Gegend wir in der Nacht angekommen waren, daß erkannten wir erst am andern Morgen beim schönen Sonnenlichte, da ein herrlicher und warmer Herbsttag im Thale erwachte. Der Ort hieß Wilkesbarre. Es ist eine der ältesten Colonien in dieser Gegend. Es ist der Hauptort des Wyomingthales und auch wieder einer der Hauptplätze des zweiten oder mittleren Anthracitkohlenbassins von Pennsylvania. „Feiern Sie in Wilkesbarre Ihren Sonntag,“ so hatte jemand zu mir gesprochen; „Sie werden in diesem Städtchen ein hübsches Specimen von einem amerikanischen Landstädtchen finden und sehen, wie sich ein Sonntag in unseren Landstädtchen gestaltet.“

Wilkesbarre ist eine der ältesten Colonien des Landes und zwar ursprünglich nicht eine Stiftung der Pennsylvanier, sondern ein „New-England Establishmient,“ eine Ansiedlung von eben den wanderlustigen Leuten aus Connecticut, die auch noch in unseren Tagen Scranton stifteten. Diese Connecticutmänner zogen schon vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts und früher, häufig, von ihrem nicht sehr fruchtbaren Lande aufzogend, in zahlreichen Trupps nach Norden und Westen. Sie gingen auch nördlich an Newyork vorbei über den Hudson und zerstreuten sich in den oberen Thälern des Susquehannastusses. Diese Gegend war freilich durch königliches Patent schon längst der Provinz Penns zugetheilt. Allein die pennsylvaniaischen Ansiedler und Ackerbauer, die von der Mündung des Delaware in westlicher und

nordwestlicher Richtung auszogen, hatten ihre äußersten Civilisationsvorposten noch nicht bis zum oberen Susquehanna hinauf vorgeschoben. Das Land war wild und die neuenglischen Eindringlinge dünnten es mit ihrem Schweiße und vertheidigten es mit ihrem Blute gegen die Indianer und gründeten hier mehrere kleine Dörfer, aus denen jetzt die Städte Wilkesbarre, Pottsville und mehrere andere hervorgewachsen sind.

Endlich kamen auch die Pennsylvanier, oder wie die Yankees spöttisch sie nennen, die „Pennamyttes“ vom Delaware her durch die zwischentliegenden Wälder zum Susquehanna heraus, entdeckten das schöne Wyomingthal und in ihm die rührigen Yankees aus Connecticut. Auf ihr königliches Patent, das ihnen das ganze Land bis zum 42. Grade hinauf zusprach, sich berufend, wollten sie die Yankees als unberechtigte Eindringlinge, als Squatters behandeln, trachteten sie zu vertreiben und das Thal für sich in Besitz zu nehmen. Es entstanden daraus politische Grenzstreitigkeiten zwischen den Provinzen Pennsylvania und Connecticut. Sie brachten ihre beiderseitigen Ansprüche vor den König und vor das Parlament in England. Manche Parlamentsmitglieder kämpften für Pennsylvania, andere namentlich zwei, Wilkes und Barry, für die „Squatters“ aus Connecticut. Diesen beiden zu Ehren wurde der Stadtname Wilkesbarre componirt. Während die Provinzregierungen verhandelten, und während man im Parlament mit Worten sich stritt, kam es in den versteckten Thälern selbst oft zu blutigen Scenen mit Pulver, Blei und Eisen. Die Pennamyttes und die Yankees schmugelten mit einander um den Besitz und das Recht, und jede Partei riß in der Umgegend so viel Land an sich, als sie glaubte mit dem Acker und dem Schwerte behaupten zu können. Dieser regel- und rechlose Zustand dauerte fort bis zur Zeit der Revolution und Unabhängigkeitserklärung. Da wurde die Regierung endlich dem Buchstaben des Rechtes gemäß den Pennsylvaniern zugesprochen;

Civilisations-
hinauf vorge-
Eindringlinge
es mit ihrem
re kleine Ort-
Pottsville und

ie die Yankees
ware her durch
us, entdeckten
Yankees aus
das ganze Land
wollten sie die
ers behandeln,
in Besitz zu
keiten zwischen
brachten ihre
Parlament in
Pennsylvania,
die „Squatters“
der Stadtname
ungen verhan-
ten sich streit,
utigen Scenen
d die Yankees
echt, und jede
als sie glaubte
nnen. Dieser
der Revolution
ng endlich dem
zugesprochen;

dagegen wurde zugleich bestimmt, daß die Connecticutmänner, die nun pennsylvanische Unterthanen oder Bürger wurden, in dem Besitz ihrer Ländereien geschützt werden sollten. Die pennsylvanische Regierung stellte jedem von ihnen ein Certificat (certificate) aus über die Grenzen dessen, was er als von ihm ausgerodet und beackert nachweisen konnte, und auf diese pennsylvanischen „Certificates“ begründen sich noch heutiges Tages die Ansprüche der alten neuenglischen Familien im Wyomingthal auf gewisse Parzellen, die nun in neuester Zeit durch den entdeckten Kohlenreichtum so außerordentlich geworden sind. Obwohl nun von der besagten Zeit an pennsylvanische Autorität und Gesetze hier regierten, und obwohl auch die alten kleinen Connecticut-Pflanzstädte in die sich mächtiger ausdehnende Colonisirung eingehüllt und mit ihr vermischten wurden, obwohl namentlich deutsche Bauern aus den pennsylvanischen Ebenen in Menge herzukamen und sich mitten in den neuenglischen Pflanzstädten anzusiedelten und auch rings um sie herum sich vertheilten, so ist der Geist von Wilkesbarre und den andern alten Schwesternstädten noch ganz neuenglisch, d. h. puritanisch geblieben. „Da wir haben uns hier unter pennsylvanischem Einfluß sogar einen reineren puritanischen Geist bewahrt, als unsere Väter in Boston und am Connecticut. In den dortigen großen Handelsstädten ist dieser Geist, zum Theil unter dem Einfluß von Europa, weit mehr entartet. Wir haben darüber lange mit den Pennamytten gekämpft; wir haben uns ihnen zwar endlich ergeben, aber mit Kapitulation. Sie haben sich zwar als etwas Fremdartiges rings um uns her angesiedelt. Wir haben aber unsere Gemeinden immer für sich gehalten und manche unter uns blicken auf die heutigen Söhne Bostons als auf Entartete herab.“

Vielleicht hat gerade das deutsche Element, das so zahlreich in das Wyomingthal vordrang, und dessen Auffassungsweise religiöser Dinge so verschieden ist von dem puritanischen Geiste, viel dazu

beigetragen, diesen Geist im Contrafe zu befestigen. Ich traf in Wilkesbarre sowohl eine lutherische als auch eine reformierte deutsche Kirche, und leider hörte ich in einer von ihnen eine deutsche oder wenigstens deutschscheinholende Predigt mit an über das Thema, „daß die Sünde leider ein Theil ist der ganzen menschlichen Constitution und daß der Glaube allein im Stande ist, uns von der Sünde ohne alle Ausnahme zu erlösen; daß dieser Glaube uns schon hiernieden himmlisches Glück genießen lassen soll, mehr aber noch nach dem Grabe, was mehr als hinreichend ist, um uns die Zweckmäßigkeit des Glaubens anzuerkennen zu lassen, wie ich euch schon mehrere male erwähnt habe.“ Man wird mich vielleicht tadeln, daß ich so etwas hier anführe. Allein ich versichere jedem deutschen Leser, daß ich noch sehr mäßig bin. Ich habe diese deutsch-englische Rede in zu ärgerlichem Angedenken. Wenn ich alles herzeihen wollte, was ich hörte, würde man sich geradezu verwundern. Was ich erwähnte, erwähnte ich mit Fleiß, um ein Scherstein dazu beizutragen, entweder daß man die Sprache läutere, oder daß man sie ganz beseitige, wenigstens aus der Kirche fortschaffe, wo Religion in einem solchen kauderwelschen Gewande die Frömmigkeit wenig fördern kann. Die deutsche Sprache liegt hier in Wilkesbarre in den letzten Zügen. Ihr Dahinscheiden ist nicht so ammuthig wie das eines gewissen Fisches, der beim Sterben noch in allerlei bunten und reizenden Farben spielt. Doch ich werde weiterhin noch etwas mehr von dem „Pennsylvania Dutch“ (pennsylvanischen Plattdeutsch), oder, wie sie es auch wohl nennen, dem „Bush-Dutch“ (den Buschdeutsch) zu bemerken haben, und mache einstweilen mit einem werthen amerikanischen Bekannten, einem der ausgezeichneten Groberer und Helden aus dem merikanischen Kriege, den ich eben aus einer Sonntagsschule, wo er trotz seinen anerkannten militärischen Tugenden als frommer Christ armen lernbegierigen Kindern Unterricht gab (Hört! hört! hört!), abgeholt hatte — ich sage, einstweilen

Ich traf in
irre deutsche
eutsche oder
das Thema,
chen Constitu-
us von der
Glaube uns
mehr aber
um uns die
die ich euch
leicht tadeln,
em deutschen
utsch-englische
es herzeigen
dern. Was
in dazu bei-
daz man sie
wo Religion
igkeit wenig
kesbarre in
imutig wie
allerlei bun-
iterhin noch
nsylvanischen
ush-Dutch-
stweilen mit
gezeichneten
den ich eben
ten militäri-
kindern Un-
einstweilen

mache ich mit diesem trefflichen Manne einen Spaziergang zu den Bergen, die das schöne Wyomingthal umgeben.

Wir wandten uns zunächst nordostwärts, um einige alte verlassene Kohlenminen, die sogenannten „Baltimore-Coalmines,” zu besuchen. Wir trafen unterwegs dahin mit mehreren Kohlenbesitzern zusammen, die uns verschiedene Proben ihrer Minenprodukte zeigten. Es war lauter feste, steinharte, glänzende Anthracitkohle, wie denn alle drei pennsylvanische Bassins bloß aus solchen Anthracitkohlen bestehen, und gar keine bituminösen Kohlen enthalten. Diese Anthracitkohle hat einige vortreffliche Eigenschaften. Wir handhabten sie zwischen den Fingern hin und her, wir stäubten den schwarzen Stoff mit weißen Taschentüchern ab, ohne weder die Naturfarbe unserer Haut, noch die Kunstoffarbe unserer Leinwand im geringsten zu verändern. Auch im Feuer zeigt die Anthracitkohle sich ganz besonders: sie brennt ohne Flamme, sie glimmt und glüht nur, und entwickelt ihre Gase, wie ohne Flamme, so auch ohne Rauch. Da sie keinen qualmenden Rauch von sich gibt, so segt sie auch in den Schornsteinen keinen Ruz ab. Wir blickten über die unter uns liegende Stadt Wilkesbarre hin, und bemerkten, obwohl in diesem Augenblisse nach einer mäßigen Schäzung daselbst wohl 2000 Feuer angezündet waren, nicht die leiseste Andeutung von der grauen Dunstwolke, die gewöhnlich über jeder großen oder kleinen englischen Stadt zu liegen pflegt. Da man jetzt fast in ganz Pennsylvanien Anthracitkohlen brennt, so hat man auch in ganz Pennsylvanien ein gewisses ruhiges, schmuziges und gefährliches Gewerbe, das in andern Ländern so viele Opfer gekostet, und so viele Diskussionen und Gesetze veranlaßt hat, nämlich das der Schornsteinseger, zu welchem man ehemals hier die armen Negerjungen gebrauchte, völlig abgeschafft. Wahrlich, man ist entzückt, wenn man diese Anthracitkohle und ihre Qualitäten zuerst kennen lernt. „In der That,” rief ich aus, „dies ist wundervoll! Da

haben ja die englischen Städteverbesserer, die Schornsteinreformatoren und die Verfolger von Ruß, Rauch, Gestank und Stickluft im britischen Parlamente ihre wahre Panacee gefunden. Sie werden mit Ihrer pennsylvanischen Anthracitkohle durchaus den Markt von London erobern und die ganze Atmosphäre von Großbritannien reinigen, zugleich auch tausende von armen Schornsteinfegerjungen aus einem Zustande mörderischer Sklaverei befreien!" — Wenn nur nicht immer bei jedem Dinge, so auch bei den schwarzen, reinlichen, rauch- und rußlosen Diamanten der Anthracitkohle ein Aber wäre. „Die Engländer," so sagte man mir in Pennsylvania, „haben ein eben so entschiedenes als unbeglaubigtes Vorurtheil gegen die Anthracitkohle. Sie sind wie in allen Dingen, so auch in Bezug auf ihre Oesen und Ramine von unverbesserlichem Eigensinn. Sie bilden sich ein, daß die Anthracitkohle mit ihren Gasen der Gesundheit sehr schädlich sey, daß sie die Luft allzusehr austrockne, daß sie die Lunge der Hausbewohner allmälig, unmerklich angreife und allerlei Krankheiten befördere. Dies alles ist aber nichts als ein Vorurtheil, welches wir vielleicht noch einmal vernichten werden, wenn wir unsere Kohlenbassins so weit entwickelt und flüssig gemacht haben werden, daß wir ihnen das Produkt recht billig liefern können." — So lange ich in Pennsylvania war, dachte ich auch mehr oder weniger wie die Pennsylvanier. Als ich aber später mehr Gelegenheit fand, Anthracitkohlen in meinem eigenen Zimmer zu brennen, und dann wieder die bituminöse Kohle im Ofen zu haben, wandte ich mich ganz zu der englischen Ansicht hinüber, und war wenigstens darüber ganz entschieden, daß ich das liebe traulich flackernde Flammenlicht der bituminösen Kohle in meiner Stube nicht entbehren möchte, wenn sie meinem Straßennachbar das Haus auch noch so schwarz macht. Ob die Meinung der Engländer über die schädlichen Einflüsse der Anthracitkohle auf die Gesundheit ein bloßes Vorurtheil sei, weiß ich jetzt auch nicht so gewiß, wie es die

Pennsylvanier zu wissen glauben. Wenigstens traf ich später in Pennsylvanien selbst einzelne Menschen, welche an der Brust litten und die Anthracitkohle deswegen anklagten. Auch hat die letztere den Nachtheil, daß man sie nicht so leicht in jeder beliebigen kleinen Portion gebrauchen und anzünden kann, wie ihre leicht brennbare bituminöse Schwester, und daß sie daher kleine Räume leicht überheizt. Einstweilen dehnt aber in Amerika die Anthracitkohle ihr Gebiet noch außerordentlich aus. Aus Scranton führen sie jetzt jährlich 150,000 Tons aus. Sie denken, es werden sehr bald Millionen werden. Aus dem Wyomingthale werden schon jetzt 700,000 Tons fortgeschafft. Sie hoffen auch hier noch auf eine große Vermehrung. Im ganzen Wyomingthale sind mehrere dicke Kohlenschichten mit zwischenliegenden Thonschichten eingesenkt. In der Mitte des Thales liegen sie am tiefsten, da wo der Susquehanna durchfließt, und wo Wilkesbarre und andere Flusstädtе darauf stehen. Auf beiden Seiten aberbiegen sie sich herum, wie die Männer mehrerer in einander gesetzten Milchschüsseln, und mit ihren Rändern stechen sie dann oben in den Gebirgen und Wältern zwischen den Felsen zu Tage heraus.

Die verlassenen Baltimore-Kohlenminen, die wir in einem einsamen Nebenthale fanden, boten einen höchst pittoresken Anblick dar. Es war eine 30 Fuß dicke Kohlenschicht, die beinahe horizontal lag, nur mit einer ganz allmäßlichen und schwachen Absenkung nach dem Flusse zu. Man hatte die Schicht überall ausgearbeitet, und nur in gewissen Intervallen, um das Dach des Berges zu tragen, dicke Pfeiler stehen lassen. Wir konnten auf dem schwach abgeneigten flachen Boden weit hineinlaufen, und befanden uns bald in einem Labyrinth von kolossalen Höhlensäulen. Das Ganze gab den Anblick von solchen Höhlentempelorten, wie man sie in Arabia Petraea und Egypten findet. Es kommen sehr schöne Pyriten in dieser Höhle vor. Man findet mit ihnen ganze Schichten,

wie mit Edelsteinen bedeckt. Auch fanden wir viele Spuren von Farenkräutern, aber nur Spuren, das heißt die Blätter alle außerordentlich zertrümmert und in sehr kleinen Stücken. Ich glaube, es ist dies eine Eigenthümlichkeit der Anthracitkohle.

Ueber Steck und Block, durch Sumpf und Dickicht, zahllose male über hohe Holzzäune kletternd, ohne Steg und Pfad zu finden, wanderten wir eine Stunde lang querfeldein, um von unsren Kohlenhöhentempeln aus die Richtung zu dem Fahrwege zu gewinnen, der uns direkt auf die Höhe der Seitenberge des Thales zu dem sogenannten „prospect-rock“ führen sollte. Die besagten Dinge findet, wie schon oft erwähnt, der romantifrende Fußgänger überall in Pennsylvania und in Amerika, wo es seit der Abschaffung der Indianer, die immer in Indian file gingen und Fußpfade durch das ganze Land ausgetreten hatten, keine Fußpfade mehr gibt. Wir eilten, so schnell es auf einer Bahn mit solchen Hindernissen, wie sie nur einem Diebe entgegentreten sollten, möglich war, weil die liebe Sonne sich schon zur Ruhe hinabsenkte. Sie ergoss ihr letztes Abendgold über das Wyomingthal, als wir auf der Höhe des Prospektjehens ankamen. Man genießt hier eines herrlichen weiten Ueberblicks, und hat das lange und breite Thal zu seinen Füßen. Jenseits strecken sich mehrere lange Gebirgsrücken parallel nebeneinander hin. Hinter uns führte die Landstraße durchs Gebirge zum Delaware weiter.

Umheit des Prospektjehens ist das Prospektthaus gebaut, und in diesem freundlichen, geräumigen Prospektthause genießt man eine Tasse Kaffee mit Zuchen, oder ein Gläschen Wein — Rheinwein! — setzt sich nieder zum Ausruhen, schwagt mit der Wirthin oder einem paar Gästen, die ebenfalls aus dem Thale heraufstammen, um die Sonne untergehen zu sehen und dann in der Abenddämmerung wieder hinabzusteigen. Und nach der Herkunft und Nationalität dieser Gäste und dieser Wirthin braucht man nicht zu fragen. Natürlich

Spuren von
Blätter alle
n. Ich glaube,

sicht, zahllose
Pfad zu finden,
n unsern Koh-
e zu gewinnen,
Thales zu dem
besagten Dinge
zügänger überall
Abschaffung der
Fußpfade durch
ade mehr gibt.
solchen Hindern-
i, möglich war,
te. Sie ergoß
e auf der Höhe
eines herrlichen
Thal zu seinen
rücken parallel
aße durchs Ge-

s gebaut, und
nießt man eine
Rheinwein! —
thin oder einem
amen, um die
endämmerung
tionalität dieser
jen. Natürlich

find es Deutsche, die dieses hübsche Etablissement für Kaffee und Naturgenuss gebaut haben und ihm Bestand geben. Ich sage auch für Rheinweingenuss. Denn merkwürdig genug habe ich diesen edlen vaterländischen Wein bei unsfern deutschen Landsleuten im Pennsylvanien ziemlich häufig gefunden. In der Wirthin fand ich eine muntere und wohlbehäbige Frau. Als sie mich fragte, wie es mir in Amerika gefiele, fing ich an, allerlei daran auszusehen. Sie vertheidigte es zu meinem Alerger eifrig, selbst gegen Deutschland, und schloß ihre verschiedenen Argumente immer mit der oft wiederholten Phrase: „Ja ja, i sag's, für den armen Mann ischt Amerika s'beschte Land.“

Das schöne Wyomingthal und so auch alle die andern Kohlen-thäler rings umher kommen immer mehr und mehr in den Privat-besitz von einigen großen Compagnien und Kapitalisten, und der kleinen Besitzer, Bauern und Farmer werden beständig weniger. Diese letzteren geben ihr Land zu geringen Preisen, zu 200 bis 300 Dollars, den Acker hin, und wandern dann nach dem Westen, nach Ohio, Illinois u. c. aus, wo sie sich schönes Land für 10 oder 20 Dollars den Acker wieder kaufen können. Die Kapitalisten und Kohlenproducenten, wenn sie das Land einmal haben, geben es zu keinem Preise wieder her. Es ist in ihren Händen doppelt und dreifach so viel werth als in denen des Bauern, der die Mittel zur großartigen Betreibung des Geschäfts, zur Anlage von Straßen und Kanälen u. s. w. nicht besitzt. Wie in diesen Kohlendistrikten die Kohlen, so gibt es in andern östlichen Gegenden wieder andere Dinge, die den Boden werthvoller machen, und in Folge deren daher viele kleine Grundbesitzer veranlaßt wurden auszuverkaufen, um im Westen große Landeigenthümer zu werden.

Unter mehreren andeen Dingen, die mir in dem Alltagsleben dieses amerikanischen Provinzialstädtchens nicht wenig auffielen, waren die zahllosen Anzeigen von Vorlesungen über Krankheit und

Gesundheit. Ich fand in diesem Städtchen an einem einzigen Vatertagsfahl vier Anschläge dieser Art, einen blauen Zettel mit „Lectures on lungs and consumption by Dr. H....“ einen rothen Zettel mit „Lectures on the eye by Dr. G....“ einen gelben Zettel mit „Private lectures for Ladies by Dr. Z....“ einen grünen mit „Private lectures for Gentlemen on the physiology of healthy reproduction.“ Hat man so etwas je in einem europäischen Landstädtchen gesehen? Man sollte denken, die Stimmung der Leute müßte hier einen gewaltig hypochondrischen Anstrich haben. Blickt man in die Journale eines solchen Landstädtchens, so scheint's, daß sie diese Meinung bestätigen, denn man findet sie nur zur Hälfte mit Handel und Politik, zur Hälfte aber mit Medicin angefüllt. Die bei uns so verschrieene englische Quacksalberei und Mediciniermanie könnte, so scheint's, bei der amerikanischen noch in die Schule gehen.

XLV. In pennsylvanischen Waldungen.

Das Lackawanna- und das Wyomingthal bilden das sogenannte dritte, nördliche oder Wyoming-Kohlenfeld (the third or Wyoming coalfield). Zwanzig Meilen weiter nach Süden kommt dann das zweite oder mittlere Kohlenfeld (the second or middle coalfield), das mit dem vorigen von Westen nach Osten parallel läuft, und das mit seinem östlichen Ende an den Fluß Lehigh, mit dem westlichen an den Susquehanna stößt. Endlich wieder zwanzig Meilen südlicher schließt die pennsylvanische Anthracitkohlenregion mit dem ersten oder Pottsvillekohlenfelde (the first coalfield) ab. Pottsville ist darin die vornehmste und

centralste Stadt. Als in vieler Beziehung interessanter hatte man mir aber das Städtchen Mauch-Chunk geschildert. Es liegt am östlichsten Ende jenes ebenfalls ostwestlich gestreckten Feldes, da wo es an den Fluß Lehigh stößt. Ich nahm daher am folgenden Tag meine Richtung zu diesem höchst merkwürdigen Orte, der von Wilkesbarre ungefähr sechzig Meilen entfernt ist. Ich verließ mithin das Susquehannathal und steuerte in südöstlicher Richtung quer durchs Land zum Thale des Lehigh hinüber, eines Flusses, welcher aus dem Innern der pennsyvianischen Wälder hervorfließend, in den Delaware mündet und mit demselben die Hauptstadt des Landes, Philadelphia zuströmt. Obgleich nicht sehr groß, hat dieser Fluß, weil er bei allen jenen drei Kohlenbassins nahe vorüberstreift, und die vornehmste natürliche Transportstraße für sie bildet, eine besondere Wichtigkeit, eine große Berühmtheit erlangt und auch der bedeutendsten Kohlencompagnie Pennsylvaniens, der „Lehigh Coal- and Navigation-Company,“ ihren Namen gegeben.

Fast der ganze Zwischenraum zwischen Susquehanna und Lehigh ist mit dichten Waldungen und öden Bergzügen angefüllt. Es sind dies die Forsten, welche Penn und seine Quäker, vom Delaware landeinwärts kommend, zuerst erblickten, und welche dem Lande seinen Namen Pennsylvanien, das heißt „Penn's Waldland“ gaben. Ein kleiner Abschnitt derselben heißt noch bis auf den heutigen Tag in specie und par excellence „Penn's Forest“ (Penns Forst). Auch liegt noch am Lehigh selbst ein kleiner Ort, der vermutlich zum Andenken an Penns frühesten Excursionen in diese Gegenden „Penn's Haven“ (Penns Hafen) genannt wird.

Die erste Hälfte dieser Reise bis Whitehaven, einem kleinen, neuen Städtchen am Lehigh, in der Mitte der Waldungen, legten wir auf einer Art Eisenbahn zurück. So lange das Land eben

war, wurde unser Eisenbahnwägelchen, das ein halbes Dutzend Passagiere füllte, von Maulthieren gezogen. Maulthiere findet man hier überall in Pennsylvanien, in allen Kohleminen und auch auf solchen Urförsteisenbahnen. Sie kommen sammt und sonders aus Kentucky, wo sie für Pennsylvanien gezüchtet werden. Wenn ein Bergischen in die Quere kam, dann hörte die Pferdebahn, oder vielmehr die Maulthierbahn auf, und unser Wägelchen wurde an Ketten gelegt und durch eine oben stehende Maschine an den wilden Abhängen hinaufgezogen. Endlich, nachdem wir die größte wasserseidende Höhe erreicht hatten, rollte unser Wägelchen auf geneigter Bahn stundenlang, durch eigene Schwerkraft getrieben, abwärts, bis endlich Whitehaven am niedrigen Flusser unsere kleine Lawine auffing.

Wir hatten unterwegs nichts als lauter öde Wildnis, erblickten keine Ortschaft und keinerlei Anbau, genessen aber zu Zeiten, wenn wir an den Rändern der Bergabhänge hinrutschten, die interessantesten Ausichten über baumreiche Thäler und mit allerlei Laubgattungen bestandene Gebirgszüge. Auch Whitehaven gewährte noch wenigen städtischen Comfort und Luxus. Es ist ein ganz neuer Ort, durch die Schiffsbarmachung des Lehigh, die hier ihren Hauptansang¹ nimmt, ins Leben gerufen. Er gewährt einen höchst merkwürdigen Anblick. In den Urwäldern Brasiliens kann es nichts wilderes geben. Die Leute, welche den Wald lichteten und aus den gefällten Bäumen Waaren schuppen und Arbeiterhütten bauten, haben eben ihr Beil aus der Hand gelegt. Die Hochwaldung dringt bis in die Straßen hinein, und die kleinen friedlichen Häuser gruppieren sich zwischen den Baumstümpfen, auf dem hügelichen Terrain bis in die Schatten des Waldes hinein, durch den grelle Lichtstreifen wie aus

¹ Ich sagte „Haupt“-Anfang; denn allerdings geht die Schiffsfahrt noch etwas höher hinauf, jedoch nur für ganz kleine Boote. Barken von 100 Tonnen können nicht über Whitehaven hinaus.

bes Dutzend
re findet man
n und auch
und sonders
rden. Wenn
Pferdebahn,
welchen wurde
chne an den
vor die größte
Sägelchen auf
getrieben, ab
unsere kleine

nij, erblickten
Zeiten, wenn
e interessante-
Laubgattungen
noch wenigen
er Ort, durch
fang¹ nimmt,
digen Anblick.
geben. Die
lten Bäumen
ben ihr Beil
i die Straßen
sich zwischen
in die Schat-
zen wie aus
fahrt noch etwas
Tonnen können

Niechenfenstern auf die Wohnungen herabfallen. Die Flüsse sind nicht weniger wild. Zur Hälfte ist das Wasser mit zahllosen bemoosten und umgerissenen Bäumen verstopft. Ein Theil der Uferwaldung ist überschwemmt, und hohe, zum Theil grünende, zum Theil ausgebrannte Tannen stehen mitten im ausgetretenen Flusse, in dem sie allmählig zu Grunde gehen. Wie gesagt, man braucht nicht zu den Rocky Mountains zu reisen, um wilde Scenen und Ursprünge der Bodenculture zu beobachten. Es arbeitet, gährt, keimt und wächst auch in den alten Staaten noch überall fort, so wie man nur ein wenig von der breiten Heerstraße abweicht. Die Colonisation Amerika's geht wie ein großartiger Krystallisierungsproceß fort. Die Hauptäste sind zwar in den östlichen Provinzen schon ausgebildet, aber zwischen ihnen schließen noch immer neue Äste aus frisch aufbrechenden Punkten hervor. Man glaubt hier überall in einen vielzweigigen Baum zu klettern, aus dem an jeder Knospe neue Blätter und Schößlinge sich aufzuhun.

Die Kanalisation des Lehigh ist nicht durch einen förmlichen Kanal, sondern durch das, was die Amerikaner eine „Slackriver Navigation“ nennen, zu Stande gekommen. Die Amerikaner sind große Liebhaber von solchen Slackriver Navigations und wenden sie bei flachen und wasserarmen Bergflüssen, wo, wie beim Lehigh, die Beschaffenheit der Flüsse es gestattet, an. Das Wort lässt sich nicht recht ins Deutsche übersetzen. Es wird darunter aber diejenige Art der Regulirung eines Flusses verstanden, bei welcher sein Wasser durch zahlreiche Querdämme aufgestaut, stückweise vertieft und schiffbar gemacht wird. Im Lehigh gibt es zwischen Mauch Chunk und Whitehaven 20 solcher großer Querdämme, durch die der Fluss, so zu sagen, in eben so viele Seen oder Ponds zerlegt wird. Natürlich erhält der Fluss durch diese Aufstauung auch eine Tendenz zur Ausbreitung. In einem flachfrigen, cultivirten und

ortschaftenreichen Thale würde die Sache daher nicht angebracht seyn, weil zerstörende Überschwemmungen zu fürchten wären. Hier am Lehigh aber hat dies nicht viel zu bedeuten. Die Ufer sind, wie gesagt, öde, wild — höchstens wird einmal eine Waldpartie in die Überschwemmung hineingerissen — und dazu sind sie auch noch meistens hoch, schroff und der ganz tief in das Felsenland eingefasste Strom kann daher ziemlich bedeutend aufgestaut werden, ohne irgend welchen Schaden anzurichten. Wo es indeß nöthig ist, z. B. um einen Weg längs des Flusses zu sichern, hat man dann auch stellenweise die Ufer befestigt, wie bei regelmäßigen Kanälen. Zur Seite hat jeder von jenen 20 Querdämmen natürlich ein Schleusenwerk und ein Stückchen Kanal, um die Schiffe aus dem höher liegenden Flussbassin oder See in das untere hinabzulassen. Es wäre gewiß nicht übel, wenn diese amerikanische „Slackriver Navigation“ auch in Deutschland etwas mehr Mode würde. Wie wäre es z. B. wenn man sie längs der ganzen obern Donau von Ulm bis Donaueschingen zu organisiren trachtete, und dort, die Müller vertreibend, alle ihre Mühlendämme zu solchen Slackriver Navigations-Dämmen und ihre Mühleneräderkanäle in solche Schleusen- und Schiffskanäle verwandelte?

„Euer Whitchaven,“ sagte ich zu meinem Reisegefährten, den ich in der auf uns wartenden Postkutsche fand, „muß ein recht junger Ort seyn?“ — „Ach nein, mein Herr,“ sagte er, „nein, das ist schon ein sehr alter Ort. Er existirt schon fast so lange als ich denken kann. Ich glaube beinahe 20 Jahre! Da freilich, wenn Sie es mit Wilkesbarre vergleichen, so ist das kurz und jung zu nennen. Aber lieber Gott, Wilkesbarre, das ist auch ururalt. Es datirt von unvordenklichen Zeiten her, ich glaube gar, es existirte schon vor hundert Jahren zur Zeit unserer Revolution!“ — „Vor hundert Jahren,“ das heißt hier in Amerika so viel, wie in Egypten „zu König Cheops Zeiten.“ Sie sprechen von dem Alter eines

Orts wie auf den deutschen Universitäten von dem Alter eines Studenten gesprochen wird. Ein junger Mann, der länger als drei Jahre studierte, heißt dort „ein bemoostes Haupt,” und doch ist ein solches bemoostes Haupt ein blühender Jüngling, der kaum in's Leben hereinzublicken begonnen hat.

Wie Theseus an der Schnur der Ariadne, so suchte unser kleines Zweigespann am Faden eines höckerigen Weges den Ausgang aus dem endlosen Wälderabreinthe zwischen Whitehaven und Temishaven. Die Fahrt war mir im höchsten Grade überraschend und interessant. Es ging waldein, waldaus, bergauf, bergab. Zuweilen an hohen freien Stellen hatten wir Ausblicke über ganze weite unabsehbare Pflanzenmeere. Hier und da stiegen in der Ferne Rauchsäulen auf, oder mitunter zeigte sich auch wohl einmal neben dem Wege eine Hütte, ein Blockhaus unter den Bäumen. Es sind die Shanty's einsam hausender „Lumbermen,” die hier Holz fällen und „shingle“ (Dachschindeln) schneiden. Es sind Squatters, die hier und da ein Stückchen Land cultiviren, dessen Eigenthümer sich nicht genau nachweisen läßt. Da hier auch noch Raum genug ist für Bären, wilde Hasen, Rehe und andere wilde Thiere, so gibt es auch der halbwilden Jäger genug, die wie ehemals die Indianer aus der Jagd ein „living“ (ihren Lebensunterhalt) machen. Sie ziehen wie Zigeuner in diesen Waldbungen umher, und schießen sich kleine Vorräthe von Hasenpelzen und andern Häuten zusammen, die sie nachher verhandeln. Auf den vielen kleinen „ponds“ (Seen), die es auf dem hohen Rücken der Alleghanss gibt, haben sie wie ehemals die Indianer ihre Canoes, ausgehöhlte Baumstämme, mit denen sie die Schlupfwinkel der Thiere aussuchen. Es bleibt doch immer höchst merkwürdig, daß sich die Indianer so gänzlich aus diesen großen Wildnissen haben vertreiben lassen. Sind hier für Bären und Hasen noch so große Räume, wie konnte nicht auch für die menschlichen Aborigines noch etwas übrig bleiben? Haben wir

doch selbst in unserem übervölkerten Europa noch überall. Schlupfwinkel genug, übrig für die zwischen uns herumziehenden fremdartigen Zigeuner. Mich wundert, daß ein Theil der Indianer nicht wenigstens eine solche Zigeunererstanz neben den Anglosachsen fortführte. Sogar der wilde Panther ist hier noch kaum erst verschwunden, wenn er wirklich überhaupt schon völlig verschwunden ist. In Wilkesbarre erzählte mir ein Herr, er habe noch vor 15 Jahren in dieser Abtheilung der Gebirge einen großen Panther von 8 Fuß Länge erlegt. Auch sagten mir die Deutschen bei jenem Wilkesbarreschen Prospekthause, es seyen vor kurzem in der Nähe ihres Hauses drei Bären auf einmal erschossen, und bestätigten mir, was ich in Canada gehört hatte, daß auch hier in Pennsylvania dieses Jahr die wilben Thiere, ihre Dicichte verlassend, viel näher und in größerer Zahl zu den Wohnungen der Menschen herbeigekommen seyen, als in andern Jahren.

Schon die Namen, die man einigen Strichen der Umgegend gegeben hat, deuten auf ihre wilde Beschaffenheit hin. An einem hohen Punkte, wo wir eine weite Uebersicht gewannen, zeigten sie mir eine Lokalität in der Ferne, hinter welcher sich der „Todes-schattensumpf“, „the shades of the death swamp“ befände. Ich fand diesen Sumpf auch auf meinen Karten angegeben. Sie beschrieben ihn mir als eine unglaublich öde Wildniß. Wo wir dann und wann auf eine Lichtung im Walde stießen, da war es entweder ein Sumpf oder ein großes Steinfeld. Manche dieser steinigten Felder sind mit Dornen überwachsen. Sie nennen diese offenen Dornstellen „patches“ (Flecken). Einige sind ganz mit Hagebutten bestanden. Wir sahen nicht weit von uns eine solche Hagebutten-Dasis, die etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen lang seyn mochte. Es schien ein kahler Hügelrücken zu seyn, der wie eine Insel mitten aus dem Waldmeere hervorragte. Sie nannten ihn „the big brier-patch“ (den großen Hagebuttenfleck). Meistens mischen sich auf diesen Patches noch

allerlei andere Sträucher und Dornbüsche ein, und im Frühlinge, wenn diese Blüthe-Däsen mit duftendem Blüthenhochsee bedeckt sind, mögen sie einen reizenden Anblick gewähren. Jetzt schien aus der Ferne der big brier-patch ganz röthlich gefärbt, vielleicht ein Reißer der vielen rothen Zweige des Busches. Manche Felsenhänge sahen wir auf weite Strecken auch ganz mit einem grünen Lorbeer behangen. Noch größere Strecken aber sind mit der sogenannten „Skrup-Oak“ (Stumpf- oder Zwergeiche) bewachsen. Dies ist ein sehr niedriges Gewächs, und schwer auszurotten. Es steht gewöhnlich nicht auf schlechtem Boden, bedeckt auch oft weit und breit die fruchtbaren Striche am östlichen Fuße der Alleghany's, und die ersten Ansiedler hatten hauptsächlich viel mit der schwierigen Ausrottung der Skrup-Oak zu schaffen. Obgleich niedrig, hat sie doch einen erstaunlich harten, dicken und weit verästeten Wurzelknorren, aus dem immer neue Zweige wieder herauschlagen. Unter den mannigfaltigen Kräutern und wilden Pflanzen dieser Gegend fanden die alten Indianer viele, in denen sie medicinische Kräfte entdeckten. Die später einwandernden Europäer, die auch sonst in so vieler Hinsicht ihre unbekannten Schüler waren, lernten dies von den Indianern, und ich wunderte mich daher nicht, daß mir noch heutigen Tages in den benachbarten Ortschaften, in denen ich anhielt, in Whitehaven, Mauch-Chunk &c. so viele Plakate und öffentliche Anschläge zu Gesichte kamen, auf denen das Bildniß einer armen kräutersuchenden und ganz in Pflanzen begrabenen Indianerin zu sehen war, und wo dann die „Indian sanative pills“ (die indianischen Gesundheitspillen) als ein Radikalmittel gegen „Zahn-, Kopf-, Leber-, Rücken-, Seiten-, Magen- und allgemeinen Gliederschmerz,“ sowie auch gegen „melancholy, suppression, nervousness, habitual Costiveness und bilious complaints und gegen ein ganzes Heer anderer Krankheiten anempfohlen wurden.

Die Brücken unterweges waren meistens mit dicken Tannenbäumen

belegt und zwischen diesen waren zur Ausfüllung der Zwischenräume von der Straße aufgelesene Felsklöse eingefüllt. Nachdem wir die leichten dieser Brücken glücklich überstanden hatten, fuhren wir dann bei Pennhaven wieder ins Lehighthal hinab und erreichten hier wieder das Ende einer Eisenbahn, die uns nach Mauch-Ehunk hinabbringen sollte.

Die Bahn war wohl da, aber die Lokomotive und der Zug blieben aus. Wir harrten wohl eine und zwei Stunden, aber sie kamen nicht. „What is the matter with her?“ — „Es muß unterwegs was passirt seyn.“ — „Oh they will find us something to ride upon!“ (Seyen Sie umbesorgt, sie werden uns schon etwas herrichten, worauf wir weiter reiten können!) Da die sich sammelnden Passagiere immer ungebildiger wurden, so schaffte man in der That schnell einen Trick, d. h. einen flachen Wagenkasten, wie sie hier zum Transportiren von Balken und Baumstämmen gebraucht werden, herbei. Die Koffer, die einige von uns besaßen, wurden hinaufgestellt, darüber Bretter gelegt, und nachdem die meisten auf diesen improvisirten Bänken Platz genommen hatten, wurden wir so einem großen Kohlenzuge, der eben vorüberpassirte, angehängt. Der Rest der Passagiere wurde dem Lokomotivführer in seinem Tender beigegeben. Obgleich mit diesen Kohlenzügen meistens viel Unglück passirt, und obgleich der Trick, auf dem wir als letztes Schwänzchen einer langen Wagenkarawane „ritten,“ sehr bedeutend hin- und hergeschleudert wurde, und einmal sich auch von seiner Kette löste, so ging es doch alles ganz glücklich, und die Fahrt selbst durch das Lehighthal war im höchsten Grade interessant.

Wir fuhren immer hart neben dem vielgewundenen Ufer des Flusses hin. Die hohen Felsen und Berge, in denen er fortwährend eingewängt ist, boten die malerischsten Scenen dar. Obwohl die Ufer ohne Anbau und Bewohner waren, so war doch der Fluss selbst mit vielem Leben, mit zahlreichen Kohlenbarken bedeckt. Wir

Zwischenräume
sind wir die
hren wir dann
erreichten hier
Mauch-Chunk

und der Zug
inden, aber sie

Es muß unter-
is something
s schon etwas
e sich sammelnu-
te man in der
kosten, wie sie
men gebraucht
assen, wurden
die meisten auf
wurden wir so
gehängt. Der
seinem Tender
s viel Unglück
stes Schwänz-
tend hin- und
er Kette löste,
elbst durch das

enen Ufer des
er fortwährend
Obwohl die
doch der Fluss
bedeutet. Wir

sahen an vielen Punkten die merkwürdigen Arbeiten, die mächtigen Damm- und Schleusenwerke, die man zum Zweck der Schiffahrt errichtet hatte. Man hat hier einen wilden flachen Bergstrom in ein ruhig fließendes, tiefes und spiegelglattes Fahrwasser verwandelt. Spät Abends kamen wir endlich in Mauch-Chunk (d. h. Bärenberg) an, jenem interessanten Bergstädtchen, das im Grunde einer tiefen Schlucht durch Aussprengung und Wegräumung von Felsen sich so viel Spielraum geschafft hat, daß es seine Häusergassen Thal auf Thal ab entfalten konnte.

XLVI. Mauch-Chunk.

Mauch-Chunk, ein indianischer Name, soll so viel als Bärenberg bedeuten. Der Ort mußte sich wohl, so gut er konnte, zurechtfinden in der engen unbequemen Position, die der Lehigh, indem er eine Alleghanykette durchsezt, hier veranlaßte. Denn seine Existenz war gerade haarscharf an diesen Punkt geknüpft, wo sein Nähr- und Ackerfeld, jenes südlische Kohlenbassin nämlich, mit scharfer Spitze, d. h. mit einem sehr reichhaltigen und dicken Kohlenaste ausließ. Das Vorgebirge, das diese äußersten Kohlenfeldausläufer gleich zu Hauften der Thürme von Mauch-Chunk auf seinem Rücken trägt, heißt „Mount Pisces.“ Es ist 1000 Fuß hoch, steigt ziemlich steil aus dem Thale auf und ist oben mit dicken Kohlenmassen gleichsam gekrönt.

Ich hatte eine sehr freundliche Empfehlung an einige Vorsteher der „Lehigh Coal and Navigation Company.“ — Bei dem ersten Besuche, den ich machte, fand ich nur den Privatsekretär zu Hause. Es war ein junger pennsylvanischer Deutscher. Er erkannte mich

gleich als Landsmann und fragte mich sehr artig: „Wo schoppen Sie, mein Herr?“ — Damals, wo ich an das pennsylvanische Deutsch noch nicht sehr gewöhnt war, machte diese englisch-deutsche Phrase (where do you stop, Sir?), die mit so viel Aufwand von Höflichkeit vorgebracht wurde, einen fast komischen Eindruck. Andere Besuche führten mich schneller zum Ziele, und in freundlicher und lehrreicher Begleitung schwang ich mich bald auf den Mount Piscau, auf dessen Gipfel das Beste, was Mauch Chunk bieten kann, zu finden ist, hinauf.

Dies ist eine ganz eigenhümliche Reise. Zuerst erhoben wir uns zu Fuß auf einem halbstündigen Wege auf eine Anhöhe, auf welcher die Endstation der Bergseilbahn liegt. Hier bestiegen wir einen kleinen Wagen und nun ging es mit Dampf den 1000 Fuß hohen Berg hinauf. Die Eisenbahn, die vor uns in schmurgerader Linie den steilen Berg hinauf stieg, schien eine wahre Himmelsleiter zu seyn. Sie verlor sich in Wolken, mit denen der Gipfel von Mount Piscau bedeckt war. Man macht diesen Aufschwung in zwei Abschnitten, indem auf der Mitte des Berges die erste und auf dem Gipfel selbst die zweite Dampfmaschine etabliert ist, welche die meil lange Kette und an ihr das kleine Bündel Passagiere hinaufschleppt. Als ich diese Vorrichtungen gewahrt, wurde mir zu Nuthe wie jemanden, der sich einen Zahn ausheben lassen will, und ich fragte den Conduiteur unseres Wagens, ob die Kette auch recht fest sei. „Oh, sehr fest, mein Herr,“ sagte er lächelnd. „Ganz zuverlässig.“ — „Ist sie noch nie gerissen?“ — „O ja, das wohl!“ — „Wie oft? ich bitte!“ — „Ja, ein- oder zweimal in der Saison pflegt sie wohl zu brechen.“ — „O weh, eine schöne Saison, das! Das finde ich ja entsetzlich oft. Da läuft man eine fatale Chance.“ — „Aber bedenken Sie, mein Herr, was diese Kette auch im Laufe einer Saison zu thun hat. Ja, wenn es nur immer so ein Häuslein Passagiere wäre, wie Sie hier. Auf die kommt es

Wo ich stoppen
Pennsylvanische
englisch-deutsche
Auswand von
druck. Andere
freundlicher und
Mount Pisau,
eten kann, zu

erhoben wir
Anhöhe, auf
Hier bestiegen
Dampf den
vor uns in
nen eine wahre
mit denen der
cht diesen Auf-
des Berges die
schine etabliert
kleine Bündel
ungen gewährte,
Bahn anheben
Sagens, ob die
gte er lächelnd.

„O ja, das
er zweimal in
, eine schöne
ässt man eine
was diese Kette
es nur immer
die kommt es

uns aber gar nicht an. Die Hauptfache sind die Kohlenwagen. Und von denen lässt die Kette an jedem Tage des Jahres wohl 70 lange Karawanen, jede zu 20 oder 30 Wagen, den Berg hinauf tanzen. Das nimmt sie mit, und da kann man sich gar nicht wundern, wenn sie, wie ich sagte, alle Jahre ein- oder zweimal reist.“ — Hebrigens ist auch für solche Fälle einigermaßen gesorgt. Die Wagen der Passagiere haben eine Art Hemmschuh, der in neben den Schienen angebrachte eiserne Zacken eingreift, und der allerdings manche Gefahr abwendet.

Die Aufsahrt auf den Mount Pisau ist einem Aufstuge im Luftballon so ähnlich, als es eine Wagenfahrt auf festem Grund und Boden seyn kann. Gleichmäig schnell und glatt hob sich unsere kleine Kutsche an dem Abhange geradlinigt hinauf, und die schöne Landschaft umher, die Aussicht über die Thäler und Berge breitete sich stufenweise nach allen Seiten hin immer weiter aus. Auf der Hälfte des Berges war eine kleine Hütte gebaut und darin ein von Anthracitholen glühender Ofen zum Händewärmen. Wir übersahen von hier aus ein langes Stück des großen Gebirgsdammes, „the blue Ridge“ genannt, und schauten auch durch das 12 Meilen entfernte Loch oder Thor in diesem Damm, wo der Fluss Lehigh durchbricht, daher auch das Lehighthor genannt, hinaus. Hinter diesem merkwürdigen Loche sieht man wieder einen andern entfernten Damm bläulich schimmern. Es sind die sogenannten „blue mountains.“ Ich war froh, daß wir diesen Ausblick auf der Halbwegstation genossen, denn eben auf dem „Summit“ fanden wir noch die Wölkennebel einherschleichen. Sie hatten den Bergkopf aber ein wenig mit frischem Schnee bepudert. Wir hatten von hier aus noch einige Meilen auf dem Rücken des Berges hinzufahren, bis wir endlich in der Mitte der Kohleminnen und den Wohnungen der Offizianten und Arbeiter anhielten, welche zusammengekommen einen freundlichen kleinen Ort, „Summithill“ (Gipfelberg)

genannt, bildet. Ich verweilte einen ganzen Tag in dieser merkwürdigen Bergwerkscolonie und besah mir seine verschiedenen Wunder eines nach dem andern. Ich will zuerst schildern, was ich sah, und dann eine kleine Skizze der interessanten Geschichte dieses Gebirges geben.

Zuerst führten sie mich in das, was sie „die alte Mine“ (the old mine) nannten. Es ist das Großartigste, und ich möchte sagen, Romantischste, was ich je im Fache von Kohlenschichten gesehen habe, und so viel ich weiß, kann man auch nirgend wo was ähnliches sehen. Das Kohlenfeld, das hier zu Tage ausbricht und endet, ist in diesem seinem Gipfelende nicht weniger als sechzig Fuß dick. Man hat es so am Tage liegend, oder auch aus dem Boden herausragend gefunden, ähnlich wie jene dicken Silberklippen, die man bei Potosí in Peru aus dem Gesteine und in dem Berggestüpp aufstehend fand. Im Laufe der Jahre hat man von oben herein schon ziemlich viel herausgearbeitet, auf dieselbe Weise, wie bei ihren Mahlzeiten die Engländer mit dem Messer in den weichen Käse hineingraben. Man hatte dabei durchaus gar keine weiteren Veranstaltungen und Umstände nöthig, als die liebe, schöne, kohlschwarz glänzende, fertige Gottesgabe wegzuschüren und fertzukarren. Es sind auf diese Weise tiefe Schluchten und weite Thäler in der Kohlenformation entstanden, und die Reste, die noch immer massenhaft genug sind, stehen in mächtigen Pfeilern, hoch aufgetürmten schwarzen Felsen von mancherlei Gestaltung da. Wir irrten dazwischen herum und bewunderten dies ungewöhnliche Phänomen. An einer Stelle war ein haushoher Steinblock in die Kohlenmasse eingekettelt. Er theilte sie in zwei Partien und war durch die Hacke des Bergmanns rund herum von der Kohle entblößt. In dem äußersten Zipfel dieses Beckenendes ist die Schichtung der Kohlen am meisten verworfen. Es sah so aus, als wenn sie bei ihrer Formation hier gegen das Gestein angestossen, umgebogen, gebrochen

und wieder zusammen geschlagen wären, ungefähr so, wie wenn ein flüssiger Stoff in einer länglichen Schüssel erstarrt, und dann im Zipsel dieser Schüssel sich aufstaut und zusammenschauert, oder wie wenn Eis in eine Felsenenge bricht und sich aufbäumt und übereinander schiebt. Der Rest stand wie eine Mauer auf, und in dieser Mauer konnte man deutlich die Verschlingungen, Windungen und Verwerfungen der Kohlenschichten erkennen. Stellenweise guckten sie wie gigantische Säulenknäufe der korinthischen Ordnung oder wie verbrannte Bergainentrollen von gigantischen Dimensionen daran hervor. Ein sechs bis sieben Zoll dicker Kohlenblatt war um das andere gewickelt und alle umgaben concentrisch einen runden centralen Block. Die ganze Rolle hatte vielleicht zwölf bis fünfzehn Fuß im Durchmesser. Ich dachte einen Augenblick, es wären vielleicht antediluvianische grosse Baumstämme, gab aber diese Idee natürlich bald auf. Ich bat meine Begleiter, sie möchten doch von dieser merkwürdigen Scene so schnell als möglich ein Daguerreotyp aufnehmen lassen, weil beim Fortschreiten der Arbeit ihre Züge sich bald verwischen und für die Nachwelt verloren gehen würden. Auch würde es in Europa kein Geologe glauben, wenn man ihm nicht ein solches Daguerreotyp zu Händen kommen ließe.

Die beschriebenen Verhältnisse finden jedoch, wie gesagt, nur in dem äußersten, östlichsten und höchsten Zipsel des Kohlenfeldes statt. Weiterhin liegen die Schichten regelmässiger und ebener, streckenweise völlig horizontal, dicht unter dem Rasen. Wo dies der Fall ist, haben sie, um zur Kohle zu gelangen, nichts weiter zu thun, als sie vom Rasen und einer einige Fuß dicken Erd- oder Lehmschicht, die sie weggraben, zu säubern. Dieses stripping the coal kommt übrigens auch noch an mehreren Punkten der grossen pennsylvanischen Kohlenfelder vor. Es wird dabei nicht mehr Bergmannskunst erforderlich, als ein gewöhnlicher Deichschanzer mit seiner Schaufel meistern kann. Man führt mich hier auf ein Stück

Kohlenfeld, das eben „geschält“ war, und bei dem der Kohlenschätz dreißig Fuß dick ganz nackt dalag. Wir ließen darüber weg, wie über einen gefrorenen See. Nach diesem „Struppen“ schneidet man die Kohlenschicht wie Roggenbrot, Stück für Stück, ab, und schaufelt sie weg.

Doch liegen die Reichthümer natürlich nicht überall so zur Hand, vielmehr nur ganz stellenweise. Weiterhin senken sich die Kohlenschichten unter einem Winkel von achtzehn bis zwanzig Graden von der Oberfläche an tief in den Boden hinab. Diese geringe Absenkung, so wie die außerordentliche Dicke der Kohlenschicht hat eine ganz eigenthümliche Art der Ausbeutung möglich gemacht. Die Dicke beträgt auf weite Strecken zwanzig, fünfundzwanzig bis dreißig Fuß. Die Dicke von sechzig Fuß, die beim Zipfel des Beckens, oder, um mich so auszudrücken, im Schiffsschnabel stattfindet, ist exceptionell und kommt nicht oft wieder vor.

Man hatte die Güte, mir die Art der Ausbreitung zunächst auf dem Papier, auf den interessanten Plänen und Rissen des ganzen Steinkohlenberges zu zeigen. Ich will versuchen, hier in Kürze eine Idee davon zu geben.

Zunächst arbeitet man in der Kohlenschichte, indem man ihr in ihre allmähliche Absenkung folgt, einen geradlinigten Kanal, oder einen schrägen Stollen aus. Dieser Stollen ist dazu bestimmt, um zunächst in den Berg hinein zu kommen, und nachher auch um die Kohlen darin zu Tage heraus zu führen. Man nennt solche geneigte Stollen „Slopes“ (Abteufungen).

Ist man mit einer solchen Abteufung etwa bis tausend Fuß weit in die schräge Schicht hineingelangt, so hält man mit ihr an, und arbeitet nun zu beiden Seiten hin einen Hohlgang oder Corridor aus, welcher die Kohlenschicht horizontal verfolgt, und dazu dient, die gelösten Kohlenmassen — wie? wird man fogleich sehen — in sich aufzunehmen und sie zu den Slopes, durch die sie

wie gesagt, aus Tageslicht kommen, hinzuführen. Man nennt diese horizontalen Verbindungsstollen „gangways“ (Gänge).

Von diesen „Gängen“ aus wird nun zur Ausbeutung der Kohle operiert, und zwar — dies eben ist das Besondere, — nicht nach unten, sondern wieder nach oben hinauf. Auf der ganzen Länge eines Gangways hin wird die Kohlenschicht nach oben hin in gleichen und ziemlich nahen Distanzen angebohrt. Man macht zunächst ein kleines Loch und einen engen Kanal, so weit, daß ziemlich dicke Kohlenblöcke bequem durchschlüpfen können. Aus diesen engen Kanälen, „shoots“ (Schüsse) genannt, fallen die Kohlen hinaus in den Gangway hinein, und werden dann durch ihn auf die besagte Weise hinausgekarrt.

Alle Kohlen, die man bei der Anlegung aller bisher genannten Aushöhlungen, der Slopes, der Gangways, der Shoots gewonnen hat, sind nur, so zu sagen, gelegentlich und nebenher gewonnen. Es sind dies alles nur Transport- und Kommunikationswege, noch nicht die eigentlichen Ausbeutungshöhlen. Diese beginnen erst oberhalb der Shoots. Wenn man diese Shoots etwas, ich sollte denken, ungefähr vierzig Fuß weit hinaufgeführt hat, so erweitert man auf einmal und plötzlich die Höhle, zu beiden Seiten ausgreifend. Nach oben und unten bricht und sprengt man so weit los, wie die Kohlenschicht dick ist, und auch zu beiden Seiten bricht man ungefähr fünfzehn Fuß weit los, so daß dadurch ein allmählig immer weiter aufsteigender Kanal von dreißig Fuß ins Gevierte entsteht. Es bilden sich nach und nach aus den verschiedenen Shoots eine Menge solcher zum Tageslicht aufwachsender Kanäle nebeneinander. Man nennt diese Kanäle „breasts“ (Brüstungen), und die ganze Vorrichtung mit den Shoots „breastwork“ (Brustwerk). Zwischen den Brüstungen bleiben lange, zehn Fuß dicke Wälle, oder Mauern, „pillars“ genannt, welche das Gewölbe des Berges tragen und einstweilen nicht angerührt werden dürfen.

In den Brüstungen rutschen nun alle die losgebrochenen Kohlen auf dem, wie gesagt, unter einem Winkel von zwanzig bis fünfzig und zwanzig Graden geneigter Boden hinab, und fallen in der Gegend der engen Auslässe, der „Shoots,” zusammen. Die „Shoots“ sind von den breiten Brüstungskanälen noch durch einen großen Schieber oder ein Fallthor getrennt, das man mehr oder weniger schließen oder öffnen, und durch das man dann mehr oder weniger Kohlen, je nach Bedürfniß, durch den engen Hals in den Gangway hinaus rutschen lassen kann, eben so wie man dieselbst bei einem Wasserbassin durch eine Schleuse thut. Hätte man die Shoots und ihre Schleusen nicht, so würden die Kohlen aus den breiten Kanälen (Brüstungen) in Massen herabrutschen, ihn überfüllen und ungängbar machen. Durch sie ist es möglich, die Kohlenzuförmung so zu reguliren, wie die Abzapfung einer Flüssigkeit in einem Weinkeller. Die Wagen fahren im Gangway umher und zapfen eine der Brüstungen nach der andern an, je nach Bedarf und Bequemlichkeit.

Man geht mit der Aushöhlung in den Brüstungen bis nahe ans Tageslicht hinauf. Doch bleibt hier noch ein Pflock oder Pfropfen stehen, der den Kanal verstopft hält und das Eindringen von Regen und andern Tagesgewässern in das Werk verhindert. Ist auf diese Weise der obere Theil einer Kohlenschicht ausgebeutet, so geht man nach demselben Höhlsysteme tiefer hinab. Nur dienit dabei, wie früher die Oberfläche, jetzt der untere Gangway als Operationsbasis, von der aus zunächst die schrägen Stollen oder die Slopes weiter abwärts geteuft werden. Von ihren unteren Enden aus werden dann wieder neue Gangway's, Shoots, Breastworks &c., wie früher, gebaut. Es entstehen auf diese Weise mehrere Etagen oder Stockwerke, die wie die Abtheilungen im Thureme von Pisa schräg übereinander liegen.

Folgende kleine Zeichnung wird die obige Schilderung zu erläutern dienen:

chenen Kohlen
nzig bis fünf
en in der Ge-
Die „Shoots“
einen großen
oder weniger
oder weniger
den Gangway
einem Wasser-
hoots und ihre
reiten Kanälen
i und ungang-
stromung so zu
em Weinfeller.
eine der Brü-
egenzlichkeit.
ungen bis nahe
n Pflock oder
as Eindringen
erk verhindert.
ht ausgebeutet,
ab. Nur diem
Gangway als
n Stollen oder
ihren unteren
hoots, Breast-
Weise mehrere
n Thurme von
lderung zu er-

A B C D, ein Stück des schräg abgeteuft
ten Kohlenfeldes.

A B, Linie, auf welcher das Kohlen-
feld zu Tage ausbricht.

a, a, a, in dem Kohlenfelde abgeteuft
Stollen, die sogenannten Slopes, in denen
die leeren und gefüllten Kohlenwagen an
Ketten, von Dampfmaschinen bewegt, auf
Eisenbahnen auf- und abwärts rollen.

b, b, die Tagesmündungen der Slopes.

E, der Berg über dem Kohlenfelde.

F, der Berg unter dem Kohlenfelde.

C D, der Kommunikationsweg in der
Tiefe, der sogenannte Gangway, in wel-
chem ebenfalls auf Eisenbahnen, die bei
f, f, f, gefüllten Kohlenwagen, von Maul-
thieren gezogen, zu den Slopes geführt
werden.

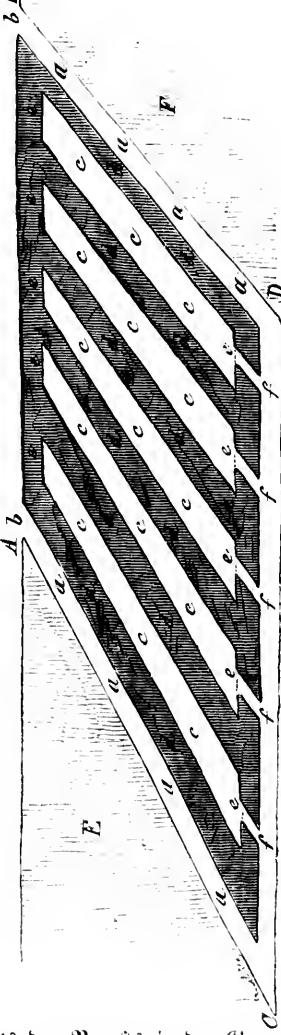
e, e, e, die im Kohlenfelde ausgehöhlten
Kanäle, die sogenannten Breasts, die
eigentlichen Gewinnstellen der Kohlen.

d, d, d, die Kohlenmauern, oder Pil-
lars, die zum Tragen des Bergdachs zwis-
chen den Breasts einzuweilen stehen bleiben.

e, e, e, die dicken Kohlenpflocke, die zum
Verschluß der Breasts gegen Tagesge-
wässer einzuweilen stehen bleiben.

ef, ef, ef, die sogenannten Shoots oder
dünne Hälse, durch welche die Kohlen aus den Breasts in den Gang-
way hinunterrutschen.

e, e, e, die Punkte, bei welchen alle die losgebrachten Kohlenblöcke



aus den Kanälen c, c, c, zusammenrutschen. Hier befindet sich das Schleusenwerk, durch welches ihr Hinaussfallen aus den Shoots regulirt wird.

Man sieht leicht ein, daß dieses ganze, höchst eigenthümliche Gewinnungssystem, ich möchte sagen, dieses Rutschsystem, nur auf solche dicke, unter einem Winkel von fünfzehn bis fünfundzwanzig Graden geneigte Kohlenlager, wie sie hier häufig sind, berechnet ist. Sind die Kohlenlager stärker geneigt, z. B. mehr oder weniger senkrecht, so kann man das Losgebrachte nicht sich selbst überlassen. Die Blöcke würden heftig hinabfallen, zu sehr zerbrockeln, und auch sonst Gefahr und Zerstörung bringen. Auch wenn die Lager minder geneigt, mehr oder weniger horizontal sind, ist dieses System nicht anwendbar, weil die Kohlen nicht mehr rutschen könnten. Sind die Lager mehr oder weniger horizontal, und ist dabei die sie deckende Rasen- und Erdschicht sehr dünn, so werden sie, wie ich oben schon einen Fall zeigte, bloß abgeschält, gestrippit, und die Kohle, so zu sagen, mit dem Spaten weggegraben, oder wie man in unsern norddeutschen Marschen sagen würde, „rajolt.“

Sind die Lager mehr oder weniger horizontal, der sie deckende Berg aber zum Abschälen zu dick und massenhaft, so wird dann wieder ein anderes System befolgt. Man arbeitet vom Tage aus hinein, läßt zum Tragen des Daches dicke Pfeiler stehen, nimmt die Kohle überall rund um diese herum heraus, und schafft so solche Felsenhöhentempel, wie ich deren einen bei Wilkesbarre sah und beschrieb. Das „Rutschsystem“ ist bei solchen horizontalen Lagen erstlich unmöglich wegen mangelnder Fallkraft, und zweitens ist es unmöglich, weil das Eindringen der Tagedewässer nicht zu fürchten ist, und weil man gleich vom Tage in den Berg hineinarbeiten kann. Man braucht sich nicht, wie bei den geneigten Flächen, die Mühe zu geben, von unten hinaufzuarbeiten.

Auch begreift man leicht, daß das Rutschsystem selbst je nach

den Umständen etwas modifizirt und geändert werden muß. Bei etwas größerem Steigungswinkel, z. B. wo die rutschenden Rohlen heftiger auffallen würden, verkürzt man die Breastworks und macht die Gangway's zahlreicher. Auch werden die Shoots je nach Umständen enger oder weiter gemacht.

Dies ungefähr war alles, was ich beim Überblick der mir gütig und in reicher Fülle vorgelegten Werkpläne erkannte und lernte. Das Ganze gab ungefähr den Anblick eines mächtigen Bienenzellsengewebes mit seinen verschiedenen Etagen, Gangwegen, Luftlöchern, Durchschlüpfstellen und seinen parallelen Honigröhren. Man kann sagen, daß die Leute hier ihre Höhlenlager zum Theil in derselben Weise ausleeren, in welcher die Bienen ihre Honigmäuer füllten. Im reinlichen, hübschen, buntfarbigen Bilde sah alles sehr zierlich, appetitlich und gefällig aus. Man kleidete mich nun aber in diese, rauhe Gewänder ein, die schmutzige, schwarze, rauhe und nicht gefahrlose Wirklichkeit zu betrachten. Wie ein Bündel Kohlen wurden wir in einen plumpen und rüstigen Wagentasten gepackt und rutschten jeder mit seiner Thrancalpe auf einer der Slope-Eisenbahnen in die Tiefe.

Nach fünf Minuten hatten wir einen der horizontalen Gangway's erreicht. Das Getriebe war hier eigenhümlich genug; Lärm und Geprassel in der Finsterniß rings umher. Maulthiere, die wir erst sahen, wenn sie uns mit der Schnauze auf die Schultern stießen, schleppten in diesem Stöthe die gefüllten Wagen hin und her, zu den Slopes, in denen die von Damps bewegten Ketten rasselten und rasch die schwarze Ernte zum Tageslicht hinaufzogen. Da zwischen aus der Nähe und Ferne dumpfe Schüsse aus den Breastworks, wo die Rohlen gesprengt wurden. Auf Leitern durch eine Art schrägen Schornsteins kletterten wir auch in diese Breastworks hinein, neben den Shoots hinweg. Sie überraschten mich durch ihre Größe und Geräumigkeit. Lange, hohe und breite Gewölbe,

stiegen weit bis in die Nähe der verschlossenen Erdoberfläche hinauf. Aus großer Ferne noch dämmerten wie Sterne die Lichter der Arbeiter. Unten mußten wir vorsichtig, um keine unbeabsichtigte Rutschung zu verursachen, über gewaltige Massen von Kohlengebröckel hinwegklettern. Weiter oben war das Aufsteigen auf der geneigten Fläche bequemer. An einer Stelle, die etwa 270 Fuß unter der Oberfläche war, zeigte man uns eine Wasserquelle und ließ uns daraus trinken. Sie tropfte süß und kristallein aus den schwarzen Kohlenwänden hervor. Wir kamen aufwärts bis nahe zu den Wurzeln des Rasens und der Bäume zurück, konnten aber nicht hinaus, was man nach dem, was ich oben sagte, begreifen wird. Als wir hier standen und uns unterhielten, löste sich vom Dache des Gewölbes ein Kohlenstück freiwillig los, schlug mitten zwischen uns hinein und mahnte uns, daß es Zeit sey zum Rückzuge. Diese freiwilligen Lösungen von Kohlenblöcken sind nicht selten, und bringen einige Gefahr. Es werden wohl Leute dabei erschlagen. Der Aufseher dieser Minenabtheilung, der uns führte, sagte jedoch: er habe von seinen Leuten, deren Zahl sich auf beinahe tausend belief, in den zehn Jahren seines Hierseyns erst ein halbes Dutzend durch solche Unglücksfälle verloren. Dem, der an die Sache nicht gewöhnt ist, sehen alle Operationen, die man hier vornimmt, viel gefährlicher aus. Aber die Kohlenleute gewinnen auch hier, wie anderswo, ihr gefährliches und schmutziges Gewerbe lieb. Sie sind passionirt dafür, wie die Bergwerksmänner bei uns, und wer einmal in den Kohlengruben eine Zeitlang gesteckt hat, wünscht sich nicht wieder heraus, und verlangt nach keinem andern Gewerbe. Sie halten die Arbeit für sehr gesund, haben nie Fieber, wie die Ackersleute, die in den Mississippigegenden frischen Boden für den Kornbau aufreißen. Auch die Maulthiere unten sind dick und fett. Unter den Arbeitern sind auch hier wie in Scranton die aus Wales eingewanderten Bergleute beliebt, und natürlich

fläche hinauf.
hier der Aufsichtige Nutzohlengebröckel der geneigten Längs unter der und ließ uns den schwarzen zu den Wurzeln nicht hinaus, wied. Als wir Dache des Gezwischen uns liezuge. Diese n, und bringen gen. Der Aufsichtige: er habe fand belief, in Dutzend durch Zache nicht ge- bornimmt, viel auch hier, wie sie. Sie sind und wer ein- wünscht sich idern Gewerbe. die Fieber, wie hen Boden für unten sind die in Scranten und natürlich

die Irlander zahlreich. Unter tausend Arbeitern waren nur sechs Deutsche.

Aus dem, was ich oben sagte, ersieht man, daß in den Zwischenmauern oder „pillars“ einstweilen noch große Kohlenmassen im Boden stecken bleiben. Nachdem man die erste Ernte auf bequeme und gefahrlöse Weise ausgeführt hat, wünscht man aber auch diese Schäze noch zu gewinnen, und die Pillars wegzusprengen, oder, wie sie sich ausdrücken, „to rob the pillars“, die Pfälzer wegzuftehlen. Zu dieser gefahrsvollen Arbeit gehört begreiflicherweise viel Mut, Geschick und Schnelligkeit. Doch ist sie wenigstens bis zu einem gewissen Grade ausführbar. Man fängt auch damit wieder von unten an, und geht, die Stützen eine nach der andern wegnehmend, damit nach oben hinauf. Man unternimmt dies auch nur in der trockensten Jahreszeit, wo der Boden oben nicht von so vielen Gewässern durchweicht und einige Aussicht vorhanden ist, daß er noch eine Zeitlang in der Schwebe hängen bleibt. Auch bringt man hie und da, statt der ausgeraubten Mauern, Stützwerk von Baumstämmen an, die nachher preisgegeben werden. Hat man so eine Strecke ausgeraubt, so meidet man sie, und überläßt sie sich selbst. Das schwere hilflose Dach senkt sich in der feuchten Jahreszeit allmählig, sellemweise sehr plötzlich, und alles sinkt am Ende in Gras und Schutt zusammen, zwischen dem allerdings noch immer viele wertvolle Kohlenmassen begraben und versteckt bleiben.

Man führte mich auch auf die Oberfläche einer solchen zusammengekommenen Bergwerksstrecke. Es war ein sehr unebenes Feld von vielleicht achthundert Schritt ins Gevierte. Es bot einen höchst wunderlichen Anblick dar, und die verschiedenen Wirkungen dieses Bergdacheinbruchs waren äußerst mannigfaltig. Hie und da waren wie Blätter gezackte Risse und Spalten im Boden, die sich weithin erstreckten, und über die wir wie über Gräben sprangen. Zuweilen

waren weite Mulden allmählig eingefunken. An einzelnen Stellen war der Boden plötzlich in einen tiefen Trichter hinabgeschlissen, und wir sahen eine Menge großer brunnenartiger Löcher. Zwischen den Löchern lagen hier und da ganz schmale, schroffe und hohe Dämme herum. Die Öffnungen der Stollen (Slopes) und Brüstungen gähnten zuweilen noch in halber Verschüttung. Aus ihnen waren zuweilen wie aus Kanonenröhren dicke Steinmassen wie Stugeln, oder lange Balken wie Pfeile hervorgeschoßen. Ein 150 Pfund schwerer Stein war bis in die Nähe eines benachbarten Hauses geschleudert. Diese Wirkungen erklärte man sich aus der im Innern comprimirten Luft. Da die Einsenkung sehr unregelmäßig vor sich geht, so entstehen dort oft rings umher abgeschlossene Räummern, über denen das Dach noch eine Zeitlang steht. Wenn es aber auch auf sie mit unwiderstehlicher Gewalt hinabbricht, so braut die Luft hinaus, wo sie den bequemsten Ausweg findet, und reißt lose Steine und Balken mit sich fort. Hier und da blickten noch große, schöne, schwarze Kohlenblöcke, zwanzig Fuß im Kubus, unten aus dem Schutt hervor. Es waren Reste von den Pfeilern, die man unten wegzurauben nicht mehr im Stande gewesen war. „When the ground settled, those pillars crushed under it.“ Später wird man sie vielleicht noch einmal wieder herauslesen.

Man sagte mir, daß es oft mehrere Wochen dauert, bis das ganze Dach einer solchen Strecke sich gesetzt hat (till the ground is settled), und daß dann während der ganzen Zeit ein beständiges Krachen, Brechen, Knallen und Schießen, wie die Kanonade bei einer Schlacht, Nacht und Tag fortgeht. Es röhrt von den zerbrechenden Felswänden, von den zermalmtten Kohlenpfeilern, den zerknickenden Holzstüzen und den platzenden Luftkammern her. Noch jetzt, während wir darauf gingen, gab es ein wenig Getüftel und Bewegung.

Aus den Stollen werden die Kohlenblöcke, so wie sie unten

von sehr verschiedenem Kaliber gesprengt wurden, so gleich in große, auf der Oberfläche liegende Pochwerke gebracht, in denen man sie zerkleinert, abstänkt, und in verschiedene Gattungen sondert. Sie werden zuerst auf zwei sich umschwingende, gezähnte Walzen geworfen, die von Dampf getrieben mit unglaublicher Rapideität die auf sie hinabragenden Blöcke in Grus verwandeln. Dieser Kohlengruss tanzt dann über große längliche Siebflächen hinweg, deren Durchlöcherung an verschiedenen Stellen engzelliger oder weitmaschiger ist. Man bringt so Kohlengeröll von zehn oder zwölf verschiedenen Kalibern hervor, die im Verkehre später jede ihre eigene Verwendung finden, bis zu der sogenannten Perlensohle herab, in der die einzelnen Bröcklein nicht größer als dicke Erbsen sind.

Vor den zahlreichen Schüttkastenöffnungen, aus denen diese über die Siebe tanzenden Kohlen hervorspringen, sitzt eine Reihe kleiner Buben, eben so viele „Aschenbrödel“, welche die hie und da eingemengten Steine auszulesen haben. Ich hätte nämlich schon oben, wo ich von sechzig und achtzig Fuß dicken Kohlenschichten sprach, eigentlich bemerken sollen, daß diese Schichten selten ganz durchweg rein sind. Es ziehen sich hie und da dünne Lager von Thonschiefer (slate) in die dicken Kohlemassen hinein. Diese Thonschieferlager oder Albern sind oft nur einen oder zwei Zoll dick. Hie und da fehlten sie ganz. Beim Sprengen kann man keine Rücksicht auf sie nehmen. Man sprengt Kohle und Stein weg. Auch gehen wieder Kohle und Stein zusammen zwischen jenen Walzen und auf jenem Siebe durch. Jene kleinen männlichen Aschenbrödel haben nun das Geschäft, die Steine, die nachher in den Räminen plazieren und Unglück anrichten würden, und die Niemand mitzukaufen wünscht, auszulesen. Da die Steine, von Kohlenstaub geschwärzt, nur eine um einen halben Grad schwächere Farbe haben als die Kohlen selbst, so gehören so scharfe Augen dazu, wie zur Unterscheidung eines Quadrens von einem Quintalen. Auch sind

sehr rasche Finger nöthig, da alles im Takte einer Lokomotive vor sich geht. Zu meiner Verwunderung sah ich hier und da hinter der Reihe der kleinen Republikaner einen Inspektor mit einem langen Stocke hin und her gehen. Nichts desto weniger fand ich die Buben überall viel munterer und lebensfrischer ausschend, als unsere Pochbuben. Aber freilich ist für unsere armen Pochbuben die Arbeit ganz anderer Natur. Es ist der Anfang einer langen Sklaverei, aus der sie nie befreit werden. Sie haben nur die mühselige Garriere, die auch ihre Väter durchmachten, vor sich, vom Pochbuben zum Erzschräfer, und vom Erzschräfer vielleicht einmal zum Untersteiger. Sie werden, einmal darin, nie den Ausweg aus dem Bergwerkslabyrinth finden. Diese kleinen amerikanischen Steinleser haben mehr Hoffnung und Aussicht vor sich. Sie haben vielleicht ganz andere Dinge im Kopfe, als die Bergmannscarriere. Für sie ist die Arbeit bloß ein „Job“ für heute oder für dieses Jahr. Wenn es ihnen nicht mehr gefällt, oder wenn einmal der Ausseher zu hart zuschlägt, so kündigen sie ihm den Contrakt auf, gehen ihrer Wege, und versuchen sich anderswo. „He is crazy, the boy. It is his own fault. Why does he not take an other business?“ antwortete mir einmal ein Bergwerksinspektor in Pennsylvania, als ich ihm von einem kleinen Knaben erzählte, der mir gesagt hatte, daß er sein Bergmannsgeschäft gar nicht recht ertragen könne, daß er fühle, wie es seiner Gesundheit schade und seine Brust angreife.

Der ganze merkwürdige Berg vor Summithill ist sowohl in seinem Innern, als auch rings herum auf seinen Abhängen und Rändern mit einem so merkwürdigen Eisenbahnmreie durchflochten und umspannen, wie ich es nirgend gesehen habe. Zu beiden Seiten des länglichen Berges liegen diese Thäler, auf der einen Mauch-Chunk-creek-valley, auf der anderen Seite das Pantherflussthal (panther-creek-valley). Beispiels werden diese Thäler durch andere Berggruppen abgesondert, das eine durch die „Henschrecken-Berge“

(locust - mountains), das andere durch die „Mahoning - Berge“ (Mahioning-mountains). Auch in diesen Thälern und an den Abhängen des centralen Summithills brechen noch viele Kohleschichten so hervor, daß sie leicht bearbeitet werden können. Es sind daher überall auf verschiedenen Höhenstufen Minenmündungen, Pochwerke und andere Etablissements begründet, und diese sind alle mit dem centralen Hauptort Summithill auf dem Gipfel durch Eisenbahnen in Verbindung gesetzt. Aus allen benachbarten Thälern zieht die Lehigh - Company, der das Ganze gehört, die Kohlenprodukte auf ihren Centralberg hinauf und läßt sie dann von da wieder nach Mauch - Chunk zum Flusse Lehigh hinabgleiten. Auch muß das Trinkwasser, das der große Bergort oben nöthig hat, aus den Thälern heraufgeschafft werden.

Die Eisenbahnen, welche diese Dienste verrichten, sind theils solche steile geradlinigte Bahnen, wie die, auf der ich hinaufgekommen war, mit stehenden Dampfmaschinen und langen Kettenwagen, an denen man die Wagenzüge hinaufschleift. Theils sind es, wo der zu erreichende Punkt nicht so tief liegt, schwach geneigte Wege, auf denen die Wagen durch ihre eigene Schwere hinabrollen. Jene steilen Kettenbahnen nennen sie hier „planes,“ die andern Wege „grades.“ Da ich auch mehrere der an den Bergabhängen liegenden Werke besuchte, so hatte ich Gelegenheit genug, diese verschiedenartigen, durch die Lokalität bedingten Transportweisen kennen zu lernen. Zuweilen zogen wir uns hier aus der Menge einen kleinen Separatwagen hervor, stellten uns hinein und rollten auf scheinbar ganz horizontalen Wegen, die sich zwischen dem Gebüsch meilenweit hinschlängelten, von unsichtbarer Kraft getrieben zu unserem Ziele hin. Ein kleines Hemmwerk, das an jedem Wagen angebracht ist, gibt den Passagieren volle Freiheit, so schnell oder so langsam zu rollen, wie sie wollen. Waren wir bei unserem Ziele mit der Beschauung fertig, so dachte mein Führer ein wenig nach, welcher unter

den verschiedenen „grades“ uns wohl am besten zum nächsten „plane“ führen würde. Wir ruischten dann zu einem solchen plane wieder rückwärts, kamen dabei freilich zugleich etwas tiefer hinab. „Aber auf der plane,“ sagte mir mein Freund, „wird schon irgend etwas vorbeirutschen, was uns mit hinaufnimmt.“ Wir fanden einen Zug großer Wasserfaisten (tanks), die auf Räder gesetzt waren, auf der Station halten. Es blieb für uns am leichten Wasserfaisten eine kleine Kante, ein drei Zoll breiter Absatz, auf den wir uns stellen konnten. Und diese Wasserballons stiegen dann heppernd und polternd in raschem Tempo mit uns zum Himmel auf, oder wenigstens zum Bergorte Sunnithill, wo ich dann dem Himmel dafür, daß ich gesund wieder angekommen war, herzlich dankte, was mein an diese Halsbrechereien gewöhnter Freund dann gar nicht begriff.

Zum Ausruhen von den Strapazen des Tages verbrachte ich am Abende vor der Zuhausefahrt noch ein Stündchen in dem kleinen Wasserhause oder Arsenal des Dorfs Sunnithill, wo ich einige der mir bekannt gewordenen Bergwerkoberbeamten, die zugleich auch die Kapitäne der Militärcompagnien des Ortes waren, mit Lampenputzen beschäftigt fand. „Sie putzen Lampen?“ fragte ich erstaunt. „Ja, wie putzen Lampen,“ sagten sie, indem sie mich zurückgelehnt bewillkommen und dann mit ihrer Arbeit fortfuhren. „Ein Harfenist und ein Flötenspieler wollten uns hier heute Abend in unserem Arsenalraume ein Concert geben, und wir benutzen eine müßige Stunde dazu, um alles zurecht zu machen. An Bedienung haben wir hier immer etwas Mangel und da muß man manches selber thun.“ — „Recht amerikanisch,“ dachte ich bei mir, bat aber zugleich den lampenputzenden trefflichen Kapitän, mir ein wenig von seiner Militärcompagnie zu erzählen, und mich das kleine Arsenal anschauen zu lassen. „Ich beobachte solche Dinge, solche große, ein ganzes großes Land und Volk beschäftigende Angelegenheiten besonders gern an kleinen Orten, und es scheint mir

en „plane“
ane wieder
hab. „Aber
iegend etwas
inden einen
waren, auf
erkaften eine
uns stellen
nd und pol-
e wenigstens
für, daß ich
nein an diese
ff.

erbrachte ich
dem kleinen
o ich einige
die zugleich
tes waren,
en?“ fragte
indem sie
Arbeit fort-
s hier heute
nd wir be-
zu machen.
nd da muß
dachte ich
en Kapitän,
, und mich
olche Dinge,
tigende An-
schein zu mir

immer besonders interessant, denselben Geist, den man in den großen, stark bevölkerten Städten, in den Centralpunkten des Lebens gewahrt, auch noch in den kleinsten Landesverstecken wiederzufinden.“ Mein Freund sagte mir, diese Militärcompagnie in Summerville sey zwar, wie überall in Amerika das Militärverbrüderungswesen, eine ganz freiwillige Angelegenheit. Aber dennoch nehme bei weitem die Mehrzahl der Bergleute daran Theil. Der Geschmack an militärischen Übungen, Aufzügen und Verbrüderungen sey hier eben auf Mount-Pisgah eben so groß, wie in Newyork oder Boston. Einer stecke den andern an, und wenn einmal so ein starker Meinungsstrom sich für eine Sache entschieden habe, so nütze es nichts dagegen vorzugehen, und jeder werde davon fortgeführt. „In Europa sind es die Könige, die Orden verleihen, die Beifall spenden, und vor denen die Truppen, geschmeichelt und angefeuert von ihren Huldbezeugungen, vorüber paradierein. Hier in Amerika ist das Volk der König, vor dem unsere Compagnien die Revue passiren und der ihnen auf den Straßen oder in den Journals durch die Presse, und über all geeigneten öffentlichen Lokalen Applaus zollt. Dadurch und durch unsere Erinnerung an die Heldenthaten unserer Freiwilligen in unseren glorreichen Revolutionen, wird der Geist wach gehalten. Die Feierlichkeiten am 4. Juli und die verschiedenen lokalen Sieges- und Erinnerungsfeste geben unseren Leuten Gelegenheit genug zur Entwicklung ihrer Talente und zum Zeigel ihrer Eitelkeit. Auch ist es noch nicht so lange her, daß wir einmal von Europa aus angegriffen würden. Wir fürchten noch immer, daß sich ein solcher Angriff noch einmal wiederholen könnte. Wir wollen darauf gerüstet sein. Und ich versichere Sie, wenn er käme, Summerville würde in der Vertheidigung des Vaterlandes vor den andern Dörfern und Städten desselben nicht zurückstehen. Wir würden mit tausend wohlgerüsteten Leuten von unserm Berge zu den Küsten hinabmarschieren und unser Blut nicht scheuen.“

„Sie glauben Sie mir, die militärischen Hülfsmittel und die Defensivkräfte der Vereinigten Staaten sind unermesslich.“

Ich brachte hier einen Punkt zur Sprache, den ich bisher nicht recht verstanden hatte, nämlich die Frage, wie bei einem solchen freiwilligen System, wo jede Compagnie sich eine Waffe wählen kann, welche sie will, die Harmonie der verschiedenen Waffengattungen, die doch in jeder Armee nöthig ist, zu Stande kommt.

Ich habe mir oft den Kopf darüber zerbrochen, wie die Amerikaner bei ihrem freiwilligen Militärsysteme, nach welchem jeder Soldat sich seine Compagnie und jede Compagnie sich ihre Waffengattung wählen kann, die richtige, harmonische Proportion der verschiedenen Waffengattungen herauskommt. Es scheint aber, daß ihnen dieß keine Schwierigkeiten macht. Die Talente und Neigungen der Menschen für die eine oder andere Waffengattung, und die Umstände und Situationen, die ihnen bald den einen bald den anderen Waffendienst leichter machen, sind so verschieden und sind auch ungefähr in solchen Verhältnissen vermischt, daß dabei immer so ziemlich die nöthige Proportion von Rekruten oder Freiwilligen für jede Gattung herauskommt, selbst wenn man die ganze Angelegenheit sich selbst überläßt. Die Leidenschaft für die Jagd, die Gewohnheit, von Jugend auf mit der Büchse, der Flinten und Pistole umzugehen, ist überall allgemein verbreitet. An Leuten, die sich gern und leicht als Jäger oder Ristlemen oder in einer andern Branche des Infanteriedienstes einrolliren lassen, ist mithin nirgends ein Mangel, und die Infanterie, die in allen Armeen die größte Menge von Armen verlangt, findet daher auch die zahlreichsten Liebhaber. In vielen ländlichen Distriften, wo die Pferdezucht weit verbreitet ist, und wo die Leute von Jugend auf auf dem Pferde hängen, gewinnen sie eine Vorliebe für die Cavallerie, und in solchen Distriften bilden sich daher Cavallerieregimenter leichter. Auch gibt es unter den eingewanderten Nationalitäten einige, die von

die Defensive
bisher nicht
einem solchen
Waffe wählen
in Waffengat-
tung kommt.
wie die Ameri-
welchem jeder
ihre Waffen-
artillerie der ver-
ant aber, daß
und Neigungen
ung, und die
nen bald den
ieden und sind
ß dabei immer
er Freiwilligen
e ganze Ange-
die Jagd, die
ne und Pistole
utten, die sich
einer andern
nithin nirgends
een die größte
hreichen Lieb-
serdezahl weit
auf dem Pferde
ie, und in sol-
leichter. Auch
inige, die von

Haus aus viel Geschmack und Geschick für den Cavalleriedienst
haben, z. B. namentlich die Deutschen. Sie sehen ihren Stolz darin,
vor ihrem obengenannten Souverän auf schönen Pferden vorüberzu-
paradiren, und scheuen dabei die vermehrten Kosten nicht. Doch
wirkt diese Vermehrung der Kosten ganz natürlich zugleich dahin,
daß die Armeen nicht mit Cavallerie überfüllt werden. Aber nun
die Artillerie? die kostspielige, schwierige, so viele Kenntnisse erfor-
dernde Artillerie? — Ja, die Artilleristen und ihre Kanonen, die
gewinnen ihre höchsten Preise und ihr schönstes Lob am 4. Juli.
An diesem Tage und an allen andern großen Festen spielt sie mit
ihrem blanken Geschüze die erste Rolle und Alle sehen am meisten
auf sie. Das verführt denn manche wohlhabendere Leute, sich
dieser Waffengattung zu widmen. Uebrigens greift man allerdings
der Sache auch von oben herab noch ein wenig unter die Arme
und hilft mit verschiedenen Zugeständnissen nach. So z. B. um-
gibt man die Kanonen dadurch mit mehr Anziehungskraft, daß man
denen, die sich dem Artilleriedienste widmen, größere Abgabenfrei-
heiten gewährt.

Sie zeigten mir ihre Waffen und namentlich die kleine Samm-
lung von Gewehren, die das „federal Government“ ihnen ge-
liefert hatte. Auch zeigten sie mir die Regimentsbibliothek. Sie
war in dem Hintergrunde einer dicken Bärenfellgrenadiermütze versteckt
und bestand in einem kleinen, wie man mir sagte, sehr geschickt ge-
schriebenen einbändigen Werke, in welchem Taktik, Terrainlehre,
Artillerie-, Cavallerie-, Infanterie- u. Co. Kunde in neuer dargestellt
waren. Dies Bändchen — leider habe ich seinen Titel und Autor
vergessen — sey in den Händen jedes amerikanischen Compagniechefs
und jeder Kapitän studire es Tag und Nacht und erercire seine
Leute darnach.

Die Geschichte der gesammten drei pennsylvanischen Kohlen-
bassins, deren Vorräthe Prof. Silliman für unerschöpflich erklärt

hat, begann im Jahre 1792 auf der Höhe dieses Berges Piscan bei Mauch-Chunk. Ein deutscher Colonist, Namens Günther, war es, der dort eben zuerst jene aus dem Boden stehenden Kohlenfelsen entdeckte, bei denen sie jetzt, wie ich sagte, 60 Fuß tief hineingegraben haben. Dieser Deutsche verrichtete die Sache einem anderen Deutschen, einem Herrn oder „General“ Weiß, dem das Land in der Nachbarschaft gehörte. Weiß machte die Entdeckung rückbar und verkaufte den ganzen Gipfel des Berges an die damals noch sehr kleine Lehigh-Kohlenminencompagnie, die zu diesem Zwecke 1793 zusammengetreten war, für einen Spottpreis. Weiß wußte nicht, wie viel er weg gab, und seine Nachkommen hatten wenig Vortheil davon. Noch weniger aber floß den Kindern jenes ersten Erfinders, des genannten Günthers zu. Ich erkundigte mich nach ihnen und hörte, daß sie, während seine Entdeckung vielen Hunderten die Tasche füllte, in Mauch-Chunk in Armut leben, einer von ihnen als Lehrlingsarbeiter.

Freilich hatte auch die genannte Compagnie selbst noch innerhalb der ersten 30 Jahre mit ungälichen Hindernissen zu kämpfen. Die Mauch-Chunker Berge und die ganze Gegend umher waren eine öde Wildnis ohne Wege und Stege, der Lehigh ein wilder felsiger Bergstrom. Auch hatte ganz Pennsylvania bis dahin nichts als Holz gebrannt, und daß diese Robben auch in den Oesen nützlich werden könnten, bewieselte das Publikum allgemein. Der ganze volle Kohlenberg war ein Schatz, den man nicht verwerthen und dem man keinen Markt verschaffen konnte.

Nach vielen mißglückten Versuchen und nach großen vergebens aufgewendeten Kosten gelang es endlich, den Lehigh eine Strecke weit und in gewissem Grade schiffbar zu machen. Doch wurden noch 30 Jahre nach der Entdeckung, 1821, kaum 1000 Tonnen Kohlen an den Mann gebracht. Sehr altmäßig brachen Kanäle, Chausseen und am Ende auch Eisenbahnen bis in die Wildnisse der

Berges Piscan Günther, war den Kohlenfelsen tief hineingezogen, das Land in zug rückbar und malß noch sehr

1793 zusammenzustecken nicht, wie der Vortheil dagegen Erfünders, nach ihnen underten die Tasche von ihnen als

ist noch inneren zu kämpfen. Aber waren eine wilder fessiger bin nichts als Dosen nützlich. Der ganze erthen und dem

diesen vergebens ist eine Strecke. Doch wurden 1000 Tonnen rachen Kanäle, Wildnisse der

Kohlenbassins durch. Eben so allmählig wurden die alten Vortheile der Bürger von Philadelphia gegen das Heizen mit Kohlen gebrochen und überwunden. Doch war zehn Jahre später dies alles schon so weit gediehen, daß 1830 bereits mehr als 100,000 Tons Kohlen aus den Gebirgen herabgeschafft wurden. In den nächsten zehn Jahren wurde die Kanalisation und Schiffsbarmachung an den vier betheiligten Flüssen, Lehigh, Delaware, Schuylkill und Susquehanna noch weiter landeinwärts und bergauf ausgeführt. Mont Pisquah und die andern Kohlenberge und Thäler wurden mit immer mehr solchen Eisenbahnen umspannen, wie ich sie beschrieb, und im Jahre 1840 wurden denn bereits nahe an eine Millionen Tonnen Kohlen auf diesen Bahnen und Flüssen auf die östlichen Märkte gebracht. Auch bildeten sich nun neben jener ältesten Compagnie, der oft genannten Lehigh Coal and Navigation Company, eine Menge andere Gesellschaften, welche die Kohlen gegenden in alle Richtungen explorirten, ihre Ausdehnung immer besser bestimmten, und ihre Reichtümer an verschiedenen Punkten ausbeuteten. Sogar Europa scheint sich an diesem Werke betheiligt zu haben. Man sagte mir, es gäbe eine französische Compagnie in Mauch-Ghunk, die große Kohlenterrains angekauft habe und sie bearbeiten lasse.

Eine Menge neuer Dörfschaften und Städte wachsen auf den Kohlenfeldern hervor, außer den genannten: Mauch-Ghunk, Scranton, Wilkesbarre, Pittston, noch folgende: Tamaqua, Minersville, Portsville, letztere die größte von allen pennsylvanischen Steinkohlenstädten. Jetzt (im Jahre 1854) soll sich der ganze Betrag der losgesprengten und in Circulation gesetzten Kohlenmasse auf vier Millionen Tons belaufen. Doch ist dies noch lange nicht des Höchste, was diese Gegend leisten kann. Es werden nicht nur täglich noch neue treffliche Lager zu Kohlenminen entdeckt, sondern das Wegegegn ist auch immer noch in fortwährender Ausbildung begriffen.

Es wurden auch immer noch neue Märkte eröffnet, und namentlich spekulieren die Kohlenbesitzer jetzt, wo Philadelphia völlig erobert ist, auf die eben so völlige Eroberung von Newyork, aus dessen Dosen und Fabriken noch sogar viele fremde Kohlen zu vertreiben sind.

Ich besitze ein sehr interessantes Memoire über die Geschichte und Entwicklung der Lehigh-Kohlen-Companie. Nach diesem Memoire besitzt diese Compagnie in dem südlichsten Kohlenbassin 6000 Acker Kohlenland. Der übereinander liegenden Kohlenschichten sind neun, zu fünf bis fünfzig und sechzig Fuß dick. Alle neun Acker zusammen fassen 111 Fuß Dicke haben, und jeder Acker Erdoberfläche soll nicht weniger als 30,000 Tons Kohlen decken. Die gesammelten 6000 Acker jener Compagnie, die jedoch nur den östlichen Zipfel des einen südlichen Feldes bilden, wären daher im Stande 180 Millionen Tons Kohlen zu liefern. In demselben Memoire wird gesagt, daß die Gesamtzahl der Kohlenfelder, welche bei ihrer Ausfuhr bloß auf den Lehighkanal angewiesen seyen, sich in allen drei Feldern auf 152,000 Acker belief. Dies aber mag nur wieder die Hälfte aller Kohlenacker in sämmtlichen drei Bassins seyn. Man kann darnach sich ungefähr eine Idee machen von der Nachhaltigkeit dieser Kohlengegend und von der Länge der Zeit, für welche sie eine hinreichende Masse von Feuermaterial in Aussicht stellt.

Mauch-Chunk mit seinem großen Kohlenberge und seinen großen Magazinen von 180 Millionen Tons Steinkohlen, ist demnach doch nur ein Punkt in jenen drei oft genannten Bassins. Und wiederum, nimmt man diese drei Bassins auch alle zusammen, so sind sie selbst auf der großen geologischen Karte des ganzen Gebietes der Vereinigten Staaten auch wieder nur ein paar Punkte, oder höchstens ein paar schwarze Striche im Vergleich zu den kolossal übermächtigen Kohlenbassins im Westen, im Ohiothal, um den See Michigan herum, im Mississippibecken u. c. Doch ist dort fast überall bituminöse Kohle, und die Transporte von dort zu den großen Städten

und namentlich
sllig erobert ist,
is dessen Defen
treiben sind.

die Geschichte
diesem Memoire
in 6000 Acker
hren sind neun,
neun Aldern zu
er Erdoberfläche
Die gesammten
östlichen Zipsel
stände 180 Mil
memoire wird ge
bei ihrer Aus
ich in allen drei
nag nur wieder
sins seyn. Man
er Nachhaltigkeit
für welche sie
icht stellt.

nd seinen großen
ist demnach doch
Und wiederum,
en, so sind sie
en Gebietes der
, oder höchstens
en übermächtigen
See Michigan
überall bitumi
großen Städten

des Ostens sind noch immer viel kostspieliger, als die Seewege von den großbritannischen Kohlenfeldern eben dahin.

Die Eisenbahn, auf welcher wir am Morgen bei der luftballonartigen Ascension hinaufgeschwelt waren, nennen sie hier den „Backtrack“ (die Rückfahrt), weil dabei die leeren Kohlenwagen vom Flusse wieder herausgeführt werden. Eine andere Eisenbahn nennen sie „the heavy Downtrack“ (die schwere Abfahrt), weil die gefüllten Kohlenwagenkarawanen auf ihr nach Mauch-Chunk hinabgleiten. Es ist dies die zweitälteste Eisenbahn in den gesammten Vereinigten Staaten. Sie wurde 1827 auf einer Strecke von ungefähr zehn Meilen fertig gebaut. Die einzige und mithin die ältesteste amerikanische Eisenbahn war damals die drei Meilen lange sogenannte Quincybahn, im Herbst 1826 gebaut.

Es ist wieder eine der sogenannten „grades“ oder geneigten Flächen, auf welcher die Wagen durch eigene Schwere hinabrollen. Die Fahrt war höchst eigenhümlich und interessant. Wie hatten nur einen einzigen kleinen Wagen, in dem außer mir zwei pennsylvanische deutsche Frauen Platz nahmen. Vorne auf dem Bock saß unser Steuermann oder Condukteur, der die Hemmmaschine in der Hand unsern Abstieg je nach Umständen hemmte oder dem Wagen freien Lauf ließ. Wir schossen, ohne Pferde, ohne Maultiere, ohne Dampf und doch meistens pfeilschnell am Rande des Berges auf vielgewundenem Pfade dahin, durch lauter hübsches Gebüsche und Waldung, oft mit herrlichen Aussichten unter uns auf die Thäler und die gegenüberliegenden Berge. Mir grauste, wenn ich daran dachte, daß einer der Bäume oder Felsblöcke auf den Weg gestürzt seyn könnte. Man glaubte sich, so ganz von der Schwerkraft bewältigt, in den Händen einer noch viel blinderen und unheimlicheren Naturgewalt, als bei den Dampflokomotiven, die in Vergleich mit so einer Grade-Maschine noch wahrhaft intelligent erscheinen. Die ältere meiner beiden Pennsylvanierinnen schmauchte troß einer Iränderin,

und wenn sie etwas zu ordnen oder zu arrangiren hatte, so gab sie während der Zeit die Pfeife ihrer Tochter, die dann auch munter weiter dampfte, um der Mutter die Pfeife warm zu halten. Ich redete sie als deutsche Landsmännin an. Sie sagte mir aber, sie wären „Amerikanerinnen.“ Und dies: Ich bin ein „Amerikaner,“ ist die gewöhnliche Antwort eines pennsylvanischen Deutschen, wenn man ihn nach seiner Landsmannschaft fragt. Wenn sie dem alten deutschen Vaterlande noch wenigstens das Compliment machen, daß sie sich „deutsche Amerikaner“ nennen. Zweitens schien es mir, wenn sie von den „Yankees,“ den „Neuengländern,“ den „Grischen“ (Irlandern) u. c. redeten, und sich dann wieder „Amerikaner“ nennen, als wenn sie das Wort für sich im prägnanten Sinne nähmen, und sich für die Amerikaner ausgeben wollten. Selbst ihre deutsche Sprache nennen sie oft nur die pennsylvanische Sprache. „Wir reden pennsylvanisch,“ oder höchstens einmal: „Wir sprechen Pennsylvania-Deutsch.“

Der Condukteur erzählte uns, er hätte hier vor einiger Zeit auf seiner Absfahrt ein Abenteuer mit zwei Bären gehabt. Die beiden Thiere seyen plötzlich aus dem Busche hervorgetreten und wären eine Zeitlang vor ihnen hingewauschelt. Da der Wagen pfeilschnell nachgeslogen sey, ohne daß er ihn gleich hätte hemmen können, so hätte er einen Zusammenstoß mit den beiden Dictpelzen gefürchtet, der die Räder wohl hätte aus dem Gleise heben können. Glücklicherweise hätten sie sich noch bei Seiten auf den Bergrand herabgelassen.

XLVII. Zu den deutschen Grasschästen.

Am andern Morgen früh, als ich, die Postkutsche erwartend, vor der Thüre meines Gasthauses stand, hätte mir eine pennsylvanische

itte, so gab auch ununter halten. Ich wir aber, sie Amerikaner," schen, wenn sie dem alten machten, daß hien es mir, den „Erischen“ faner“ nannen nähmen, ihre deutsche Sprache. „Wir rechen Penn- einiger Zeit gehabt. Die getreten und der Wagen hätte hemmen en Dickezen ehen können. en Bergland

asten.

wartend, vor unsvianische

Anthracitkohle noch fast ein sehr bedauerliches Unglück herbeige führt, gab mir aber Gelegenheit, amerikanische oder anglo-sächsische Gelassenheit zu bewundern. Jene abscheuliche Höhle — ein großes Stück — lag auf einer Stufe der Treppe, wo ich es in guter Absicht, aber auf ungünstige Weise aus dem Wege zu räumen trachteite. Ich hob es auf und warf es rasch zur Thüre hinaus auf die noch ganz finstere und nächtlich öde Gasse, auf der ich mich noch keines Wanderers versah. Dennoch eilte gerade in dem Augenblick, als meine Steinohole hinausslog, ein frühzeitiger Arbeitermann vorbei, und der schwer Klumpen fuhrte nahe an seinem Backen vorüber. Indem er still stand, sich umblickte und sich an die Wange fühlte, ging ich zu ihm hinaus und fragte ihn besorgt, ob er nicht verletzt sey. „Nicht,“ sagte er; „was war es, das Sie hinauswarfen?“ Ich zeigte ihm den Vorfall auseinander, klagte meine Unvorsichtigkeit an, zeigte ihm das in den Roth gefallene Kohlenstück, und entschuldigte mich so gut ich konnte mit meiner guten Absicht, die Treppenstufe zu meinem und anderer Wanderer Frommen zu säubern. Er hörte mich geduldig an, ohne in irgend welche Vorwürfe auszubrechen, und bemerkte nur, indem er dann seinen Weg ging: „Well, your intention was good.“ „but,“ setzte er etwas lächelnd hinzu, „it was a wrong way of doing business.“ Ich fühlte mich den ganzen Tag lang sehr miserabel, ergöhte mich aber zwischendurch an dem sehr sanften und etwas humoristischen Vorwurfe, den der heftig erschreckte Mann mir gemacht hatte.

Als die Morgendämmerung sich lichtete, fuhren wir den Fluss Lehigh abwärts, derjenigen östlichen Partie Pennsylvaniens zu, die fast ganz mit deutschen Grafschaften erfüllt ist. Welche pennsylvanischen Grafschaften ganz oder doch vorzugsweise mit Deutschen besetzt seyen, das hatte ich schon den Abend vorher, weil ich meine guten Landsleute kannte, aus einer Uebersicht aller

pennylvanischen Counties errathen. Es war nämlich kürzlich eine Abstimmung über die Annahme oder Nichtannahme des著名的 Maine-Spirituosenverbots in Pennsylvania veranstaltet, und ich fand in einem Journale Grafschaft für Grafschaft die Resultate dieser Abstimmung in so und so viel tausend „Ja's“ und so und so viel „Neins“ gegeben. Die Ja's waren den Nein's ziemlich gleich, und nur mit einer kleinen Majorität hatte sich die öffentliche Meinung gegen das Gesetz erklärt. Ich fand einige Grafschaften, wo beinahe die ganze Einwohnerschaft gegen das Gesetz votirt hatte, während in andern bei weitem die Mehrzahl für seine Annahme gewesen war. Ich dachte gleich, daß eine Verschiedenheit der Nationalität in der Bevölkerung die Ursache davon seyn möchte, und ahnte sofort, daß meine guten „Pälzer“ und die Nachkommen meiner gemüthlichen Schöppchenritter am Rhein etwas damit zu schaffen haben möchten. Ich notirte nun alle die Anti-Maine-Spirituosenverbotsgrafschaften heraus: Berks, Bucks, Lancaster, Northampton, Schuylkill &c., und fand endlich, daß sich hier eine sehr entschiedene Kundgebung deutscher Gemüthlichkeit geoffenbart hatte, und daß es lauter deutsche Grafschaften waren, daß auch keine deutsche Grafschaft in Pennsylvania war, in der die Proportion der Weinverbot-Männer zu den Weinfreunden nicht etwa wie 1 zu 1000 gewesen wäre. „Selbst von den deutschen Predigern,“ sagte man mir, „ist fast kein einziger für die „Mäßigkeitssache“ (für temperance) gewonnen.“ Dies klingt in den Ohren mancher Amerikaner arg genug, und mag vielleicht auch in Europa Wielen nicht als lobenswerth bedünken. Allein konnte man es den Deutschen, bei denen „vinum bonum“ wohl zur Heiterkeit, selten aber zu so argen Verbrechen, als unter den Irlandern &c. anregt, wohl verdenken, daß sie sich einen mäßigen Genuss desselben, und namentlich auch die paar hundert Fässchen lieben guten alten goldenen Rheinweins, die sie jährlich aus Deutschland beziehen, nicht nehmen lassen wollen? Ich gebe

jedenfalls auch ein schwarzes Votum ganz entschieden gegen das Maine-Liquor-law, freue mich aber, daß ich hier einweilen nicht gebunden bin, diese meine Abstimmung vollständig zu motiviren.

Schon Carbon-County (die Kohlengrafschaft), in welcher ich vorläufig noch weiter reiste, ist halb und halb deutsch. „Ja, es ist hier schon ganz „dutch,“ sagte ein Yankee, der mit mir fuhr, und der mir erzählte, daß er in diesem Theile von Pennsylvania angefressen sei. Ich fragte ihn, ob er sich hier gefalle. „Rein,“ sagte er, „sie sind mir hier zu dutch. Zwischen Neuengland und hier ist der Unterschied so groß, wie zwischen Großbritannien und Deutschland. The ways of the people or so different. They have not the Yankee invention. There is no refinement in them. They do not like the Yankee neither. They like only their own people, and still they can not do something without the Yankee. Wir Neuengländer kommen hin und führen alle neuen Fortschritte in Kunst und Wissenschaft bei ihnen ein. All the German counties here are Jobst van Winkel counties. Jobst van Winkel schief immer 20 Jahre, bis er einmal erwachte. Massachusetts, Connecticut, Vermont, oh, Sir, that are wide awake States! That is certain! Ich werde darum dies Land auch bald verlassen!“

„Wohin werden Sie gehen?“

„Ich will nach Kansas. Nächsten Frühling gehe ich hin.“

„Warum denn gerade nach diesem fernen Lande?“

„Weil es ein neues Land ist: because it is a new country. I like new countries, Sir.“

„Das theilen Sie mit allen Ihren strebsamen Landsleuten, die alsbald das Alte überdrüssig werden, und immer, wie die Kinder, nach neuen und frisch angestrichenen Dingen greifen,“ so dachte ich bei mir.

„Ja, so ist es, mein Herr,“ unterbrach der Yankee den Lauf

meiner Gedanken; „ich lese Ihnen aus den Augen, was Sie eben dachten. Wir Yankees leben von Neugkeiten, wir leben vom Genie und von der Erfindung. Wir lieben es nicht, durch „toil“ und „labor“ (durch Mühe und Quälerei) unser Leben zu fristen, wie Sie Deutschen das lieben. Wir verstehen es auch nicht so, we are not of such a pains taking nature!“

Hiermit streckte mein Yankee gähnend seine Beine aus und schlies ein. Und der deutsche Passagier, der auf der andern Seite neben mir saß und diez Alles mit angehört hatte, gewann darauf den Muth und die Gelegenheit, mir ins Ohr zu flüstern: „Sie leben von Genie und von der Erfindung, die Yankees? — Hm! klingt sehr schön. Ihre Erfindungen gleichen aber nur allzu oft hohlen Küsschalen und trügerischen Sodomäpfeln. Wir Pennsylvanier nennen daher Neuengland auch nicht selten: the wooden nut making country, das Land der Holznüsse machen. Sie wissen die Dinge so erfinderisch nachzuahmen, sie wissen so hübsche und gesällige Pläne auf's Tapet zu bringen, sie wissen Spekulationen so gewinnreich darzustellen, sie wissen neue Länder, die sie verkaufen oder zu denen sie Ansiedler hinzischen wollen, als Eldorados so bereit anzupreisen, — und wenn man es am Ende bei Tage besicht, so steht nicht mehr Kern darin, als in einer Kuß, die man aus Lindenholz drechselte.“

Wir hatten zwei vortreffliche und muntere canadische Pferde vor dem Wagen, die unser Deutscher sehr liebte und hoch über die pennsylvanische Pferderace stellte. Einmal, sagte er, hätte er ein ganzes Viergespann aus Canada vor seinem Wagen gehabt. Es wären wundervoll ansdauernde Thiere gewesen, und selbst bei den verschmutztesten pennsylvanischen Holzblockwegen hätte er immer das Gefühl gehabt, als könne er mit seinen vier Canadiern um die Welt fahren. Es freute mich sehr, diese treffliche nordische Race noch so weit im Süden gelobt zu finden. Vermuthlich werden sie

aber ihre Verbreitungsgebiet bald noch viel weiter ausdehnen, denn ich ersehe aus den Zollberichten, daß die Einfuhr kanadischer Pferde nach den Vereinigten Staaten noch in bedeutendem Zunehmen begriffen ist.

Nach kamen wir nun durch den letzten Rest des waldigen, gebirgigen, kahligen und schwach bevölkerten Innern von Pennsylvania hinaus, und schauten bald durch das interessante Thor, das der Fluß Lehigh in der langen Bergreihe, der sogenannten „blue ridge“ ausgegraben hat, und das die englischen Amerikaner „the Lehigh gap“ nennen, ins Freie, in die schönen deutschen Grafschaften hinaus. Die pennsylvanischen Deutschen nennen es die „Lechawasserfaß.“ Sie sind hier überall, wo nicht die ersten Entdecker und Ansiedler gewesen, doch am Ende die bedeutendsten Colonisten geworden, und sie haben daher auch ihre eigene Landes geographie und besitzen für viele Flüsse, Berge &c. ihre eigenen deutschen Namen. Den Fluß, den die Engländer „Lehigh“ nennen, heißen die Deutschen „die Lecha.“ Man behauptet, der Name sei ursprünglich indianisch, und die deutsche Wortform komme der indianischen näher als die englische. Es ist sehr wohl möglich, daß die Deutschen, die hier und noch viel tiefer in Pennsylvania hinein bis zum Ohio hinab nicht nur die häufigsten, sondern auch die älterensten Verführungen mit den Indianern hatten, die von den letzteren ausgeprägten Namen auch zuerst empfingen und sie in die Geographie und in die europäische Welt einführten. „Faß“ (mit Kappen, couper &c. zusammenhängend) ist auch ein pennsylvaniaisch-deutsches Wort, das so viel als Schnitt oder Ausschnitt bedeutet. Sie sagen z. B. mit der Art einen Faß in den Baum machen. Und da die Gebirgsreihe oder vielmehr der merkwürdig einigermaße Gebirgsbaum, der sogenannte blue ridge, wie ein umgehauener Tannenbaum da liegt, in welchen die durchsägenden Klüsse viele Thore oder Einschnitte gemacht haben, so nennen die

Deutschen auch diese „Gap's“ oder Thore „Raft's.“ Sie haben die „Lechawässerkraft,“ die „Delawarewässerkraft,“ die „Windkraft,“ die „Fuchskaft“ u. s. w. Alle diese Krafts gewähren ungefähr den Anblick von unserer Porta Westphalica. Die „blue mountains“ selbst nennen sie „den blauen Berg.“ Von den größeren und mächtigeren Bergdämmen der Alleghany's, die so nachbarlich parallel neben einander herstreichen, ist nun der „blaue Berg“ der letzte, der östlichste, wenigstens in Pennsylvania. Er schneidet das äußerst fruchtbare und bevölkerte Ostland Pennsylvaniens von dem waldigen Binnenlande ab, und wenn man aus der Lechawässerkraft hervorfährt, glaubt man geradezu in ein anderes Land zu kommen. Vollkommen eben wie in Holland ist der Boden freilich auch hier noch nicht. Es geht Welle auf Welle ab, und am Ende, in dreißig Meilen Entfernung kommt noch mitten im schönen Fruchtlande abermals ein solcher Alleghanygebirgsdamm, der frappant allen übrigen gleicht, nur daß er minder hoch ist und schon ganz im freien pennsylvanischen Kornlande liegt. Dieser gebirgige Dordamm ist eine Fortsetzung oder das nördlich auslaufende Ende der sogenannten „blue ridge“ (der blauen Reihe), und wird auch von den hiesigen Geographen so genannt, nur daß sie in Virginien viel mächtiger und höher ist. Es tritt hier der höchst unbequeme Nebelstand ein, daß zwei so nahe Bergreihen zwei so ähnliche Namen haben: die „blauen Berge“ und die „blaue Reihe.“ Sie wurden daher auch schon oft mit einander vermischt und verwechselt, und zu behalten, was blauer Berg und blaue Reihe ist, macht den Leuten hier so viele Schwierigkeit, als den holsteinischen Reitern, was rechts und links ist. Das Volk hilft sich damit, daß es der blauen Reihe gar keinen allgemeinen Namen gibt und sie nach benachbarten Flüssen oder Städten in viele Partien zerfallen läßt: die Lechaberge, die Readingberge u. c. Die pennsylvanischen Geographen, die jetzt, wie alle Geographen Amerika's, gerne die alten,

Sie haben „Windkast“ umgefaßt den mountains“ n und mächtig parallel der letzte, der das äußerst von dem wachwasserkast zu kommen.lich auch hier am Ende, in schönen Frucht- der frappanti schon ganz im zige Vor-damme Ende der soge d auch von den Virginien viel bequeme Nebel hntliche Namen Sie wurden erwechselt, und ist, macht den schen Rekruten, it, daß es der und sie nach zerfallen läßt: vanischen Geo gerne die alten,

schönen und meistens so bedeutungsvollen indianischen Namen wieder herstellen, fangen an für die „blauen Berge“ den alten indianischen Namen „Kitatinin,“ was vielleicht dasselbe bedeutet, wieder herzustellen, und sie so zum Unterschiede von der „blue ridge“ zu nennen. Ich fand diesen Namen fast auf allen Specialkarten Pennsylvaniens eingeführt. Auch gebrauchten ihn einige Herren häufig in der Unterredung mit mir. Es ist ein sehr hübsches, nicht schwieriges Wort. Es beseitigt die Verwirrung zwischen blue mountains und blue ridge, und sollte allgemein in der Geographie angenommen werden.

Der Durchschnitt, den der Lehigh durch die Kitatinin macht, ist doch wohl einige Meilen lang, und mithin auch die Basis jenes Gebirgsdammes ungefähr eben so breit. Es gibt daher in der Enge eine recht angenehme und mannigfaltige Abwechselung von Landschaftsseenreien; bewaldete Vorhügel, vor- und einspringende Bergcken, untermischt mit hübschem Anbau und freundlichen Ortschaften. Außer in diesen Thoren oder Gaps sind aber die Bergdämme selbst sehr einsörmig und auf ihrem Rücken äußerst öde, „extremely dreary.“ Obgleich sie höchstens 2000 Fuß hoch sind, so sind sie doch auf ihrer ganzen Länge völlig unbewohnt. Ihre obersten Rücken, sowie ihre Seitenabhänge sind mit unzähligen Massen von Steingeröll bedeckt, und es wächst hier so wenig, daß sie nicht einmal zur Schaf- und Ziegenweide dienen können. Daher gibt es oben auch nicht einmal solche Sennhütten, wie in den Alpen, oder solche „Bauden,“ wie sie den einsamen Wanderer auf den Höhen des Riesengebirges zuweilen ersfreuen. Aus der Ferne betrachtet, erscheinen sie fast kahl. Doch sagt man mir, daß es eben überall niedrige Waldung, kleines Geestrüpp und vorzüglich auch viele jener Knorr- oder Zweigreichen gäbe. Weiter unten hinab nach der Ebene zu sind zum Theil ungbarre und schöne Waldungen. Aber der eigentliche Anbau fängt erst hart am Fuße der Berge mit den Ebenen selbst an.

Diese langgestreckten Berg- und Feldböden sind, so sagte man mir, im Besitz weniger großen Eigentümer, die zu billigen Preisen zuweilen 30,000 Acker und mehr davon aufgekauft haben. Sie beziehen einige Einkünfte aus den Forsten und Gebüschen. Meistens ist es aber ein todes Kapital; ich denke mir, vielleicht auch ein nur einstweilen todes Kapital, ein Kapital, das da hofft. Wer weiß, welche nützlichen Stoffe man vielleicht noch in den Eingeweiden dieser toden Dämme entdecken wird? Und wird nicht vielleicht auch einmal die Bodenkultur, wenn sie in den Ebenen alles besetzt und ausgebeutet hat, diese Höhen mit irgend einer Pflanze, z. B. mit Neben exklammieren?

Schon noch innerhalb dieser Porta Pennsylvanica ist alles von den Herren Peter Böhm, Wenzel Kunz, Jacob Uhler, deren deutsche Namens- und Blutsvettern in den Ebenen selbst noch dichter beisammen wohnen, in Besitz genommen. Ein Dorf innerhalb des Bergthores selbst heißt Baumannsville, zum Andenken an denjenigen Deutschen, den Bauern Baumann, der hier zuerst nachdrücklich „klarte,¹“ und von dem mir die Leute hier und weiterhin noch so viel zu erzählen wußten. Baumann, dessen Großkinder noch heutiges Tages hier leben, ist zwar ohne Zweifel nicht der erste Europäer, der durch das Lechawälderthal vordrang; aber er wird als der erste betrachtet, der den Ackerbau bis hierher hineinführte, und gilt daher beim Volke fast so gut als der Eröffner und Aufschließer dieses Thores. Er fand das Thor ganz wild und von Waldung verwachsen. Er wirthschaftete hier fleißig mit Axt und Säge, mit Grabschbeit und Pfug. Er traf noch Schlappperschlangen und Indianer in Menge. Jene rottete er aus, und mit diesen sogenannten Schaivenoe-Indianern,² die hier unter dem Schutze des mächtigeren Delawarestamms lebten, wußte er geschickt zu verhandeln.

¹ Pennsylvanisch-deutsches Wort vom englischen „clear,“ den Wald aufräumen. Der Name wird sehr verschieden geschrieben.

Seine Kindeskinde, die jetzt sehr wohlhabende Leute sind, wissen noch viele Anekdote aus dem abenteuerlichen Leben ihres Großvaters zu erzählen. Einmal mußte er sich mit seiner ganzen Familie, um sich vor feindseligen Indianern zu retten, in einen großen „Schwamm“ verstecken, was freilich nicht ganz so abenteuerlich ist, als es den Lesern in Deutschland selbst vorkommen mag. Denn der pennsyvanische „Schwamm“ wächst nicht wie der italienische auf dem Grunde des Meeres. Es ist weiter nichts, als ein etwas pennsyvanischer englischer „swamp“ — ein Sumpf. Ein andermal retteten ihm freundlich gesinnte Indianer das Leben. Dies war in seiner ersten Jugend, als er eben mit seinem Vater so weit in das Innere von „Pennsylföhnien“ hinaufgekommen war. Der Bube war schreiend vom Felde heimgelaufen, und wies, als die Eltern ihn fragten, was ihm sey, nach seinem dick aufgeschwollenen Beine. Weder er noch seine Eltern wußten, was dies zu bedeuten habe und wie da zu helfen sey. Zwei Indianer, die eben zufällig in der Hütte des Vaters zum Besuch waren, machten aber gleich, als sie das Bein des Kindes sahen, sehr ernste Gesichter, erhoben sich von ihren Sitzen, und gingen rasch hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Nach wenigen Minuten kamen sie schnell aus dem Walde zurück, alle vier Hände voll eines gewissen Krauts, mit dem sie das Bein des Kindes rieben. Dann bereiteten sie ein Feuer und kochten den Rest der Kräutersammlung, preßten ihn aus, und gaben dem Kind, an dessen Bett sie einen Tag und eine Nacht wachten, von dem Dekofte zu trinken. In vierundzwanzig Stunden erklärten sie ihn für geheilt, übergaben ihn seinen Eltern und sagten ihnen dann, ihr Sohn sey von einer Klapperschlange gebissen worden, und das Kraut, das sie gebraucht, sei das sogenannte „Schlangenkraut,“ ein untrügliches Heilmittel gegen den Schlangenbiß; sie möchten sich merken. Die pennsyvanischen Deutschen kennen auch noch immer das „Schlangenkraut,“ das die

Indianer ihnen zeigten, nennen es auch heutiges Tages noch so, und haben es wohl auch noch zuweilen nöthig. Denn auf dem Rücken der blauen Berge gibt es noch immer Klapperschlangen genug.

„Ich wundere mich sehr darüber,“ so sprach ich zu meinen Mitpassagieren, „dass ich hier in Ihrem Lande so äußerst wenig Thiere, und namentlich Vögel finde. Da bin ich nun schon mehrere Tage lang durch Pennsylvania gereist, und selbst durch meilenlange dichte Wälder, und noch ist mir kaum ein Vogel vorgekommen, nicht einmal eine Krähe, oder ein Sperling, von singenden Virenen oder flötenden Nachtigallen und dergleichen ganz zu geschweigen. Wenn ich nicht Andubens schönes Vogelwerk kannte, so möchte ich manchmal glauben, dass es gar keine Vögel in Ihrem Lande gäbe.“ Ich warf diese Bemerkung in englischer Sprache hin, da ich meine Gefährten für englische Amerikaner hielt. „Wir in Deutschland,“ sagte ich hinzu, „haben selbst um diese Jahreszeit, dänkt mich, viel mehr Leben in unseren Wäldern, und selbst in unseren Gärten neben unsren bevölkersten Städten.“

„Ah, du bist Deutsch? I staupt, du wohest Inglysch!“ sagte dann einer von ihnen, indem er auf einmal von seinem ziemlich guten und wohltaudenden Englisch in ein äußerst inhumes und barbarisches Buschdeutsch übersprang. Mir machte dieser ungewöhnliche Effekt, wie wenn ein gebildeter Berneroberländer auf einmal aus dem ziemlich gut gehandhabten Französisch in sein gaumenküstendes und zungenbrecherisches Gießgletscher- und Berglakaraffen-Grindewalddutsch losbricht. „I staupt,“ sagte er, „du wohest Inglysch! Welt! ¹ da kennen m'r ja Deutsch schwaze, s'isch m'r glei (gleich). I schproach Inglysch um Deutsch. Doch o'Deutsch isch m'r handiger. I bin von German Dessen. ² Mein Naam

¹ Das englische Welt führen die Pennsylvanischen Deutschen überall ein.

² „German descent,“ von deutscher Abkunft.

verroth mi scho Baumeraijer. Hob die Ehre!" — „Ah so, jo! Danke Ihnen, Herr Baumeraijer. Ich freue mich sehr, unter deutschen Landsleuten zu seyn. Aber ich bitte Sie," setzte ich hinzu, indem mich die Überraschung über die noch ungewohnte Erscheinung des pennsylvanischen Deutsch, das mir hier abermals entgegentrat, meine Frage über die Vögel ein wenig vergessen ließ. „Ich bitte, welcher deutsche Dialekt ist denn bei Ihnen hier der vorherrschende?"

„Weil, du findest unser Deutsch wohl wundersam. Klaps schon. Welcher Dialekt? Ach lieber Himmel, einen Dialekt haben wir hier gar nicht einmal. Schauen's, wir sprechen hier bloß plan Deutsch, das einfache Amerikanerdeutsch oder Low dutch oder Busch-deutsch, wie man sagt. Da bei Ihnen würde wohl unsere Aussprache von gar keinem Werth nicht geschägt werden. Aber für uns iß's gnug. Wir verstehen uns schon. Und wir werden auch unsere Sprache, so schlecht sie auch seyn mag, noch lange präserviren. Denn, fieschte (fiebst du), wir Amerikaner oder Deutsche sind nu emol die Hauptnation hier. Bei¹ uns ist hier alles aufgellart. Alles, was hier klar² ist, ist bei den Deutschen gemacht. Wir haben die Indianer hier vertrieben und haben sie immer weiter backgemuwet.³ O ja, well, die Deutsche und Deutschland könne sich wohl was zu gute thun auf uns, ihre pennsylfonischen Beter. Wir haben hier enig⁴ ebbes Verdienst im Lande! Doch, verzeihen Sie, ich komme ganz von der Frage ab, die Sie zuerst wegen der Vögel unseres Landes an mich richteten. Nicht einmal srähnen, sagen Sie, haben Sie geschen. Das wundert mich. Nun, davon haben wir doch genug. Wir werden gleich zu einer Stelle kommen, da pflegen sie zu hunderten zu nisten, und da wollen wir Ihnen

¹ Nach dem englischen „by" = durch.

² „Clear," d. h. ausgeredet oder angebaut.

³ Von „to move back" = zurücktreiben.

⁴ Von „any" = some = etwas.

genug zeigen. Aber ich bitte, was nennen Sie da noch sonst für andere Vogel: Rei — Reitin...?“ „Ich nannte die Nightingale, die wir zu Deutsch Nachtigal heißen.“ „Ja, von diesem Vogel habe ich nur gehört.“ „Ich bitte Sie, das kann nicht seyn, kennen Sie wirklich nicht das berühmte Thierchen, das in der Nacht so singt unter den Zweigen der Bäume singt und laut durch den Wald flötet?“ „Ach ja, jetzt verstehe ich Sie, ja wohl den Vogel haben wir hier sehr viel. Ich höre ihn alle Abend in meinem Busche schreien. Wir nennen ihn nur ebbes anderes. Bei uns auf pennsylvanisch, heißt er die Nachteule. Aber Sie nennen noch einen andern Vogel; den ich auch nicht kenne. Sagten Sie nicht Spar — Sparer?“ „Ich nannte den „sparrow“, den wir zu deutsch Sperling nennen.“ „Ja, von dem Vogel wissen wir gar nichts!“ „Wie, ich kann mir es nicht denken; freilich, ich erinnre mich so eben aus der amerikanischen Naturgeschichte, daß dieser Continent den eigentlichen Sperling gar nicht besitzt. Aber es sollte mich doch wundern, daß das Andenken dieses berühmten und viel besprochenen Thieres so völlig verschwunden sey, daß Sie nicht einmal den Namen kennen.“ Es mußte denn aber doch wohl so seyn; denn auf unserem Wagen befanden sich sowohl mehrere deutsche als auch englische Pennsylvanier, und weder die einen wußten, was ich mit „Sperling,“ noch die andern was ich mit „sparrow“ in der Natur anzeigen wollte. „Nun, bei uns,“ setzte ich hinzu, „hüpft der muntere Sperling oder Spar auf allen Bäumen herum, sowohl bei uns in Europa, als auch durch ganz Asien hin bis nach Sibirien und China.“ „Well, well!“ entönte darauf eine Stimme aus dem Innern des Wagens, „ich hab's, ich weiß, was er meint, er meint das muntere squirrel (Eichhörnchen).“ „Ja so! Well, well!“ sagten alle unisono, „Sie meinen das Eichhörnchen, vielleicht das fliegende Eichhörnchen? Ja, aber wie können Sie das unter die Vögel setzen? Thut das Audubon auch? Und das nennen sie in Asien und Europa einen „Sparer?“

Wenn wir sagen, „er hat einen Sparren im Kopf“, so meinen wir ganz was anderes. Bitte sehr, unser Amerikanerdeutsch mag seine Sonderbarkeit haben, aber in manchen Stücken muß doch auch das deutsche Deutsch sehr wunderlich seyn!“ Sie lachten mich alle herzlich aus, und ich lachte mit, und wir ließen die Sache fallen, da nicht mehr herauszukommen war.

Nachher habe ich aber doch in Erfahrung gebracht, daß wenn auch die Worte „Sperling“ und „sparrow“ hier in ihrem Verkon vergessen sind, doch noch wenigstens ein „Späzelchen“ hier in Deutschpennsylvania eristirt. Es ist ein kleiner, dem europäischen Spatz etwas ähnlicher Vogel. Wie die Sperlinge und Nachtigallen, so fehlen hier überhaupt die meisten hübschen europäischen Singvögel. Selbst die Lerche trillert nicht über die Wiesen, die Buchfinken zwitschern nicht in den Bäumen, und für ein paar Stieglitzer, die einer unserer Passagiere, als wir über den Ocean heranschiffsten, an Bord unseres Schiffes mit hatte, hoffte er in Carolina fünfzig Dollar per Stück zu bekommen. Große Züge von Wandertauben und andern Zugvögeln gibt es zwar zu Zeiten. Aber sonst ist der Wald, der sich bei uns in Deutschland so viel „erzählt“, hier ganz indianisch stumm. War es zu der Indianer Zeiten anders? Fast scheint es, als wenn mit den Indianern selbst, und eben so unbegreiflich rasch wie sie, mehrere Thiergattungen von den europäischen Einwanderern ausgerottet wären. So z. B. findet man auch in diesem ganzen Pennsylvania nicht einen einzigen wilden Truthahn mehr, die doch sonst hier, wie in ganz Ostamerika, so zahlreich waren. Man muß schon weit nach Westen hineingehen, um wilde Truthähne zu sehen. Und doch haben wir in Deutschland noch die großen Trappen, und dazu so viele Habichte, Adler und andere Vögel. Unsere Länder sind im Vergleich mit diesen thierlosen Ostsstaaten Amerika's eine wahre Noahs-Arche, in der noch jetzt nach so vielen tausend Jahren wenige von

den Racen schlagen, die Noah hineinsagte, und die unsere germanischen Vorfäder vorsanden. Diese rapide Ausrottung der Kinder der Fauna, die in Amerika vor sich zu gehen scheint, ist mir in vieler Hinsicht ein Rätsel. Erschrecken die fliehenden Thiere, wie die Indianer, über die so plötzlich mit Pulver und Blei über sie einbrechenden Fremdlinge heftiger als bei uns, wo die knallende Büchse nur ganz allmählig den stillen Pfeil und Bogen verdrängte, und wo die Thiere Gelegenheit zur Gewöhnung und zum Einleben erhalten?

Mein Reiseziel Bethlehem lag noch an der Lecha und wir fuhren immer parallel mit diesem Flusse hinab. Meine Leute erzählten, daß die Lecha früher von Fischen gewimmelte habe, daß aber jetzt fast gar keine Fischerei mehr darin eristire. Sonst hätten sie besonders eine in Pennsylvania weit verbreitete Gattung von Fischen, die „shads,¹“ außerordentlich viel darin gefangen. Die ersten Ansiedler hatten sich die Nege dazu aus den wilden Weinreben des Landes gemacht. Diese Nege wurden aus den Rebensäcken roh zusammengeflochten zu einer Art Flechtwerk oder Floß. Dicke Knorreichen und andere Büsche wurden zur Beschwerung angehängt. Man nannte dieses Fischgeräthe „Buschnege.“ Sie waren auch im Delaware und in der Susquehanna und andern Flüssen Pennsylvaniens gebräuchlich. Sie überzogen die ganze Breite des Flusses und segten damit die Wasser so zu sagen aus. Die buschigen Nege arbeiteten den aufwärts steigenden Fischzügen entgegen, und die Fische wurden dann damit in eine kleine Bucht oder einen Seitenkanal getrieben, und da zu hunderten getötet. Sind solche „sweeping measuses“ daran schuld, daß man in diesem Lande auch schon überall die Klage über Fischverarmung in den Flüssen, wie über Vogelarmuth in den Wäldern vernimmt, trotzdem, daß das Land noch so jung ist, und trotzdem, daß zum Beispiel in

¹ Deutsch: „Alose“ „Schade;“ pennsylvaniaisch-deutsch: „Schads.“

der Meerenge von Konstantinopel die Fische noch immer in solcher Menge wimmeln, wie zu den Zeiten der Republik des alten Byzanz? Ich leide zuweilen an Visionen, und mitunter bilde ich mir ein, dieses amerikanische Bevölkerungselement habe etwas Scharfes, etwas Nehdendes an sich. Sie lichten, klaren und roden überall so gewaltig aus, sie räumen auf, sie mergeln aus, und schaffen bei Seite. Wenn sie nur nicht die Fischbänke bei Newfoundland, die sie jetzt in Angriff nehmen zu wollen scheinen, und die den minder verschwenderisch zu Werke gehenden Europäern so lange Jahrhunderte gedient haben, auch bald ausbeutet, aufräumen und tödt machen!

Doch dies sind vielleicht Einbildungen, und ich will, ohne besonders auf sie zu bestehen, meinen Wanderstab weiter sehen. Auf der Station Cherryville verließ ich den Postwagen und den großen Weg, der nach der Grafschaftshauptstadt Gaston führte, und trabte mit einem kleinen Einspanner querfeldein auf Bethlehem zu. Mein Kutscher war ein englischer Pennsylvanier. Er schalt unser Pferd einmal in folgender Weise: „Well, that is the dummest animal, I ever saw,“ und gab mir hier das erste Beispiel vor einem Worte, welches die hiesigen Engländer von den hiesigen Deutschen aufgenommen haben. Es war mir auffallend, daß es gerade derjenige berühmte Ausdruck war, dem auch unsere deutschen Studenten ein so gefährliches Gewicht beilegen, und der diesem nach auch wohl bei den pennsylvanischen Deutschen ein sehr auffallender und vielgebrauchter Ausdruck seyn muß. Späterhin habe ich übrigens noch viele deutsche Worte gefunden, die bei den pennsylvanischen Engländern gäng und gäbe geworden sind. Es ist aber wohl natürlich, daß die Deutschen ihrerseits viel mehr Englisch adoptirt haben, als umgekehrt die Engländer Deutsches. In einem Dorfe fand ich einen Hausrat, der allerlei „Dressgut“¹ saß hatte. Ich ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein und fand, daß er ein Neuengländer

¹ Pennsylvanischer Ausdruck nach dem englischen dress goods (Kleiderstoffe).

war. Er erzählte mir, daß fast alle „peddlars“ (Hausseer) hier in Pennsylvania seine Landsleute seyen. „Yes,“ sagte mein Kutscher, „they are all Yankees, but the german farmers here are rather afraid of them.“ „Sie fürchten immer, flüsterte er mir lächelnd ins Ohr, von diesen Yankees übers Ohr gehauen zu werden. Hier zu Lande glauben sie immer, jeder Yankee habe einen ganzen Korb voll Yankee-notions seit.“ Der deutsche Bauer ist hier, wie auch anderswo, etwas unbehülflich, und auf den Yankee-pedlar blickt er ungefähr wie bei uns in einigen Provinzen auf den jüdischen Tabakträmer.

Das Land war immer etwas hügelig, und so häufig geht es bis ans Meer fort, und, wie gesagt, zuweilen ziehen sich noch wiederum solche hohe Erdrunzeln zusammen, wie die blue ridge, die alte im Parallelismus mit den Alleghany-Runzeln und Furchen sind. Es ist gleichsam als wenn die Vibirung der Erdkreise, welche das Labyrinth jener weitgestreckten Gebirgsdämme schuf, zwar in der Hauptsache bei dem Titatinni aufgehört, doch aber noch etwas leiser bis an den Ocean fortgebrandet hätte.

Ich sah hier zum erstenmal wieder weite Maisfelder, die im Innern der Waldberge mir ganz aus dem Gesichte gerückt gewesen waren. Auch sah ich überall so schön gereinigte und gepflügte Felder, so frei von allen Baumstümpfen und Feldsteinen, so gute milde schwarze Erde, wie ich sie bei den Ortschaften im ganzen Staat von Newyork nicht gewahrt hatte. Dazu auch allerlei Dungmaterial auf den Acker, aufgehäufeltes Kalkpulver und andere Stoffe. „O ja, ja,“ sagte mein Kutscher, „diese Deutschen füttern und pflegen ihre Acker wie ihr Kind“ (they nurse their soil like a child). Wie oft hatten mir Amerikaner schon vorher das deutsche Pennsylvania beschrieben, und mir durch ihre lobenden Schildungen eine Sehnsucht nach dem Lande eingesloßt! „Ja, in den deutschen Grafschaften,“ sprach einer wie der andere, „da werden

Sie sich freuen, welch hübsches Land da Ihre Landsleute geschaffen haben. Alles ein Acker neben dem andern, und ein Garten neben dem andern. Die Deutschen sind ein tüchtiges Volk und verstehen sich auf das edelste aller menschlichen Gewerbe, auf den Ackerbau am besten. Sie werden sich verwundern, welche große und solide Wirtschaftsgebäude Sie da sehen werden, Stallungen aus dicken, steinernen Mauern, und Scheunen so hoch und stattlich wie Kirchen gebaut. Sie scheinen immer nur die Wirtschaft und kaum sich selbst im Auge zu haben. Denn ihre Wohnhäuser sind klein und verschwinden fast unter den hochgebauten Wirtschaftsgebäuden, mit denen sie das Land erfüllt haben."

Wenn ich eine anticipirte Schilderung nachträglich wahr gefunden habe, so ist es diese. Ich erfreute mich des netten, sauberen Anblicks, den die Gegend überall darbot, ich fand die hohen Scheunengrämer, und die wie „Kinder sorgsam verpflegten Acker,” und die dicken wohlgenährten Pferde. Fast keiner von den Bauermägden, die mir begegneten, hatte weniger als vier Rossen. „Ja, Ihre deutschen Landsleute,” sagte mein Kutscher, „lieben das so; sie mögen gewöhnlich nicht anders als vierspännig fahren.“ Nur die Wohnhäuser der Bauern hatte ich mir nach Anleitung jener Schilderung etwas zu klein gedacht. Ich fand sie auch ganz geräumig, gerade groß genug, sehr freundlich und innen bis zum letzten Dachziegel recht ordentlich befestigt, sturm-, regen- und wasserdicht, nieth- und nagelfest. Ein halb eingefallenes Dach habe ich nirgends zu sehen bekommen. Ein beschädigtes Haus, ein eingeschlagenes Fenster, einen weggebrannten Schuppen oder dergleichen habe ich nirgends entdecken können. „O yes,” sagte mein Kutscher, „your countrymen here know, how to fix a house, every thing is here fixed perfectly well.“ Die Wildniß war hier überall mit Stumps und Stiel ausgerottet, nirgends eine Spur von jenem Wald- und Sumpflehricht, jenem Wurzelwerk, jenen faulenden Baumstumpfen und

Steinklößen, die in den Gegenden, durch welche ich bisher passirt war, nur auf die Seite gesetzt, hier vernichtet zu seyn schienen. Die Fahrwege waren sehr ordentlich gehalten. Auch entdeckte ich zu meiner Freude hie und da wieder einige Fußwege, die der Fuß des Yankee's nirgend auszutreten scheint. Der Yankee, glaube ich, geht nie in Indian file. Ich glaube, er mag nicht da gehen, wo schon ein anderer vor ihm gegangen ist, und vielleicht selbst wenn sie zwischen zwei Dörfern häufig hin und her gehen, streift jeder zwischen zwei andern Bäumen hindurch, oder er klettert über andere Steinblöcke, die er nicht aus dem Wege räumt, hinweg, und es kommt daher nie zu einem ordentlichen Fußpfad wie im Lande der Deutschen, die viel geduldiger in die Fußstapfen ihrer Vorgänger treten, und die auch zu sorgfältig oder zu ängstlich sind, als daß sie nicht jeden Stein des Anstoßes auf die Seite schieben sollten.

Der Deutsche organisiert das Land, und man glaubt seinen Einrichtungen anzusehen, daß er da, wo er sich festsetzt, mit seinen Kindern und Kindeskindern für immer auch bleiben, daß er sich eine neue Heimat schaffen will. Die Ansiedlung des Yankee hat ein ganz anderes Aussehen und verrät eine ganz andere Tendenz. Seine Häuser sind fast nie aus Quadersteinen oder fest zusammengefügten Felsklößen wie die der Deutschen gebaut, namentlich seine Wirtschaftsgebäude, wenn es deren überhaupt gibt. Denn oft errichtet er deren gar nicht, vielleicht höchstens eine Stallung für seine Pferde. Aber das Mindrich muß viel frische Luft genießen. Ein Schweinekoten scheint dem Yankee ganz unbekannt zu seyn, und sogar das Getreide und Getreide wird selten unter Dach gebracht. Es liegt viel gewöhnlicher in Schubern rings um das Wohnhaus her. Dieses das Wohnhaus ist das einzige Gebäude, wofür der Yankee Sorgfalt hat. Er baut es aber auch weniger für sich, als für seine Frau und Töchter, freilich auch nur aus Holz, aber nett, sogar elegant, weiß und grün gefärbt, so wie ich

das oben beschrieben. Ich sah Miniaturgemälde, wie folgende: eine hübsche kleine hölzerne Hütte, mit solchen Schindeln gedeckt, mit solchen Holzlattern veragelt, wie sie die Saw-mills in den Wäldern täglich zu Millionen anfertigen. Eine kleine Thür, zu jeder Seite der Thür ein helles Fenster mit grünen Jalousien. Vor den Fenstern wiegt sich eine Dame, des Farmers Frau oder des Farmers Tochter, in einem rocking chair, die Arme über einander geschlagen oder an einem Kleide nähend, hin und her. Es scheint, der rocking chair muß in dem engen Hausräume, wo nicht das einzige, doch wenigstens das hauptsächlichste Möbel seyn. Dies alles mitten in einem Walde. Baumstämpe rings umher, und nicht etwa hübsche, rein gewaschene Schafe weiden um das Haus der Schäferin herum; nein, fette, dicke, schmutzige Schweine umwühlen es, und ich fürchte, wenn sie etwas tiefer wühlen, sind sie im Stande, die ganze Wohnung mit sammt der schönen Herrin über den Haufen zu werfen.

Einstweilen wurden hier meine Studien in der Grafschaft Northampton unterbrochen. Denn ich kam an der südlichen Grenze dieser Grafschaft an und rollte in das offene Städtchen Bethlehem hinein, in dem einmal zu weilen ich mir schon so lange gewünscht hatte.

XLVIII. Bethlehem.

Unter den „Salzförnern,“ welche der fromme Graf v. Zingen-dorf, seine Mitarbeiter und Nachfolger über die Erdoberfläche ausgestreut haben, war von jeher Bethlehem in Pennsylvania dassjenige, nach dem einmal zu kommen mich immer sehr verlangt hatte. Es ist die früheste von allen Herrnhutischen Colonien in Amerika. Da selbst unter den europäischen sind nur einige wenige ältere. Die Gemeinde wurde nur 29 Jahre nach Herrenhut in Sachsen selber

begründet, dieses 1722, Bethlehem 1742. Es ist auch neben Herrnhut die größte und wichtigste aller Herrnhut'schen Colonien auf dem Erdboden. Da an Volkszahl übertrifft es noch Herrnhut selbst. Graf v. Zinzendorf machte selber zur Einrichtung und Ausbildung der Gemeinde eine Reise hieher. Nach ihm waren Spangenberg, Heckewälder und mehrere andere der trefflichsten Herrnhuter hier thätig. Von Bethlehem aus machten diese Leute um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die merkwürdigsten Missions-, und man könnte wohl sagen Entdeckungsreisen ins Innere von Pennsylvania und noch weiter nach dem Westen am Ohio hinab, begaben sich mitten unter die damals noch ziemlich zahlreichen und ungezähmten Indianer, predigten ihnen und bekehrten sie und studirten zugleich ihre Sitten und ihre Sprachen, und machten darüber der gelehrten Welt Europas in geschätzten Werken ihre Nachrichten und Resultate bekannt. Ich kannte so ziemlich alle ihre Werke, namentlich die des trefflichen Heckewälder, der zuerst den merkwürdigen Bau der indianischen Sprache sehr sinnig untersuchte, sehr richtig erkannte und sehr klar und deutlich darstellte. Ich hatte auch alle ihre Reiseschilderungen, so wie auch die merkwürdige Geschichte ihres Ortes, ihre verschiedenen Bedrägnisse sowohl von Seiten der Indianer, als auch von Seiten feindseliger Christen gelesen und studirt. Und was man mit Eifer studirt und gelesen hat, das glaubt man auch gewissermaßen selber mit erlebt zu haben, und kurz, ich bildete mir ein, diese Herrnhuter zu Bethlehem seyen meine alten guten Bekannte und Freunde. Und wie sehr freut sich der Reisende, wenn er an einem Orte anlangt, wo lauter Freunde wohnen und wo er kein Haus oder Grab betreten kann, ohne daß die Varen oder die Manen ihm etwas zuflüstern! Auch sucht man selbst bei den Antipoden gerne solche Orte wieder auf, die mit andern schon bekannten Orten in naher Geistergemeinschaft stehen, und glaubt den lieben Bekannten von da aus näher zu sein. Ich hatte so manche

stille Herrnhuter Gemeinde in Großbritannien und Deutschland besucht, und ich dachte mir von Bethlehem aus auch das liebe Herrnhut, wo ich mitunter erbauliche Stunden verlebt habe, inniger grüßen zu können. Es ist aber nicht bloß eine Gemeinschaft der Ideen und Geister, es ist sogar auch eine Verbindung des Blutes und des Leibes. Es gibt z. B. in Sachsen einige Herrnhuter Familien, die hier in Bethlehem und den andern Herrnhuter Colonien Pennsylvaniens viele Namensvettern haben und weit verzweigt sind, und von denen mir manche Mitglieder schon drüber im „Alten Lande“ vertraut waren. Kurzum, ich kam hieher nicht von ungefähr. Vielmehr hatte mir Bethlehem schon vom Erie und von Canada her wie ein Stern aus der Ferne gewinkt, und siehe da, der kleine Stern ist mir aufgegangen und ich wandle hier an der Seite eines werthen und trefflichen Mannes mitten zwischen den Häusern der freundlichen Stadt an der Lecha umher zu den Wohnungen der Lebenden, zu den Kirchhöfen der Verstorbenen und zur Besichtigung mancher interessanten Institute der Gegenwart.

In früheren Zeiten, noch bis vor acht oder zehn Jahren, mag Bethlehem denen, die den Klöstern nicht völlig abgeneigt sind und die es gern haben, daß es Asyle in der Welt gibt, in denen die Leute ihrem Gott auf ihre Weise dienen können, noch viel einladender erschienen sein, als jetzt. Denn bis dahin war es ein „geschlossener Ort,“ d. h. es durften sich nur solche Familien hier ansiedeln, einzügern und ankaufen, die auch wirklich Mitglieder des Ordens waren. Seit acht Jahren hat sich das aber sehr geändert. „They have allowed the world's people to come in,“ kündigte mir eine Amerikanerin schon während meiner Reise an einem Orte des inneren Pennsylvaniens an, da ich noch nichts von diesem Ereignisse wußte. Schon seit mehr als zwanzig Jahren hatte sich eine Tendenz zu dieser Eröffnung des Ortes und ein Wunsch daran nicht nur unter den Leuten extra muros, sondern auch unter

den Mitgliedern der Gemeinde selber fand gegeben. Die Bevölkerung hatte sich rings umher vermehrt und drängte sich vor den Thoren um Einlaß. Der Ort, am Flusse Lecha gelegen, mochte manchem als ein sehr vortheilhafter Platz zur Ansiedlung erscheinen, und doch konnte er nach damaligen Gesetzen nicht herein kommen, ohne sich zur Brüdergemeinde zu bekennen. Die Verbesserung der Lechorschiffahrt, der mächtig sich ausschwingende Kohlenhandel von den oberen Lechagegenden herab und der vortheilhafte Kanal von Newyork durch Newjersey längs der Lecha hinauf mag auch vieles dazu beigetragen haben, die alten frommen Bande zu lösen. Bethlehem lag nicht mehr, wie früher zu Zinzendorfs und Heckewälders Zeiten, mitten im wilden Indianerlande. Das Eigenthum wurde stets werthvoller, der Spekulationsgeist rings umher immer wacher, und beide wurden nur durch die alte Klausur, welche Kapitalien und Unternehmungslustige ausschloß, gebannt, gedrückt und an der Benützung ihres Werthes gehindert. Kurz, die Sache ließ sich nicht mehr halten. Die aufstrebenden Kinder der alten Herrnhutischen Väter selbst verlangten nach einer Deffnung der Psorten, und so wurden denn diese endlich, nachdem einige Vorsteher eine Reise nach Europa gemacht und die Sachlage dort den Regenten in Herrnhut vorgelegt hatten, weit eingerissen und hinabgeschwemmt in der Lecha, oder besser in dem großen Strom der wandelnden Zeit, die nichts unangetastet läßt. Alles einreißt und umgestaltet, die auch bewirkt hat, daß auch die Wittwen unter den Herrnhutern in Bethlehem sich wieder verheirathen, die auch das Los als entscheidend bei der Heirath abgeschafft hat, anfanglich nur bei den Laien unter den Herrnhutern, noch nicht gleich unter den Predigern, jetzt aber auch bei diesen. Seitdem sind denn in Bethlehem eine Menge Kaufleute, Fabrikanten und andere Christen eingedrungen und haben als vollberechtigt unter den stillen Brüdern Platz genommen. Ihre Zahl ist schnell gewachsen, ein ganz neuer lebensvoller Ort ist neben dem

alten Bethlehem der Indianer-Missionen aufgeschossen und die Summe der Verbrüderten ist ungefähr der der Nichtverbrüderten gleich. Nichtsdestoweniger aber haben doch die Regenten oder Vorsieher der Brüdergemeinde noch immer das Hauptansehen in der Colonie, und im ganzen geschieht doch immer noch alles wie früher nach ihren Ansichten und Principien. Ich denke mir, sie mögen heute ungefähr eine solche Autorität über die Stadt und ihr Weichbild üben, wie der Rector der Universität Oxford über die Stadt gleichen Namens und deren Weichbild. Ich möchte wohl wissen, wie man in Herrnhut selbst diese Gröffnung Bethlehems betrachtet. Halb und halb kann ich mirs denken. Am Ende, glaube ich, wird Bethlehem sich von seiner deutschen Muttercolonie ganz unabhängig machen. Die Väter in Herrnhut sind so fern. Sie verstehen vielleicht nicht ganz die Lage und das Beste der Ansiedlungen in der Neuen Welt. Da können wohl Missgriffe nicht ausbleiben. So etwas habe ich wohl hier und da herausverstanden, und es wird mit Bethlehem in seinem Verhältniß zu Herrnhut wohl eben so gehen, wie mit den Vereinigten Staaten und England. Freilich wird es glücklicherweise nicht so große Erschütterungen dabei geben. Das Reich, das dabei für Deutschland verloren gehen wird, hat in Summa ungefähr 8000 Einwohner, und seine Provinzen liegen in der Hauptsache in Pennsylvanien und Nordecarolina, doch auch in einigen andern Staaten zerstreut. Von den 29 Herrnhuter Colonien und Dörfern, die es in den Vereinigten Staaten gibt, liegen nämlich zehn in Pennsylvanien, sieben in Nordecarolina und die übrigen in Newyork, Ohio, Indiana, Illinois und Maryland. Es gibt in Amerika mithin mehr Herrnhuter Gemeinden¹ als in Deutschland.

¹ Aber freilich immer bei weitem nicht so viele, als der neueste Census der Union ihnen zuteilt, indem er die Summe der „Moravian Communities“ (Brüdergemeinden) auf 350 angibt, was ungefähr zwölftmal zu viel ist. Die Censusaufsehiger sind in diesen Fehler gerathen, indem sie unter dem Titel Moravians auch die zahlreicher sogenannten United Brethren begriffen.

selbst, wo sich in Summa nur fünfzehn befinden. Freilich sind diese etwas stärker bevölkert. Noch heutiges Tages haben Bethlehem und die andern Brüdergemeinden der Neuen Welt vornehmlich das Feld der nordamerikanischen Indianer-Missionen zu bearbeiten. Sie unterhalten namentlich mehrere Missionen in Canada. Auch haben sie sich der Innern Mission oder der home-mission in den großen Hauptstädten der Union, in Philadelphia und Newyork gewidmet. Sie haben hier insbesondere die deutsche Einwanderung ins Auge gesetzt. Endlich tragen sie auch von hier aus noch ein hübsches Summchen zu den von Deutschland aus betriebenen Missionen bei; ich glaube, es gehen von hier jährlich 9000 Dollars dorthin.

Die innere Einrichtung von Bethlehem, seine Institute, Schulen, Kirchen, Kirchhöfe und öffentlichen Gemeindegebäude sind ganz denen in Herrnhut selbst und andern Brüdergemeinden ähnlich. Ich war besonders begierig, die Schulen mir anzusehen, und war glücklich genug, unter der Leitung eines trefflichen Herrn das dortige Erziehungshaus für junge Mädchen zu besichtigen. Es besteht dasselbe schon ziemlich lange, hat früher sehr geblüht und für eine der besten Erziehungsanstalten in der Union gegolten, ist dann, ich weiß nicht in Folge welcher Umstände, etwas ins Stocken gerathen, nicht so eifrig besucht worden, befindet sich aber unter seiner jetzigen Leitung wieder in frischer Aufnahme. Man war eben dabei, dem alten Gebäude einen ganz neuen Flügel hinzuzufügen. Es waren jetzt nicht weniger als 170 junge Mädchen vorhanden. Sie waren fast aus allen Theilen der Union, nicht nur aus Philadelphia und Newyork, sondern einige auch aus dem fernen Westen, aus Missouri, und einige aus dem südlichen Carolina. Der Lehrerinnen gab es für diese Anzahl etwas weniger oder mehr als 25 und außerdem noch vier oder fünf Lehrer. Die Künste waren deutschen Händen anvertraut, insbesondere die Musik und Malerei. Der deutsche Zeichenlehrer, ein ausgezeichneter Landschaftsmaler, nahm uns sehr freundlich in

seinem reizend gelegenen Hause auf und zeigte uns von der friedlichen Landschaft, die um das hübsche Bethlehem ausgebreitet ist, höchst reizende Farbenreflere auf seiner Leinwand. In der Anordnung der Unterrichtsgegenstände und der Classification der Schüler befolgt man hier ein System, das ich wohl auch in andern Schulen des Landes gefunden habe und daher für ein eigenthümlich amerikanisches halten muß. Es besteht darin, daß man nicht für alle Unterrichtsgegenstände insgesamt eine obere und niedere Klasse annimmt, sondern daß in jeder besondern Wissenschaft eine eigene Classification stattfindet, z. B. eine erste, zweite u. c. Klasse der Geschichte und ebenso der Naturgeschichte u. s. w. Dies gibt Gelegenheit, jeder Schülerin eine mehr individuelle Erziehung zu geben. Es können mehr diejenigen Lehrgegenstände für sie gewählt werden, die ihren Neigungen und Talenten angemessen sind, welche sie sich selber wünscht oder ihre Verwandten für sie bestimmen. Sie kann sich in der Geschichte oder in der Naturgeschichte bald in die erste Klasse hinaufschwingen, während sie sich mit andern ihr minder homogenen Gegenständen weder Kopf noch Zeit verdreht. Allerdings ist es, damit dieses System ausführbar sey, nöthig, daß zu derselben Stunde im ganzen Institut derselbe Unterrichtsgegenstand, und zwar in verschiedenen Klassen, von verschiedenen Lehrern in verschiedenem Style gelehrt werde. Und dies ist denn auch so viel als möglich der Fall. Es gibt eine gewisse Stunde, die in der ganzen Anstalt für Geschichte, eine andere, die durchweg für Geographie bestimmt ist u. s. w. Freilich gibt es dabei auch wieder manche Unbequemlichkeit, namentlich die, daß während die Schüler sich mehr ihren eigenen Fächern widmen können, die Lehrer nicht so gut ihre eigenen Fächer haben können.

Ungesähr dreißig unter den 170 jungen Amerikanerinnen hatten auch neuestens, auf den Wunsch ihrer Eltern, die deutsche Sprache und Literatur unter ihre Studien aufgenommen. Die „harten Wörter“ (the hard words) dieser Sprache gehen ihnen, glaube

ich, etwas schwerer ein, als das graziöse Französisch. Doch fängt das Deutsche nun auch in Amerika wie in England etwas an Mode zu werden, und es ist merkwürdig genug, daß während die deutschen Bauern in Pennsylvania ihre deutschen Schulen immer mehr vermindern, die höheren Klassen der Amerikaner die deutschen Unterrichtsstunden für ihre Kinder vermehren. Fast alle Schulen unter den deutschen Bauern, so sagte man mir, sind jetzt englisch, fünf oder höchstens zehn Prozent sind deutsch, und nur selten kommt noch einmal ein deutscher Lehrer von Deutschland herüber, und noch seltener findet er eine gute Anstellung.

Die raslose Unruhe, die das ganze anglo-sächsische Volkselement in Amerika anhaltend zu bewegen scheint, die Unbeständigkeit, die den jungen Mann ein halbes Dutzend Geschäfte betreiben und eben so viele Orte versuchen läßt, dieß allgemeine sogenannte „shifting“ aller Menschen und Dinge scheint auch in den Schulen seine Wirbel zu schlagen, um hier einen beständigen, gewiß nicht vortheilhaften Wechsel zu veranlassen. Die Klagen der amerikanischen Lehrer und Erzieher, daß ihre Schüler und Schülerinnen so schnell kommen und verschwinden, ist ziemlich allgemein. Sehr viele bleiben kaum ein oder zwei Jahre. Wenige halten lange Geduldig aus. Zum Theil mag der Umstand daran Schuld seyn, daß die jungen Mädchen nur zur Beendigung ihrer Erziehung in solche große und berühmte Schulen (finishing schools) geschickt werden. Zum Theil aber lassen sich auch die Eltern von ihren Kindern hier gar zu leicht bestimmen. Zeigt sich nun im Verlaufe der Erziehung zwischen Schülerin und Schule ein Auseinander, eine Meinungsverschiedenheit, eine Missstimmung, so gewinnt die Schule fast gar keinen festen Anhalt an den Eltern, vielmehr wenn das Töchterchen oder Söhnchen flagt, so ziehen die Eltern die Segel ein, denken, es ist besser, einmal eine andere Schule zu probiren, und das Töchterchen oder Söhnchen bekommt schnell Erlaubniß, seinen Reisekoffer zu schnüren und zu „schiffen.“

Doch fängt etwas an während die Jungen immer die deutschen alle Schulen jetzt englisch, selten kommt r, und noch Volkslement ndigkeit, die en und eben e „shifting“ seine Wirbel vortheilhaftest Lehrer und schnell kommen bleiben kaum aus. Zum jungen Mäd- roße und be-

Erziehung und Unterricht bilden neben der christlichen Mission, wie bei den europäischen so auch bei den amerikanischen Brüdern einen Hauptgegenstand der Thätigkeit, und außer dem großen Mädchen-Erziehungsinstitute in Bethlehem haben sie auch andere für beide Geschlechter an andern Orten.

Wenn ich von der englischen Sprache und von dem neuerrstandenen amerikanischen Stadtheile absah, kam mir alles in Bethlehem so ähnlich mit Herrnhut vor, daß ich manchmal die Lecha mit der Spee und die blue ridge mit den Lausitzer Bergen verwechselt, und mich zuweilen ein wenig besinnen mußte, daß ich jenseits des Oceans sei. Auch auf den Kirchhöfen hier und dort waren die Aspekte so ähnlich. Dieselbe einfache Anordnung des Gottesackers, dieselbe Gleichförmigkeit aller Erinnerungssteine, ein vollkommenes Bild der allgemeinen Gleichheit nach dem Tode. Nur waren hier in Bethlehem auch einige arme Indianer und Neger in die Seelenbrüderlichkeit aufgenommen. Unter den Indianern waren manche aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Brüder hatten damals manche befehrte Indianer in ihrer Gemeinschaft, und manche unter ihnen wurden in den Schriften der Missionäre als sehr treue und treffliche Diener der Gemeinde und des Christenthums gelobt. So- gar eine kleine Indianerin von fünf Monaten und eine kleine „anno Domini 1742“ verstorbene Negerin von drei Monaten hatten ihre eigene Kirchhofszelle und ihren eigenen vierseitigen Marmorstein, wie alle übrigen. Ja, ich bemerkte, daß man kürzlich diese Gedenksteine der kleinen Wesen, auf denen die Inschrift undeutlich geworden war, wieder übermeißelt und ausgehärtet hatte. Vor Gott haben die Seelen der Großen und der Kleinen, der Jungen und der Alten, der Neger, Indianer und Anglo-Sachsen alle einen gleichen Werth. Wie wissens wohl, aber wir handeln nicht immer darnach. Dank den Herrnhutern, daß sie das Prinzip auf ihrem Kirchhofe so zu sagen in seinen äußersten Consequenzen aufrecht erhalten und

uns auf eine recht pikante Weise daran erinnern, indem sie selbū einer fünfmonatlichen Indianerin Grabmonument noch nach 104 Jahren wieder auffrischen. Es ist auch dieß kleine Wesen ein „Samenkörnlein, ausgestreut, am Tage der Garben zu reisen, und das nicht vergessen werden soll.“

Die Herrnhuter haben überall, wohin sie kamen, auch viel für die Neger gethan. Die Geschichte ihrer Bestrebungen für die Neger in Westindien ist voll ihres Lobes. Ich habe aber leider vergessen, mich zu erkundigen, wie sie sich mit ihren Sympathien für die armen flüchtigen Neger verhalten, ob sie dieselben mit eben solcher devoten Ausopferung fördern, wie es die Brüderschaft der Quäker thut, ob sie mit ihren zahlreichen Ansiedlungen in Pennsylvania, Ohio &c. auch den sogenannten „Underground railroad“ (den unterirdischen Eisenweg), den die Quäker für die armen Flüchtlinge von einer ihrer Stationen zur andern ausgebildet haben, vollständiger zu machen getrachtet haben. Wenn sie dieß nicht gethan haben, so mögen sie achtungswerte Gründe dafür haben. Gewiß ist es, daß sich in Bethlehem nicht viele Schwarze finden — als ich da war, nur sechs — und daß mir Demand gesagt hat, die meisten Negerflüchtlinge aus den benachbarten Sklavenstaaten Maryland und Virginia gingen nicht über Herrnhut, sondern das Susquehannathal hinauf.

Ich lernte die Hälfte der Negerbevölkerung Bethlehems persönlich kennen. Einer von ihnen hatte in Pennsylvania deutsch sprechen gelernt, wie sich denn Deutsche und Neger immer leicht miteinander vertragen und verständigen sollen; sehr lobenswerth für die Deutschen, denn sie haben gewiß ein gewisses Mitleiden und Mitgefühl mit dem Neger. Arme Deutsche werden freilich auch oft mit armen Negern auf dieselben niedern Lebensstufen herabgedrückt. Der Deutsche macht dann sogar Brüderschaft mit dem Neger. Der Irländer, Schotte oder Britte gehen, selbst wenn sie auf die Stufe des Negers herabkommen, nie Arm in Arm mit ihm.

indem sie selbū
noch nach 104
ine Wesen ein
. zu reisen, und

amen, auch viel
ebungen für die
habe aber leider
ren Sympathien
eselben mit eben
Brüderschaft der
ungen in Penn-
round railroad“
für die armen
usgebildet haben,
dies nicht gethan
aben. Gewiß ist
— als ich da war,
eisten Negerflücht-
nd und Virginia
annathal hinauf.
eithlems persön-
n deutsch sprechen
eicht miteinander
für die Deutschen,
Mitgefühl mit
est mit armen
kt. Der Deutsche
Der Iränder,
die Stufe des

„Fühlen Sie sich hier in diesem halbdeutschen Lande Penn-
sylvania glücklich?“ fragte ich einen dieser Neger. „Certainly,
Sir, I like freedom, I like to come and to go as I like.
I am here quite as good a gentleman as any body else.“ —
„So, also Sie fühlen sich hier hinreichend geachtet?“ — O yes,
Sir! Here in this country coll'd¹ people are as white as any
body, if they behave.“ — „Liebst Du die Deutschen hier zu
Lande?“ — O yes, coll'd people like the German very much.
There is only one nation, which coll'd people do not like.
With the Germans there is no deception. There is only
deception with one nation.“ — „Und welche sind das?“ —
„These are the Irish!“ — Der arme Paddy! dem geht es hier
am schlechtesten. Alle, selbst die Neger, werfen Steine nach ihm.
Noch den Tag vorher hatte mir ein Yankee, mit dem ich ein ähn-
liches Gespräch hatte, ungefähr mit denselben Wörtern ganz dieselbe
Meinung kundgegeben. „Ich kann die Schotten, ich kann die Eng-
länder, ich kann die Deutschen, ich kann jede Nation leiden. Nur
mit einer Nation kann ich mich in keiner Weise vertragen: das
sind die Iränder. Ich kann sie nicht ausstehen!“ Ich dachte
dabei auch an meine Franzosen in Canada, die mir so oft ungefähr
dasselbe versichert hatten. Es wandert keine Nation in Amerika
ein, die von Allen dort so unisono verworfen wird. Ich begriff
darnach die Stärke und Gewalt des auf einmal so plötzlich und
heftig gegen das katholische Iränderthum sich ausbäumenden
Knownothingismus, dem sogar Deutsche, Engländer, Schotten und
Franzosen beigetreten sind. — Uebrigens ist es nur billig, zugleich
zu bemerken, daß eben so unisono alle Stimmen die Kinder der
Iränder loben und nicht genug zu preisen wissen, wie schnell diese
den alten Paddy abzuschreien pflegen, wie schnell sie sich zu guten
Amerikanern umgestalten, wie sehr sie aber dabei doch das warm-

¹ Colored = farbige.



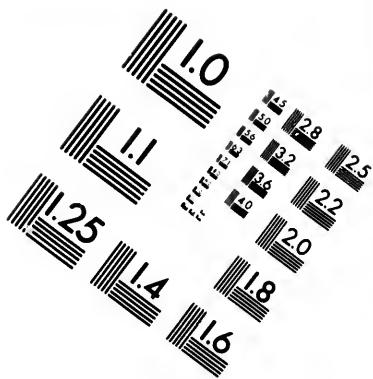
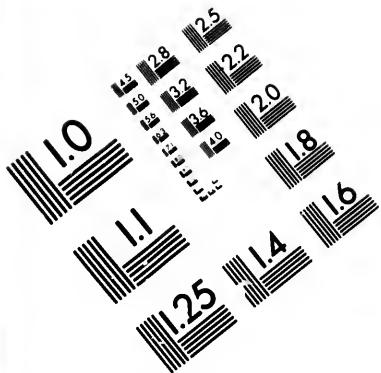
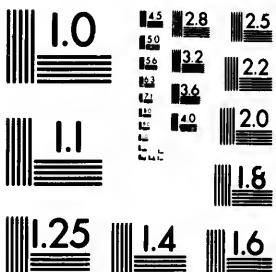
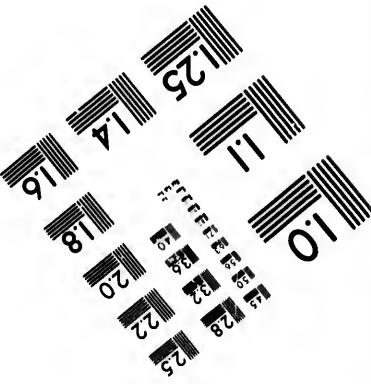
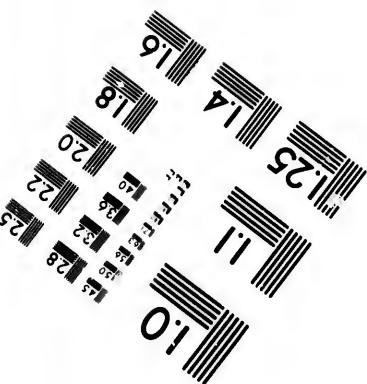


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



— 9 —



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



fühlende irische Herz und andere gute irische Qualitäten sich bewahren, und welche treffliche und bedeutende Männer dann aus diesen Nachkommen Erins von der zweiten Generation hervorgehen.

XLIX. Der „blaue Rücken.“

Ich wünschte von Bethlehem aus noch eine kleine Partie zu den Höhen der benachbarten „Lecha-Berge“, die einen Theil der blue ridge bilden, zu machen. Und da man immer ein so großes Verlangen hat zu wissen, welche Leute noch hinter den Bergen wohnen, so wollte ich zugleich auch noch ein deutsches Dorf im Süden der Gebirge besuchen. Ein werther Bekannter aus Bethlehem, ein großer Kenner der Gegend, hatte die Güte, mich hinüberzuführen.

Der blaue Rücken ist bei Bethlehem von einem niedrigen Passe durchbrochen. Die Straße nach den südlichen deutschen Grafschaften Lecha und Bucks und nach Philadelphia geht hinüber. Wir folgten zuerst diesem Passe und Straßenzuge und entdeckten hinter den Bergen wieder ein freundliches, dörferreiches und wohlangebautes Thal. Das Thal hatte einen indianischen Namen, wenn ich nicht irre war der Name Saco oder Sachum. Einige Meilen in die Ebene hinein lag das freundliche Dorf Friedensburg. Obwohl mit halb franzößischem Namen war es doch eine ganz deutsche Ansiedlung. Fast die Hälfte ihrer Ortschaften in Pennsylvania haben die hiesigen Deutschen, ich weiß nicht warum, auf „ville“ endigen lassen: „Friedensburg,“ „Sellersville,“ „Boglersville,“ „Baumannsville,“ „Dillersville.“ Nur ganz wenige Namen im pennsylvanischen Deutschland zeigen deutlich an, woher die Leute eigentlich sind, z. B. Mannheim, Strasburg, Dillsburg, Heidelberg. Sie sind alle in der Hauptsache — ihre Sprache verrät dies mehr als alles Andere — aus der Pfalz und dem großen elsässisch-badischen Rheinthal. Warum sie

uten sich bewah-
rann aus diesen
vorgehen.

I."

kleine Partie zu
einen Theil der
er ein so großes
ter den Bergen
utsches Dorf im
e aus Bethlehem,
hinüberzuführen.
i niedrigen Passe
chen Grafschaften
er. Wir folgten
hinter den Ber-
angebautes Thal.
h nicht irre war
die Ebene hinein
mit halb französi-
rdlung. Fast die
ie hiesigen Deut-
assen: „Friedens-
ville,“ „Dillers-
chen Deutschland
z. B. Mannheim,
e in der Haupt-
ndere — aus der
ile. Warum sie

ihre hübschen rheinischen „heims“ nicht mitgebracht und aus den fast monströsen „Friedenville“ u. lieber „Friedensheim,“ „Sellers-heim,“ „Boglersheim“ u. gemacht haben, weiß ich nicht.

Wir suchten in Friedenville einen wohlhabenden deutschen Pächter auf und batzen ihn, uns sein Haus und Gehöfte zu zeigen. Er erklärte sich, seine Arbeit bei Seite legend, dazu bereit, führte uns zunächst zu seiner Frau, und wir fanden in beiden ein sehr wohlgebildetes Paar, und soll ich nach ihnen und noch einigen andern Beispielen, die mir begegneten, die pennsylvanischen Bauern im allgemeinen beurtheilen, so müßte ich sagen, daß ihre äußere Erscheinung im Vergleich mit dem allgemeinen Habitus unserer Bauern eher auf eine Rassenverbesserung als auf das Umgekehrte hindeutete. Sie selbst sowohl als ihre blühenden Kinder sahen gesund und zufrieden aus. Sie hatten auch im Gespräch und Umgange mit uns ein vollkommen freies und leichtes Benehmen und nichts von dem Mangel an Selbstbewußtseyn und an manhaftester Würde, der wohl bei uns hie und da etwas auffällt. „Ich war einmal eine Zeit lang Prediger in einem westlichen Staate,“ so erzählte mir ein pennsylvanischer Geistlicher, „wo sehr viele deutsche Einwanderung erschien. Sie glauben nicht, wie viel Mühe ich mir gegeben habe, den Leuten die Höflichkeit abzugewöhnen, und wie schwer es mir geworden ist, ihnen den Hut auf den Kopf festzunageln und den Rücken gerade zu bringen.“ Bei unserem Freunde von Friedenville hatte nun schon die Zeit das Ihrige gethan. Denn bereits sein Urgroßvater war als deutscher Gutabnehmer eingewandert, sein Großvater war bereits mitten zwischen Pennsylvania und der Pfalz auf dem Ocean geboren und es möchte ihm schon etwas Seemannstrotz angestlogen seyn, und wenn man dann nun schon seit drei Generationen auf seinen eigenen freien Haussitzdien fügt und für oder gegen so und so viele Gouverneure, Senatorn, Deputirte und zahlreiche andere Stellen votirt hat, so

ist es kein Wunder, daß man als Urenkel am Ende so gerade da steht, wie eine Tanne.

Die Leute wunderten sich sehr, daß ich so rein deutsch sprach, und daß sie mich so gut verstehen konnten. Sie sagten, sie hätten eine junge Emigrantin, ein Mädchen vom Rhein, im Dienste, die spräche ein solches kauderwelsches Deutsch, daß sie die größte Mühe mit ihr hätten. Mit den ungebildeten, frisch eingewanderten Landleuten aus Deutschland, sagten sie, sey dies gewöhnlich der Fall. — Und ich muß gestehen, wenn ich mich zusammennahm und über einige „wells,“ einige „schwamms“ und andere stets beigemischte Anglicismen hinwegsah, so kam mir selbst diese pennsylvanische Bauernsprache nicht so eingefleischt dialekthaft, nicht so urschwarz-wälzerisch vor. Dasselbe fiel mir nachher noch bei Unterredungen mit andern Bauern dieser Gegend auf. Vielleicht war mir alles, was mich bei den Gebildeten, bei jenem Prediger in Wilkesbarre, bei jenen Beamten auf dem Postwagen so sehr beleidigte, im Munde der Bauern exträglicher. Vielleicht aber mag bei jenen Gebildeten und Halbgebildeten, namentlich bei den Beamten, die mit den Englischredenden in viel häufigere Verührung kommen, das Deutsche auch weit mehr ausgeartet seyn, und vielleicht mag der deutsche Bauer, der wieder nur mit deutschen Bauern verkehrt, sich in seiner Weise die Sprache reiner erhalten haben. Ja, da er hier nicht in so hohem Grade glebae adscriptus war, wie in Deutschland, da er sich im Lande in verschiedenen Verhältnissen umher tummelte, so mag dabei in gewisser Hinsicht seine Sprache, obwohl „Buschdeutsch“ genannt, etwas an Politur gewonnen haben. Ich verglich hier wieder in Gedanken meine kanadischen Franzosen, die sich in einer ähnlichen Lage befinden, wie die pennsylvanischen Deutschen, und bei denen ebenfalls der gröbere Landesdialet unter den Gebildeten mir unangenehmer auffiel, als unter den Bauern.

Unsere Freunde hatten seit des Urgroßvaters Zeiten her auf

ihrem Gute gewohnt; und so was hier in diesem Quicksandland zu finden, wo die Söhne, sobald ihnen die Flügel etwas gewachsen sind, möglichst weit vor den Vätern fliehen, ist eine wahre Wohlthat. Im deutschen Pennsylvanien ist es nicht selten, daß drei oder vier Generationen auf demselben Gute wohnen, und einen Yankee, glaube ich, muß dies Faktum ebenso erstaunen, wie wenn man aus England erzählt, daß es dort Familien von Freibauern gibt, die schon seit dem „conquest“ oder gar noch länger auf ihren Grundstücken siedeln.

Da die deutschen Emigranten hier gleich ziemlich haufenweise herkamen und sich alsbald in dichten Dorfschaften nebeneinander niederließen, so hat sich stellenweise geradezu ein ganz massenhaftes Stück Deutschland gebildet. Strichweise sollen noch jetzt die Deutschen so wenig mit den Engländern in Berührung gekommen seyn, daß sie, obwohl schon hundert Jahr im Lande, noch kein Wörtchen englisch verstehen. Bis auf die neueren Zeiten herab hatten sie auch überall fast nur deutsche Schulen. Diese Schulen wurden meistens durch eingewanderte deutsche Schulmeister geleitet. Im Lande selbst bildete sich kein guter Schullehrerstand aus, vermutlich weil man bald zu Stellungen gelangen konnte, die viel vortheilhafter waren, als die Alpanage und der Dornenseeptor eines Dorfeschulmeisters. Es mußten daher immer neue nachkommen, und arme ausgewanderte deutsche Schullehrer, die in Pennsylvanien herumreisten, um ein Schulamt zu suchen, waren daher bis auf die neueste Zeit herab eine sehr häufige Erscheinung. Zu Zeiten wurden sie in großer Menge auf einmal geliefert. So z. B. blieben eine Menge von den hessischen Offizieren und Unteroffizieren, die in der Revolution zu Gefangenen gemacht wurden, als Schullehrer in Pennsylvanien. Jetzt ist es aber keinem Schullehrer in Deutschland mehr zu ratzen, hieher zu kommen, um ein Unterkommen zu suchen. Die englischen Schulen haben, wie ich schon andeutete, in der letzten Zeit mächtig

die Oberhand gewonnen. Man nennt dies ziemlich allgemein „einen Fortschritt.“ „Seit zehn Jahren,“ so sagte man mir, „seitdem sie angefangen haben, sich mehr und mehr zu den englischen Schulen zu bequemen, haben die pennsylvanischen Deutschen mehr Fortschritte in allgemeiner Bildung gemacht, als in dem ganzen vorgängigen Jahrhundert ihres Hierseyns.“ Ich muß gestehen, ich will dies wohl glauben. Eine kleine Nationalität kann nur in Verbindung mit einer größern und mehr entwickelten Nation forschreiten. Von Deutschland und seiner literarischen und socialen Bewegung waren diese „Pennamyttes“ durch einen Ocean getrennt und so ziemlich abgeschnitten. Mit dem Aufschwunge und den Strömungen, die sich in Amerika durch das Organ der englischen Sprache fanden, waren sie, so lange sie ihr Buschdeutsch redeten, so lange sie ihre deutschen Prediger und Schulen, ihre deutschen, in eben dem Jargon geschriebenen Zeitungen hatten, noch nicht verbrüdert. Die Amerikaner blickten daher auch auf die Intelligenz dieser pennsylvanischen Deutschen, obwohl voll Lobes über ihren fleißigen Ackerbaubetrieb, wie auf ein Stück Finsterniß hin und behaupteten, daß dies Deutschthum auf den Schwingen des Staates Pennsylvania wie ein Bleigewicht liege, indem sie es dabei oft in zu weit gehendem Eifer übersahen, daß dies sogenannte Bleigewicht mitunter auch als ein sehr vortreffliches conservatives Gegengewicht wirken möchte.

Es war mir nicht uninteressant, die verschiedenen Abstufungen des allmäßlichen Aussterbens des hiesigen Deutschthums innerhalb eines Familiencircels genauer zu beobachten. Ich erhielt darüber folgende Data. Der Urgroßvater und Großvater meines gärfreudlichen Farmers waren natürlich noch Deutsche von altem Schlage und Korne gewesen. Sie waren mit vielen andern Deutschen in ein schon von Deutschen bewohntes Land gekommen und hatten vermutlich nicht ein Wörtchen englisch gelernt. Sein Vater, der ebenfalls noch lebte, war natürlich noch in eine ganz deutsche Schule gegangen.

Er hatte daselbst deutsch schreiben und lesen gelernt. Doch spricht er auch etwas englisch, das er indessen nur im Umgange mit Engländern lernte. Mein Farmer selbst dagegen war bereits einen Theil seines Lebens in eine englische Schule gegangen und hatte dort ordentlich englisch schreiben und lesen gelernt. Auch redet er natürlich das englische ganz geläufig. „Ich spreche englisch,“ sagte er, „aber ich schwäche deutsch. Mit Frau und Kindern unterhalte ich mich immer deutsch.“ Er hat auch zu Hause beim Vater das deutsche Lesen aus der Bibel gelernt; aber schreiben kann er das Deutsche nicht. Sein kleiner Bube, der bloß noch eine englische Schule besuchte, wird vielleicht auch nicht einmal das deutsche Lesen mehr lernen. „Schwaben“ wird er zwar noch die alte Buschsprache, aber er wird sie gewiß schon wieder viel tiefer in die immer stärker zusätzende englische Sauce eintauchen.

Wir besahen nun mit unserm Freunde seine Wirthschaft, und da ich schon vorher auf der Reise einige ähnliche Wirthschaften gesehen hatte und auch nachher noch in einige andere hineinblickte, so will ich es versuchen, so eine deutsch-pennsylvanische Bauernwirthschaft zu schildern.

Sie haben den alten deutschen Namen ihres Standes, ich meine das Wort „Bauer,“ noch nicht vergessen, und nennen sich selbst „Bauern.“ Den vornehmen Ausdruck „Gutsbesitzer,“ den unsere Bauern hie und da nach ihrer Emancipation annehmen, habe ich hier nicht gefunden. Auch ihre Landeigenthums-Complexe nennen sie nicht „Güter,“ sondern „Bauereien.“ Diese „Bauereien“ sind in der Regel — nach amerikanischem Maassstabe — nicht sehr groß. Sie enthalten selten über hundert Acker, gehen aber auch bis zu zwanzig Acker und weniger hinab. Das Land ist gewöhnlich zum Theil Bau- oder Pflugland, zum Theil Holzland. Auch ist fast immer ein guter Apfelbaumgarten dabei.

Das Bauland, die Haupfsache, ist fast immer gut „geflast,“

„gekäft“ und in einem „hohen Zustande von Cultur“, und überall mit guten „Fensern“ (Einzäunungen) von „Kastanienriegel“ (wildem Kästenholze) versehen. Gewöhnlich befindet sich auch eine „nie versiegende Wasserquelle“ für die Milchfammer und eine „Pumpe“ darauf. Zuweilen läuft ein Creek oder ein ganzer Fluß über das Land weg.

Das beigefügte „Holzland“ ist natürlich gewöhnlich minder ausgedehnt, vielleicht 12 bis 20 Acker Holzland zu 100 Ackern Bauland. Es ist gewöhnlich mit „Rockeichen,“ „schweren Weißeichen,“ „Hickorybauholz,“ „Kastanien“ und Möbelholz bewachsen. Rockeichen (Felsicheen) sind vermutlich jene scrub oaks-Hickory ist ein seines harten Holzes wegen berühmter Nussbaum.

Der Apfelbaumgarten enthält gewöhnlich eine Verschiedenheit „Apfel-, Pfirsich- und anderer vorzüglicher gezweigter Obstbäume“ und zuweilen „sehr ausgedehnte Traubensorten,“ mitunter auch einen „Forellenteich“ daneben.

Alles, was Haus und künstliches Gebäude auf dem Grundeigenthum ist, fassen sie unter dem sonderbaren Namen „Verbesserungen“ zusammen. Dies ist ein ächter Colonistenausdruck, der bei sämtlichen amerikanischen Ansiedlern ziemlich allgemein ist. Auch die englischen Squatters nennen die Blockhäuser, hölzernen Verschläge und Stallungen ihre „bitterments,“ ein monströses Wort mit deutschem Kopfe und lateinischem Schwanz.

Die „Verbesserungen“ bestehen vor allen Dingen in einem gewöhnlich „steinernen Wohnhause.“ Es ist in der Regel außerordentlich solide, aus wohlverkitteten Quader- oder Feldsteinen gebaut. Selten ist es, wie bei den amerikanischen Farmern, ein bloßes „Blockwohnhaus,“ „Främhauß“ (Holzhaus, vom englischen frame, Gestell, Gitterwerk). Dazu kommen dann noch verschiedene „Främschoppen,“ ein „Fränkutschchenhaus,“ ein „Rauchhaus,“ ein „Springhaus,“ (Quellenhaus oder Milchfammer), fast immer ein „Eiderhaus“ mit Eiderpresse, und andere „nothwendige Aufzengebäude.“ Das größte

und am meisten in die Augen fallende unter ihnen ist die „Scheuer,“ meistens eine sogenannte „Schweizerscheuer,“ gewöhnlich eine Art Prunkgebäude, mit dem der Bauer mehr großthut, als mit seinem Wohnhause. Wie diese „Schweizerscheuern“ hier in Pennsylvania so allgemein geworden sind, weiß ich nicht. Sie haben das Eigen-thümliche, daß sie aus zwei Stockwerken bestehen, dem unteren niedrigen, das für Stallungen eingerichtet ist, und dem oberen hohen, für Kornspeicher und Dreschställe. Die Auf Fahrt zu letzterem läuft auf einem schrägen zur Thüre aufsteigenden Erdamme, so daß die Stallungen eine Art Souterrain oder Entresol bilden.

Wenn ein Laie sich alle diese pennsylvaniaisch deutschen Wirtschaftsgegenstände ansieht, so kommt ihm Alles außerordentlich gut und vollkommen vor. Er denkt, es kann nicht besser seyn. „Aber doch ist etwas dabei zu erinnern,“ sagte mir ein Amerikaner. „Sie haben in gewisser Beziehung recht: es ist zwar bei ihren deutschen Landsleuten alles recht bäurisch ausgezeichnet, ganz mittelmäßig vortrefflich. Aber dennoch sind sie nicht von dem wetteifernden Fortschrittssinne durchdrungen, der in unsern amerikanischen Farmern lebt und wirkt. Sie ackern, düngen, bauen recht gut nach der Väter Sitte. Aber sie nehmen noch immer wenig Theil an den neuen Bewegungen der höheren Agricultur. Sie haben noch nicht so viel Ehrgeiz, sich auszuzeichnen, wie unsere Farmer. Sie nehmen, um nur eins anzuführen, nicht so regen Anteil an den öffentlichen Produktausstellungen und Preisbewerbungen, und obgleich ihre Kühe ganz gute Milch geben, ihre Pferde ganz stark und wohlgenährt sind, so erringen sie doch selten Preise für Leistungen, die über das Gewöhnliche hinausgehen.“

Gegen Abend wandten wir uns dann aus unserem freundlichen Friedensviller Thale zu den Bergen zurück und ersteigen, da die Sonne sich zum Untergange wandte, die Höhen derselben. Ich glaubte ganz und gar in einem deutschen Gebirge zu fern. Denn

noch auf dem Bergrücken selbst kehrten wir in einer kleinen Waldhütte ein, in welcher eine arme deutsche Familie wohnte. Das Land ist, dachte ich, gründlich deutsch, denn selbst seine entlegensten Verstecke sind mit lieben Deutschen angefüllt. Es war eine arme Witwe mit ihren Kindern, bei der wir unsere Wegepeise anzündeten. Sie erzählte uns, daß ihr Mann vor wenigen Jahren „in die Oheie“ gewandert sey, um dort einen bessern Wohnplatz für die Familie auszumachen, daß er aber „in der Oheie“ verstorben sey, ehe er die Seinigen habe nachholen können. Sie selbst habe dann eine Zeitlang „in der Tschartsche“ gewohnt, und habe dann endlich dieses Hütchen und den Kästenwald und Acker daneben gepachtet, wo sie alle Jahr einige Schweine fett mache, ein paar Ziegen und Schafe groß ziehe, und etwas Gemüse für sich und ihre Kinder erzeuge. Als ich sie fragte, was denn die „Oheie“ und die „Tschartsche“ für Länder seyen. Gi, der Herr wird doch die „Oheie“ oder die „Heie“, dahin westwärts durch Pennsylföhnien kennen, und die Tschartsche, dahin nach Newyork zu.“ Es stellte sich am Ende heraus, daß das Buschdeutsch das Kunststück zu Stande gebracht hat, aus „Ohio“ die „Heie“, und aus dem Namen des Staates „Jersey“ oder Newjersey „die Tschartsche“ zu machen.

Der Kastanienwald um die Hütte herum war äußerst frisch und angenehm, und mein werther Begleiter belehrte mich hier, daß hier auf der blue ridge fast überall, wenn man den alten Naturwald umhaue und vernichte, sich gleich darauf ein solches freundliches Gehölz essbarer Kastanien aus dem Boden erhöbe. Dies klingt wie ein Wunder, und ist doch ein Faktum. Hinter dem Kästenwalde kam bis zum Gipfel des Lechaberges lauter wildes Gebüsch. Auch war die ganze Bergpyramide der Art mit bemooosten und bebüschteten Felsgeträmmern bedeckt, daß wir uns nicht wenig glücklich schätzten, als wir endlich zur Zeit des Sonnenuntergangs mit gesunden Gliedern oben anlangten. Auf ein paar über einander

geblöckten Steinlögen gewannen wir einen ziemlich freien Ausblick über die Buschgipfel hinweg, in das weite herrliche Thal, zwischen blue ridge und blue mountains hinein. Diese letzteren, oder die Skitammi, die eben so wie die blue ridge mit unsäglichem Steingeröll überstreut seyn sollen, zogen sich wie ein geradliniger Damm sechzig Meilen lang von Westen nach Osten am Horizonte hin. Wir erkannten ganz deutlich die verschiedenen von den Flüssen gemachten Einschnitte oder Durchbrüche, die „Delawarewasserfaß,“ die „Lechawasserfaß“ und dazwischen die „kleine Kraft,“ die „Windkraft“ und die „Fuchsfaß.“ Das Thal zwischen beiden Bergreihen ist dreißig Meilen breit, und so lang, wie die Bergreihen selbst. Das heißt, es geht erstlich ein paar hundert Meilen durch Pennsylvania, und dann, sich südwärts umwendend, noch eben so weit und weiter durch ganz Virginien. In Virginien heißt es, „the great Virginia Valley.“ Es ist vermutlich das längste, durchweg ziemlich gleichförmig gebildete Thal in der Welt. Dort in Virginien ist es von Sklavenbesitzern und ihren Negern angebaut, hier in Pennsylvania ganz mit freien deutschen Bauern und ihren Bauereien und Dörfern erfüllt. Im Norden verläuft es sich allmählig durch den Staat Newjersey nach dem Hudson zu, und im Süden verwischen sich seine Grenzen in Carolina.

Wir genossen diesen herrlichen Ausblick, so lange als die letzten Strahlen der Sonne uns noch was beleuchten wollten, und erreichten dann in der Dunkelheit ein kleines, wieder mit deutschen Waldleuten und ihren netten Hütten besiedeltes Bergthal. Ein eindrücklicher Fußsteig führte uns wieder zu den „Meadows“ (Madow's-Wiesen) der Lecha und nach dem freundlichen Bethlehem hinab, wo ich dann am Spätabend in meinem Wirthshause noch eine kleine Szene erlebte, bei der ich Gelegenheit hatte, einen recht achtigen eben frisch eingewanderten deutschen Michel, oder was sie hier ein „Greenhorn“ (ein Grünhorn) nennen, den älteren Landsleuten gegenüber zu sehen und zu beobachten.

Ich fand in dem sogenannten Barroom meines Hotels einige Amerikaner um den Ofen versammelt, wie gewöhnlich in Lehnsstühlen sich schaukend und ihre großen Zeitungen vor den Augen. Auf einer Bank an der Wand saß ein junger deutscher Michel. „Well, John!“ so redete den letzteren einer der Amerikaner an, indem er seine Zeitung bei Seite legte; „habt Ihr denn Eure zwei Dollars Strafe heute an den Richter bezahlt?“ — „Ja, ich mußte wohl,“ sagte Michel. „Aber das war mir eine ganz ungerechte Geschichte.“ Er antwortete dies im Handschuhsheimer Dialekte, dem einzigen, in dem er sich noch bis dato verständlich machen konnte, obwohl er schon so viel Englisch gelernt hatte, daß er die Frage, die englisch an ihn gerichtet wurde, verstand. „In Deutschland hätte mich der Richter frei gesprochen. Er hätte mich gar nicht verurtheilt. Aber hier, das ist ja gar keine Gerechtigkeit nicht, wenn ein Mann allemal unrecht bekommt gegen ein Weibsbild!“

„Ah no, John, you must never attempt to beat a Lady!“
„Ah, Ladie, Ladie! Hat sich was mit Ladies! Sie ist eine pennsylvanische Dienstmagd, mit mir im selben Dienste, und nicht besser als ich, wenn ich auch zehnmal bloß eine Mannsperson bin!“

„Well, John, I'll tell you. Magd oder nicht, das ist in diesem Lande einerlei. Ein Mann muß aber nie ein Frauenzimmer schlagen wollen!“

„Ja! wie hat sie mich aber auch lange gereizt! Sie hat mich immer „ein deutsches Kalb“ und einen „deutschen mushroom,¹“ oder gar „eine deutsche Zwiebel“ genannt. Was bildet sie sich denn ein? Sie ist ja selbst eine Deutsche, von deutschen Eltern in Pennsylvania geboren. Aber nein! sie will eine „Amerikanerin“ seyn. Ist denn das was Besseres? Sie kennt ja Deutschland gar nicht einmal. Deutschland ist ein schönes Land, so gut als eins in der Welt! Ich hatte es ihr schon längst zugedacht, und als sie

¹ Mushroom = Pilz.

mit heute wieder mit „deutschem mushrooms“ aufam, da fasste ich sie an, hob meine Hand im Zorne auf, und wollte sie schlagen. Das wäre ihr auch ganz recht geschehen!“

„Nein, nein, sie verstand es aber anders. Sie wartete deine Prügel, John, gar nicht ab, lief gleich zum Richter und zeigte dich an. Und der Richter ließ dich kommen, hörte dein Geständniß und ließ dich unter Verwarnung auf der Stelle zwei Dollars Strafe bezahlen. Dies alles ging sehr schnell, John, nicht wahr? Du warst ganz verdutzt darüber, wie du so blitzauf um zwei Dollars ärmer geworden warst! He, he!“

„Ja, ich wiederhole aber: dies war ganz falsch und ungerecht. In Deutschland herrscht viel mehr Gerechtigkeit. Der Richter hätte mich viel länger angehört, und hätte die Dienre, weil sie ein Weibsbild ist, nicht so parteiisch begünstigt. Er hätte sich erkundigt, wer den Streit angefangen, und hätte dann ohne Ansehen der Person, ob Frau oder Mann, ganz gerecht entschieden, daß sie in ihrer Weise noch viel mehr Schuld hätte als ich. Ich habe ihr bloß zwei Minuten lang mit Schlägen gedroht, und sie hat mich nun schon die ganze Zeit, die ich hier bin, mit spitzigen Reden geprickelt und gepeinigt. Hat euer Richter ihr dann nur einmal es verwiesen, daß sie mich „deutsches Kalb“ genannt? Als ich es ihm erzählte und man es ihm übersetzte, hat er noch gar darüber gelacht, als wenn das was Hübsches wäre! Es ist abschrecklich!“

In der Gesellschaft, in welcher wir waren, sollte es meinem armen deutschen Michel nicht viel besser gehen, als vor Gericht. Denn das Lachen auf seine Kosten wurde immer lauter, und er schien daher herzlich froh zu seyn, als einer der deutschredenden Neger unsers Hotels eintrat. Beide begrüßten sich sehr freundlich, und John nahm dann den Neger unter dem Arm und wanderte mit ihm zur Thür hinaus.

L. Durch New-Jersey.

Am folgenden Tage hatte ich das Glück, in einem kleinen Einspanner und in Begleitung eines Bethlehemer Herrn den Rest der deutschen Grafschaft Northampton und Pennsylvaniens zu durchfahren. Ich hätte es wohl ein größeres Glück genannt, wenn ich in derselben Begleitung noch mehr in das deutsche Pennsylvania hätte hineinfahren können. Denn hinter den deutschen Grafschaften Northampton und Lehigh kommt noch die ebenfalls deutsche Landschaft Berks und hinter dieser „Lancaster-County.“ Von dieser letzteren, die ich leider gar nicht gesehen, habe ich immer am meisten Lobens gehört. Selbst viele Amerikaner haben mir davon mit grossem Enthusiasmus gesprochen. Sie liegt am unteren Susquehanna und soll das schönste, bevölkerteste und fruchtbarste von Deutschen bewohnte Land in Amerika seyn, und dies alles namentlich neuerdings noch viel mehr als früher geworden seyn. Lancaster ist die älteste von Deutschen in Pennsylvania bebaute Grafschaft. Sie war in der letzten Zeit, bis etwa vor zehn Jahren etwas stark ausgebautet, der Boden erschöpft. Durch eine völlige Reform der Ackerwirtschaft, durch die Einführung der Kleekultur der Kulturdung und anderer Verbesserungen in der Wirtschaft, hat sie sich aber seit zehn Jahren auf ihren jetzt so blühenden Standpunkt erhoben. Auch soll es dort noch viele eigenthümliche und interessante Elemente unter der deutschen Bevölkerung geben, Mennoniten, die lange Bärte tragen, auch „Friedensleute“ genannt, und dann die sogenannten „Albrechtsleute“, die in den Gehölzen oft tagelang umherziehen und ihren Gottesdienst auf freiem Felde halten. Diese Albrechtsleute sollen in neuerer Zeit unter den Deutschen eher zu als abgenommen haben. Doch, wie gesagt, mir war es nicht vergönnt, dies alles noch zu sehen und zu erleben. Ich begnügte mich

mit dem, was mir am Wege lag. Wir stiegen noch einigemale aus, Schweizerscheuer, Frähäuser und Springhäuser sc. zu besuchen und kamen dann in dem reizend gelegenen Easton an der Grenze von Pennsylvanien an.

Auch diese blühende und ziemlich vollreiche Stadt ist noch zur Hälfte deutsch. Selbst die von englischen Eltern geborenen Advokaten, die Richter und andere Geschäftleute und Beamte suchen hier gern auch der deutschen Sprache mächtig zu werden, weil sie ein Mittel ist, zu Einfluß, Geld und Ansehen zu gelangen. In Easton, wie freilich auch in andern pennsylvanischen Orten, kommen mehrere deutsche Zeitungen und Journals heraus, und weil ich hier von den deutschen Pennsylvaniern Abschied nehme, will ich mir noch zum Schluß ein paar Bemerkungen über ihren deutschen Dialekt erlauben.

Da hier Deutsche aus sehr verschiedenen Gegendcn unseres alten Vaterlandes eingewandert sind, so haben sich auch sehr verschiedene Dialektelelemente eingemischt. Diese unter einander und dann mit dem Englischen verschmolzen und verwachsen, haben nun etwas mehrfach Eigenthümliches, eben das pennsylvanische Deutsch erzeugt. In der Hauptsärfbung ist dasselbe aber Süddutsch, und zwar in der Wurzel Oberheinisch, oder noch enger Rheinpfälzisch. Wie in der „Palz“ verwandeln sie auch hier das „Pf“ in ein bloßes „p“ und sprechen z. B. statt Kopf „Kopp“, statt Pferd „Perd“, „Plug“ statt Plug. — Wie dort schneiden sie dem Infinitiv das End-N weg und sprechen: „nehme“ statt nehmen, „empfange“ statt empfangen; auch im Particium: „getroffe“ statt getroffen, „gange“ statt gegangen. — Wie dort, wird in vielen Worten das „o“ in „u“ verwandelt: „kummi“ und „genummi“ statt: kommen und genommen, „net“ statt nicht, „Eppes“ statt Etwas, „seller Ma“ statt selbiger Mann, „des“ statt das, „mei“ statt mein, „schreire“ statt schreiben, so wie „hawe“ für haben, sind

noch einige andere auf die Nachbarschaft der Pfalz hindeutenden Formen.

Ob „Ehm“ für Einem, „hehm“ für heim, „Bosse“ (österreichisch Büssel) für Fuß, „mancheleh“ für mancherlei, „spärke“ für spreche, „derzu“ statt dazu, vielleicht ächten Pennsylvanismen, oder ob sie auch aus dem Schwarzwalde herzuleiten sind, lasse ich dahin gestellt.

Da das pennsylvanische Deutsch wirklich noch einen Abglanz von Originalität vom Schwarzwalde her besitzt, so hat man sogar auch versucht, darin zu dichten. Einige der buschdeutschen Gedichte haben sogar eine gewisse literarische Verbreitung gefunden. Eines über den Sonnenaufgang kam mir mehrmals in Amerika vor. Man findet indeß Versuche zu solchen Dichtungen, oder im pennsylvanischen Volkstone und Dialekte erzählte Geschichtchen in vielen Nummern der dortigen Journale. Leider aber haben sich auch diese Dialektgedichte nicht völlig rein deutsch, und nicht frei von der Beimischung widerlicher Anglicismen gehalten. Obgleich ich einige derselben vor mir habe, so wage ich sie daher doch den deutschen Lesern nicht mitzuteilen. Man muß schon ein etwas pennsylvanisches Ohr haben, um bei dem Alerger über die Anglicismen nicht des Häbschen und Gefälligen und der „spassigen Story“ ganz verlustig zu gehen.

In der Umgangssprache sind zahllose englische Worte so eingebürgert, als hätten sie vollkommenes deutsches Bürgerrecht. Und in der pennsylvanischen Schriftsprache, in den deutsch geschriebenen Dokumenten, in den öffentlichen Bekanntmachungen, in den Journalen und Zeitungen erscheinen diese englischen Fremdlinge, die das volle Bürgerrecht gewonnen, daher auch ganz in deutschem Gewande, und werden nach dem alten deutschen orthographischen Grundsatz: schreibe wie du sprichst, behandelt. So findet man z. B. gedruckt und geschrieben „Lancaster-County“ (county = Grafschaft). — „Lecha-Township“ (township = District). — „In meinem Stoer sind hundert Barrel rektifiziert Whiskey zu haben“ (store = Laden, barrel

= Tönnchen). — „Wortreffliche Holz-Lotten“ werden überall ausgeboten — es sind englische „lots“ (Parzellen) — „spanische Games“ (spanisches Vogelwild) und „Schönheiten für Ladies“ (beauties for Ladies), und tausend andere solche englisch-deutsche Monstrositäten. In Easton war eine Ankündigung von „Schönheiten für Ladies“ so abgesetzt: „Machet Platz für das Volk, das täglich und ständig auf der Reise nach Easton den Weg versperrt, seitdem sie gehört haben, daß ihr alter Freund Major Seip so eben mit der reichsten Auswahl prächtiger Waaren von der Hauptstadt zurückgekehrt ist, so schön, wie sie noch nie disseits des Weltmeeres feilgeboten sind, „Fensi-Seide, Fensi-Laines“ (fancy = geblümmt, laines = Wollen), Kentucky-Jeans, schwarze Lustex, und andere Artikel, um einen weiblichen Staats-Dreß (state-dress = Sonntagskleid) auszumachen. Ihr Mäd, wenn Ihr einen Nöschchen habt zu heiren (hire = miethen), dann geht nur zu Seip's Stohe, er kann Euch so reizend absären, ¹ daß es bald losbrechen wird. — Und ihr Buben, hört ihr das? Wenn ihr bei den Mäd scheinen und eine Isthänz (chance = Aussicht) haben wollt, ruft nur an (to call = besuchen, vorsprechen) bei unserem wohlfeilen Stohe, und kaufst Euch etwas Rüßes (niece = hübsch), sonst kommt ihr's net kommen (you cannot overcome it).“ — Selbst bei Kaufmännischen Anzeigen ist dies arg genug. Aber nun gar, wie wunderlich klingt es, wenn ein Gedicht anfängt: „Nau laßt Euch 'ne spassige Stori erzählen.“ (Nau = now = nun, Stori = story = Geschichte).

Allein was hilfts? Ein Deutscher ist nun doch einmal so ein eingefleischter Deutscher. — Und wenn das pennsylvanische Deutsch auch ein philologisches Sodom und Gomorra wäre, und wenn auch dieses Deutschthum viele Uebelstände weniger haben möchte, nachdem es sich erst zu einem ordentlichen Engländerthum völlig umgewandelt hätte, so freut er sich doch, daß es einstweilen

¹ To fix something = etwas zurechte machen.

noch nicht geschehen ist, und wenn es auch bald geschehen wird, so fühlte ich mich jedenfalls doch glücklich, daß ich wenigstens ein Stück dieses hübschen Deutschlands gesehen hatte.

Die Eisenbahn von Easton an setzt quer durch die ganze nördliche Hälfte des Staates Newjersey. Aufänglich geht es durch eine Menge wunderhübscher, hüglicher Landschaften, die noch von lauter Furchen und Gebirgsdämmen des Alleghanyystems durchzogen sind. Dieselbenbiegen sich hier schon merklich nach Norden herum und zielen auf Westpoint zum Hudson. Das Schauspiel von kleinen Seitendurchbrüchen, „Rafts“ oder „Gaps,“ und von abwechselnden Aussichten in hübsche lange Thäler wiederholt sich mehrremale. Endlich in der Nachbarschaft von Newyork, der größten Stadt der Union, läuft die Berglandschaft in eine breite, eintönige Ebene aus, die sich längs des Hudson auf und ab erstreckt.

In Newark schiffte ich mich ein, um den Rest der Reise am späten Abend per Dampfer durch die Newyork-Bai und ein Stück des Staaten-Inselsundes zur Newyork-Bai zurückzulegen. Ich begnigte an Bord unseres Schiff's einem Neger-Dandy, der sich meiner von Newyork her erinnerte, und mir freundlich die Hand schüttelte. Ich besann mich, daß er mir damals gesagt hatte, er würde bald nach Washington reisen und dort einige Zeit bei Verwandten seiner Frau bleiben.

„Haben Sie sich in Washington gefallen?“ fragte ich ihn.

„First rate, Sir!“ (Ganz famos, mein Herr!)

„Was haben Sie denn Merkwürdiges gesehen?“

„Merkwürdiges? hm! nun, Merkwürdiges — nichts besonderes!“

„Haben Sie den Präsidenten gesehen?“ fragte ich, indem ich mir dachte, daß der in Washington doch eben so merkwürdig seyn möchte, wie der Papst in Rom.

„Den Präsidenten? Ich glaube nein — ja doch, ich sah ihn. Nun ja, wenn Sie den Präsidenten eine Merkwürdigkeit nennen.

But I guess, the President ain't nobody.“ (Aber ich denke, der Präsident ist ein nobody!)

„Aber ich bitte Sie, wenn Sie den Präsidenten einen nobody nennen, wer ist denn in Amerika somebody?“

„D, lieber Himmel,“ sagte er, „mein Herr, we feel here very independent. The president — who is the president!“ fügte er hinzu, indem er in einen affektirt nachlässigen und etwas wegwerfenden Ton verfiel und die Worte leise und nonchalant zwischen den Zähnen aussprach. „Who is the president, of the united states? He is like you and me. I hope you get paid for your work. I get paid for my work too. And so is the president. Oh, Sir, we have no men worshipping here.“ Ich dachte bei dieser Lehre, die ich Europäer bekam, ein wenig an Afrika, wo man jeden Fetisch und jeden kleinen Sheik anbetet, und wunderte mich nicht wenig darüber, mit wie starkem Unabhängigkeitsgefühl die Anglosachsen selbst diese ehemaligen Sheik-Anbeter zu erfüllen gewußt haben. Kein englischer Lord konnte den Präsidenten für einen größern nobody halten, als dieser Schwarze es zu thun schien.

Schon lange hatte uns ein matter Schimmer am Rande des Horizontes die Gegend angedeutet, wo die Strahlen von tausend Lichtern und Gasflammen Newyorks in eine helle Lichtwolke verschmolzen. Endlich schossen wir in die Newyork-Bai hinaus und da lagen denn die mit Lichtern garnirten Inseln dieser Stadt nahe vor uns. Ein paar Dampfschiffe, mit einander wettermittend, flogen nahe bei uns vorüber. Ein paar hohe dunkle Körper bewegten sich von den Narrows¹ her. Es waren große eben angelangte Seeschiffe. Die rothen Laternen der großen Fährboote, welche Nacht und Tag von Insel zu Insel hin und her weben und an den Verkehrsfäben emsig spinnen, schwieben durch die Luft und deuteten

¹ The Narrows heißt die schmale Meerenge, die von der See her in die Bai führt.

uns die Richtung der Schiffe an, die selber im niedrigen Wassernebel kaum sichtbar waren. Die sonnenhellen Flammen der Leuchthäuser erschienen und verschwanden wie Meteore, und ein dunkler Wald von Mastbäumen und Segeln streckte sich zur Linken und zur Rechten aus.

Ein Amerikaner, der neben mir auf der vordersten Spize unseres Schiff's stand, indem er mir dabei eine ganze Menge von gräßlichen Eisenbahnmünfällen und Schiffbrüchen, die sich fürzlich in verschiedenen Gegenden zugetragen hatten, mittheilte, wandte endlich auch jener leben- und erregungsvollen Scene seine Aufmerksamkeit zu, und sagte dann zu mir: „Ja wohl, mein Herr, es ist fürchterlich! Dreihundert Menschen sind mit dem Arctic zu Boden gesunken; fünfzig arme Leute sind bei dem oberecanadischen Zusammenstoß zermaletzt worden. Hundert und zwanzig Dampfschiffe sind dies Jahr allein auf dem Mississippi verbrannt, explodirt oder zu Boden gesunken, und bloß in der vorigen Woche noch einige andere hundert Menschen bei andern Veranlassungen verbrannt, zerquetscht, ertränkt oder sonst umgekommen. Doch schauen sie hier auf diesen Handelsplatz. Was ist der Tod! Was ist des Menschen Leben! It is nothing, it is not to be looked at! Now adays every thing is enterprise! industry! progress, go a head!“ Mein Begleiter schien dabei in eine Art Enthusiasmus zu versallen. Er sprach laut und hob die Arme zum Himmel empor. Ich sahe ihn noch immer so am Rande des Schiff's mitten in jener Nacht stehen. Er schien für viele Tausende zu reden, und nur ihre Ansichten zu verrathen.

Bald nachher erreichte ich das trockene Land in Newyork, in welcher interessanten, liebenswürdigen und wunderreichen Stadt ich seitdem als Guest sehr willig und gern manchen schönen Monat verweilt habe.

gen Wasser-
der Leucht-
ein dunkler
en und zur

ersten Spize
Menge von
) kürzlich in
undte endlich
rksamkeit zu,
fürchterlich!
n gesunken;
usammenstoß
ib dieß Jahr
en gesunken,
ert Menschen
ift oder sonst
platz. Was
thing, it is
enterprise!
ien dabei in
und hob die
o am Rande
r viele Tau-

Newyork, in
en Stadt ich
Monat ver-

